

**Deutsche
revue über das
gesamte
nationale
Leben der ...**

P Germ 147.1 *Bd. Mar. 1894.*



Harvard College Library

FROM THE REQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER,

OF BOSTON.

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER,

(Class of 1817.)

29 Sept. - 16 Dec. 1893.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Achtzehnter Jahrgang. — Vierter Band.

(Oktober bis Dezember 1893.)



Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

~~D. 707~~

P^osem 147.1

1873, Sept. 29 - Dec. 16.

Sever. f. t.

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XVIII.

(Oktober bis Dezember 1893.)

	Seite
<u>Aus dem Leben König Karls von Rumänien. XXI. XXII.</u>	1. 145
<u>Luise Schenk: Die Rankauer Elie. Eine Erzählung. III. (Schluß.) .</u>	18
<u>Heinrich von Poschinger: Lothar Bucher. V. VI. VII.</u>	44. 194. 319
<u>Friedrich Rippold: Die interkonfessionellen Parallelen in der kirchlichen Geschichte des 19. Jahrhunderts.</u>	62
<u>General Sir Frederic Goldsmid: Persien in der europäischen Politik. .</u>	70
<u>Ludwig Graf Pfeil: Ist die Kant-Laplace'sche Weltbildungs-Hypothese mit der heutigen Wissenschaft vereinbar?</u>	78
<u>Alexander Tille: Britische und deutsche Universitäten. I. II. (Schluß.)</u>	89. 211
<u>G. Hirzel: Ungedruckte Briefe an Georg Andreas Reimer. I. II. (Schluß.)</u>	98. 238
<u>Luise Westfisch: Diebe. Novelle. I. II. (Schluß.)</u>	155. 279
<u>Karl Blind: Ein Franzose vor dreihundert Jahren über Rußland . . .</u>	178
<u>Paul von Zech: Eine Spazierfahrt durch das Meer</u>	221
<u>Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's. XV. (Schluß.)</u>	253
<u>M. von Brandt: Der französisch-siamesische Friedensschluß</u>	273
<u>Heinrich Geffken: England, Frankreich und Rußland in Asien</u>	327
<u>H. Leyden: Die Entwicklung der modernen Frauenheilkunde</u>	352
<u>Freiherr E. von Stockmar: Die Unfreiheit des menschlichen Willens . .</u>	361
<u>H. von Wille: Erlebnisse eines amerikanischen Staatsmannes bei Bereisung deutscher Höfe zu Ende des vorigen Jahrhunderts.</u>	371

	Seite
Berichte aus allen Wissenschaften.	
Augenheilkunde.	
Schön: Die Anfänge und Ursachen der Stare	115
Litteraturgeschichte.	
H. Kruse: Goethe und Friederike	119
Kriegswissenschaft.	
Die russische Flotte	382

Aus der Gelehrten=Welt.

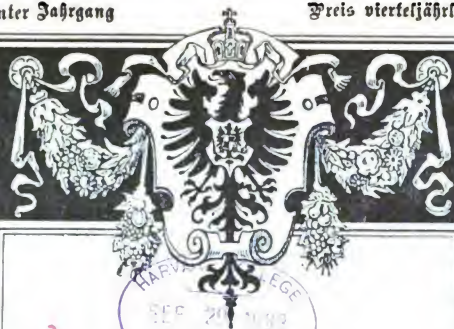
Hermann Wichmann: Ein Beitrag zu psychologischen Charakteristik Karl Werder's	132
---	-----

Kleine Revuen.

Theodor von Sosnosky: Litterarische Revue	386
Naturwissenschaftliche Revue	265
Litterarische Berichte	139. 271. 392
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes	396

Achtzehnter Jahrgang

Preis vierteljährlich 6 Mark



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Heitcher

1893. Oktober

Vierteljährlich erscheinen drei Hefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau

Berlin

Erschließung: Lauenzienstraße 60. Erschließung: NW Mittelstraße 26, 27.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

Oktober 1893.

	Seite
<u>Aus dem Leben König Karls von Rumänien. XXI.</u>	1
<u>Luise Schenk: Die Rankauer Klie. Eine Erzählung. III. (Schluß.)</u>	13
<u>Heinrich von Poschinger: Lothar Bucher. V.</u>	44
<u>Friedrich Rippold: Die interkonfessionellen Parallelen in der kirchlichen Geschichte des 19. Jahrhunderts</u>	62
<u>General Sir Frederic Goldsmid: Persien in der europäischen Politik</u>	70
<u>Ludwig Graf Pfeil: Ist die Kant-Laplace'sche Weltbildungs-Hypothese mit der heutigen Wissenschaft vereinbar?</u>	78
<u>Alexander Tille: Britische und deutsche Universitäten. I.</u>	89
<u>G. Hirzel: Ungedruckte Briefe an Georg Andreas Reimer. I.</u>	98
<u>Verichte aus allen Wissenschaften</u>	115
1. Augenheilkunde: Schön: Die Anfänge und Ursachen der Stare.	
2. Literaturgeschichte: S. Krufe: Goethe und Friederike.	
<u>Aus der Gelehrten-Welt</u>	132
Hermann Wichmann: Ein Beitrag zu psychologischer Charakteristik Karl Werder's.	
<u>Litterarische Verichte</u>	139
Leben der Griechen und Römer. Von Guhl und Koner. — Nur ein Jude! — Das Grundstück. Von Ernst Wichert. — Die Hygiene des Blutes. Von Paul Mantegazza. — Uebersicht der gesamten staats- und rechtswissenschaftlichen Litteratur des Jahres 1892, herausgegeben von Otto Mühlbrecht. — Harriet Beecher Stowe, herausgegeben von Charles C. Stowe. — Usambara und seine Nachbargebiete. Von Dr. Oskar Baumann. — Die Namenlosen. Von Wilhelm Zenjen. — Geschichte der deutschen Litteratur. Von Wilhelm Wackernagel. — Zur Kritik des Spiritismus. Von Hugo von Gizycki. — Lola. Von Alfred Garny. — Im großen Hauptquartier 1870, 1871. Von Dr. P. Matthes. — Zuletzt gelacht. Von Ida Boy-Ed.	

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.

Übersetzungsrecht vorbehalten.



Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

29. August/10. September 1869. Abends Ankunft in Wien. Der Kaiser hat seine Abreise nach Tschl zwei Tage aufgeschoben, um den Fürsten in Wien noch zu sehen. Auf dem Bahnhofe sind viele Rumänen und Marquis Pepoli. Im Hotel, vor dem zwei Ehrenposten stehen, stellen sich Major Graf Uerküll, Adjutant des Kaisers, welcher dem Fürsten für die Dauer seines Wiener Aufenthalts beigegeben ist, und der preußische Gesandte, Freiherr von Werther, vor. Eine große Anzahl Neugieriger hat sich vor dem Hotel angesammelt. Nach einer Stunde, als Fürst Karl sein Diner eingenommen, fährt er mit Marquis Pepoli und Freiherrn von Werther in den Volksgarten, wo gute Musik spielt und viel vornehme Welt versammelt ist. Graf Beust ist unter den Anwesenden und läßt sich dem Fürsten gleich vorstellen, aber auch manche alte Bekannte, österreichische Offiziere, die er als Kriegskameraden aus der Kampagne in Schleswig-Holstein, 1864, begrüßt, sowie zahlreiche Rumänen findet er dort.

Am Abend bekommt er die Nachricht, daß der Fürst von Hohenzollern-Hechingen — der Letzte seiner Linie — gestorben ist.

30. August/11. September. Der Fürst benutz die Morgenstunden, um die Stadt zu durchstreifen und ihre Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen. Um zwölf Uhr kehrt er ins Hotel zurück, weil er um halb Eins vom Kaiser erwartet wird. In seiner Begleitung befinden sich die Minister Mann und Boeresku und seine Suite. Der Kaiser empfängt ihn sehr liebenswürdig und mit aufrichtigem Interesse. Ohne die Politik eingehender zu berühren, hat der Fürst doch Gelegenheit, dem Kaiser zu versichern, daß es stets sein Bestreben sein werde, mit dem mächtigen Nachbarreiche in bestem Einvernehmen zu stehen. — Nachdem er seine Begleitung vorgestellt hat, begiebt er sich in sein Hotel „Erzherzog Karl“ zurück, wo nach kurzer Frist der Kaiser ihm seinen Gegenbesuch macht. Um zu zeigen, daß er im Fürsten den Anverwandten des preußischen Königshauses sehe, hat der Kaiser das Band des schwarzen Adler-Ordens angelegt, zum erstenmale seit dem Jahre 1866.

Nachher begiebt sich der Fürst, von seinem diplomatischen Agenten Steege begleitet, zu Graf Beust und Freiherrn von Werther dessen Frau, geb. Gräfin Oriola, er bei dieser Gelegenheit wiederseht. Mit Graf Beust spricht der Fürst eingehend über verschiedene politische Fragen; er konstatiert mit Befriedigung, daß sich das Verhältnis Osterreich-Ungarns zu Rumänien gebessert hat, und verwahrt sich gegen die Anschuldigung, als habe seine Regierung niemals Umtriebe in Siebenbürgen begünstigt. Als Graf Beust hervorhebt, daß ihm die Ausgaben Rumäniens für die Armee doch über die Kräfte des Landes zu gehen schienen, erwidert der Fürst schlagfertig, leider seien seine Arsenale noch ganz leer — eine Anspielung auf jene Äußerung des österreichischen Minister-Präsidenten, „ganz Rumänien sei ein Arsenal“. — Der Fürst betont, daß sein Augenmerk auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes gerichtet sei; deshalb lege er auf den Eisenbahn-Anschluß an der West-Grenze, Berciorova-Orsowa, großes Gewicht und hoffe, daß dieser Anschluß vereinbart und zu Stande kommen werde.

Um fünf Uhr ist großes Diner in der Burg. Der Fürst sitzt rechts vom Kaiser; rechts von ihm Graf Beust. Von auswärtigen Diplomaten sind nur Marquis Pepoli und der preussische Gesandte geladen, nicht der türkische; denn um Rumänien nicht zu verletzen und der schwierigen Frage der Suzeränität aus dem Wege zu gehen, hat man beschlossen, in dem Fürsten, der ja auch infognito reist, nur den Prinzen von Hohenzollern zu ehren. Von inländischen Staatsmännern sind außer dem Grafen Beust der Kriegsminister Freiherr Kuhn von Kuhnenfeld und Graf Taaffe anwesend, vom Hofstaat Prinz Konstantin Hohenlohe, Graf Grüne, Graf Crenneville und der General-Adjutant Graf Bellegarde; des Fürsten Gefolge ist vollzählig zugegen.

Nach Tisch zieht sich der Kaiser mit dem Fürsten zu einer intimeren Unterhaltung zurück; dann nimmt er von ihm Abschied, weil er noch an demselben Abend zur Kaiserin nach Ischl fährt. Fürst Karl geht mit Marquis Pepoli und dem Gesandten von Werther ins neue Opernhaus, dessen herrliche Einrichtung er bewundert.

31. August/12. September. In der Frühe begiebt sich der Fürst in die griechische Kapelle und hört den sehr guten Kirchenchor; von da mit Graf Uexküll in die Rudolfs-Kaserne, wo er den Exercitien der Truppen beiwohnt, und dann in das Arsenal mit seiner reichhaltigen Waffen- und Trophäensammlung, sowie in die Reitschule und den kaiserlichen Marstall. Dann kehrt er in's Hotel zurück. Während seiner Abwesenheit ist Graf Beust dort gewesen, um dem Fürsten im Namen des Kaisers den Leopolds-Orden zu überbringen. — Nachher empfängt Fürst Karl eine jüdische Deputation, die unter Führung des Reichsratsmitgliedes Kuranda sich bei ihm für die Glaubensgenossen in Rumänien verwendet. Es ist dem Fürsten interessant, den hervorragenden Mann, der als Publizist sich schon durch die „Grenzboten“ einen Namen erworben hatte, ehe er sich im Gemeinde- und Reichsrat als Redner auszeichnete, kennen zu lernen. Er erklärt ihm, daß von wirklicher Juden-Verfolgung in Rumänien nicht die Rede sein

könne, und daß die Lage der Israeliten in Rumänien durchaus nicht so beklagenswert sei, wie man es gern im Auslande verbreite.

Später besucht er den französischen Botschafter, Herzog von Gramont, dann die verwitwete Fürstin von Serbien, Julie Obrenowitsch, die im Begriffe steht, in Erbschaftsangelegenheiten nach Bukarest zu reisen, und beschließt den Abend, nach einem kleinen Diner beim Marquis Pepoli, im Theater an der Wien.

In Rumänien betrachtet die liberale Opposition den Besuch des Fürsten in Wien als „Hochverrat“. Die Wiener Presse andererseits meint, Fürst Karl werde sich gleich dem Khedive für sein souveränes Auftreten wohl später in Konstantinopel verantworten müssen; übrigens sei für das Verhalten Österreichs zu Rumänien die Stellung zu Preußen maßgebend, nicht umgekehrt.

1./13. September. Fürst Karl erteilt Audienzen, auch vielen Rumänen. Das Diner nimmt er beim preussischen Gesandten ein, dessen Gemahlin, Schwester der Palastdame der preussischen Königin, sehr liebenswürdig die Honneurs macht. Abends bei Marquis Pepoli, der immer von neuem auf die Wichtigkeit einer Verständigung Rumäniens mit Ungarn hinweist.

2./14. September. Um acht Uhr morgens reist der Fürst von Wien ab, über Salzburg nach München. Vorher, in der Frühe, hat Herzog Paul von Mecklenburg ihn noch im Hotel aufgesucht. Kriegsminister Mann geht von Wien aus auf Urlaub, Minister Boeresku begleitet den Fürsten noch. — Die Wiener Zeitungen sind noch voll von dem Besuche des rumänischen Fürsten; wenn auch den Donaufürstentümern nicht gerade wohlwollend gesinnt, geben sie doch zu, daß Fürst Karl persönlich einen günstigen Eindruck gemacht habe: er besäße „das angenehmste Äußere“ und „sehr gefällige Formen,“ spräche über Rumänien und seinen Beruf ungezwungen und fest, und man habe in ihm „weder einen Stürmer, noch einen für schöne Pferde empfänglichen Vasallen des Sultans zu erkennen vermocht.“

In Salzburg benützt der Fürst einen mehrstündigen Aufenthalt, um auf die Feste Hohensalzburg zu steigen und sich der herrlichen Aussicht zu freuen. Die wunderbare Landschaft trägt dazu bei, seine frohe Stimmung noch zu erhöhen, in die ihn das Bewußtsein versetzt hat, daß er der Heimat nun abermals um einen Schritt näher gekommen ist!

In München steigt er im Hotel „zu den vier Jahreszeiten“ ab.

3./15. September. Der Fürst geht schon früh bei herrlichem Wetter auf die Straße; München, das seinem Kunstsinne immer so reiche Nahrung bot, ist ihm schon seit seiner Kindheit vertraut; bereits um neun Uhr ist er im National-Museum; gegen zwölf Uhr muß er aber ins Hotel zurück, weil der Oheim des Königs, Prinz Adalbert, seinen Besuch angesagt hat. Der König selbst ist am vorhergehenden Tage fortgereist und hat dem Prinzen aufgetragen, den Fürsten zu empfangen.

Um zwei ein halb Uhr ist Diner in Nymphenburg, zu dem auch die ganze Begleitung des Fürsten geladen ist. Das stattliche Schloß in dem wunder-vollen Park, der noch sein volles Sommerlaub trägt, macht einen vornehmen

Eindruck, und der Empfang von seiten des Prinzen und seiner Gemahlin, der Prinzessin Amalie, ist außerordentlich zuvorkommend. Unter den Gästen im Schlosse befindet sich auch der Schwager Prinz Adalberts, der König Franz von Spanien, welcher tags zuvor in München eingetroffen und dem Fürsten noch von seinem Besuche am spanischen Hofe (1862) in freundlichster Erinnerung geblieben ist. Sie freuen sich beide des unerwarteten Wiedersehens. Das Diner verläuft sehr angeregt.

Nach München zurückgekehrt, besucht Fürst Karl den bayrischen Minister-Präsidenten Fürsten Elothwig zu Hohenlohe, mit welchem er ein interessantes politisches Gespräch hat: u. a. über die Beschickung des für den Monat Dezember einberufenen Konzils und die unter den deutschen Katholiken herrschende Bewegung gegen die bevorstehende Unfehlbarkeitsklärung, hauptsächlich aber über die Neugestaltung Deutschlands und den Umschwung, der sich, seitdem der junge Prinz die alte Heimat verlassen, dort vollzogen hat. Auch für Rumänien interessiert sich Fürst Hohenlohe lebhaft.

Darauf begiebt Fürst Karl sich noch einmal in die Ausstellung, kauft dort ein Bild von Benczur in München: „die Gefangennahme Rakoczy's II., Fürsten von Ungarn und Siebenbürgen, im Jahre 1701“, und „die rumänische Post“ von Schreyer, der zur Zeit der österreichischen Okkupation (1856) in Rumänien gewesen ist und dort viele Aufnahmen gemacht hat.

Im Hotel erwarten der preussische Gesandte, Freiherr von Werthern, und Herr von Radowiz den Fürsten. Letzteren, einen alten Bekannten, denkt Fürst Karl als Ersatz für den Grafen Keyserling, welcher in kurzer Zeit auf seinen neuen Posten nach Konstantinopel abgeht, in Bukarest zu sehen.

Später sucht der König Franz d'Assisi den Fürsten Karl noch im Hotel auf. 4./16. September. Der Fürst verläßt München um sechs Uhr früh, fährt bis Lindau mit der Eisenbahn, von dort mit Extrapost bis Rheineck. Hier empfangen ihn seine Eltern und Geschwister und fahren mit ihm in die nahegelegene Weinburg. Er ist unendlich glücklich, wieder in ihrer Mitte zu weilen; — ihnen aber erscheint er ganz derselbe und doch ein anderer!

In der Weinburg sind außer dem Fürsten und der Fürstin von Hohenzollern der Erbprinz mit seiner Gemahlin und seinen drei Söhnen, ferner Prinz Friedrich, Fürst Karls jüngster Bruder, und des Fürsten von Hohenzollern Schwester, Marquise Pepoli, mit ihren Töchtern anwesend, neben zahlreichem Gefolge und verschiedenen Gästen.

Bis zum 16./28. September bleibt Fürst Karl auf der Weinburg, im Kreise seiner Familie; das Wetter ist herrlich, täglich werden größere oder kleinere Ausflüge gemacht.

Einen offizielleren Charakter trägt ein Besuch in Friedrichshafen beim württembergischen Königspaare, den Fürst Karl am 9./21. September abstattet. Die Königin Olga erkundigt sich mit besonderem Interesse nach den Einzelheiten seiner Krimreise und macht den Fürsten mit ihren beiden Nichten, der Großfürstin Wera und der Prinzessin Pauline von Sachsen-Weimar, bekannt.

5./17. September. Der preussische Gesandte, Freiherr von Werthern, sucht schriftlich beim Fürsten Karl Anton um eine geheime Audienz an. Dieselbe wird ihm bewilligt, Freiherr von Werthern trifft ein und teilt dem Fürsten mit, daß er gekommen sei, um den Abgesandten der spanischen Cortes, Don Eusebio di Salazar y Mazaredo, vorzustellen, welcher dem Erbprinzen von Hohenzollern die spanische Krone anzutragen habe.

Nach reiflicher Überlegung mit seinen Söhnen empfängt der Fürst den Spanier, der direkt aus Vichy vom Marschall Prim kommt und die Sache seines Vaterlandes eifrig zu vertreten weiß.

Schon seit einem Jahre ist die spanische Frage in den Mittelpunkt des politischen Interesses gerückt, und bereits am 13. Oktober 1868 haben verschiedene Zeitungen den Erbprinzen von Hohenzollern als Thronkandidaten genannt; am 19. November 1868 hat die Neue Freie Presse sogar behauptet, daß die Kandidatur des Erbprinzen in den Tuileries Schrecken hervorgerufen habe, weil sie alle Aussicht auf Erfolg besitze: der Prinz sei katholisch, Schwiegersohn des Königs Dom Fernando von Portugal, und in seinen Eigenschaften ein Gegenpaß gegen seinen liebenswürdigen Bruder, den „Rumänenfürsten Carlos, von Bratianu's Gnaden.“

Am 26. April 1869 hat dann die Augsb. Allg. Zeitung sich aus Paris melden lassen, daß die Spanier entzückt seien, einen König gefunden zu haben, der jung, geistreich und ein Anverwandter des französischen Kaiserhauses sei. — Die „France“ zieht darauf die Lärmglocke und fragt besorgt, ob durch diese Kandidatur die Interessen Frankreichs nicht leiden würden.

Dabei ist es ein öffentliches Geheimnis, daß Kaiser Napoleon die Kandidatur des Prinzen von Asturien betreibt, die Kaiserin Eugenie dagegen die des Don Carlos, und der spanische Botschafter in Paris, Dlozaga, die des Herzogs von Genua.

7./19. September. Fürst Karl Anton verabredet mit Don Eusebio di Salazar eine Begegnung auf der Rheinpromenade und läßt sich durch den Fürsten Karl begleiten, welchem er den Spanier vorstellt. Don Eusebio di Salazar läßt bei dieser Gelegenheit durchblicken, daß die Augen seines Volkes auf den Fürsten Karl von Rumänien gerichtet seien, da derselbe bereits den Mut gehabt habe, unter schwierigen Verhältnissen eine derartige Mission auf sich zu nehmen. — Fürst Karl giebt jedoch die entschiedene Erklärung ab, daß sein Pflichtgefühl es ihm nie gestatten werde, den bescheidenen Fürstenhut, den er trage, zu vertauschen, sei es auch mit der stolzen spanischen Krone! Am Nachmittag findet eine Entrevue des spanischen Abgesandten mit dem Erbprinzen und der Erbprinzeffin statt. Der Erbprinz, obgleich er wenig Neigung spürt, auf den Antrag einzugehen, weist die Krone nicht absolut von der Hand, macht die Annahme aber von verschiedenen Bedingungen abhängig, so vor allem davon, daß er einstimmig gewählt werde und keine Gegenkandidaten zu bekämpfen habe; auch müsse er Gewißheit erhalten, daß er in keine politische Kombination hineingezogen werde, die zum Nachtheile Portugals ausschlagen könne, da ihn verwandtschaftliche Bande

an das Königshaus dieses Landes knüpften. — Mit dieser wenig ermutigenden Antwort reist der spanische Abgesandte nach Paris ab.

16./28. September. Fürst Karl verläßt die Weinburg, um seine Schwester, die Gräfin von Flandern, in ihrem Heim in Brüssel aufzusuchen und seine Besuche in Baden und Paris abzustatten.

20. September/2. Oktober. Ankunft in Baden. Über seine Reise schreibt er seinem Vater folgendes:

Baden, den 3. Oktober 1869.

„Einen freien Augenblick benutze ich, um Dir Nachrichten von mir zu geben. — Die Reise von Ulm nach Köln ging gut von Statten: in Mainz begrüßte mich Branchitsch und in Coblenz Groeben. Am folgenden Tag kamen nach Köln Fr. v. W. S. und Fr. v. M. nebst Tochter, Massenbach und Oberbürgermeister Hammer, der den Auftrag hatte, mich im Namen der Stadt Düsseldorf zu begrüßen. Ich konnte mich leider nur eine halbe Stunde mit diesen verschiedenen Personen unterhalten. Nachmittags drei Uhr kam ich in Brüssel an, wo ich am Bahnhof von Marie und Philipp empfangen wurde; die Freude des Wiedersehens war unbeschreiblich und rührend. Der König hatte seinen General-Adjutanten Guillaume mir zum Ehrendienst beigegeben, der preussische Gesandte von Balan war am Bahnhof, ebenso Strat und Philipescu. — Um fünf Uhr kam der König zu mir und war sehr herzlich und verwandtschaftlich, ich erwiderte sofort die Visite. Das Diner war im Palais von Brüssel, und die offiziellen Personen, die sich in der Stadt befanden (mit Ausnahme der Diplomaten natürlich), auch der Herzog und die Herzogin von Ossuna wohnten ihm bei. — Ich gab Marie, die in der Mitte saß, den Arm, und der König der Herzogin. Den Abend verbrachte ich mit den Geschwistern in alter gemüthlicher Weise. Marie sieht vortrefflich aus, und ich finde, daß sie sich wenig verändert hat; ihr Kindchen ist reizend und lächelt immer. — Zu meiner großen Freude habe ich mich überzeugt, wie glücklich die theure Schwester ist. — Freitag, den 1. Oktober, verließ der König früh um halb neun Uhr Brüssel, ich war um acht Uhr mit Philipp noch bei ihm gewesen. — Den ganzen Tag blieb ich mit den Geschwistern, wir dejeunernten zusammen, besahen das Palais, besuchten die Gemälde-Ausstellung und einige Läden ꝛ. Um halb sieben Uhr gaben sie ein sehr elegantes Diner von sechzehn Personen, und um zehn Uhr mußte ich leider wieder Abschied von ihnen nehmen; sie brachten mich noch auf den Bahnhof. Heute reisen sie über Innsbruck an den Comer See und hoffen den 15. in Weinburg zu sein. Von Brüssel aus habe ich Voeresku nach England geschickt mit einem Brief für die Königin, den er Lord Clarendon übergeben soll. Ich glaube auf diese Weise die Unterlassung meines Besuchs motivirt zu haben. — Gestern Nachmittag um vier Uhr bin ich hier eingetroffen. Die Majestäten hatten ein Diner auf einer Villa eine halbe Stunde von hier angenommen, so daß ich mich erst um sieben Uhr Abends anmelden lassen konnte. Der König empfing mich um dreiviertel neun Uhr allein. Das Wiedersehen konnte nicht herzlicher und verwandtschaftlicher sein. Er schloß mich in die Arme und

küßte mich wiederholt, ich war ganz gerührt von diesem Empfang. Ich blieb wohl eine halbe Stunde mit ihm allein, neben ihm, an seinem Schreibtisch sitzend, und eingehend sprachen wir über die letzten, so reich bewegten Jahre. Hernach gingen wir zusammen zur Königin, wo die badischen Herrschaften und der Großherzog von Sachsen-Weimar waren. — Die Königin war ebenfalls sehr herzlich. Beim Thee, en famille, mußte ich die Kosten der Unterhaltung tragen, man erkundigte sich mit großem Interesse nach Allem. —

Besten Dank für Deinen lieben Brief, mit dem Du mir das Schreiben Kaiser Napoleon's zuschickst. Es ist sehr freundlich, er sagt mir u. A.:

„J'ai reçu avec plaisir la lettre que V. A. a bien voulu m'écrire, et je m'empresse de Vous répondre que restant à St. Cloud encore pendant la première semaine d'Octobre je serais charmé de recevoir V. A.!“

Ich habe mich jetzt für den 6. dieses Monats angesagt. — Der Kronprinz kommt erst morgen Nachmittag hier an. Das Wetter ist trübe und regnerisch, und Baden ziemlich leer. — Der König begiebt sich am 5. nach Berlin und kehrt am 7. d. M. für vierzehn Tage wieder hierher zurück. — Die badischen Herrschaften gehen nicht mehr nach Mainau.“

den 4. Oktober.

„Heute um zwölf Uhr stellte ich dem Könige meine Herren vor, hernach ging er mit mir in sein Schreibkabinet und behielt mich über eine Stunde; es wurde manche sehr interessante Frage berührt, die Conversation war besonders politisch und militärisch. . . .

Darauf fuhr ich mit meinen Herren nach dem Schloß und, nachdem ich vorgestellt, dejeunerete ich dort um zwei Uhr en famille. Wieder war Rumänien das Hauptthema, auch beim Familien-Diner bei den Majestäten, wo ich zwischen ihnen saß. Die Königin trank auf mein Wohl, der König und die übrigen Familien-Mitglieder schlossen sich dem an. Abends neun Uhr war größere Soirée, die Königin war besonders gnädig gegen meine rumänischen Herren. Heute um drei Uhr gehe ich noch einmal zu ihr; sie interessirt sich sehr warm für mein Land und will noch viele Einzelheiten erfahren.

Alle officiellen Personen, die hier anwesend sind, haben sich bei mir eingeschrieben, auch das hohe Militär-Kabinet!

Heute Abend ist Familien-Diner im Schloß. — Soeben war der Großherzog von Baden bei mir, um mir seinen Orden zu überbringen; während seiner Anwesenheit kam auch der König, der mir das Großkreuz vom rothen Adler brachte.“ — — —

22. September/4. Oktober. Der Kronprinz von Preußen kommt in Baden-Baden an, nur auf einige Tage, da er über Konstantinopel zur Eröffnung des Suez-Kanals reist. Fürst Karl fährt gleich zu ihm aufs Schloß; ein herzliches Wiedersehen findet statt. Um sechs Uhr Familien-Diner beim Großherzog von Baden, abends wird in demselben kleinen Kreise der Thee bei den Majestäten serviert. Im Kurfaal ist der Fürst dem norddeutschen Gesandten in St. Peters-

burg, dem Prinzen Reuß, begegnet, er hat sich sehr gefreut, ihn wiederzusehen, da er seit dem Jahre 1861, seit seinem ersten Besuch in Paris, angenehme Beziehungen mit ihm unterhalten und mit seinem Bruder in demselben Regiment gestanden hat.

23. September/5. Oktober. In der Frühe kommt der Kronprinz zum Fürsten, um ihn zu einem Spaziergang abzuholen. Mehr als eine Stunde gehen sie in der Lichtenthaler Allee auf und ab. Der Kronprinz rät seinem Vetter dringend, alle andern in Frage kommenden Partien aufzugeben und sich um die Prinzessin Elisabeth von Wied zu bewerben: Er kenne sie genau, sie habe ebenso viel Geist wie Herz, edles Streben und einen unwiderstehlichen Liebreiz. Der Kronprinz macht sich anheischig, eine Begegnung zu vermitteln, ohne daß die Prinzessin ahne, worum es sich handle; er werde erst dann beruhigt sein über seines Veters Schicksal, wenn er an seiner Seite eine ihm ganz ebenbürtige Frau sehen könne, die ihren Beruf so hoch auffassen werde wie Fürst Karl selbst.

Später besucht der Fürst den Prinzen Reuß, mit dem er eine interessante Unterhaltung über Rußland hat. Prinz Reuß versichert, der Besuch in der Krim habe den besten Eindruck gemacht und werde entschieden die Beziehungen Rußlands zu Rumänien freundschaftlicher gestalten. — Darauf begiebt sich Fürst Karl zum Könige; er spricht von neuem eingehend mit ihm und nimmt zärtlichen Abschied von ihm wie von der Königin. Nachdem er den andern Herrschaften im Schloß Lebewohl gesagt, stellt der Fürst auch dem Kronprinzen die ihn begleitenden rumänischen Herren vor und kommt mit ihm auf die am Morgen geführte Unterhaltung zurück. Der Kronprinz schlägt eine Begegnung des Fürsten mit der Prinzessin Wied in Darmstadt vor, welche die Kronprinzessin leicht herbeiführen könne, und der 13. d. M. wird nach einiger Überlegung dafür verabredet.

Freiherr von Werthern kommt von München nach Baden und bringt in den Fürsten, daß das Haus Hohenzollern die spanische Krone nicht so von der Hand weisen möge, Fürst Karl sieht aber in diesem Zukunftsprojekt noch große Schwierigkeiten.

Um drei Uhr nachmittags fährt der Fürst aus Baden ab und trifft über Straßburg morgens in Paris ein.

24. September/6. Oktober. Fürst Karl steigt im Hotel Bristol ab, wo sich ihm sofort der kaiserliche Adjutant Major Graf Grény vorstellt, der seiner Person für die Dauer seines Aufenthalts attachiert ist. Der Fürst versucht nach der schlaflosen Nacht noch etwas Ruhe zu finden, seine Erregung läßt das aber nicht zu, er ist so erfreut, wirklich einmal wieder in Paris zu sein, das ihm aus früheren Jahren in liebem Gedächtnis ist. Er durchstreift die Straßen und erinnerungsreichen Plätze stundenlang. Um eineinhalb Uhr wird er mit dem kaiserlichen Wagen nach St. Cloud abgeholt, wo der von schwerem Leiden langsam genesende Kaiser ihn erwartet. Die Kaiserin ist schon abwesend auf ihrer Orientreise. Fürst Karl findet den Kaiser, der ihm herzlich und freundlich entgegengeht, recht gealtert, seit dem Dezember 1863, wo er zuletzt in Compiègne sein Gast

war. Aber wie viel haben die seitdem verflossenen Jahre dem Fürsten gebracht und wie viel haben sie dem leidenden Kaiser genommen! — Der Kaiser nimmt mit seinem jungen Anverwandten am Kamin Platz, und nachdem die ersten persönlichen Fragen und Antworten ausgetauscht sind, versichert er ihn seines unveränderten warmen Interesses an Rumänien und setzt gleich hinzu, er hoffe, daß Rumänien sich stets an die Westmächte anlehnen werde. Rußland habe immer nur egoistische Zwecke im Orient verfolgt und werde es auch stets thun; er, der Kaiser, habe versucht, den Einfluß Rußlands im Orient durch den Krimkrieg einzuschränken, nun dürfe aber Rumänien das nicht vergessen. Die Rumänen seien lateinischer Rasse, und Frankreich wünsche nur, daß sie sich von jedem fremden Einflusse emancipierten und ihre eigene Entwicklung möglichst förderten. Die Mißverständnisse, die in letzter Zeit scheinbar die guten Beziehungen hätten erkalten lassen, seien jetzt durch den Besuch des Fürsten aufgeklärt und beigelegt; denn dem Kaiser sei dieser Besuch der Beweis, daß Rumänien bestrebt sei, sich die Sympathien Frankreichs zu bewahren.

Der Fürst erklärt ihm, daß die wärmste Dankbarkeit gegen Frankreich in Rumänien wirklich herrsche, und daß es keine Phrase sei, wenn er sage, daß die Sympathien seines Landes Frankreich gehörten. Auch habe man die Opfer keineswegs vergessen, die der Kaiser für Rumänien gebracht, und zähle nach wie vor auf sein Wohlwollen und seinen mächtigen Schutz.

Der Kaiser geht dann wieder auf Persönliches über, erkundigt sich gelegentlich nach jedem Mitgliede der engeren Familie des Fürsten, fragt auch, wie er den König von Preußen gefunden, und hört mit Teilnahme, daß derselbe unverändert frisch und thatkräftig sei. Er erwähnt des ausgezeichneten Eindruckes, welchen König Wilhelm in Paris hinterlassen (nach seinem Besuch im Jahre 1867), erkundigt sich nach der Königin Augusta und klagt dann, daß er selbst sich noch immer angegriffen fühle.

Darauf gegenseitige Vorstellung der Herren; um drei Uhr fährt der Fürst nach Paris zurück, wieder durch das schöne, noch herrlich belaubte Bois de Boulogne und die Champs Elysées. Nach einigen Visiten, die er abmachen muß, ergeht er sich wieder in den Freuden der Großstadt; es macht ihm Vergnügen, wirklich infognito Läden zu besuchen, sich auf den Straßen unter die Menge zu mischen, und abends speist er ganz allein in einem Restaurant. Zufälligerweise befinden aber sich in demselben Saale einige rumänische Damen, die ihren Fürsten gleich erkennen. Abends benutzt er die ihm zur Verfügung gestellte kaiserliche Loge im Opernhause und hört „Gounod's Margarethe.“

Es fällt dem Fürsten auf, daß die Reise der Kaiserin nach Konstantinopel und zur Eröffnung des Suez-Kanals überall in Paris sehr kritisiert wird.

25. September/7. Oktober. Hortense Cornu sucht den Fürsten in der Frühe auf und ist sehr glücklich, ihn so frisch und thatkräftig wiederzusehen; leider kommen bald andre Visiten. Boeresku ist von seiner Mission aus England zurückgekehrt. Um ein Uhr fährt Fürst Karl zum französischen Ministerpräsidenten Prinz de la Tour d'Auvergne, später erwidert er dem Marschall Canrobert und

andern ihre Besuche. Um vier Uhr kommt der Kaiser ins Hotel Bristol zum Fürsten. Er bleibt eine halbe Stunde und ist sehr gesprächig, aber sein Antlitz trägt einen leidenden Zug, den es früher nicht hatte. — Den Abend verbringt der Fürst in der italienischen Oper, wo die Patti singt.

Der Fürst empfängt einen Bericht der Minister aus Bukarest über äußere und innere Angelegenheiten. Leider geht aus demselben hervor, daß die Einigkeit im Ministerium nicht groß ist.

Cogalnitshanu meint, que les derniers avancements ont augmenté le nombre des mécontents dans l'armée, und legt das dem Kriegsminister zur Last.

Zwischen dem Geranten des österreichischen Generalkonsuls und dem Ministerium ist ein Konflikt wegen des Schifffahrt-Reglements ausgebrochen; eine antijüdische Bewegung in Bukarest ist leicht beseitigt worden, sie hatte sich bei Gelegenheit einer deutschen Theater-Vorstellung manifestiert.

Alle Minister drücken den dringenden Wunsch aus, der Fürst möge so bald wie möglich zurückkehren; die liberale Opposition sei außerordentlich rührig und benutze den Umstand, daß der Fürst wenige Nachrichten von sich gebe, um falsche Gerüchte zu verbreiten; auch werde die Presse täglich heftiger. — Ein Bericht Sturdza's aus Konstantinopel ist beigelegt; Sturdza hat mit dem englischen Vertreter Elliot, der im übrigen viel Wohlwollen für Rumänien zeige, vielfach über den Konsular-Vertrag mit Rußland geredet. Elliot rate sehr davon ab, denn da alle andern europäischen Großmächte willens seien, daß die mit der Türkei abgeschlossenen Kapitulationen auch in Rumänien zu Kraft bestehen sollten, sei es unerlaubt, daß eine Macht einzeln, ohne die Hohe Pforte vorher zu konsultieren, darauf verzichte. Die Türkei müsse die Initiative für diese Abänderung ergreifen, dann würde Elliot dem Verlangen beipflichten, die Konsular-Gerichtsbarkeit in Rumänien aufzuheben, obgleich die vor einiger Zeit erfolgte Massen-Absetzung der Richter und die Angriffe gegen die Unabsetzbarkeit der Kassationshof-Mitglieder einen schlimmen Eindruck hinterlassen und das allgemeine Vertrauen erschüttert hätten. —

Auch Graf Keyserling berichtet dem Fürsten über Bukarester Neuigkeiten und sagt unter andern, Stroußberg habe seine Ankunft für Anfang Oktober angekündigt. Derselbe werde viel zu thun finden, „da das Galaker Centralkomitee unter Leitung des Herrn von Brandt sehr viel Thorheiten begangen habe und noch täglich begehe, welche den Kredit des Unternehmens schädigten und die Arbeiten hinderten.“

Der Fürst beantwortet sogleich den Bericht Cogalnitshanu's: Was die Befürchtungen Sturdza's wegen der Konsulargerichtsbarkeit anbelange, so habe er, der Fürst selbst, mit dem französischen Kaiser und dessen Staatsmännern, Boeresku aber in England mit Lord Clarendon über diesen Gegenstand gesprochen, und er habe die Ansicht gewonnen, daß die Verhandlungen um Aufhebung der Konsular-Gerichtsbarkeit nur noch energischer fortgeführt werden müßten, um bald zu einem definitiven Abschluß zu gelangen. Von rumänischer Seite dürfe jedenfalls kein Zögern gezeigt werden, nachdem die Verhandlungen einmal so

weit gediehen seien, und in Anbetracht dessen, daß eine solche Konvention für Rumänien von größter Wichtigkeit sei. Sturdza werde das leicht begreifen; möglich sei, daß Rußland nicht die einzige Macht sein wolle, die Rumänien solche Konzessionen machte; aber dann sei es an Rußland, sich zurückzuziehen, nicht an Rumänien; denn für letzteres sei es, ganz abgesehen von den Vorteilen der Konvention, wesentlich, bei dieser Gelegenheit sein Recht darzuthun, daß es ohne Einmischung der Hohen Pforte derartige Verträge abschließen dürfe. — Wenn man der Pforte in diesem Falle erlaube sich einzumischen, erkenne man indirekt an, daß für Rumänien die Kapitulationen noch zu Kraft bestünden. Darum müsse man sich hüten, diesen Konventionen einen politischen Charakter zu geben, sondern sie nur als Übereinkünfte auffassen, in welche die Hohe Pforte sich absolut nicht zu mischen habe.

26. September/8. Oktober. Der Vormittag wird zum Besuch der Kasernen benutzt; abends giebt der Fürst der früheren französischen Mission in Bukarest ein Diner in seinem Hotel.

Der Kronprinz von Preußen telegraphiert aus Venedig, daß ein Rendezvous mit der Fürstin und der Prinzessin von Wied am 12. d. M. in Köln bewerkstelligt werden könne; die Kronprinzessin habe das Arrangement so getroffen, daß alles Auffallende vermieden werde: die Wied'schen Herrschaften würden am 12. zu einem Konzert nach Köln fahren. — Fürst Karl trifft dem entsprechend seine Dispositionen. Er erinnert sich, vor acht Jahren die Prinzessin am Berliner Königshofe gesehen und einen guten Eindruck von ihr gewonnen zu haben — freilich soll er ihr jetzt mit andern Augen entgegen treten!

27. September/9. Oktober. Besichtigung der Fabrik Godillot's für Militär-Effekten, mit welcher die rumänische Regierung verschiedentlich verhandelt hat; darauf Empfang Grémieux's, der mit einem Komitee der Alliance Israélite um Audienz beim Fürsten nachgesucht hat; lange Diskussion über die Juden-Angelegenheiten in Rumänien. Der Fürst nimmt sein Volk, welchem Unduldsamkeit vorgeworfen wird, lebhaft in Schutz. Später Besuch der Katakomben und der Gobelins-Manufaktur. Nachmittags fährt der Fürst zu dem bekannten Publizisten Emile de Girardin, dessen Gemahlin eine Stieftochter des Prinzen von Nassau ist, und nachdem er im Hotel mit einigen Gästen diniert hat, bringt er den Abend im Gaité-Theater zu, dessen herrliche Ausstattung er bewundert.

28. September/10. Oktober. Der Fürst besucht die Rumänische Kapelle und wohnt dem Gottesdienste bei; fast die gesamte rumänische Kolonie hat sich eingefunden, um ihren Fürsten zu sehen. Nach Beendigung des Gottesdienstes läßt sich der Fürst viele unter ihnen vorstellen.

Nach einem Besuche in St. Grätien, bei der Prinzessin Mathilde, welche Fürst Karl von früher kennt, und die ihm erzählt, daß ihr Bruder, der Prinz Napoleon, einen sehr guten Eindruck von Rumänien erhalten habe, nimmt er ein Diner auf dem Landhause des Konsuls Bamberg ebendasselbst an.

29. September/11. Oktober. Zu Ehren des Fürsten findet heute beim Kaiser in St. Cloud ein Dejeuner statt, zu dem auch die ganze rumänische Begleitung geladen ist.

Der Kaiser empfängt den Fürsten in seinem Schreibkabinet, von dessen Fenstern aus man einen herrlichen Blick auf Paris hat. Auf seinem Tische liegt ein Plan der großen Stadt, und des Fürsten Augen folgen unabsichtlich den roten Strichen, welche kreuz und quer über den Plan durch das Straßengewirre laufen und die schon durchgebrochenen und noch durchzubrechenden Boulevards bezeichnen; sie ähneln strategische Linien, wie ja in der That bei der Anlegung der Boulevards der strategische Gesichtspunkt nie außer Acht gelassen ward.

Trotz aller Herzlichkeit des Kaisers und trotz der verbindlichen Art, in der er seiner Freude, den Fürsten bei sich zu sehen, Ausdruck giebt, hat Fürst Karl den Eindruck, daß auf dem Kaiser ein Druck lastet — es sind ja auch die inneren Schwierigkeiten des Kaiserreichs in den letzten Monaten stärker hervorgetreten; dazu die Klagen des Kaisers über seine Gesundheit; des Fürsten ganzes Mitgefühl ist erregt.

Während seiner Anwesenheit im Arbeitszimmer des Kaisers wird der Minister des Innern gemeldet (de Forcade La Roquette); der Kaiser läßt ihn eintreten und seinen Bericht vor dem Fürsten erstatten. Dann begiebt man sich zur Tafel, der auch der kaiserliche Prinz beiwohnt mit seinem Gouverneur, General Frossard, und außerdem auch der Hofstaat des Kaisers (General Faily, Fürst de La Moscova, Graf Reille) und einige Minister (Fürst Latour d'Arvergne, Finanzminister Magné, ein alter Bekannter des Fürsten, de Forcade La Roquette und der Herzog von Persigny). Der kaiserliche Prinz, mit dem sein Vater sich sehr viel beschäftigt, verdient augenscheinlich den freudigen Stolz, mit welchem dieser von ihm spricht. Er ist ein besonders schöner, aufgeweckter Knabe, sehr bescheiden und herzogwinend im Auftreten, hat großes Interesse an allem Militärischen und fragt mit kindlicher Einfachheit und der Wißbegierde seiner vierzehn Jahre nach rumänischen militärischen Verhältnissen.

Der Fürst sitzt rechts vom Kaiser, zu dessen Linken dem rumänischen Justizminister der Platz angewiesen ist; der kaiserliche Prinz neben dem Fürsten.

Nach dem Frühstück übergiebt der Kaiser dem Fürsten den Kordon der Ehrenlegion, dann begeben sie sich in den Park, auf die das Schloß umgebende Terrasse, wo der Kaiser, langsam und schwerfällig auf und abgehend, länger als eine Stunde mit Fürst Karl offen und frei über allgemeine Politik redet. Er trägt dem Fürsten speziell auf, dem Könige Wilhelm zu sagen, wie friedlich er gesinnt sei, und daß er den aufrichtigen Wunsch hege, die besten Beziehungen zu Preußen zu unterhalten; auch spricht er von der Tüchtigkeit der preussischen Armee, die sich 1866 so vortrefflich bewährt hätte. Im Verlaufe des Gesprächs äußert er auch, wie schwer es sei, die Völker lateinischer Rasse zu regieren, und wie er besser als andre verstehe, daß die Aufgabe Fürst Karls keine leichte sei. Doch zweifle er nicht daran, daß der Fürst Willenskraft und Aufopferung genug besitze, um die einmal übernommenen Pflichten auch zu erfüllen. Durch Frieden nach

außen werde das dem Fürsten erleichtert werden; — Er, der Kaiser, sei der Ansicht, daß die Ruhe im Orient noch lange nicht gestört werden würde.

Der Fürst teilt dem Kaiser seine projektierte Reise nach Köln und deren Zweck mit; der Kaiser erklärt sich sehr damit einverstanden und äußert: „Les princesses allemandes sont si bien élevées!“ —

Da der Kaiser am folgenden Tage sich nach Compiègne begeben will, nimmt der Fürst gleich Abschied, der von beiden Seiten sehr herzlich ist. Auf der Heimfahrt besichtigt er die Fabrik in Sevres bis in alle Details, macht Einkäufe dort und fährt zur Königin Isabella von Spanien, die im Hotel Wasilefski in den Champs Elysées wohnt. Sie freut sich sehr ihn wiederzusehen, ist sehr lebenswürdig und reicht ihm beim Abschied eine Nelke: — in ihrer jetzigen Lage könne sie ihm als einzige Erinnerung nur eine Blume geben! — Der Fürst trifft auch Madame Ratazzi, die er von früher her kennt, bei der Königin; er war tags zuvor von ihr zu einer Soiree eingeladen, hatte aber abgefangt, weil unter den Gästen, deren Liste man ihm vorgelegt, sich auch der Herzog von Salvantra, ein wahrer Prounciamento-General, befand, welchen er von Lissabon her kannte, und der wiederholt gegen das dem Fürsten so nahe verwandte Königshaus konspiriert hat. —

Eiligst begiebt der Fürst sich nun ins Hotel zurück, seine Zeit ist nur knapp; denn der Zug nach Köln geht um acht Uhr ab, und vor dem Diner sucht ihn noch der französische Botschafter in Berlin, Graf Benedetti, auf.

Fürst Karl hat nur seinen diplomatischen Agenten Strat in den Zweck dieser Reise eingeweiht und fährt, auch nur von ihm begleitet, die Nacht durch bis Köln. Telegraphisch war Herr von Werner aus Düsseldorf dorthin berufen; da dieser treue Diener seiner Familie den Fürsten begleitet hatte, als er vor drei und einem halben Jahr von seinem Lande Besitz ergriff, sollte er auch seiner zweiten Eroberung beiwohnen. (Fortsetzung folgt.)



Die Rankauer Lilie.

Erzählung

von

Luisse Schend.

VI.

„Wie dich die Leute verziehen!“ sagte Anna Frauen, einen schönen Weilchenstrauß in Melusiniens Zimmer tragend. „Die Blumen hat Herr Kormann für dich gebracht, und der Kammerherr läßt fragen, ob du mit ihm und der Frau Gräfin ausfahren willst. Ich habe zugesagt; darum sei schnell bereit.“

„Ja, Mutter.“ Melusine erhob sich von ihrem Sitz, um das Buch, das sie in ihrer Hand hielt, gegen das Sträußchen zu tauschen. Die Stimme klang

matt; die Bewegungen waren langsam. „Ich möchte so viel Güte verdienen,“ sehte sie leise hinzu.

Melusine war genesen, schneller, als man nach der so plötzlichen schweren Erkrankung erwarten durfte. Aber ihr Gemüt war bedrückt geblieben; eine nervöse Überempfindlichkeit paßte wenig zu der herrlichen Blüte, welche die Konvalescenz hervorgerufen hatte. Die Mutter seufzte leicht, bevor sie äußerte:

„Da ich nicht immer Zeit habe dich zu begleiten und du das Haus nicht allein verlassen willst, bin ich dem Kammerherrn und seiner Schwester sehr dankbar, daß sie dich fast täglich zu einer stärkenden Spazierfahrt abholen. . . Auch weiß ich dich gern in Gesellschaft der Dame, die nach der Versicherung des Kammerherrn einen wahren Trost aus deinem Umgange schöpft.“

So war es. Die Gräfin Holmer, deren trauriges Schicksal, ihren Gatten, einen holsteinischen Gutsbesitzer, im Kampfe gegen ihr eigenes Vaterland zu verlieren, allgemeine Theilnahme erregt hatte, genoß eines so vorzüglichen Rufes, daß Anna Frauen ihr das Mädchen mit Freuden anvertraute. Nur Melusine hatte Zutritt zu der Gräfin, las und sang ihr vor, viele Stunden auf dem Schlosse verbringend, während die Gräfin im übrigen ganz unzugänglich, sich vor niemandem sehen ließ, ja eine Scheidewand zwischen sich und der Welt aufrichtete, indem sie außer dem langen Witwenflor stets einen kleinen, dichten Maskenschleier trug, der ihr Gesicht ganz verhüllte.

„Eile dich,“ mahnte die Mutter. „Du gehst doch gern, nicht wahr?“

„Ich möchte dir lieber helfen. Zachims Zimmer zu ordnen,“ sagte das Mädchen, unlustig zögernd. „Ist kein Brief von ihm da?“

„Nein. Wozu denn? Wir wissen, daß er vor Palmsonntag kommt. Das Zimmer mache ich ohne Mühe allein fertig. Du kannst bis zum Abend bleiben, wenn man es im Schlosse wünscht. Hörst du den Wagen? Schnell deinen Hut. . . Adieu, mein Herz!“ Melusine küßte die Mutter und ging die Treppe hinunter.

Als Anna Frauen das Fenster öffnete, um ihr nachzusehen, rollte der Wagen schon fort. Herbe, köstliche Frühlingsluft und Vogelgezwitscher drangen wie eitel Glücksprophezeiung zu ihr herein. Ihr war leicht und froh um das Herz nach der bangen Sorge um Melusines Leben. Anna Frauen nahm das Buch auf, das sie gelesen hatte. Es war das Andachtsbuch, Herrn Normann's Geschenk, mit dem sie das Mädchen jetzt so oft beschäftigt fand. Ein neues, nachdenkliches, wunderbar weiches Wesen war über ihr wildes Kind gekommen, eine Sanftmut und Milde, die sie nie erwartet hatte von der dicht verschlossenen, herben Knospe.

Melusines Konfirmation stand nahe bevor — und jenes andre, was sie sechszehn Jahre bedacht und gefürchtet hatte, die Enthüllung des Geheimnisses ihrer Geburt. Rein, wie sie ihr übergeben, war die Seele des Kindes. Ihre liebste Hoffnung, sie unberührt von fremden Einflüssen bis an die Schwelle der Jugend zu leiten, war erfüllt. Nun sollte, mußte Melusine alles wissen. Nie war ene Kunde, nie ein Lebenszeichen der Mutter zu ihnen gedrungen. War

sie gestorben, oder lebte sie in weiter, unerreichbarer Ferne? Wie würde Melusine die Mitteilung ertragen? so fragte Anna Franken sich zugend. — Würde sie auch in der Zukunft ein volles Genügen in der Familie finden, an die sie sich durch die Bande der Natur gefesselt glaubte, oder würden neue Wünsche in ihr erwachen? Würde Sehnsucht nach den Blutsverwandten sie ihnen entfremden, von ihnen trennen? — Würde sie leiden? — Die Gräfin hatte sich erboten, das Mädchen auf einige Monate mit sich nach der Schweiz zu nehmen. Anna Franken wollte das nicht hindern. Es war vielleicht eine glückliche Fügung für sie alle. Vertrauensvoll legte sie ihre Sorgen in Gottes Hand.

Nach einigen Stunden kehrte Melusine zurück. Sie traf die Mutter in Zachims Zimmer. Ein inzwischen eingetroffener Brief hatte seine Ankunft für den nächsten Tag gemeldet.

„Mutter,“ rief sie, den Arm um Anna Franken schlingend. „Die Dame wollte mich behalten, aber es litt mich nicht länger im Schloß. Wenn ich eine Zeit lang von dir entfernt bin, habe ich schon das Heimweh. Sieh, ich habe einige Primeln gepflückt; die, welche vor dem Backofen ein warmes Plätzchen haben, blühen immer zuerst. Und denke dir, die Fächertauben haben das ganze Nest voll kleiner Täubchen. Wie wird Zachim sich freuen!“

„Über dich wird er sich freuen,“ sagte die Mutter, das schöne Mädchen freundlich betrachtend. „Man sieht dir die Krankheit nicht mehr an, und gewachsen bist du, als hättest du auf dem Streckbette gelegen.“

„Über mich? Wer könnte sich denn über mich freuen?“ Eine Wolke glitt über ihre Stirn. — Was war nur diese wunderliche Grille des Zweifels an sich selber? Anna Franken wußte es sich nicht zu deuten.

„Die Kerzen fehlen noch,“ rief Melusine in einem plötzlichen Umschwung des Tons. Dann lief sie fort, sie zu holen. Ihre goldblonden Haare strahlten im Sonnenschein; sie sang eine fröhliche Melodie vor sich hin, der sie eigene Worte unterlegte: — „Morgen kommt mein Bruder, morgen, morgen kommt mein Bruder!“

Und als er eintraf, war Melusine nicht im Zimmer; erst auf Zachims Frage rief man sie. Die Mägde sagten, sie hätten Melusine vor einer halben Stunde nach dem Walde gehen sehen.

„Allein?“ rief Zachim aus. „Ihr solltet das nicht leiden.“

„Wie anders ihr Kinder geworden seid,“ bemerkte der Vater. „Früher durchstreiftet ihr die ganze Umgegend, und nun bist du furchtsam geworden wie sie. Es ist das erste Mal seit ihrer Krankheit, daß sie ohne Begleitung ausgegangen ist.“

„Die nahe Einsegnung giebt ihr zu denken,“ sagte die Mutter. „Sie wird in frommer Einsicht die Einsamkeit gesucht haben. Wenn du willst, geh' sie holen, Zachim.“

Zachim ging mit schnellen Schritten durch den Garten, kaum beachtend, wie festlich das Taubenhaus mit einem Fächchen geschmückt war; und wie die kleine Mühle, von ihren Banden befreit, lustig ihre Flügel drehte. — War es Angst

um die Schwester? War es Sehnsucht nach ihr? Der Gedanke, sie wieder zu sehen, gab ihm Flügel. Da that sich schon der Wald vor ihm auf. Die Plätze, die bekannten, alle lagen unverändert da, jene Lichtung, wo neben der Quelle die dicht bemoosten Hügel sich wölbten, strahlte im saftigen, frischen Frühlingsgrün; es trieb ihn unbewußt, nach den Schwertspeizen der Lilien zu forschen. Sie schimmerten schon an dem Abhange, wo er sie als Knabe zum erstenmale mit Entzücken gefunden hatte. O, wie herrlich schien ihm die Welt! Wie herrlich die Jugendzeit!

„Melusine, Melusine!“ rief er voll überschwenglicher Wonne in den Wald hinein, wie damals, als ihm darum gebangt hatte, die Schwester zu verlieren. — Sie lebte, sie war ihm nahe, er würde sie wiedersehen! Das erfüllte ihn ganz. Wie ausgewischt waren ihm in diesem Augenblick die qualvollen Zweifel, welche ihn die letzten Wochen gepeinigt, ihm die Zukunft vergällt hatten! — Wozu denn? War es nicht genug, daß der blaue Himmel sich über ihm wölbte, daß die rote Abendsonne von dort herniederstrahlte, wie mit flüchtigen Fackeln den geheimnisvollen Waldesdünnern verklärend, daß Käfer in dem Moose krochen, daß wilde Bienen an den Blumenkelchen hingen, daß die Waldtaube ihren sanften Lockruf ertönen ließ, daß alles sich regte, sich freute und lebte — lebte wie er und sie, die eine, die für ihn die Welt und das Leben war. Wozu sich quälen um das gestern und das morgen? Warum nicht in diesem Augenblick freudiger Hoffnung und Erwartung aufgehen, der alles Glück des Lebens zu umfassen schien?

„Melusine!“

„Hier, hier!“ klang es endlich aus der Nähe, und als er der Stimme nachging, trat Melusine hinter einer großen Buche hervor, in deren Schatten sie sich verborgen gehalten hatte.

„Zachim!“ rief sie, ihm die Hand entgegen streckend. Glühend war ihre Wange, strahlend das wundervolle blaue Auge, und doch haftete an beiden ein feuchter Schimmer wie früher Abendtau. „Ich bin vom Hause fort gelaufen, weil ich dich erst allein sprechen mußte. Daß du mich suchen gingest, dachte ich schon. . . Dich zu necken, habe ich mich dann versteckt.“

„Du Schalk,“ sagte Zachim, sie bewunderungsvoll anblickend.

„O, es überkam mich nur einen Augenblick. Sonst bin ich ernst geworden, sehr ernst . . . bin so krank gewesen, o Zachim!“ Sein Gesicht drückte Mitleid und Schmerz aus, während seine Lippen schwiegen. Er wußte es doch; er fühlte es in dumpfer Kaferei.

„Als ich genas, wußte ich anfangs nicht, ob jenes Schrecknis Phantasie oder Wirklichkeit gewesen war, aber nach und nach entfann ich mich des Vorgangs. Ich fragte nach dem fürchterlichen Burschen. Er lag mit einem gebrochenen Bein in Gips.“

„Hast du sonst nichts gehört? . . . Natürlich nein. Furcht vor Strafe wird ihm die Zunge binden. Die, welche ihm geworden, ist nicht hart genug.“

„Ich mußte es noch einmal nennen gegen dich,“ sprach sie, während sich eine schneieigte Blässe über ihr Gesicht verbreitete. „Lange habe ich darüber nachgedacht, lange geschwankt und dann gefunden, daß es den Eltern nicht verborgen bleiben darf. Sie müssen alles wissen, damit sie mich von hier fort lassen, ehe dieser Mensch geheilt ist. Er darf mir nicht wieder begegnen, niemals.“

Jachim blickte finster zu Boden. Was sollte er dem Mädchen erwidern? Eine blinde Wut erfüllte ihn, daß dieses holde Geschöpf empfinden sollte, was ihm so fern gelegen hatte, Furcht und Zagen. Etwas wie Mordlust stieg in seiner Seele auf; er hätte den Heidgrabenbuben erwürgen können; er bedauerte, es nicht gethan zu haben. O, sein Herz schlug heiß und wild; er war immer ein toller Junge gewesen, und schwer war es ihm geworden, sein unbändiges Gemüt zu zügeln. Wieder durchzuckte ihn das Wort der Mutter: Schütze sie! Und sein Fuß stampfte den Boden. — Die Viper, welche ihren giftigen Stachel gegen Melusine auszustrecken wagte, hätte er zertreten sollen. Sie gingen schweigend neben einander her, beide in tiefen Gedanken, beängstigt, verstört, wie einander entfremdet.

„Wohin willst du gehen?“ fuhr er plötzlich auf.

„Es ist eine Dame im Schlosse, die mich mit nach der Schweiz zu nehmen wünscht.“

„Die Gräfin Holmer, von der ihr schreibt?“

Melusine erwiderte nach einigem Zögern: „O, Jachim, ich habe noch ein Geheimniß. Die Dame ist nicht des Kammerherrn Schwester, sondern seine Cousine. Besondere Verhältnisse veranlassen sie, hier ganz unbekannt zu leben, weshalb sie den Namen und die tiefe Trauer der Gräfin angenommen hat. Es handelt sich um eine wichtige Familienangelegenheit. Der Kammerherr verpflichtete mich scherzend, selbst den Eltern ihren wahren Namen zu verschweigen, und ich willigte ein, bevor ich wußte, was ich that. . Nun drückt mich die Verheimlichung wie eine Lüge.“

Jachim senfte. — Mußte er selbst denen mißtrauen, die ihr in Freundschaft nahen? Wieder dem Schweigen verfallend, schritten sie tiefer in den Wald, statt heimzukehren.

„Laß' uns jenseits der Landstraße nach dem Reiherholz gehen,“ sagte Jachim endlich. „Es ist die Zeit, wo sich die Krähen dort versammeln. Mich würde es freuen, ihr Geschwätz wieder zu hören und einen stolzen Reiher in der Luft fliegen zu sehen.“

Der naheliegende Forst war bald erreicht. Vielstimmiges Krähengeschrei drang dort durch die Stille. Die jungen Leute nahmen ihren Weg nach der Königsbuche, einem wegen seines Alters und seiner Schönheit berühmten Baume, der auf einem verhältnismäßig freien Plage im Mittelpunkt des Wäldchens stand. Kaum bei dem Baume angelangt, sahen sie einige Reiher vorüber fliegen. Jachim, der fast erstaunt war, seinen Wunsch so schnell erfüllt zu sehen, fand eine Erklärung dafür, als er einen Jagdhund durch die Büsche brechen sah.

Im nächsten Augenblick gewährte er den Kammerherrn, der einen Schuß in die Luft abfeuerte, um eine größere Menge der lichten Vögel aus ihren Nestern aufzuscheuchen; denn geschossen durften sie nur an einem Tage des Jahres werden. Eine ganze Schar erhob sich, in schnellem Wirbel durch einander kreisend. Es war ein hübscher Anblick, über den eine Dame, die zu dem Kammerherrn getreten war, laut ihren Beifall zu erkennen gab, während Melusine blaß und still an dem Stamm der Buche lehnte. Zachim hatte sie fast mit Schrecken bei dem Schuß zusammen fahren und heftig zittern sehen. Was war aus dem einst so mutigen Mädchen geworden?

Der Kammerherr und seine Begleiterin kamen auf die jungen Leute zu. Sobald Zachim die Dame, die in diesem Augenblick keinen Schleier trug, näher in das Auge faßte, veränderte sich sein Gesicht. Der Ausdruck grollenden Sinns wich dem der Bewunderung, des Entzückens, ja der Vergötterung.

„O, meine Wohlthäterin,“ sagte er, vor sie hintretend und sich artig verneigend, „wie hätte ich hoffen können, Ihnen jemals wieder zu begegnen? Mein Wunsch und meine Sehnsucht ist es gewesen, aber ich habe nie daran zu glauben gewagt. Wenn ich auch kein andres Recht an Sie habe als das einer unbegrenzten Dankbarkeit, so zürnen Sie mir nicht, daß ich es wage, Sie als eine Bekannte zu begrüßen.“ Die Dame lächelte, indem sie ihm die Hand reichte, die er fast mit Andacht küßte.

„Ei, was lassen Sie sich einfallen?“ spottete der Kammerherr. „Man bewundert die Baronin mit etwas mehr Zurückhaltung.“

„Was geht's dich an, Werner?“ rief diese in reizender Schelmerei. „Wenn ich nicht mehr Bewunderung und Neid erwecken kann, mag man mich begraben lassen. Der schale Rest des Lebens wird mich nicht reizen.“

„Sieh, Melusine,“ fuhr Zachim begeistert fort. „Dies ist die schöne Fee, von der ich dir oft erzählte, meine Wohlthäterin von der „Droning Maria!“

Melusine war erstaunt über Zachims Artigkeit; so frei im Wesen, so ritterlich hatte sie ihn nie gesehen. Er blickte verklärt, verzaubert eher. So wie Zachim die Dame vom Schloß verehrte, liebte er weder sie noch die Mutter. Es freute sie nicht, — nein, es ärgerte, es grämte sie. Sie konnte sich keine Rechenschaft geben von dem Gefühl, das sie plötzlich beschlich. Unbeweglich stand sie da, als hörte sie seine Worte nicht. Zachim zog sie in seinem Eifer zu der Dame hin, doch blieb sie kühl und stumm.

„Ei, Schätzchen, wo hast du deine Zunge?“ fragte der Kammerherr, indem er die beiden Frauen mit einem zerstreuten Lächeln betrachtete. Das Mädchen bemühte sich umsonst, die Freundlichkeit zurückzugeben. Ihre Augen wurden feucht, indem sie tonlos erwiderte: „Mir ist heute ernst zu Sinn“; die Baronin schien tief gekränkt.

„Da dächte ich, du wärest lieber daheim geblieben, statt mit dem jungen Burschen im Walde umher zu streifen.“ So klangen ihre Worte herbe, beinahe herzlos. Argwohnte sie die unbewußte Eifersucht des Kindes? Und was galt diese Eifersucht einer Frau, die noch eben ausgerufen hatte, daß Bewunderung

und Neid allein ihrem Leben Wert geben konnten? Oder fürchtete sie von diesem Kinde bemängelt zu werden, das sie wie ein unlösbares Rätsel anstarrte? Melusine war bestürzt. — Wie hatte sie die Dame so reizen können? Was hatte sie mit jenen bösen Worten sagen wollen? Tief erglühend erwiderte sie:

„Mein Bruder hat mich aufgesucht, um mich heim zu holen; doch sind wir weiter in den Wald gegangen. Ich weiß nicht, wie das kam.“

„Wo sollst du besser sein als im Schutze deines Bruders?“ lenkte die Baronin ein, wozu Zachim kleinlaut bemerkte:

„Das denke ich auch.“ Sie sprachen noch einige freundliche Worte mit einander, bevor sie sich verabschiedeten.

„Hast du sie nicht lieb?“ fragte Zachim.

„Sehr . . . obgleich ich sie nicht immer ganz verstehe, heute weniger denn je. . . Wie sonderbar, daß die Baronin Nicoline und deine Wohltäterin eine und dieselbe Person sind . . . das hat mich überrascht . . . hat mich vielleicht so still gemacht. Ich kann selbst nicht sagen, wie mir ist.“

Die Dame kam plötzlich zurück, schloß Melusine in ihre Arme und küßte sie.

„Denke Sonntag Morgen an das Sprüchlein, das ich dir zur Konfirmation gab. Ich werde in der Kirche sein. . . Komme nachmittags zu dieser Stunde nach der Königsbuche, wie du es versprochen hast. Adieu!“ Sie warf ihr noch im Gehen eine Kußhand zu.

„Welch' ein Engel!“ rief Zachim, aufs neue von dem bezaubernden Wesen der Baronin hingerissen. „Du wirst gern mit ihr auf Reisen gehen, nicht wahr?“

„Ja, wenn die Mutter mich entbehren kann. Aber, was schwache ich denn? . . . Ich muß fort von hier.“ Man hörte es an der Schwere des Seufzers, wie ihr die Last der Vergangenheit auf die Seele fiel.

Melusines Konfirmation verlief in der üblichen Weise vor versammelter Gemeinde. Das Mädchen, das zu einem schwarzen Kleide keinen andern Schmuck als eine Lilie an der Brust trug, war tief bewegt. Zachim hatte diese erste und einzig geöffnete Blüte am frühen Morgen für sie aus dem Walde geholt. In der Reichsgrafenloge, wie noch die dem Amtmann vorbehaltenen Kirchenupläge hießen, erschien auch die Dame vom Schloß, durch den Maskenschleier wie durch das dichte Gitter der Loge doppelt geschützt.

Dem Gottesdienste folgten zahlreiche Gratulationsbesuche, deren Dauer sich durch die Sitte einer reichlichen Bewirtung sehr in die Länge zog. Kaum gelang es Melusine, sich rechtzeitig auf den Weg nach dem Reiterholz zu machen. Zachim, der ihr Fortgehen überwacht hatte, folgte ihr von ferne. Als sie zurücksehend ihn wahrte, wartete sie sein Kommen ab. Sie gingen miteinander fort, ohne daß er sie fragte. Es fiel ihnen nicht ein, daß es anders sein könnte.

Ihrer Verabredung gemäß trafen sie die Baronin bei der Königsbuche. So anmutig und rührend, so liebevoll sprach sie zu Melusine, daß beiden jungen Leuten die Thränen in die Augen kamen. Auch sie selber weinte, als sie dem Mädchen ein reizendes Geschmeide um den Nacken legte und mit eigener Hand befestigte. Es war eine vielreihige wundervolle Kette, an der eine Münze hing.

Alles aus einem eigentümlich roten Golde gefertigt, das im Abendschein zu glühen schien.

„Sieh,“ sagte sie. „Ich gebe dir nicht mein kostbares Juwel, aber eines, das mir vor allem teuer ist. Aus der Familie meiner Großmutter stammt es. Die alte Frau, die mich am treuesten geliebt hat auf der Welt, hielt das Halsband hoch in Ehren; eine alte Legende knüpfte sie daran von einer Ahnfrau und einem Zwerglein und schätzte es als ein glückbringendes Amulett. Auf der Münze ist das lateinische Sprüchlein eingegraben, das dich an mich erinnern sollte, als du heute zum Altare tratest . . . Es war dir nicht fremd; auch nicht ein zweites Sprüchlein, das sich in goldenen Lettern vielleicht noch in der Mühle findet. Sie gehören zusammen, darum merke sie beide! Sie sind bedeutungsvoll für dich, wie die Lilie an deiner Brust.“ Noch einen Kuß drückte die Dame auf des Mädchens Lippen, noch einmal winkte sie mit der weißen Hand. Dann wandte sie sich hastig ab und ging.

Jachim stand wie eingewurzelt. Er hörte nicht, daß Melusine ihn leise rief Seine Augen forschten durch die grünen Zweige über den Abendhimmel, wie in eine unergründliche Leere. Eine große, stumme Frage lag in diesem Blick, schwebte auf seinen halbgeöffneten Lippen.

„Jachim!“ Er hörte noch immer nicht. O, die fremde Dame vom Schloß hatte ihn bezaubert, hatte ihn taub und stumm und verrückt gemacht. Wer durfte ihres Bruders Herz so ganz gefangen nehmen, daß er davon erstarrte, versteinerte? Melusine zürnte . . . Sie hätte die Baronin hassen können und sich und ihn, eine seltsame Traurigkeit, eine Herzensverödung kam über sie; sie schien sich in einen weiten Raume zu verlieren, wo ihre Lebensfasern verwelkten und erstarrten, wo Licht und Sonnenschein fehlten und sich ihr ganzes Sein in unheiliger Bitterkeit verzehrte.

„Laß mich die Münze sehen,“ stieß Jachim endlich hervor, rücksichtslos das Geschmeide an ihrem Halse ergreifend. Er trat ihr ganz nahe, um die feine Schrift zu entziffern.

„Recte faciendo neminem timeas,“ da stand es, wie eine Hälfte, die ihre Ergänzung suchte, jenen anderen Wahlspruch, der ihn einst in herber Qual geströft hatte. Der ruhte verborgen und gehütet an einem Plage, den er kannte . . . Wußte die Baronin darum? . . . Wie, wie konnte das sein?

Jachim strebte den Zusammenhang zu ergründen, indem er wie geistesabwesend in seiner Stellung verharrte. Noch hielt er die Münze in der Hand, noch sah er auf den schneelig weißen Hals und die zarte Brust, an der die Lilie mit gesenktem Haupte ruhte.

„Deo duce, comite fortuna!“ murmelte er für sich hin.

„Ich muß die Baronin wiedersehen, sie sprechen!“ Plötzlich sah er Melusine wanken. Ein Blick auf ihr Gesicht sagte ihm, daß sie von einer Ohnmacht angewandelt war. Ihre Augen schlossen sich, das tief erblaßte Gesicht sank vornüber. Jachim fing sie in seinen Armen auf und trug sie fort über Blätter und Ranken und Dornen. Seine Rauheit fiel ihm schwer auf das Herz. —

Was hatte er gethan? Welch unverföhnliches Geschick verfolgte das holde Geschöpf, daß es nicht einmal in seiner Nähe, nicht vor ihm selber sicher war. War sie so zart beschaffen, daß sogar Freundschaft und Liebe ihr verderblich werden mußten?

„Du meine arme, süße Rankauer Lilie!“ flüsterte er an ihrem Ohr. „Woher bist du gekommen? Wohin wirst du gehen? Und wenn sich mir auch nimmer das Geheimnis klärte, du bist zu hoch für mich, das wußte ich längst, aber einmal ruhe an meinem Herzen, bevor du mir entschwindest.“

Voll Zärtlichkeit auf das stille, bleiche Kindergesicht niedersehend, bemerkte er, wie der schmerzliche Zug um den Mund sich löste, wie die wunderbar fein gezeichneten Augenbrauen sich glätteten. Jetzt hoben sich die Lider; ihn traf ein Blick, in dem ein ganzer Himmel von Liebe und Vertrauen lag. Melusine war zu sich gekommen. Sobald sie sich ihrer Lage bewußt wurde, glitt ein Schauer über ihre Glieder.

„Laß mich los,“ schrie sie heftig. „Du thust nicht recht an mir.“

Ihr Ellbogen hatte sich wie mit einem scharfen Stoß in seine Brust gebohrt. Fort war sie aus seinen Armen, bald auch aus seinen Augen. . . . Atemlos rannte Melusine heim, während Sachin ihr wie ein Trunkener folgte.

. . .

Als Rainer am nächsten Morgen mit vielen Papieren beschäftigt in seinem kleinen Arbeitskabinett saß, steckte Frau Elisabeth den Kopf in die Thür, um sich von ihm zu verabschieden. Sie war im Fortgehen begriffen, nachdem sie infolge der gestrigen Feier die Nacht in der Mühle zugebracht hatte. Dem ihr angeborenen Geschäftssinn treu, hatte sie nicht versäumt sich nach dem Stand des Oldenburger Unternehmens zu erkundigen; denn Rainer pflegte ihr über diesen Punkt spärliche Auskunft zu geben. Staunend hatte sie erfahren, daß es, allen ihren Zweifeln zum Troß, glücklich zu Ende geführt sei. Rainer mochte die Abrechnungen durchsehen, so vermutete Frau Elisabeth; seine zufriedene Miene bestätigte ihr Anna Frauken's Berichte.

„Es hat wohl manchen Sack voll Speciesthaler gekostet, das Oldenburger Loch zu stopfen?“ fragte sie in gleichmütigem Ton, ihren rotseidenen Regenschirm in die Thürspalte sendend.

„Genau genommen, ist es ausgetrocknet,“ erwiderte Rainer launig.

„Na, Glück damit, wenn's nur zu ist. Übrigens — Frau Elisabeth's Logik war ihr Eigensinn, — meine ich, wo Gott einen See gemacht hat, da . . .“

„Schon gut. Wir kennen das, Frau Mutter,“ fiel Rainer ein. Die ewige Wiederkehr des Satzes reizte ihn, eine Wirkung, die Frau Elisabeth's Stimmung zu heben schien.

„Ja, ich meine, mein lieber Rainer, wo Gott einen See gemacht hat, da . . . Et siehe, da kommt der Kammerherr!“ unterbrach sie sich diesmal selber. „Adieu denn! Aber was ich sagen wollte, ich meine, da soll ein See sein.“

Dann empfahl sich Frau Elsbeth, höchst befriedigt von dem kleinen Zwiegespräch mit ihrem Stiefsohn . . .

Einige Augenblicke später trat der Kammerherr bei Rainer ein. Das Gesicht verstört, die Stimme vor Aufregung vibrierend, bat er Rainer die Thür zu schließen, da er mit ihm allein zu sprechen wünsche.

Es war eine schlimme Kunde, die der Kammerherr zu bringen hatte. Nach einer schonenden Einleitung theilte er dem Müller mit, daß der Heidgrabenheini durch einen verachteten Winkeladvokaten eine doppelte Klage bei dem Gerichte anhängig gemacht hatte, nämlich eine gegen Zachim wegen Körperverletzung und eine andre — der Kammerherr zögerte, bevor er weiter sprach . . . und eine andre gegen Melusine auf Erfüllung eines Eheversprechens.

Rainer vermochte seinen Ohren nicht zu trauen. So viel Gemeinheit war schwer mit einem Zuge zu begreifen. Nach der Darstellung des Advokaten sollte Melusine den Schwachsinigen in ihren Wagen aufgenommen, seine Liebesanträge geduldet und angenommen haben; sie beide sollten von Zachim überrascht sein, der Heini angegriffen, von dem Wagen geschleudert und fast getödet hätte. Die Heilung eines Beinbruchs, den er sich dabei zugezogen, hätte Heini abwarten müssen, bevor er zur Klage schreiten konnte.

Schwerer als alles empfand Rainer die Nothwendigkeit, seine Frau von der Sache in Kenntnis zu setzen. Seine Befürchtung, daß die Mitteilung einen entsetzlichen Eindruck auf sie machen werde, bestätigte sich. Wie seelisch und körperlich vernichtet stand sie einer so ungeheuren Bosheit ratlos gegenüber. Es war ihr kaum begreiflich zu machen, daß wahr und wirklich eine Klage gegen Melusine in gangbarer Form eingeleitet worden sei und von welcher Seite.

Ein Schwindelanfall raubte ihr das Bewußtsein. Als sie wieder zu sich gekommen und Zachim herbeigerufen war, verlangte sie alles von ihm zu hören. Zachim gab eine genaue Schilderung des Vorganges. Welch' furchtbare Gröfnungen für Anna Frauen, die den heutigen Tag in großer Erregung begonnen hatte, da es ihre Absicht gewesen war, sich mit Melusine auszusprechen!

Nach einer gemeinschaftlichen Beratung kamen sie dahin überein, daß Melusine und die Mutter sofort nach der Oldenburger Mühle reisen und dort bleiben sollten, bis der Übelthäter auf irgend eine Weise beschwichtigt sei. Aber schon war Melusines Name in den betreffenden Akten genannt, schon mochte der Vorfall in die Öffentlichkeit gedrungen, tausendfach entstellt und der Ruf eines Engels von bösen Zungen besetzt und geschändet sein.

Anna Frauen begann, sobald sie sich ein wenig beruhigt hatte, die nötigen Anordnungen im Hause zu machen. Sie war eine Zeitlang damit beschäftigt gewesen, während Melusine, über den schnellen Entschluß der Eltern erstaunt, für sich und die Mutter packte, als ein heftiges Schmerzgefühl sie durchzuckte. Ein zweiter Schwindelanfall schien ihr zu drohen. Zu einer Pause gezwungen, ruhte Anna Frauen auf dem Sofa im Wohnzimmer. Rainer saß neben ihr, die Sache nochmals mit ihr erwägend und sie tröstend, wenn er immer wieder Thränen in ihren Augen sah.

Da ward geklopft. Anna Frauen schrak zusammen, als sie die Dame in Franer eintreten, deren entschleiertes Gesicht auf sich gerichtet sah. Dieses schöne Gesicht war ihr nicht fremd, es stand ihr deutlich vor aus der Vergangenheit; war ihr aber darum nicht minder räthelhaft. Auch Rainer war es einst bekannt gewesen, vor mehr als zwanzig Jahren. Mehr als zwanzig Jahre lagen dazwischen, seit eine Dame, der die Fremde zum Verwechseln glich, die man die „Nixe“ nannte, die mit Zauberkünsten sie fast für immer von einander getrennt hatte, — seit diese Dame, denn sie war es selbst, in die Residenz gezogen war. Ja, es war die Nixe von einst, von vor langer Zeit, zart und fein und elastisch, wie wenn ein Vierteljahrhundert für sie hingegangen wäre wie ein Tag, die Nixe mit ihren goldenen Haaren, mit den feinen, dunklen Augenbrauen, nur die Wangen schienen von einem dauerhafteren Rot, die Augen härter, aber fast noch strahlender als damals. Der Kammerherr folgte ihr auf dem Fuße. Staunend sahen sich die Eheleute an.

„O, ich bin erkannt,“ rief die Eingetretene. „Ihr lieben Freunde, wir sehen uns leider an einem schlimmen Tage wieder!“ Es war viel von der alten Anmut in ihrem Ton und Wesen, nur daß, was früher natürlich war, ihnen heute erkünstelt und theatralisch schien.

„Ja, Werner, wundre dich nicht. Ich stand den Lehnsens einst sehr nahe.“ Anna Frauen wich mit dem nicht zu täuschenden Instinkt der ehrbaren Frau vor ihrem Gast zurück. Dieser Blick, die gemalten Wangen, die Art, sich an den Kammerherrn zu lehnen, waren ihr erklärt ohne Worte. Sie hatte einst schwer vergebens, schwerer noch vergessen, aber heute gab es keine Brücke mehr zwischen ihnen. Anna Frauen und Rainer verständigten sich in einem raschen Blick. Dann legte die Höflichkeit sich zwischen sie und ihren Gast; sie gaben sich Mühe, freundlich zu sein, um dieses Wiedersehen nicht peinlich für sie alle zu machen. Die weltgewandte Weise der Baronin glich bald alles aus.

„Verzeihen Sie, daß ich unangemeldet kam,“ sagte sie weich und teilnahmenvoll. „Der Kammerherr hat mich von dem Unerhörten unterrichtet, und ich eile, Ihnen meinen Schuß für das Mädchen anzubieten. Sie haben früher nicht abgelehnt, Melusine mit der vermeintlichen Gräfin Holmer nach der Schweiz reisen zu lassen. Ich denke, Sie werden sie einer alten Bekannten noch lieber anvertrauen.“ Da Anna Frauen zögerte, ergriff Rainer das Wort:

„Wir danken Ihnen. Melusine geht vorläufig mit meiner Frau nach Oldenburg. Jener niedrige Mensch ist beßlos, sein Vorgehen ohne Zweifel auf eine Erpressung gerichtet. Wenn es mir, wie ich hoffe, gelingt, seinen nebst seiner Mutter Abzug aus dieser Gegend zu erkaufen, wird Melusine bald hierher zurückkehren können.“

„Und die Zukunft Ihrer Tochter? Frau Lehnsen, liebe Anna Frauen, wie ich Sie einst nennen durfte. Was bietet sich ihr hier, was dort in der größeren Abgeschiedenheit? Überlassen Sie mir das holde Kind. Ich will für Melusines weitere Ausbildung sorgen, sie in die besten Kreise einführen.“

„Sie paßt nicht für Ihre Kreise,“ erwiderte Anna Frauen fast schroff. Aber die Nixe bestand mit einem überlegenen Lächeln auf ihrem Vorschlag:

„Im Gegentheil; sie paßt nicht für die Ihrigen. Was hat sie hier zu erwarten? Die Hand eines Müllers, eines Pfarrers, wenn es hoch kommt. Sehen Sie denn nicht, daß sie zu höheren Dingen geboren ist?“

Anna Frauen wechselte die Farbe; ihr Atem schien zu stocken. „Ich . . . ich weigere Ihnen das Kind,“ stieß sie heftig hervor.

„Sie haben dazu kein Recht.“

„Nicoline!“ warnte der Kammerherr leise und dringend. Aber die Baronin fuhr leidenschaftlich fort:

„Wagen Sie das Wort nicht zum zweitenmale. Ich habe größere Rechte an Melusine als Sie . . . unantastbare Rechte!“

Anna Frauen kämpfte schwer. Sie fragte nicht nach einer Erklärung, sie bedurfte keiner Erklärung. Die Worte enthielten für sie eine furchtbare Gewißheit. — O, warum war es gerade diese Frau, die das Kind von ihr forderte, von ihr fordern durfte . . . die Frau, die einst ihren Gatten zu bethören gesucht hatte, die Frau, der sie heute ihre Achtung versagte? Doch sie bezwang sich selbst.

„Melusine soll wissen, daß sie kein Kind dieses Hauses ist,“ sagte sie feierlich „noch im Laufe des Tages, wie es auch sonst bestimmt war. Sagen Sie ihr diesen Abend, was Sie ihr sagen dürfen. Ich will keinen Einfluß auf sie üben. Sie soll frei entscheiden zwischen Ihnen und mir.“

Da leuchtete das Gesicht der Nixe in stolzem Triumphe. — War sie nicht der Liebe des Mädchens sicher? Begünstigten nicht die Umstände ihre Ansprüche mehr denn je?

„Das ist gerecht, Anna Frauen, das sieht Ihnen gleich. Ich komme gegen Abend wieder. Bis dahin leben Sie wohl. Ihr Wort bürgt mir für Ihre Gefinnung!“ . . .

Der schwere Augenblick war gekommen und mit ihm zugleich die Erklärung des Geheimnisses. Anna Frauen zitterte davor. Nimmer hatte sie diese Lösung vermutet. Sie mißgönnte der Baronin das Kind, wie sie es keiner andern Frau mißgönnt hätte. — Wenn sie Melusine zur Bewunderung verlocken sollte wie ihren Gatten, ihren Sohn, wenn sie ihr deren Liebe entreißen sollte, dann wollte sie Melusine aufklären, sie gewaltfam zurückhalten. Nein, dazu hatte sie kein Recht. — Weh ihr, sie mußte das Mädchen ziehen lassen!

Bangen Herzens suchte sie Melusines Erkerstübchen auf. Vorsichtig und schonend deutete sie ihr an, was sie zu sagen hatte, und weiter kommend, nannte sie es endlich. Wie sonderbar, daß Melusine nicht aufschrie, nicht jammerte, nicht weinte! Nichts von dem, was sie hatte kommen sehen, was sie sich tausendmal ausgemalt hatte! Nein! Nur ein grenzenloses Erstaunen lag auf dem bleichen Gesicht, in den weit geöffneten Augen, die vor einem tiefen Abgrund zurückzuschrecken schienen.

„Ich hab's geahnt, gewußt“ . . stammelte sie endlich . . „und doch nicht geglaubt. In meiner Krankheit hat eine schreckliche Stimme mir es zugeflüstert, die schien zu lügen. Aber gestern . . . gestern im Walde, da ward mir's offenbar.“ Sie weinte still. Als Anna Frauen dann von der Dame im Schlosse sprach, die sie mit sich auf Reisen nehmen wolle, und daß man ihr selbst die Entscheidung überlasse, las ihr das Mädchen die Worte zitternd von den Lippen ab und fiel ihr um den Hals, sie ihrer Liebe und ihres Gehorsams versichernd:

„O, Mutter, wollt ihr, daß ich euch verlasse, du und der Vater? . . Ich will es euch danken . . Es ist das einzige, was zu wählen bleibt.“

Ein Stöhnen entrang sich Anna Frauen's Brust. — So schnell wandte sich das Kind von ihr? War der Geist der Mutter mit deren Nähe über sie gekommen? . . Sie sahen sich verständnislos an. Melusine glaubte, daß Anna Frauen, durch Jachim von jenem schrecklichen Ereignis unterrichtet, ihr Fortgehen wünschte, und Anna Frauen's Seele wand sich unter der Entdeckung, daß ihr die Treue da fehlte, wo sie fest darauf gebaut hatte, wie auf den Stand der Sonne

Der Abend war gekommen. Tief verschleiert eilte die Baronin nach der Mühle, aber der leichte, gehobene Schritt, die stolze, sichere Haltung verrieten, daß der Flor kein trauerndes Antlitz barg. Sie enthüllte es, als sie das Haus betrat. Anna Frauen, die ihr selber die Thür des Wohnzimmers öffnete, war betroffen von der strahlenden Frische, von dem hoffnungsfreudigen Ausdruck dieser wunderschönen Züge. Wie siegesgewiß die Baronin lächelte! — War sie sich ihres Erfolges so sicher? Hatte sie des Mädchens Herz schon gewonnen? . . Anna Frauen, die auf ihren Wunsch von den Ihrigen allein gelassen war, sah mit Erstaunen bald nach ihr auch den Kammerherrn erscheinen. Da sie daraus schloß, daß die Baronin einen Austausch unter ihnen beiden vermeiden wollte, sagte sie nach einer kurzen Begrüßung;

„Ich gehe, Ihnen Melusine zu senden. Ich habe das Kind von mir abgelöst, Baronin. Es ist nun an Ihnen, Ihre Ansprüche geltend zu machen.“ Die stille, ergebene Weise der Hausfrau schien das Mitleid der Dame zu erregen.

„Nein, Frau Lehzen,“ rief sie in einschmeichelndem Tone. „Ich will das Kleinod, das ich ihnen übergab, nicht heimlich entwenden. Bleiben Sie und hören Sie, was ich unserm Kinde zu sagen habe.“

Melusine ward gerufen. Leise trat sie ein, die Wangen von einer fahlen Blässe, die traurig blickenden Augen von Thränen gerötet; sie schien älter geworden in wenigen Stunden. Etwas unendlich Rührendes lag in ihrem weichen, verflörten Wesen.

„Melusine!“ rief die Baronin, von ihrem Anblick erschreckt. „Was ist dir geschehen?“ Es war ein zu Herzen dringender, schmerzlicher Seufzer, mit dem sie das Mädchen in ihre Arme schloß und neben sich auf das Sofa niederzog. Melusine schmiegte sich haltlos an die Trösterin, die ihr unter anmutigen Liebesungen in ihrer eigenen leichten Weise zuredete: „Wir alle haben schwere

Augenblicke zu überwinden. Sie gehen vorüber . . Glaube mir, auch was dich jetzt so hart dünkt, wirst du bald vergessen.“

„Ich nicht . . niemals!“

„Doch, doch. Wenn du dich nur entschließen willst, mit mir auf Reisen zu gehen und danach den nächsten Winter in der Residenz zu verleben. Der Kammerherr wird auch dort sein. Wie viel Schönes wirst du sehen, wie viele Zerstreuungen haben, von denen du dir nicht einmal eine Vorstellung machen kannst.“

„Ich sehne mich nicht danach,“ entgegnete das Mädchen ernst.

„Wenn du die Einsamkeit liebst, sollst du dir selbst überlassen bleiben, sollst Zeit haben, dich in die neuen Verhältnisse zu finden . . mir dein Vertrauen nach deiner Neigung schenken.“ Melusine, die sich sanft aus ihren Armen gelöst hatte, schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht gut. Ich habe gelitten, seit ich meiner Mutter etwas verschwieg. Heute endlich hat sie von Sachim erfahren, was vor meiner Krankheit geschah, was sie mir zuzog.“ Das Mädchen brach in Thränen aus.

„Du irrst. Der Bube hat seine Schande selbst bekant. Besser wäre gewesen, du und Sachim hättet früher gesprochen. Der Plan, dich nach Oldenburg zu führen, erlegt Frau Lehnen Mühe und Unbequemlichkeiten auf, während deine Nähe für mich beglückend sein wird.“

„Es fällt mir schwer, mich von den Meinigen zu trennen,“ fiel Melusine zagend ein.

„Auch das wird überstanden und bald vergessen werden. Diese edle, schlichte Frau, die du deine Mutter nennst, war vor allen berufen, dich zu erziehen. Nun du die Kinderschuhe abgestreift hast, darfst du höher streben. Sie wird dich segnen, denn ihr ist Freude aus deinem Dasein geflossen, eine Freude, um die ich mich deinetwegen betrog . . Ich habe mich beraubt, geopfert, um deine Kindheit zu behüten.“

Melusine sprang von ihrem Sitze auf. In höchster Erregung abwechselnd den fragenden Blick auf Anna Frauen und die Baronin richtend, rief sie aus: „Beraubt, geopfert? Was will das sagen? Quält mich nicht länger. Sprecht!“ Doch beide Frauen schwiegen von zu vielen Empfindungen bewegt. Nun nahm der Kammerherr mit einer an ihm seltenen Würde das Wort:

„So wisse, Melusine, die Baronin ist deine Mutter . . Da die Verhältnisse erheischten, daß sie sich von dir trennte, hat sie dich in früher Kindheit der Müllerin anvertraut. Jene hat dich geboren, diese dich erzogen. Und so gehörst du beiden an.“

Melusine schien zu wanken. Langsam näherte sie sich der Baronin, die sie zärtlich umfing und küßte, indem sie unter Thränen ausrief: „Mein liebes, einziges Kind!“

„Sei der Müllerin dankbar,“ sprach der Kammerherr weiter, „aber da sie dich lassen will, folge der Baronin. Wir beide vereint wollen dich in die Welt führen, der du entstammst.“

„Komm' mit mir,“ bat die Baronin. „Ich will dir jeden Wunsch erfüllen, dich auf Händen tragen. Noch begreifst du nicht einmal, wie groß deine Zukunft ist. Man wird dich umschmeicheln, vergöttern, und du selber wirst, dir erst deines ganzen Wertes bewußt, mit Mitleid auf diesen Kindheitstraum zurückblicken. Du wirst eine vornehme Verbindung eingehen, über Reichthümer gebieten und eine Welt zu deinen Füßen sehen.“

„Giebt man in deiner Welt die Kinder fort, wie du mich?“ fragte das Mädchen in ihrer alten, wilden Weise. Die Baronin fuhr zurück.

„Klage mich nicht an!“ rief sie in einem wahrhaft mütterlichen Tone. „Du wirst einst meine Handlungsweise begreifen, wenn auch niemals meinen Schmerz. Verzweiflungsvoll habe ich mich von dir gerissen, weil es sein mußte.“

„Du arme Mutter!“ hauchte Melusine, sich zu ihr neigend.

„Hätte ich es nicht gethan, wahrlich, ich wäre dir die beste Mutter gewesen. Von nun an will ich alles nachholen, was ich an Liebesbeweisen versäumt, mir so viele Jahre versagt habe.“

Anna Frauen, die in einer kleinen Entfernung von ihnen stand, trat unwillkürlich einen Schritt zurück, um sich an einen Stuhl zu lehnen. Sie litt unfählich unter dem Eindruck, daß Melusine dem Einfluß der Baronin hingegeben schien. Des Kindes Blick hing an ihrem Munde, der sich nicht genug thun konnte an Versprechungen und Bärtlichkeiten. — Im nächsten Augenblick war es Anna Frauen vielleicht auf immer verloren!

„Bedenke,“ sprach die Baronin endlich. „Die einzige Rettung vor dem Frevler, der dich umgarnte, findest du bei mir. Nicht einmal ein Gedanke der Vergangenheit wird sich an dich heranwagen, sie wird dir entschwinden, wie du ihr.“ Melusine verneinte stumm.

„Wie ein Fremdling bist du hier aufgewachsen, und dieser Boden, wahrlich, steht dir nicht an. . . Nimm einen höheren Flug. O komm! — Nur ich bin im Stande dich zu schützen, mit Hilfe des Kammerherrn bin ich es.“

„Wer, wer ist mein Vater?“ kam es leise von Melusinen's Lippen. Schnell antwortete die Nixe.

„Frage nicht danach. Niemals! Dein Vater ist tot, das wisse! Nicht mehr! Einmal hat er dich gesehen, und er — er hat nicht gewollt, daß ich dich dem dunklen Bürgergeschickal entrisse; einen so günstigen Eindruck hatte deine Umgebung auf ihn gemacht. Könnte er dich heute sehen, so würde er anders urtheilen, denn du bist geschaffen, auf den Höhen des Lebens zu glänzen.“

Noch immer schwieg das Mädchen, während die Baronin sicherer fortfuhr: „Dem Bande, das uns vereinigt, gleicht nichts an Kraft und Stärke. Glaube mir, ich hätte dich an dein stürmischen Morgen nicht allein fahren lassen. Auch Anna Frauen hätte besser acht auf dich gehabt, wenn sie deine Mutter wäre.“

Melusine stieß einen leisen Schrei aus, indem sie sich Anna Frauen näherte. Diese stand mit gesenktem Kopfe; sie hatte sich selber angeschuldigt, tief und schwer. Sich in traurige Gedanken verlierend, hob sie den Blick nicht wieder auf. Der letzte Blutstropfen schien aus ihrem Gesicht gewichen. Eine Pause

trat ein, während der man Melusins tiefe Atemzüge wie Seufzer hörte. Auch sie stand regungslos, die Arme auf der Brust gekreuzt, die Haare wie von Angstschweiß feucht, in einer furchtbaren Erschütterung ihres ganzen Seins. Die Baronin erhob sich leise, streckte ihre beiden Hände aus und zog das wartende Mädchen zu sich heran. Melusine widerstand nicht länger. Die Baronin hatte gewonnen. Die feste Überzeugung davon lag in ihrem Ton, wie sie frei und rücksichtslos weiter sprach:

„Anna Franken hätte dich anders geliebt, dich besser gehütet. Wenn sie deine Mutter gewesen wäre, hätte sie dich nicht in die Arme jenes brutalen Unholdes fallen lassen.“

„Still, still!“ fiel Anna Franken wie gemartert ein. „O, nennen Sie das nicht. Mir bricht das Herz, daran zu denken, mir bricht das Herz, davon zu hören.“ Ihre weiche Altstimme klang wie Orgelton in den lockenden Discant der Nixe hinein. Als Melusine diese Stimme hörte, folgte sie ihr wie einem Rufe in der Wüste. Liebe, Vertrauen, alles, was das reinste Entzücken der Seele ausmachen kann, verklärte plötzlich ihr blasses Gesicht.

„O Mutter, meine Mutter,“ rief sie aus, sich mit einem lauten Schrei an Anna Franken's Brust stürzend. „Dein bin ich, dein bleibe ich auf immer! Du empfindest meine Schmach wie ich . . . dir, dir allein fühle ich mich gleich.“

„Und was hast du mir zu sagen?“ fragte die Baronin zwischen Schmerz und Born.

„Ich . . . ich will dich lieben, dein gedenken, für dich beten. Denke auch du meiner. Aber wenn du mich lieb hast, sprich nie mehr davon, mich von meinen Eltern zu trennen.“

Das letzte Wort war gesprochen. Die Baronin küßte das Mädchen, das weinend ihre Zärtlichkeit erwiderte, gab Anna Franken stumm die Hand und ging von dannen. Auch der Kammerherr empfahl sich schweigend. Vor dem Seitenwege nach dem Schlosse begegnete ihnen Rainer. Als er grüßte, hob die Baronin den Schleier; ihm ihr thränenfeuchtes Gesicht zuwendend, rief sie aus:

„Nehmen Sie meinen Dank für sich und Anna Franken und mein Lebewohl . . . O, die Zigeunerin hat wahr gesprochen. Mir blieb das reinste Glück versagt. Gedenken Sie noch jenes schönen Sommertages? Herr Rainer Lehnen, gedenken Sie noch der Jugendzeit? . . . Sagen Sie Anna Franken, daß Sie die Nixe getroffen haben, heute zum letztenmal. Wir sehen uns nicht wieder.“ Wie bitter das auch aus dem schönen Munde klang, es weckte in ihm die Erinnerung an einen kurzen, wunderbaren Traum. Die Baronin reichte ihm ihre Hand, die er nicht ohne Nührung in der seinigen hielt; sie ließ sie ihm in der Erwartung, daß er sie küssen werde. Er unterließ es. Mit einer tiefen Verbeugung schied er von ihr.

Rainer kehrte zu seinem Weibe zurück, wohl wissend, wie froh ihr das Herz sein mußte. Es drängte ihn, diesen Augenblick mit ihr zu teilen.

„Mein Rainer,“ rief Anna Franken ihm entgegen, „wie reich gesegnet ist dein Haus! Ich bin glücklich bei dir gewesen auch im tiefsten Leide. Dir zu

Liebe hätte ich sogar den Abschied von dem Kinde ertragen. Gott hat uns davor bewahrt. Der Tag, der so schwer begonnen, ist der schönste meines Lebens geworden. Laß uns diesen Tropfen Himmelseligkeit dankbar mit einander genießen!"

Nie war ihr Auge leuchtender, nie ihre Schönheit edler gewesen als in diesem Augenblick einer übermächtigen Erregung. Auch Rainer empfand ein hohes Glücksgefühl im Besitz seines Weibes und seiner Kinder.

"Die Nixe läßt dich grüßen," sagte er, die eigene Bewegung niederdrückend. "Sie sprach von der Jugendzeit. Mich dünkt, es ist nicht lange seitdem. Deine Wangen sind noch immer ein wenig zu rot und deine langen Zöpfe zu dunkel für eine nordische Müllersfrau, aber mir hat's nun einmal so gefallen." Sie lachte. Das hatte er gewollt, denn die Freude lag so überirdisch auf ihrem glühenden Gesichte, daß es ihn wie Angst um sie ergriff.

Nicht lange darauf wurde ihr Gespräch durch Herrn Normann unterbrochen, der um eine kurze Rast in der Mühle bat. Er befand sich mit dem Wanderstab und dem Täschchen ausgerüstet auf der Rückkehr von einer Fußreise. Seine Gegenwart legte den Müllersleuten einen gewissen Zwang auf, der die Gemüter beruhigte. Man bat ihn, das Abendbrot mit der Familie einzunehmen. Nachdem die Müllerin hinaus gegangen war, es zu beordern, und Herr Normann sich mit den kurzfristigen Augen in allen Ecken des Zimmers umgesehen hatte, sprach er zu Rainer:

"Ich weiß, was sich zugetragen hat. Der Aktuar, den ich unterwegs traf, hat mich von der Schändlichkeit in Kenntniß gesetzt. Kann ich Ihnen in irgend etwas nützen, so verfügen Sie über mich." Rainer dankte ihm für seinen guten Willen und erzählte ihm von dem Plan, seine Frau und Tochter morgen nach Didenburg zu bringen. Der Kandidat schien davon betroffen.

"Wozu," meinte er, "der Sache so viel Beachtung geben? Lassen Sie den Leuten ein gutes Stück Geld bieten, um sie zur Ruhe zu bringen. Besser noch, Sie verpflichten sie, sich zu entfernen."

"So denke ich auch," versetzte Rainer. "Doch handelt es sich darum, dem Kinde die Sache verborgen zu halten und mehr noch meine Frau vor aufregenden Eindrücken zu schützen. Ihre Gesundheit schien diesen Morgen dadurch gefährdet. Melusine wird kaum die Niederträchtigkeit in ihrem ganzen Umfang verstehen."

"Herr Lehzen," sagte der Kandidat, einem plötzlichen Impulse folgend. "Wenn Sie meinen, daß mein Dazwischenkommen . . . daß ich, ach, ich bringe es nicht heraus! Ich habe mich so gesehnt den Krieg mitzumachen. Wahrhaftig, ich hätte leichteren Herzens vor den Duppeler Schanzen gestanden . . . als ich nun vor Ihnen stehe, Ihnen zu sagen, was mich bewegt, mich herführt . . . Ich habe Melusine stets sehr gern gehabt, mit vielem Interesse beobachtet, habe sie immer mehr bewundert. Nun ihr Unglück naht, empfinde ich erst, wie teuer sie mir ist, nun erst ist es mir wie Schuppen von den Augen gefallen, daß ich sie liebe . . . Wenn ich nun auch keinerlei Vorzüge habe" . . .

„Lieber Herr Normann,“ fiel Rainer ein, „lassen wir das. Sie machen mir keinen Heiratsantrag, nicht wahr? Und dem Kinde auch nicht, denn das ist noch zu jung.“

„Nein, nein . . . Ich mache überhaupt keinen. Gewisse Mädchen, oder vielmehr ein gewisses Mädchen ist ein Engel, viel zu gut für mich. Es war ja nur ein Nöblein der Thorheit, das ich geritten habe. Wie könnte ich dieses herrliche Kind beanspruchen wollen. Verzeihen Sie, daß ich so etwas auch nur andeuten konnte. Ich hatte einen Augenblick gedacht, daß eine . . . nun eine Verlobung am besten über die peinliche Sache hinweghelfen könnte, und hatte ganz vergessen, daß ich ein sonderbarer . . . haha, ein sonderbarer Bräutigam wäre.“ Herrn Normann's Lachen gefiel dem Müller nicht. Diese Selbstironie schien von starken inneren Kämpfen Zeugnis abzulegen.

„Warum denn?“ sagte Rainer gutmütig. „Ein redlicher, tüchtiger Mann wie Sie soll ein gewisses Selbstbewußtsein haben.“

„O nein. Sagen Sie mir einmal, lieber Herr Lehren — ich lege so viel Wert auf Ihr Urteil — haben Sie meine Predigten nicht oft unbefriedigend gefunden, künstlich, steif, gefühllos? Wie soll ich es nennen? Vermißten Sie in ihnen nicht den Ausdruck eines wahren, tiefen, reinen Glaubens?“

„Herr Normann, Ihre Frage erschreckt mich. Ich finde Ihre Predigten sehr gut und die ganze Gemeinde ebenso; wir alle wissen, daß Ihr Leben und Wesen durchaus christlich sind. Hängen Sie um Gottes willen nicht solchen Grillen nach. Das Beste für Sie würde sein, so schnell wie möglich in ein Amt zu kommen.“

„Vielleicht wäre es das. Aber wie lange werde ich noch Kandidat sein müssen, wenn ich so manche verdiente Leute sehe, die vor mir stehen. In Schleswig treten Dänen ein, und wir haben einen Überfluß von Theologen, denen nichts übrig bleibt als den Schulmeisterrock anzuziehen, bis sie in weißen Haaren auf die Kanzel kommen.“

„Bemühen Sie sich um die Spitalpfarre, welche der Kammerherr vergiebt. Der wird Ihnen günstig sein. Von da gehen Sie nach und nach vorwärts . . . bis zum Superintendenten.“

Rainer suchte mit freundlichen Scherzen den Ausdruck stiller Verzweiflung von Herrn Normann's redlichem Gesichte zu vertreiben, aber dieser wich erst, als Melusine eintrat. Das Mädchen trug einige Speisen auf, ohne sich in das Gespräch der Männer zu mischen, das schnell eine andre Wendung genommen hatte.

„Herr Normann ist eine treue Seele,“ sagte später, als sie allein geblieben waren, Rainer zu Anna Frauen. „Denke dir, um uns aus der unangenehmen Lage zu befreien, ist es ihm eingefallen, Melusine heiraten zu wollen.“

„Es ist nicht darum allein,“ erwiderte sie. „Ich habe diese Neigung entstehen sehen. Auch Melusine äußert sich, seit sie älter geworden ist, auf das günstigste über ihn. Mir würde er mit seinen wahrhaft vortrefflichen Eigenschaften kein unwillkommener Bewerber sein . . . um so weniger, da ich fürchte, daß die

Kinder unbewußt einander anziehen . . . Eine Verbindung zwischen ihnen aber" . . .

„Anna Frauen, wie kommst du zu einer solchen Vermutung? Eine Verbindung zwischen ihnen, die als Geschwister aufgewachsen sind, ist ganz ausgeschlossen, ganz unmöglich.“

„Mehr noch,“ hauchte sie, „diese Verbindung würde mir unerlaubt, ja unsittlich erscheinen. Ich könnte mich nie entschließen darin einzuwilligen . . . Hoffentlich täuschte mich mein Argwohn und wird Gott unsre Kinder vor einer solchen Verirrung bewahren. Laß uns ihm danken für das Glück dieses Tages.“

So Sprechend faltete Anna Frauen die Hände: „Wie meine Pulse schlagen, wie heiß mir ist,“ sagte sie plötzlich . . . „Der Tag hat mir zu viel Aufregung gebracht. Wir wollen die Ruhe suchen und unsre Sorgen Gott befehlen.“

Aber als sie aufstand, wankte sie und fiel zurück. „Was ist mir denn?“ rief sie aus, ihre Hand nach Rainer ausstreckend. „Es wird mir dunkel vor den Augen. O, Rainer!“

Eine seltsame Starrheit kam ganz allmählich über sie. Rainer rief um Hilfe. Man schickte zum Arzt. Noch vor dessen Ankunft kehrte ihr das Bewußtsein zurück, aber sie gab nur Zeichen von sich, ihr fehlte die Sprache. Rainer, der sie in seinen Armen hielt, sprach nur immer wieder: „Mein Weib, mein einzig liebes Weib!“

Auch die Kinder umstanden sie angstvoll. Sie weinten leise, da sie fühlten, daß ihrem Leben Gefahr drohe. Der Arzt, der bald zur Stelle war, bestätigte das Schonend; er ordnete lindernde Mittel an, doch schien die Kranke deren kaum zu bedürfen, da ihr Zustand kein Leiden ausdrückte. Ein Nervenschlag hatte sie getroffen. Sie lebte noch mehrere Stunden. Dann schlummerte sie still hinüber. Kein Mißton erklang bei ihrem Scheiden; sie flüsterten ihr ihre Liebe zu. So erntete sie, was sie gesät hatte, und kampflös schied das reine, große Herz aus dem Leben . . .

VII.

„So ist sie hingegangen, die Mutter des Hauses und der Armen, die edelste und treueste der Frauen, hilfreich und selbstlos hat sie unter uns gewandelt, ein Muster aller Tugenden und vor allen jener größten christlichen Tugend, der Demut, die sich nimmer ihres Verdienstes rühmen will. Auf der Höhe des Lebens, unberührt von Krankheit und Alter, ist sie herrlich und fleckenlos zum Himmel zurückgekehrt, und wenn doch vor Gott ein Fehl an ihr gewesen, so ist er ausgelöscht durch die Thränenflut, die um sie vergossen wird . . .“

Wie von einem höheren Geiste erfaßt, hatte Herr Normann am Sarge der Müllerin gesprochen. Es mochte ihm nichts als das richtige Selbstvertrauen fehlen, um ein ebenso hervorragender Redner zu werden, wie er ein Gelehrter war. Aber die Zweifel an sich selber untergruben seine Kräfte. Als ihm bald darauf der Kammerherr die Spitalpfarre anbot, war er überrascht, gerührt — und schwankte doch das Amt zu übernehmen. Der Müllersfamilie war Herr Normann sehr nahe getreten in der schweren Zeit, wo der Wert seines treuen, teil-

nehmenden Herzens sich erst ganz offenbarte. Besonders Zachim hatte sich fest an ihn geschlossen, den kindischen Widersinn durch doppelte Freundschaft löhndend.

Wohl bedurfte der arme, junge Mensch, dem plötzlich alles genommen schien, eines Haltens. Unzugänglich fast zeigte sich der von einer tiefen Schwermut erfaßte Vater. Mit der Mutter zugleich war ihm die Geliebte entschunden. Denn Rainer hatte, seinen Plan ändernd, Melusine zum zweitenmale der Predigerfamilie in Hamburg übergeben, wo sie bleiben sollte bis nach der Abfindung der Heidgrabenleute. Auch ohne von dieser Sache eine Ahnung zu haben, hatte Melusine sich willig seiner Anordnung gefügt, nachdem sie die wiederholten Anträge der Baronin mit Widerwillen zurückgewiesen hatte, durch ein vorwurfsvolles, grollendes Wesen verrathend, daß sie ihr die letzten Worte gegen Anna Franken nicht vergeben. Allen Vorstellungen der Baronin gegenüber hatte sie fest erklärt, daß sie für immer den Ihrigen und der Heimat angehöre, wie es ihr Vater für sie gewünscht habe.

Wenn auch der Kammerherr sich als Richter unparteiisch verhalten mußte, lag es doch in seiner Macht, den Gang der von den Heidgrabenleuten eingeleiteten Klage zu verzögern, um Rainer Lehnen's Anwalt Zeit zu außergerichtlichen Verhandlungen zu geben. Sene Leute verlangten, von dem Winkeladvokaten angestiftet, eine beträchtliche Summe, wohl wissend, daß der Müller eher jedes Opfer bringen werde, als eine solche Sache an seine Tochter herankommen lassen. Ihre Forderung ward schließlich bis zur Hälfte eingeräumt, unter der Bedingung, daß sie sich in einem Umkreise von zehn Meilen von der Wischmühle entfernt hielten, wo sie das Geld innerhalb acht Jahren in vier Raten ausbezahlt erhalten sollten.

Die Vereinbarung trat mit dem Tage der ersten Abzahlung in Kraft. Zachim, der das Geld auf dem Ante abgeliefert hatte, nach dessen Empfang die Heidgrabenleute verpflichtet waren, sofort abziehen, ritt von dort nach einem benachbarten Dorfe, um Korn einzukaufen. Da des Vaters Mutlosigkeit andauerte, hatte er sich der Geschäfte angenommen, in rastloser Arbeit Betäubung für sein großes Leid suchend. Auf seinem Heimwege passierte er das verlassene Heidhüttchen, dessen einziges Fenster im Winde hin und her schlug.

Gedankenvoll sah er auf die leere Hütte. — Dort hatten seine Feinde gehaust, dort waren die Schändlichkeiten erlitten, die sein Leben so schwer betroffen hatten. — Das war vorbei . . . So mochte andres vorübergehen, gutes und böses, vielleicht auch das Erhabenste, das Höchste, was ihm die Seele bewegte. Ertrug er nicht die härtesten Prüfungen, die ein Mensch ertragen konnte — und ging um Korn zu handeln und arbeitete täglich um irdischen Gewinn wie kurz zuvor, da sein Leben reich und glücklich war? . . . Würde er einst vergessen und doch weiter leben, wenn seine Seele die Pein verwunden hatte, um das, was andern höchstes Glück gewährte?

„Halt,“ tönte es plötzlich hinter ihm. „Willst du dein Glück zurückkaufen? Willst du den Talisman?“ Die Heidgrabenhere drängte sich dicht an die Seite

feines Pferdes, eine matt glänzende Münze in ihren braunen Fingern zu ihm empor haltend.

Er mußte ihr einen furchtbaren Blick zugeworfen haben, denn sie schrie laut und gellend:

„Töte mich nicht! Wir wandern noch in dieser Stunde fort . . . Höre, höre, was ich dir zu sagen habe,“ sprach sie, den Zügel des Pferdes ergreifend, schnell und hastig weiter: „Laß dir danken für den Zehrpennig, den du uns nicht aus gutem Herzen reichen ließeßt. Das Silberstück hier wirst du lieber bezahlen, nicht wahr? Du glaubtest doch selber nicht, daß ich so dumm war, den Thaler einzuschmelzen. Nein. Ich habe ihn für dich aufgespart, bis du ihn nötig haben könntest. Was giebst du dafür?“

„Laß ab von mir!“ rief Zachim finster, während sein Blick wider seinen Willen von dem trüben Schein der Münze angezogen ward. „Berunreinigt ist, was du berührst.“

„Willst du es nicht . . . oder willst du's? Und wofür?“ — Er hätte das Silberstück ergreifen, hoch vergüten mögen, aber das Weib mit den nachtschwarzen, stechenden Augen erschien ihm wie der Hölle entfendet. Der Gedanke an ihren Frevel gegen die Seinigen durchzuckte ihn mit wilder Glut; ihm graute vor ihrer Hand. Noch war er sich nicht bewußt, was er im nächsten Augenblicke thun würde, als er ihr schon mit der Peitsche drohte, worauf sie erschreckt den Zügel los ließ. Aber sie mußte seine Stimmung besser als er verstehen, denn sie rief ihm hartnäckig zu:

„Hast du dich recht besonnen? Ich glaube, du schätzest die Münze. Wenn du auch ihren Wert dem Mädchen, das du deine Schwester nennst, nicht eingestehen wolltest, warst du doch zu feige, ihr den Verlust zu bekennen . . . Haha, ich habe euch belauscht, damals unter der Grafeneiche, als du ihr das alte Märchen wiederholtest, das niemand wissen kann. Wer kennt denn die feinen Triebfedern alle, die es von ferne einleiteten und zum blutigen Ende führten? . . . Ich habe euch belauscht und belacht, — wie ich dich heute belache.“ Das teuflische Hohn-gelächter, das Zachim und Melusine durch den Wald verfolgt hatte, schlug ihm flirrend an das Ohr . . . Soll ich dir erzählen, was ihr seid? Heimliche Liebesleute seid ihr!“

Jetzt traf sie ein Schlag. Er hatte das nicht gewollt . . . Ein Weib schlagen! Nein! Doch hatte er's gethan. Die Heidgrabenherrin fuhr zornig auf.

„Du toller, wutblinder Bursche! Da . . . Da verschwinde dein Glück auf der Heide!“ In einem weiten Bogen warf sie das Silberstück in die Ferne. Zachim ritt weiter. Als er noch einmal zurückblickte, sah er zwei gebückte Gestalten eifrig suchend über die braune Heide huschen . . .

Frau Elisabeth war gleich nach Anna Frauen's Tode als eine alte, aber nicht minder streitbare Wirtin nach der Wischmühle zurückgekehrt. Was aus dem lustigen Rainer geworden war, das begriff sie nimmer, eine so innige Trauer schien ihr schwachherzig. Wenn sie ihm riet, Melusine zurückkommen zu lassen, lehnte er es unter dem Vorwande ab, daß der Aufenthalt, so lange er sich nicht

mehr in sein Schicksal gefunden, für ein junges Mädchen zu traurig sei, ihr den wahren Grund, daß er Melusine von Zachim entfernt halten wollte, verschweigend.

Als einige Monate hingegangen waren seit dem Tode Anna Frauen's, begann Frau Elisabeth zu mahnen, daß ihr die Haushaltung schwer falle, daß sie sich nach dem Abschiede sehne, daß es Zeit sei, sich nach einer jüngeren Wirtschaftlerin umzusehen. — Zachim müsse heiraten, meinte sie, wenn nicht . . . Rainer nach Ablauf der Trauerzeit selber daran denken sollte. Der fuhr sie heftig an, wie sie ihn noch nie gesehen hatte. Aber Frau Elisabeth ließ sich so leicht nicht aus dem Felde schlagen.

„Nun, nichts für ungut!“ sagte sie in ihrer gewohnten Gleichmütigkeit. „Der Graupenmüller war nicht viel jünger, als er Köfche nahm, und es ist die ersten Jahre sehr gut gegangen, wäre wohl auch so geliebt, wenn sie nicht ihren eigenen Kopf aufgesetzt hätte. Übrigens finde ich immerhin besser unglücklich verheiratet zu sein als gar nicht.“ Rainer erörterte den Punkt nicht mit ihr. Das verdroß die Alte. — Er hatte es nach ihrer Ansicht, wie schon in der Kindheit, noch immer „hinter den Ohren“, er hatte „einen im Sinn“, denn es mußte wohl seine Schuld sein, daß sie niemals einen unterhaltenden, kleinen Disput mit ihm haben konnte. Eine Zeit lang hatte es geschienen, daß der See ihr dazu verhelfen würde; aber mit dessen Trockenlegung war auch diese Hilfsquelle verlegt.

Doch mochten ihre Worte in Rainers Gedächtnis geblieben sein. Einige Tage später sprach er Zachim den Wunsch aus, daß er heiraten möge und die Oldenburger Mühle übernehmen, die jetzt, in einen einträglichen Besitz verwandelt, ihn ohne Anna Frauen nicht mehr anzog. Rainer erwähnte dabei weder seiner Absicht, danach Melusine zurück zu berufen, noch seiner großen Sehnsucht nach dem Mädchen.

Nun nannte Zachim selber ihren Namen. Zagend sprach er dem Vater alles aus, was ihm das Herz bewegte, da er sich in der letzten Zeit zuweilen gefragt hatte, ob andre seine Liebe nicht günstiger beurteilen möchten, als er es bei ihrer ersten Entdeckung gethan. Mit Schrecken hörte ihn Rainer, und ihm den Verdacht, die Sorge und die eigenen Worte der Mutter über diese Reigung mittheilend, schnitt er ihm jegliche Hoffnung ab.

„Es bleibt dir nichts übrig, als zu vergessen,“ schloß er seufzend seine Rede. „Ebenso wenig wie die tote Mutter in diese Verbindung willigen kann, werde ich die notwendige väterliche Zustimmung dazu geben . . . niemals meinen Segen.“

Furchtbar fühlte Zachim die Gewalt dieses Arguments, das stark war wie seine Liebe. „O Mutter, Mutter!“ schluchzte der ungestüme junge Mensch wie ein verlassenes Kind.

„Reiße eine Reigung aus dem Herzen, die das Licht des Tages scheuen muß, die von deiner Mutter gefürchtet und ungesegnet war. Bei ihrem Andenken, bei allem, was dir heilig ist, verpflichte ich dich, sie nie gegen Melusine

zu äußern, die Nähe des Mädchens zu fliehen, jeden Gedanken an eine Heirat mit ihr auf immer verbannend . . . Damit ich selber nicht schwach werden kann, schwöre ich vor Gott und deiner Mutter, niemals darin einzuwilligen.“

So war der Stab gebrochen über seine Liebe. Die größte Macht, die es für ihn gab, hatte sie verworfen. Zachim bat den Vater, ihn zunächst auf einige Jahre in die Ferne ziehen zu lassen. Nachdem Rainer das zugegeben hatte, rüstete sich der Sohn zu einem baldigen Aufbruch.

Zum letztenmale saßen sie ernst und stumm beieinander, jeder von ihnen wehmütigen Gedanken nachhängend.

„Laß Melusine heimkehren, Vater,“ sagte Zachim endlich. „Und Sorge dafür, daß sie fort sei, wenn ich wiederkomme. Ich stehe nicht für mich ein.“

Rainer erwiderte schonend: „Herr Normann hat zum zweitenmale um sie geworben. Noch hat er sich nicht über die Annahme der Spitalpfarre erklärt, mir aber gesagt, daß er sie davon abhängig mache, ob er Melusines Hand gewinnen könne. Im entgegengesetzten Falle verzichtet er.“

„Herr Normann?“ rief Zachim trotz seiner früheren Eifersucht auf ihn höchst überrascht. „Unmöglich, Vater.“

„Warum denn? deine Mutter hätte es gern gesehen.“

„Vielleicht . . . Aber Melusine, es handelt sich doch um sie; sie denkt nicht an ihn.“

„Wie?“ rief Rainer außer sich, „du hast doch dem Mädchen nichts gesagt?“

„Rein . . . Und doch meine ich, es könne nichts so Großes, so Heiliges in mir leben, wenn sie nicht unbewußt einen Teil daran hätte. Laß mich noch einmal zum Grabe der Mutter gehen und beten, daß mir Ruhe werde; um Sinnesänderung zu beten, fühlt mein Herz zu heiß.“

Mit Thränen schieden sie von einander. Auch Rainer war einmal hoffnungslos in die Welt gezogen, in die Rheingegend und nach der Schweiz, und allem Schein zum Troß hatte endlich seine Neigung zu einem glücklichen Ziel geführt. Wie anders Zachim! Er wanderte denselben Weg ziellos und trostlos, das dürre Kraut der Vergessenheit zu suchen, das ihm zu finden graute.

Um seine Ausstattung zu besorgen, blieb Zachim einige Tage in Hamburg. Dort traf er den Kammerherrn, der ihn freundlich anrief und nach seiner Schwester fragte. Zachims Antwort, daß er nicht Zeit habe sie aufzusuchen, wollte jener nicht gelten lassen, sondern forderte ihn dringend auf, ihn auf einem Besuche bei der Pröpstin, die eine geborene Adlige und des Kammerherrn Jugendfreundin war, zu begleiten. Zachim lehnte das ab und sah ihm dann, als er gegangen war, sinnend nach. — Einmal hätte er Melusine noch sehen können, tönte es in ihm. Sich im nächsten Augenblicke in Gedanken wortbrüchig gegen den Vater scheltend, schlug er eine entgegengesetzte Richtung ein. — Wenn er ihr begegnen könnte! dachte er dann wieder. Ein Mädchen in Trauerkleidern kam daher; sie war es nicht. Aber eine schwache Hoffnung weckte die Erscheinung in ihm, daß er sie treffen könne, und diese Hoffnung schürte so sehr den Wunsch in ihm, daß er sie endlich auf seinem Wege verzweiflungsvoll wie eine Verlorene suchte.

Seine Kleider waren bestellt und die übrigen Sachen noch den folgenden Tag zu kaufen. Ihn hinderte nichts, vorwärts und immer vorwärts zu dringen. Weit umher irrte er durch vornehme Straßen und düstere Gassen, über die Ballanlagen vor das Thor, an die Elbe und wieder dahin zurück, von wo er ausgegangen war. Er fand sie nirgend. Doch barg dieser unendliche Steinhafen die Eine, das herrliche, blasse Mädchen im Trauerkleide, das er suchte. Immer lebendiger stieg ihr Bild vor seiner Seele auf; er sah sie, er sprach mit ihr, er nahm einen herzbrechenden Abschied für das Leben von ihr. Er verträufelte sie auf eine andre Welt, in der sie sich dereinst angehören dürften, er hörte sie sprechen. Aber was hatte sie gesagt? Das vernahm er in demselben Augenblick nicht. Die Seufzer des Windes hatten ihn getäuscht.

Es war dümmrig geworden. Zachim stand auf dem Kirchplatze. — Warum sollte er, im Begriff auf immer von ihr zu gehen, sich den Trost verlagen, noch einmal in ihrer Nähe zu weilen? Er wollte sie nicht auffuchen, nicht sehen, nur denken, daß nichts weiter als die düstere Mauer des alten Hauses sie von ihm trennte. Wie es sich an die Kirche drängte und wie eng eingeschlossen diese wieder von dem unregelmäßigen Kreis hundertjähriger Häuser war, hinter denen die schwarzen Gewässer der Flethe blinkten! Ganz abgehoben von dem Geräusche der belebten Straßen lag der Platz still und verlassen. Er trat in den Schatten, um unentdeckt das ihm bekannte Predigerhaus zu beobachten. Die Lage des Wohnzimmers zu ebener Erde war ihm nicht fremd. Große, blühende Pflanzen, welche dort in doppelten Reihen das Fensterbrett besetzten, verhinderten den Einblick fast, ohne die Rouleaur, die jetzt herabgelassen wurden. Es waren Landschaften darauf abgebildet mit Kühen und Hirten im Vordergrund, welche die Höhe hinauf kletterten, schwindelnde Pfade durch Hütten bezeichnet, deren Dächer große Steine preßten, wie im Gebirgsland, das fehlte. Er würde nichts mehr sehen, dachte Zachim seufzend, aber er wollte doch bleiben und warten, ob Melusine nicht einmal über den Flur ginge, der im Schein einer kleinen Lampe durch die beiden Fenster seitwärts der Hausthür seinen Blicken offen lag.

Das Warten verdroß ihn nicht. Zum erstenmale kam nach langer Zeit eine gewisse Ruhe über ihn. Die Wohnstubenfenster wurden heller; augenscheinlich war eine Lampe näher dahin gestellt. Jetzt sah er einen Schatten zwischen den Landschaften der Vorhänge auftauchen, deren Zeichnung davor verschwand. Es war ein feiner, ovaler Kopf von einem tadellosen Umriß; dem reichen Flechtenschmuck entsprangen überall am Ansatze des Haars anmuthige Löcherchen. O, es war die Eine, die ihm endlich nahe war. Wo hatte er nur die Augen gehabt? Hier im Schattenbilde sah man ihre wundersame Ähnlichkeit mit der Nixe. Ja, an sie hatte er vor Melusine fast gedacht. Der Ausdruck ihres Gesichtes nur, der ernster und kindlicher war, die höhere Gestalt, die Haltung und die Bewegungen, in denen sie Anna Frauen glich, hatten das verbergen können. Die Sterne funkelten schon, und Zachim stand noch immer da, in seinem Herzen von ihr Abschied nehmend.

Plötzlich klopfte ihm jemand auf die Schulter.

„Sie kommen ohne Zweifel hierher zum Thee, wie ich. Gehen wir zusammen.“ Der Kammerherr streckte in einer seiner Herablassungsstimmungen seinen Arm in den des jungen Müllers und zog ihn mit sich, dessen schwaches Widerstreben mit einem leichten Druck überwindend.

Den Flur im Pastorat, das schwälende Lämpchen, die hölzernen Bänke an den Wänden, zu jeder Seite die gewundenen Treppen, auf deren ersten Absatz die Wohnräume lagen — Zachim sah es wie im Traum. Eine ältliche Dienstmagd führte sie unangemeldet in das Zimmer, dessen Fenster Zachim von außen betrachtet hatte. Während der Kammerherr die Pröpstin mit großer Redege wandtheit begrüßte, erhob sich Melusine, um weiter vorzutreten. Der Kammerherr wandte sich dann an sie. Ihm fehlte es nie an freundlichen Worten. Heute verlangte er scherzend ihren Dank dafür, daß er den wilden jungen Müller gegen seinen Willen hereingebracht habe. Zachim, den die Dame des Hauses jetzt aus dem Hintergrund des Zimmers hervorzog, wo er unwillkürlich zurückgeblieben war, fand sich plötzlich Melusine gegenüber. Erblichend schritt sie auf ihn zu und reichte ihm ihre Hand, die er stumm ergriff. Sie waren beide keines Wortes mächtig. Dann fanden sie sich. Melusine fragte nach dem Vater, nach Frau Elisabeth, nach seinen Plänen, doch schien sie durch seine Nähe beängstigt. Mitten in der lebhaften Unterhaltung, die der Kammerherr mit der Hausfrau und anderen anwesenden Personen führte, verabschiedete er sich bald, den Kammerherrn in der Gesellschaft zurücklassend.

Zachim stand wieder draußen und freute sich seiner Tapferkeit. — Er hatte seinem Vater Wort gehalten. Nun konnte er hinausziehen in die Welt und vergessen. Melusine war das Haus wieder frei, sie würde heiraten, Herrn Normann oder einen andern, der ihn verdrängte, wenn sie ihn überhaupt gern hatte. Mehr verlangte er nicht. Was er empfand, reichte nach seiner Meinung für beide aus. Noch gehörte sie keinem andern, war sie ein unbeschriebenes Blatt wie das weiche, zarte Lindengrün, das sich zur Seite des Hauses bis an das Erkerfenster dort oben sehnsuchtsvoll nach dem Himmelslichte reckte. Ein Pförtchen neben dem Hause, schmal und spitz mit scharfen, eisernen Stiften beschlagen und doch nur angelehnt, erregte seine Aufmerksamkeit. Er schlüpfte hinein; er wußte nicht warum? Aber er war schon drinnen. Die Büsche unter der Linde, deren alten Stamm er jetzt unterschied, hatten spärliches Laub, ein herber Geruch von Nadelsträuchern schien fast abstoßend. So ein Stadtgärtchen war ein sonderbares Ding im Verhältnis zu dem frischen, zauberhaften Platz um den Mühlenteich daheim. Zachim setzte sich auf eine kleine Bank unter der Linde. Katzen erschienen auf der Planke und sahen mit glühenden Augen zu ihm nieder und ünter die Firste des Daches, über die Sperlinge brütend, die sich dort in ihren Nestern regten. Er sah hinauf. Ein Licht erschien dort oben. Die Gardine, so schlicht und weiß wie die Kalkwand dahinter, ward erhellt, ein Christusbild auf dem schmucklosen Grund erkennbar. Das Licht ward zurückgetragen, vielleicht in den Schatten gestellt; es erleuchtete das Fenster nicht mehr. Zachim hatte

neben demselben Melusinen's kleinen, schwarzen Krepphut an einem Nagel hängen sehen. Es mußte ihr Zimmer sein. Er wartete.

Es schlug zehn Uhr vom Kirchturm. Die Hausthür, die sich ein paar Mal geöffnet und geschlossen hatte, ward ziemlich geräuschvoll verriegelt. Der Nachtwächter ging mit seiner Schnarre vorüber, seinen Gruß an die Schläfrigen mit dem Wunsche schließend, daß ein jeder sein Feuer und Licht bewahren möge. Das kleine Fenster oben ward wieder hell. Zachim sah hinauf und dachte, daß die Linde in ihrer Jugendzeit mehr Freiheit gekannt haben mußte, um sich so stattlich zu entwickeln. Ihre Zweige umschlangen fast die ganze Seitenmauer des alten Hauses, nach oben ein schattiges Dach bildend. Noch war das Fenster hell. War Melusine dort eingetreten? — Ja, ja! jubelte es in ihm. O, wie sein Herz klopfte! Jetzt trat sie an das Fenster. Der Mond mußte aufgegangen sein, er sah ihr voll in das Gesicht, während kein Strahl in das Gärtchen drang. Nun blies sie das Licht aus, setzte sich an das Fenster und schaute hinans. Er sah deutlich ihr Gesicht, das ihm in dem bleichen Mondlicht geisterhaft erschien. Sie weinte. Das sah er jetzt. Den Kopf in die Hand gestützt, die Brust von unterdrückten Seufzern gehoben, weinte sie unter einer schweren Kummerlast.

„Melusine,“ rief er leise hinauf. Sie schrak zusammen; sie sah sich ungläubig um, als unterliege sie einer Täuschung. Nun wiederholte er den Ruf deutlicher, ausdrucksvoller, wenn auch nicht lauter, und schwang sich von Ast zu Ast der Linde, bis er oben war.

„Warum weinst du?“ fragte er hastig.

„Ich kann's nicht sagen.“

„Doch . . . doch! Du mußt wissen, was dich so betrübt.“

„Zachim, ich war traurig, daß ich dich nicht noch einmal sehen konnte. Und da bist du!“ Es klang so unschuldig und doch so leidenschaftlich, daß es ihn bethörte. Er sprang von dem Ast auf das Fensterbrett, durch das Fenster hinein. Er stand im Zimmer.

„Was hast du gethan?“ fragte sie betroffen.

„Was ich nimmer thun sollte,“ antwortete er wie im Traum. „Ich habe dem Vater versprochen, vor dir zu fliehen. Und hier bin ich in deinem Zimmer.“ Er schlug sich an die Stirn. Wie war er denn hierher gekommen? „Ich sündige gegen Vater und Mutter,“ rief er aus.

„Geh' wieder fort,“ flehte sie leise. „Wir wollen lieber sterben als ihnen wehe thun.“

„Nicht wahr, Herz, du gehörst zu mir?“ rief er juchzend dagegen. „O, es wäre unneunbar größere Seligkeit mit dir zu sterben, als ohne dich zu leben.“

„Der Vater wird unsern Tod nicht wollen.“

„Er hat geschworen uns zu trennen.“

Sie brach zusammen. Zachim nahm sie in seine Arme und küßte sie. Die Augen aufschlagend, stieß sie ihn von sich wie damals im Walde. Als er sie aber des Hasses anklagte, streckte sie beide Hände gegen ihn aus und mit dem

Rufe: „Ich bin dein!“ näherte sie sich ihm, schlug ihre Arme um seinen Nacken, barg ihr Gesicht an seiner Brust. Es hatte weniger Worte bedurft, daß sie sich verständigten. Nun wurden sie nicht müde sich ihrer Liebe zu versichern, sich daran erinnernd, was sie darunter gelitten, wie sie dadurch beglückt worden waren, nur wann sie begonnen, das mußten beide nicht zu sagen.

Sie hielten sich in inniger Zärtlichkeit umfassen, sich sagend, wie sie nur in einander gelebt, sich gegenseitig bewundert hatten und wie ihre einstigen kindischen Feindseligkeiten nichts als mißverständene Liebe waren.

Sie hörten nicht, daß an ihre Thür geklopft wurde. Aber als sich die Schläge lauter wiederholten, öffneten sie. Da stand die alte Magd, da standen die Propstenleute und die Hausbesucherinnen von der Theestunde mit brennenden Talglöchtern in den Händen und Nachtmühen über den vorwurfsvollen Gesichtern. Herbe Worte fielen, vor denen das Mädchen sich an Zachims Brust flüchtete mit dem Rufe: „Schütze mich!“ Er schlang den Arm um sie, und sie ließ es geschehen. So standen sie an einander gedrängt, den ersten Angriff auf ihre Liebe zusammen erwartend.

„Ich habe meine Braut noch einmal sehen wollen, bevor ich in die Fremde ging,“ stieß Zachim hervor. Was die würdigen Personen sagten, wie sie die Köpfe schüttelten, das schien ihn nicht anzugehen. Ihm lag der Klang seiner eigenen Worte im Ohr. Er mußte diesen Worten Folge geben. Ach, und wie sollte das sein?

Zachim ging durch die Hausthür fort. Statt seine Reise fortzusetzen, kehrte er nach der Mühle zurück. Als er dem Vater gestand, wie alles so ganz anders gekommen war, als sie gedacht und gewollt hatten, kannte dessen Aufregung keine Grenzen. Er zürnte, er machte Zachim die heftigsten Vorwürfe. Es kam zu einer Scene, wie sie in der Wischnmühle nie ihres gleichen gehabt hatte. Und dann ward es wieder ruhig zwischen Vater und Sohn. Beide suchten innerlich nach einer Lösung und konnten sie nicht finden. Rainer hatte geschworen, der Heirat nicht beizustimmen; darin lag ein unüberwindliches Hindernis.

„Laß uns in die Welt hinausziehen!“ bat Zachim.

„Das nicht,“ sagte Rainer gebrochen. „Es ließe mir keine Ruhe um Melusine.“

Sie mußten keinen Ausweg. Wieder war es Herr Normann, der ihnen als ein unermüdblicher Tröster beistand. Durch Beispiele aus dem Leben großer Menschen, deren Seelenkämpfe bekannt geworden waren, stellte er ihnen manches unüberwindlich Scheinende in ein neues Licht, beruhigte die aufbrausenden Leidenschaften beider Männer, die gleich schwer an der Gewissensfrage trugen. Durch ihn ward endlich die Auskunft gefunden.

„Vater,“ sagte Zachim eines Abends zu Rainer, „ich habe auf Herrn Normann's Rat dem Konsistorium anheimgegeben, meine Heirat für zulässig zu erklären, da ich deiner Einwilligung entbehren muß. Es ist für morgen zusammenberufen, so wird sich alles bald entscheiden.“

„Wohl,“ erwiderte Rainer dumpf.

Das Konsistorium fand nichts gegen die Heirat einzuwenden. Nachdem durch den Erwerb eines Königsbriefes das öffentliche Aufgebot abgelöst war, traute der gute Propst, der so lange Melusines Beschützer gewesen war, das junge Paar in seiner menschenleeren, alten Kirche. Die Familie hatte nie an Melusine gezweifelt, wenn sie auch durch jene nächtliche Scene ein wenig aus der Fassung gebracht worden war. Das Paar, dem der große Ernst gar seltsam zu den jungen Jahren stand, reiste, von ihren innigen Segenswünschen begleitet, nach der Heimat ab.

Zachim und Melusine bezogen auf Rainers Wunsch vorläufig das Abschiedshäuschen, wo sie eine Zeit lang ganz sich selber lebten. Nur Herr Normann verkehrte dort wie in der Mühle. Rainer, der es nicht mit seinem Gewissen vereinigen konnte, die junge Frau zu sehen, verfiel immer mehr einer düsteren Melancholie, so daß Zachim wieder ausschließlich die Geschäfte besorgte. Aber die Unhaltbarkeit solcher Zustände einsehend, entschloß Rainer sich endlich doch nach Oldenburg überzusiedeln und dort mit der Familie seiner Schwester zu leben. Frau Elisabeth sollte alsdann in das Abschiedshäuschen zurückkehren, und den jungen Leuten die Wischmühle übergeben werden.

Sobald er diese Pläne gemacht hatte, überkam ihn eine nervöse Hast, ihre Ausführung zu beschleunigen. Die rauhe Jahreszeit brach schon herein; ehe der Winter in das Land kam, sollten alle Veränderungen vorgenommen sein. Rainer rüstete sich eifrig zum Umzug; er wollte den Abschied kurz und schnell machen. Allen Bitten Zachims zum Troß weigerte er sich noch immer, Melusine wiederzusehen.

Als endlich auch Frau Elisabeth eines Abends vergeblich eine Zusammenkunft befürwortet hatte, rief sie zürnend:

„Solcher Eigensinn ist sündhaft. Seit du den See bezwungen hast, meinst du alles durchsetzen zu können. Die Kinder sind verheiratet und damit basta!“ Rainer seufzte. Was half es, ihr seine Gefühle klar zu machen? Sie würde nie begriffen haben, daß ihn jener unglückselige Schwur von der Schwelle des Hauses fern hielt, das seine Kinder bewohnten, daß er die krankhafte Furcht hegte, Anna Frauen's Andenken zu verletzen und selber weineidig zu werden, wenn er ihre Verbindung auch nur in Gedanken guthieß.

Ein scharfer Herbstwind pfiß und heulte um die Mühle. Das gefiel dem Müller. Gutes Wetter wäre ihm unpassend erschienen, nun er den Platz verlassen wollte, wo sein Lebensglück begraben lag.

„Ist das Abschiedshaus überall gut verwahrt?“ fragte Rainer aus tiefem Sinnen auffahrend. Er hatte der jungen Frau dort gedacht, und ob sie sich ängstigen würde.

„Das soll's wohl sein,“ erwiderte Frau Elisabeth scharf, „ein neues, gemüthliches Häuschen. Es ist nicht unheimlich wie dieses alte Gemäuer.“ — Warum sollte sie nicht andeuten, daß sie dahin zurück zu kehren wünschte. Rainer seufzte nochmals. Frau Elisabeth, die trotz des bösen Wetters draußen ein paarmal eingeknickt war, klapperte mit den Stricknadeln und schob sie dann vereint in das Knäuel.

„Ich denke, es ist Bettzeit,“ äußerte sie schläfrig, zündete zwei Lichter an, schraubte die Lampe tief und ließ ihren einsilbigen Stieffohn allein. Es ward Rainer fast unheimlich in dem wachsenden Getöse des Sturmes, doch freute er sich, Frau Elisabeths dumpfen Widerstandes enthoben zu sein. Das Klappern der Luken, das Krachen der eichenen Möbel, das Rascheln und Sausen in den Kaminen nahm zu. Im Hintergrund des Zimmers flackerte der schwälende Docht in einer roten, dunstigen Flamme. Rainer zog einen Fenstervorhang zurück und sah hinaus. Lange saß er am Fenster, den Sturm betrachtend. Über der dunklen Tiefe des Mühlenteiches zuckten fahle Blitze aus einem kalten Himmel, die Bäume wogten wie schwache Halme bei den gewaltigen Stößen. Er hatte zur Herbstzeit fast jährlich schwere Stürme in seiner meererspülten Heimat erlebt, aber niemals hatte er die Natur in einem solchen Aufruhr gesehen. Das Wetter hätte ihm keine Ruhe im Bett gelassen, so blieb er im Wohnzimmer, bis das herab gebrannte Licht vor dem herein dämmernden Tage verblich. Dann erst legte er sich schlafen.

Es war eine graufige Nacht gewesen. Berichte über Unglücksfälle liefen von allen Seiten ein. Und der Tag brachte wenig Besserung. Nach einer kurzen, verhältnismäßigen Stille kehrte der Orkan gegen Mittag mit erneuter Kraft zurück, hielt bis zum Abend an, brauste die ganze Nacht und weiter, als ob er nicht mehr zur Ruhe gehen wollte.

Am dritten Morgen kam ein Bote nach der Mühle geritten. Der Mann, welcher keinen leichten Weg hinter sich haben mochte, sah blaß und verstört aus.

„Wie steht es in Oldenburg?“ rief Rainer ihm hastig entgegen.

„Dank,“ sprach der Bote. „Die Leute in der Mühle sind gesund. . Aber sonst ist, wie ihr denken könnt, nicht viel Gutes zu sagen. Der Sturm hat an der Ostküste noch schlimmer als hier geraust. An mehreren Stellen ist das Meer übergetreten, daß es angesehen hat, als kämen die grauen Wogen in breiten, endlosen Zügen über das Land gegangen, und hat Häuser und Menschen mit sich fort gerissen. Herr, euch hat nicht das größte Unglück betroffen, aber was ihr in Land verwandeln wolltet, ist im Wasser begraben. Der See hat sein altes Bett wieder aufgewühlt. Wer es gesehen, wird nie vergessen, wie das sprudelte und gurgelte, wie das stürzte und rauschte, bis alles wieder auf dem alten Flecke war.“

Rainers Hände griffen nach seinen Schläfen; seine Füße zuckten auf und nieder, unverständliche, heftige Worte entflohen seinem Munde. Das war ein Augenblick. Dann sammelte er sich wie beschämt und schwieg. Der Schlag hatte ihn hart betroffen. Verloren waren die Früchte jahrelanger Arbeit, unendlicher Kosten; sein Werk, das ihn erfreut, befriedigt hatte, war von einer höheren Gewalt zerstört. Ihm selber schien jetzt sein Beginnen ein Trebel, den der Himmel strafe. Wie vernichtet schickte er den Boten zu Zachim mit der Weisung, daß dieser anordnen möge, was etwa nötig sei. Er sprach nicht mehr, er klagte nicht; er sah mit einem verzweifelungsvollen Blick in den Sturm hinaus, in den Sturm, der ihn nicht verschont hatte.

Die Nachricht lief wie ein Feuer durch das Haus. Rainer hörte Fragen, Vermuthungen, Schrecken, Verwunderung äußern; er allein war wie gelähmt. Frau Elisabeth rief von der Küche herein:

„Sagte ich's nicht immer, wo Gott einen See gemacht hat, da soll ein See sein!“ Dann zog sie hastig den Kopf zurück, weil sie Rainers Zorn fürchtete. Aber er ging langsam und schwankend in das anstoßende Zimmer, um die herbe Stimme nicht zu hören; er hatte genug mit sich selber abzumachen . . .

Jachim war nach Oldenburg gereist. Der Sturm hatte sich am dritten Tage gelegt. Drei andre Tage waren seitdem verfloßen, aber der Müller schien sich nicht mehr aufrichten zu können. Er hatte seit der Nachricht keine Nahrung zu sich genommen, er hatte nicht geschlafen. Wortlos über sein Unglück brütend, saß er in dem Zimmer, wohin er vor seiner Stiefmutter geflohen war, unbekümmert um den Wechsel von Tag und Nacht, unbekümmert um Frau Elisabeths Zureden. Sein Zustand ängstigte sie so sehr, daß sie zu Melusine ging, um ihr davon Kunde zu geben. Diese ließ ihr keine Zeit anszureden.

„Ich muß zu ihm,“ rief sie aus. Frau Elisabeth erwiderte:

„Thue, was du willst; schlimmer, als es ist, kann's nicht werden.“

Um die Dämmerungszeit betrat die junge Frau das Zimmer; sie näherte sich ihm, sie sank zu seinen Füßen mit dem Kufe:

„O Vater, mein Vater!“ Rainer fuhr bei dem Laut ihrer Stimme wie aus einer Betäubung empor, ein Strahl von Freude irrte über sein abgezehrtcs Gesicht.

„Melusine, meine geliebte Tochter,“ sagte er, die Hände auf ihre Stirn legend, „Gott segne dich!“ Ein Zittern überfiel ihn; er weinte.

„Laß uns der Mutter gedenken,“ sprach Melusine. „Mir ist, als ob sie sich mit mir freute, daß du wieder gut bist, als ob sie mit mir betete um Trost für dich.“ Liebevoll tröstete sie ihn und beruhigte ihn endlich so weit, daß er sich eine Stärkung von ihr reichen ließ. Nur sie sah, wie einzelne heiße Thränen auf das Brot fielen, dessen er so sehr bedurfte. Sie redeten noch miteinander, als Jachim herzu kam. Rainer zeigte sich weich und zugänglich auch gegen ihn. Nach Oldenburg erklärte er nicht wieder gehen zu können. Frau Kötsche sollte dort nach wie vor wohnen und alles beim alten bleiben. Des Sees that er keine Erwähnung.

Wenige Tage darauf holte der Müller selber seine Schwiegertochter aus dem Abschiedshäuschen ab, einen feurigen, jungen Kappen vor dem kleinen, zweirädrigen Wagen, in dem nur für ihn und sie Platz war. Mit einem bleichen, thränenfeuchten Gesicht, im schlichten Trauerkleide, zog die letzte Müllerin in die alte Wischmühle ein, aber es ging wie Sonnenlicht von ihren blonden Haaren aus, und eine schöne Hoffnung kam mit ihr, die Hoffnung auf ein Enkelkind, dessen erster Schrei dem schwerbetroffenen Müller wieder das erste Lächeln entlockte

Run wieder ein junges Paar in der Wischmühle hauste, sah man erst, wie alt und verfallen sie im Laufe der Jahre geworden war und wie ihr der Mehl-

staub alle Lücken und Poren ausfüllte, daß sie mitten im Sonnenschein wie be-reift ausah. Doch pochte sie sorglos und fröhlich, als ob nie ein Leid ausge-kämpft sei in ihren rissigen Mauern, die Räder drehten sich, und die Wasser-rauschten lustig wie zur Jugendzeit des einst so lustigen Rainer.

Schneller, als man denken konnte, überwand der früh ergraute Müller sein Mißgeschick, sich am Glück seiner Kinder aufrichtend und an tüchtiger Arbeit stärkend. Sein Temperament war nicht das einer langen Traurigkeit. Als Herr Normann, der statt der Spitalpfarre eine andre Hauslehrerstelle im östlichen Holstein angenommen hatte, im nächsten Jahre zur Ferienzeit nach der Wisch-mühle kam, ging ihm der Müller mit seinem Enkel auf dem Arm entgegen. Herr Normann drückte seine Bewunderung für den kleinen, bildhübschen Burschen nur unbeholfen aus.

„Ein einziger Junge,“ sagte er, ihn wie ein Wunder betrachtend.

„Das sind die ersten Kinder alle,“ erwiderte Rainer lächelnd. „Der kleine Detlev hat die Augen seiner Großmutter. Möchte er auch ihr gutes Herz ge-erbt haben, aber das giebt es wohl nur einmal.“

Sachim und Melusine, die gleichfalls herausgekommen waren, schienen das gern zu hören. Wie geblendet glitt Herrn Normann's Blick über die hohe, lichte Gestalt der jungen Hausfrau, die von Sonnenschein und Glück verklärt sich an den Gatten lehnte, in ihrer zarten Schönheit der Lillie an der Aue gleichend.

Herr Normann war bald wieder heimisch in der Mühle. Rainer behauptete, er lese viele Bücher, die es garnicht gäbe; denn niemand wisse so bunt und unter-haltend zu erzählen wie der kleine Kandidat, der in der Folgezeit zu allen Ferien wiederkam. — Frau Elisabeth freute sich noch lange der Ruhe des Abschieds-häuschens, bevor sie es mit einem stilleren Kämmerlein vertauschte. Nach des Graupenmüllers Tode kaufte Frau Kösche, die ihr Eingebrauchtes zurückerhielt, die Oldenburger Mühle um einen mäßigen Preis, in der Absicht, sie von ihrem künftigen Schwiegersohn verwalten zu lassen.

Schon vor dieser Zeit hatte der Kammerherr sich von seinem Amte zurück-gezogen und die Ranzauer Gegend verlassen, um nach Kopenhagen zu gehen.

Lehsens hörten später zufällig, daß er sowohl wie die Baronin sich von dort in das Ausland begeben hätten. . . Und die Fuchse? An die Fuchse hat niemand wieder gedacht. Warum sollte sich der Leser deswegen sorgen?



Lothar Bucher.

Von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

Mitte Juni 1878 veröffentlichte Karl Marx, der wissenschaftliche Vertreter des Sozialismus und ehemalige Chef der „Internationale“, in der „Daily News“ nachstehendes Schreiben:

Nach einem Telegramm von Reuter's Bureau ist Herr Legationsrat Bucher designiert zum „secretaire archiviste“ des Kongresses. Sollte dieser Herr Bucher etwa der Lothar Bucher sein, der während seiner langen Verbannung in London als ein begeisterter Parteigänger des Herrn Urquardt glänzte, dessen russenfeindliche Doctrinen er Woche für Woche in seinen Korrespondenzen an die Berliner „National-Zeitung“ zum Ausdruck brachte; derselbe Lothar Bucher, der nach seiner Rückkehr nach Berlin so feurig Lassalle's Lehren befürwortete, daß der letztere ihn zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte, ihm ein jährliches Einkommen vermachte, indem er das Herausgaberecht seiner Werke ihm hinterließ? Kurz nach Lassalle's Tode trat Lothar Bucher in das preußische Auswärtige Amt, wurde zum Legationsrat gemacht, er wurde Bismarck's Vertrauter und Adlatus. Er hatte die Naivetät, mir einen Brief zu schreiben, worin er mich einlud, natürlicherweise mit der Sanction seines Herrn und Meisters, die Redaktion der Börseabtheilung des „Preussischen Staats-Anzeigers“ zu übernehmen. Die pekuniären Bedingungen dieser Stellung zu bestimmen, wurde mir überlassen, indem mir ausdrücklich versichert wurde, daß ich volle Freiheit genießen sollte, „die vorkommenden finanziellen Operationen und diejenigen, die sie ausführten, von meinem eigenen, „wissenschaftlichen“ Standpunkt aus zu behandeln.“

Nach diesem seltsamen Vorkommnis amüsierte es mich nicht wenig, als ich die Beiträge des Herrn Lothar Bucher, Mitgliedes der „Internationalen Arbeiter-Association“, fortwährend in den Spalten des von Philipp Becker in Genf herausgegebenen Organs der „Internationale“, betitelt „Der Vorbote“, fand. Wenn hier keine Verwechslung der Person vorliegt, und wenn es wahr ist, daß die russische und die deutsche Regierung dem Kongreß gelegentlich der Attentate von Hödel und Nobiling internationale Maßregeln gegen die Ausbreitung des Sozialismus vorlegen wollen, — so ist Herr Bucher allerdings der Mann dazu, dem Kongreß mit aller Autorität zu sagen, daß die Organisation, die Thätigkeit und die Lehren der deutschen Sozialdemokratie nicht mehr mit den Attentaten zu thun haben, als mit dem Untergang des „Großen Kurfürst“ oder mit dem Zusammentritt des Kongresses in Berlin. Der Schrecken, den man durch Verhaftungen in Deutschland genährt hat, und der Staub, den man durch die Preß-Reptilien hat aufwirbeln lassen, dienen ausschließlich dem

Zwecke eines Wahlrufs, durch den man einen Reichstag zusammenbringen will, der bereit ist, Deutschland mit allen finanziellen Mitteln auszustatten, während zu gleicher Zeit über das deutsche Volk von neuem jenes alte politische Regime verhängt werden soll, das in alle Winde verweht ist durch den Orkan von 1848.

Ich bin, geehrter Herr, Ihr ergebener

Karl Marx.

Der Brief von Marx¹⁾ erregte natürlich unter denen, die weder diesen noch Bucher kannten, großes Aufsehen; ein Blatt, von dem Bucher sagen konnte, „Gott bewahre mich vor meinen Freunden“, verfiel auf die Ungeschicklichkeit, Marx der Unwahrheit zu zeihen und die Existenz des Bucher'schen Schreibens schlechtweg in Abrede zu stellen. Dies veranlaßte Bucher, selbst das Wort in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ zu ergreifen, indem er diesem Blatte nachstehende Mitteilung zugehen ließ:

Erst heute kommt mir das englische Original des Schreibens zu Händen, welches von dem Dr. Karl Marx in London an die „Daily News“ gerichtet und in Übersetzung von fortschrittlichen und nationalliberalen Blättern verbreitet worden ist. Jemand, ich glaube ein Italiener, hat gesagt, man könne in drei Zeilen so viel Schiefes zusammendrängen, daß 3000 Zeilen dazu erforderlich seien, es grade zu renken. Etwas, wie solche 3000 Zeilen zu schreiben, dazu fehlt es mir einstweilen an Zeit und an einem triftigen Anlaß; aber zwei Berichtigungen und eine Ergänzung zu dem Briefe des Dr. Marx lassen sich in Kürze machen.

Herr Marx behauptet, ich hätte ihn, natürlich mit Zustimmung des damaligen Ministerpräsidenten, jetzigen Reichskanzlers, aufgefordert, die Redaktion der Börsenabtheilung des „Preussischen Staats-Anzeigers“ zu übernehmen. Folgendes ist die Wahrheit. Im Jahre 1865 bat der Redakteur des „Staats-Anzeigers“ mich, ihm jemanden in London nachzuweisen, der von Zeit zu Zeit eine sachverständige Besprechung der Bewegungen des dortigen Geldmarktes liefern könne. Ich erinnerte mich, daß der im vorigen Jahre verstorbene Banquier Gerstenberg in London mir u. a. erzählt hatte, Herr Marx habe für ein Wiener „Bourgeoisblatt“ korrespondirt. Der Name des Blattes ist mir entfallen; vielleicht kennt ihn jemand in Wien. Ich fragte daher Herrn Marx, ob er die gewünschten Artikel liefern wolle, in denen es auf eine objektive Behandlung ankäme. Von des Herrn Marx „eigenem wissenschaftlichen Standpunkte“ steht nichts in meinem Briefe. Nachdem längere Zeit vergangen war, antwortete mir Herr Marx, er schreibe nicht für ein reaktionäres Blatt. Niemand, nicht einmal der Redakteur des „Staats-Anzeigers“, hat von dieser Korrespondenz gewußt oder erfahren.

Das in Genf erscheinende Journal der Internationalen, „Der Vorbote“, habe ich mit mehreren ähnlichen jahrelang gehalten, wie ich auch ultramontane

¹⁾ Wieder aufgewärmt wurde der Vorgang von dem Abgeordneten Bebel in der Sitzung des Reichstags vom 16. September 1878.

halte, und den Preis an die in dem Blatte bezeichnete Adresse eingefandt. Dies sind meine „Beiträge“, von denen Herr Marx mit einem doppelsinnigen Ausdrucke spricht.

Endlich eine Ergänzung. Herr Marx sagt, Lassalle habe mir ein jährliches Einkommen vermacht, indem er mir das Verlagsrecht seiner Werke überlassen. Es ist richtig, daß Lassalle in seinem Testament, dessen Inhalt im Jahre 1864 von vielen Zeitungen veröffentlicht wurde, mir das litterarische Eigenthum an seinen Schriften vermacht hat; aber seine freundschaftliche Absicht, mir dadurch eine Einnahme zuzuwenden, hat sich nicht erfüllt. Noch im Laufe desselben Jahres entsagte ich, in einem an den damaligen Präsidenten des allgemeinen Deutschen Arbeitervereins gerichteten Schreiben, den mir aus dem Testament zustehenden Rechten in betreff der agitatorischen Schriften Lassalle's. Seinen „Herauskritik“ und sein „System der erworbenen Rechte“ hatte er auf eigene Kosten drucken lassen und sich von den Verlegern Rechnungslegung über den Verkauf ausbedungen. Beide Verleger, der eine ein Fortschrittsmann, der andere nationalliberal, können mir bezeugen, daß sie mir bis jetzt weder Rechnung gelegt noch etwas gezahlt haben; freilich habe ich sie nie erinnert. Wie es mit dem Verlage von Lassalle's Drama „Gutten“¹⁾ und seiner Gedächtnisrede auf Fichte steht, weiß ich nicht genau. Beide Schriften sind Zeugnisse seines deutschen Sinnes; beide haben keinen Absatz gefunden.

Berlin, den 20. Juni.

Bucher.

Nachstehend bringe ich auch noch den Brief zum Abdruck, den Karl Marx als Entgegnung hierauf in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlichte. Derselbe lautet:

„In einer Erklärung vom 20. Juni erklärt Herr Lothar Bucher, 3000 Zeilen wären erforderlich, um die in meinem Brief an die „Daily News“ zusammengedrängten Schiefheiten gerade zu renken. Dreißig Zeilen sind mehr als genug, um den Wahrheitswerth Bucher'scher „Berichtigungen“ und „Ergänzungen“ ein für allemal festzusetzen.

Der Brief, worin mich Herr Bucher für den „Staatsanzeiger“ zu firren suchte, datirt vom 8. Oktober 1865. Es heißt darin u. a.: „In betreff des Inhalts versteht es sich von selbst, daß Sie nur Ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung folgen; jedoch wird die Rücksicht auf den Leserkreis — haute finance — nicht auf die Redaktion, es rathsam machen, daß Sie den innersten Kern nur eben für den Sachverständigen durchscheinen lassen.“ Dagegen besagt die „Berichtigung“ des Herrn Bucher, daß er bei Herrn Marx anfragt, ob er die gewünschten Artikel liefern wolle, indem es auf eine objektive Behandlung ankäme. Von des Herrn Marx „eigenem wissenschaftlichen Standpunkte“ steht nichts in meinem Briefe.“

Ferner heißt es im selbigen Brief:

¹⁾ Bucher meint hier das Drama „Franz von Sickingen“.

„Der „Staatsanzeiger“ wünscht monatlich einen Bericht über die Bewegungen des Geldmarktes (und natürlich auch des Waarenmarktes, soweit beide nicht zu trennen). Ich wurde gefragt, ob ich nicht jemanden empfehlen könnte und erwiderte, niemand würde das besser machen als Sie. Ich bin in Folge dessen ersucht worden, mich an Sie zu wenden.“

Also eröffnete Herr Bucher, nach seinen eigenen unzweideutigen Worten, seine „Korrespondenz“ mit mir auf das Gesuch von irgend jemand. Dagegen behauptet seine „Berichtigung“:

„Niemand, nicht einmal der Redakteur des „Staatsanzeigers“, hat von dieser Korrespondenz gewußt oder erfahren.“

Soviel über Herrn Bucher's Berichtigungsmethode. Nun noch ein Muster von seiner Ergänzungsmethode!

Mein Brief an die „Daily News“ spricht nur von der „naiven“ Anfrage des Herrn Bucher bei mir, verliert aber kein Wort über meine Antwort an ihn. Er jedoch, im Drang dem „sonderbaren Vorfall“ den Charakter der Trivialität aufzustempeln, muß mich „ergänzen“ und dichtete daher, „Herr Marx habe ihm geantwortet, er schreibe nicht für ein reaktionäres Blatt.“

Wie sollte ich dergleichen Gemeinplatz antworten auf einen Brief, dessen „innerster Kern“ nicht „nur eben“ durchscheint, sondern augenblendend durchblitzt, in folgendem Schlußpassus:

„Der Fortschritt (er meint die liberale oder Fortschritts-Bourgeoisie) wird sich noch oft häuten, ehe er stirbt; wer also während seines Lebens noch innerhalb des Staates wirken will, der muß sich rallieren um die Regierung!).“

London, den 27. Juni 1878.

Karl Marx.

In einem Artikel „der Nation“ (7. Jahrgang 1890 Nr. 43) bin ich ersucht worden, wenn mein Werk an die Episode Marx-Bucher vorrückt, recht freigebig mit Worten zu sein. Ich will deshalb mit dem nicht zurückhalten, was mir Bucher am 13. Mai 1889 über die Sache mitgeteilt hat:

„Ich bin — bemerkte derselbe -- mit Marx nur einmal zusammen getroffen. Während ich 1862 für die „National-Zeitung“ über die Ausstellung schrieb, kam Lassalle nach London. Nach einem Besuche bei Marx sagte er, er möchte

¹⁾ Die „Berliner Freie Presse“ vom 2. Juli 1878 Nr. 151 bemerkt hierzu: „Wenn wir den von Marx zitierten Schlußpassus des Bucher'schen Schreibens recht verstehen, so wollte Herr Bucher damit sagen: „Ich bin Sozialist, da aber der Sozialismus, zu Folge des mehrfachen Häutungsprozesses, den die Liberalen noch durchzumachen haben, zur Zeit (d. i. vor etwa 15 Jahren) noch nicht genügende Aussichten auf Erfolg hat, so muß jeder Sozialist, der während seines Lebens für seine Partei innerhalb des Staates wirken will, sich an die Regierung anschließen. Herr Legationsrat Bucher ist dieser seiner Überzeugung bis auf den heutigen Tag noch nicht untreu geworden, wir haben Beweise dafür, deshalb mag Herr Bucher dementieren, wie er will, er bleibt doch der königliche sozialdemokratische Geheime Legationsrat.“

gern den Marx'schen Kindern, die nach einem zwölfjährigen Aufenthalt noch nicht von der Umgebung der Stadt gesehen hätten, das Vergnügen einer Landpartie bereiten, könne aber eine solche wegen mangelnder Orts- und Sprachkenntnis nicht selbst unternehmen und drang in mich, einen Ausflug zu planen und zu führen. Ich that ihm den Gefallen und führte die Gesellschaft nach Virginia Waters. Abgesehen von Scherzen Lassalle's über die Fortschrittspartei war von Politik keine Rede.

Im Jahre 1865 — ich war schon im Auswärtigen Amt beschäftigt, aber noch nicht angestellt — wurde ich von dem Kurator des „Staatsanzeigers“ gefragt, ob ich jemanden in London wisse, der über die Bewegung des dortigen Geldmarkts Korrespondenzen liefern könne. Die Fortschrittspartei war damals in voller Arbeit, Preußen zu einer Zulimonarchie zu machen und hatte dabei natürlich die Börse zur Bundesgenossin. Nachdem der Konflikt alte Geschichte geworden ist, kann man das Ding ja beim rechten Namen nennen.

Es war mir bekannt, daß nach Octroyierung der Preßverordnung vom 1. Juni 1863 eine Beratung darüber stattgefunden hatte, wie man die Geldmacht „dieses“ Ministeriums fette machen könne.

London war damals noch, wie Rothschild sich vor einem Ausschusse des Unterhauses ausgedrückt hatte, die Metropole der Geldwelt, der Mittelpunkt des Finanzsystems.

Es wäre also nützlich gewesen, nicht fortschrittlich, nicht Louis Philippisch gehaltene Berichte über die Londoner Fondsbörse zu haben. Marx konnte die geben; es kam auf den Versuch an. Ich schrieb an ihn, erinnerte an die Begegnung mit Lassalle und fragte, ob er periodisch objektiv gehaltene Artikel über den Londoner Geldmarkt für den „Staatsanzeiger“ liefern wolle. Er antwortete erst nach längerer Zeit, entschuldigte die Verspätung mit einer Reise und lehnte es ab „für ein reaktionäres Blatt“ zu schreiben. Von meinem Briefe habe ich keine Abschrift behalten; er scheint denselben bewahrt zu haben, that wenigstens so, als er 13 Jahre später meine an ihn gerichtete Anfrage zu einem Angriff auf mich benutzte. Er ließ jedoch nicht den Text meines Briefes drucken, was doch das Einfachste und Schlagendste gewesen wäre, sondern gab erst in der „Daily-News“, dann in „Frankfurter Journal“ und, wie es scheint, später noch in andern Blättern Bruchstücke, welche durch die Hinzufügung von Gänsefüßchen nicht echt werden; es ist nicht wahr, daß ich ihm „die Redaktion der Börsenabteilung des Staatsanzeigers“ angetragen habe, was ja auch ein handgreiflicher Unsinn gewesen wäre. Der Kurator des „Staatsanzeigers“ hat erst 1878 durch die Zeitungen erfahren, welchen Versuch ich 1865 gemacht hatte.

In der „Daily News“ erzählt Marx ferner, daß er „die Beiträge des Herrn Lothar Bucher, Mitgliedes der internationalen Arbeiter-Assoziation, fortwährend in den Spalten des von Philipp Becker in Genf herausgegebenen Organs der Internationale, betitelt „Der Vorbote“ gefunden habe.“ Ich war 1860 in indirekte Beziehungen zu S. Ph. Becker geraten, indem ich ihn durch eine

Mittelsperson raten ließ, das deutsche Werbebureau, was er in Genua errichtet hatte, aufzugeben. Er that das, die Italiener entzogen ihm sein Traktament und er hat einen Deutschen in London, ihm zu Hilfe zu kommen. Ich steuerte zu der Sammlung bei. Im Jahre 1863 oder 1864 fing derselbe an, mir die von ihm herausgegebene Monatschrift (oder Wochenschrift?) „Der Vorbote“ regelmäßig zuzusenden. Dieselbe war nicht Organ der Internationale aus dem einfachen Grunde, weil diese damals noch gar nicht existierte; sie ist am 28. September 1864 in London gestiftet worden. Ich sah in der Zusendung eine Erkenntlichkeit für 1860 und konnte das umsomehr, als die Berichte über die Verhandlungen der verschiedenen Arbeitervereine in der Schweiz, welche den Hauptinhalt des Blattes bildeten, bewiesen, daß S. Ph. Becker, revolutionär wie er war, doch in dem deutschen Verein das deutsche Interesse gegenüber den Franzosen und Italienern wahrte. Nach etwa einem Jahre schickte ich ihm den Abonnementsbetrag — Postanweisungen nach der Schweiz giebt es erst seit dem 1. September 1868 — so gut derselbe sich in Einthalerscheinen ausdrücken ließ, ich weiß nicht mehr ob zwei oder drei Thaler, drückte meine Befriedigung darüber aus, daß er sich wie in Genua halte und verlangte die fernere Zusendung des Blattes, das ich denn auch noch ein- oder zweimal bezahlt habe. Plötzlich, mitten im Jahre, hörte die Zusendung auf. Den Grund erfah ich, als ich später einmal das Blatt, welches von einem Polizeibeamten gehalten wurde, in die Hand bekam: Becker war der Internationale beigetreten. Ob und in welcher Form er in dem Blatte über meine Zahlungen quittiert hatte, darum habe ich mich nicht bekümmert. Daß Marx dies alles ebenso gut wie ich gewußt, braucht nicht gesagt zu werden.

Der Versuch, mich bei der Regierung zu verdächtigen, einige Wochen später von der Gräfin Sophie Hatzfeldt freilich nicht so plump wiederholt¹⁾, fand auch in Blättern nichtsozialdemokratischer Farbe eine mehr oder weniger verschämte Unterstützung.“ — —

Die Darstellung, welche erst kürzlich noch Ferdinand Wolff von dem Vorgange gegeben hat²⁾, ist also ganz unzutreffend, und zum Beweise, daß „der diplomatische Legationsrat“ sich durch den Marx'schen Angriff nicht aus seiner Ruhe bringen ließ, lasse ich hier noch ein Schreiben folgen, welches derselbe in der Sache an Elsi Sander gerichtet hat.

Berlin, 16. Juni 1878.

Guer Wohlgeboren

danke ich verbindlich für die Mittheilung über den Marx'schen Angriff³⁾, auf den ich noch nicht aufmerksam geworden war, bitte aber, von jedem Versuche,

¹⁾ Davon wird weiter unten die Rede sein.

²⁾ In seinem Artikel: „Die rechte Hand Bismarck's“ in der „Neuen Zeit“, X. Jahrgang, I. Band, S. 472.

³⁾ Auf dem sozialdemokratischen Parteitage hat „Genosse“ Liebknecht u. a. in Bezug auf den Fürsten Bismarck kürzlich geäußert: „Es ist nicht gelungen, den Sozialismus vor den Wagen des militärischen Junkertums zu spannen. Bismarck hatte alles versucht, uns zu gewinnen. Marx Deutsche Revue. XVIII. October-Heft.

die Verbreitung zu hindern, abstecken zu wollen. Daß Marx sich ärgert, begreife ich; ich ärgere mich über dergleichen Dinge schon seit Jahren nicht mehr.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Bucher.

„Die Waage“, Wochenblatt für Politik und Litteratur, herausgegeben von Dr. Guido Weiß, brachte in der Nummer Nr. 26 vom 28. Juni 1878, einen Leitartikel, überschrieben „Bucher und Urquhart“, welcher vor Ärger darüber diktiert war, daß der Angriff von Karl Marx das Ziel verfehlt hatte. Nun sollte ein anderer Vorstoß folgen.

1. Wurde behauptet, Urquhart¹⁾ habe bereits im Frühjahr 1859 den Minister von Schleinitz um Pardon für Bucher gebeten, der „angefichts von dem, was jetzt im Werke sei, alle leeren Spekulationen aufgegeben habe und verabscheue“. Nun wäre dieser Schritt Urquhart's für Bucher an sich noch nicht einmal eine Schande gewesen; indessen hat Bucher von diesem Schriftenwechsel vor dem Erscheinen des Artikels in der „Waage“ nie ein Wort gehört, und er hat den ganzen Vorgang für erfunden erklärt²⁾, da er innerlich unglauwürdig ist.

2. Wurde ein Urteil Urquhart's über Bucher mitgeteilt, das derselbe nur in einem Zustande geschrieben haben kann, da ihn der gesunde Menschenverstand verlassen hatte. „Bucher“ — so schrieb der phantasiereiche Kette — „in ganz Deutschland als Demokrat und Republikaner bekannt, und in Bezug auf seine Fähigkeiten ohne gleichen, habe Bismarck's Wege wundervoll geebnet, die Opposition der Liberalen nicht nur vernichtet, sondern auch diese in Anhänger verwandelt. Sie nehmen an, daß Bucher von Bismarck Bürgschaften erhalten hatte, und glaubten deshalb, daß er dem Hause Hohenzollern nicht diene, sondern es nur benutze, und daß sein eigentlicher Zweck sei, die Republik zu gründen und sich zu deren Haupt zu machen.“ Dieser Gedankensprung schien selbst der „Waage“ zu toll, und sie bedauerte die unklare Sachbildung, die es zweifelhaft erscheinen lasse, ob Bucher oder Bismarck der famose Plan, das Haus Hohenzollern zu hintergehen, zugeschrieben werden sollte.

sollte an die Spitze des „Staatsanzeigers“ treten, ich an der „Norddeutschen Allgemeinen“ bleiben. Ich sollte alles Mögliche schreiben, sogar für Anarchismus. Das Bürgertum sollte zwischen den Bogen des Despotismus und des Proletariats zerrieben werden. Darauf sollte das absolute Regiment erstehen.“ Dazu bemerkten die „Hamburger Nachrichten“: „Die Erfindung ist von verblüffender Dreistigkeit und verdient die Heiterkeit, mit der sie überall aufgenommen worden ist. Herr Viehnecht ist Sozialdemokrat und braucht es als solcher mit dem Zeugnis nicht so genau zu nehmen; er sollte aber doch seiner Phantasie auf der Rednertribüne nicht gar zu weit die Fägel schießen lassen. Derartige persönliche Beziehungen zum Fürsten Bismarck, wie er sie fingiert, haben weder ihm noch Marx gegenüber jemals bestanden.“

¹⁾ Über sein Verhältnis zu Bucher und sein Hauptwerk, das Portfolio, habe ich mich bereits in Bd. I. meines Werkes „Ein Achtundvierziger“, S. 294—302, verbreitet.

²⁾ Vgl. Bd. II., S. 191.

3. Erklärte Arquhart es als den Meisterstreich des ihm verhafteten Bismarck, daß der mächtige Mann, sobald er die Zügel der Regierung in der Hand hatte, ihm seine tüchtigsten Schüler und Anhänger abwendig machte, Bucher und Gneist — Nun, wir können den schottischen Kritiker trösten. Schon in England war es dem Scharfsinn Bucher's nicht entgangen, daß Arquhart ein ebenso excentrischer als begabter Kopf war, und er dachte nicht daran, zeitlebens sein Schübling zu bleiben. Eine kurze Zeit, als Bucher noch als ganz unbekannter Flüchtling in London lebte, wußte Arquhart, der sich durch seine zahlreichen Schriften und politischen Arbeiten einen großen Namen bereitet hatte, ihm zu imponieren. Später gingen Bucher auch über diesen Freund die Augen auf. An der Abspenstigmachung von Gneist ist Bismarck wohl ebenso unschuldig¹⁾.

Um das Kreuzfeuer zu vervollständigen, veröffentlichte das berühmte sozialdemokratische Blatt „Berliner Freie Presse“ im Juli 1878 eine Serie von Artikeln unter dem Titel „Excellenz Bucher als Sozialdemokrat“. Schon in früheren Nummern hatte das Blatt seine giftigen Pfeile gegen Bucher unter der Überschrift „Ein internationaler Geheimerat“, „Der königliche sozialdemokratische Geheime Legationsrat Bucher“ versendet²⁾.

In einer Serie von neun Artikeln³⁾ sollte jetzt der Beweis geführt werden daß Bucher in seinem politischen Leben mit Begeisterung und hohem Eifer durchaus nur die Grundsätze der echten Demokratie, d. h. der Sozialdemokratie vertreten habe. Sehen wir uns das erdrückende Beweismaterial etwas näher an.

1. Bucher habe 1848 in der Nationalversammlung auf den Bänken der „Linken“ geseffen. Richtig, aber auf denselben Bänken saßen damals auch von Unruh und Gneist.

2. Bucher habe in einer Reihe prinzipiell wichtiger Abstimmungen vom 8. Juni bis 15. November 1848 sich auf die Seite der Freidenkenden gestellt⁴⁾. War aber etwas andres von ihm damals zu erwarten? Sollte er die prinzipielle Anerkennung der Revolution mit der Rechten verhindern, sollte er für die Todesstrafe stimmen⁵⁾, sollte er sich der Ausarbeitung eines Gesetzes zum Schutze

¹⁾ Es setzt noch einen Seitenhieb auf Bucher's Abgeschiedenheit, die so wirkungsvoll geworden, daß dem phantasiebegabten Verfasser von Pro Nihilo daraus die düsteren Umrisse einer grauen Eminenz sich verdichteten.

²⁾ Es handelte sich damals um Besprechungen des Angriffs von Marx gegen Bucher aus Anlaß der Staatsanzeiger-Angelegenheit. Am 25. Juni 1878 druckte das Blatt an auffallender Stelle den Brief ab, den Bucher am 20. April 1863 an das Zentral-Komitee zur Gründung eines deutschen Arbeitervereins gerichtet hatte (vgl. Bd. II., S. 299 meines Werkes).

³⁾ Man vergl. die Nr. 154, 155, 156, 157, 158, 160, 161, 162 und 163 vom 5., 6., 7., 9., 10., 12., 13., 14. und 16. Juli 1878.

⁴⁾ Bei Gelegenheit der Abstimmung des Antrags Berends, lautend: „Die hohe Versammlung wolle — in Anerkennung der Revolution — zu Protokoll erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich wohl ums Vaterland verdient gemacht haben.“ Eine Woche später stimmte Bucher für den Antrag Waldeck, aus eigener Machtvollkommenheit eine Kommission mit der Ausarbeitung eines Verfassungs-Entwurfs zu betrauen.

⁵⁾ Abstimmung vom 4. August 1848 (vgl. Bd. I. S. 32 ff.).

gegen Polizeiwillkür widersetzen!)? Sollte er für Beibehaltung des Adels und der Orden und für den Zusatz „Von Gottesgnaden“ in dem Titel des Königs stimmen?)?

3. Bucher sei wegen seiner Abstimmungen von der Regierung in „das schwarze Buch von der aufgelösten preussischen Nationalversammlung“ (Berlin, H. Decker, 1848) aufgenommen worden¹⁾. Ganz richtig, aber die Proscriptionsliste umfaßte 240 Mitglieder der bekanntlich nur aus 350 Köpfen zusammengesetzten Nationalversammlung, und zwar sämtliche Abgeordnete, die nicht zu der Rechten, den ausgesprochenen Reaktionären und den ganz farblosen Opportunistenpolitikern gehörten.

4. Auch in der ersten Session der zweiten Kammer²⁾ habe Bucher nichts gesprochen, was nicht mit den Prinzipien der konsequenten, d. h. der sozialen Demokratie durchaus vereinbar wäre³⁾. Aber seinen Anträgen, insbesondere in der Frage des Berliner Belagerungszustandes, wurde doch von der Mehrheit des Hauses Folge geleistet.

5. Habe Bucher noch „schlimmere Dinge“ auf dem Gewissen, den Verkehr mit manchem andern Roten und manch' trassen revolutionären Artikel in dem von Kinkel dazumal in den Rheinlanden herausgegebenen „Spartakus“. Nun, wenn Bismarck sich am Büffet des Abgeordnetenhauses mit Bucher unterhalten durfte, so durfte der letztere wohl auch gelegentlich mit Leuten wie Kinkel, Michael Bakunin und Dr. d'Esser verkehren. Eine revolutionäre Preßthätigkeit desselben ist übrigens nicht bewiesen.

6. Sei er nach seiner Flucht über den Kanal in das sogenannte „Schwarze Buch“ aufgenommen worden, d. h. in das Register aller als Sozialisten und Republikaner Verdächtigen, der Hochverräter und Attentäter⁴⁾.

¹⁾ Abstimmung über den Antrag Robbertus am 5. August 1848. Bei Beratung des Bürgerwehrgesetzes stimmte Bucher dafür, daß sämtliche Führer von den Wehrmännern zu wählen seien, und für die Bewaffnung derselben auf Staatskosten.

²⁾ Zum Vorwurf werden Bucher noch gemacht seine Abstimmungen am 7. September für den Antrag Stein (Pflicht der Offiziere, mit Aufrichtigkeit an der Verwirklichung des durch die Revolution gewonnenen Rechtszustandes mitzuwirken); am 22. für den Antrag Waldeck (Zurückziehung des Wrangel'schen Armeebefehls) und seine Haltung nach der von Mantouffell beschlossenen Vertagung der Nationalversammlung, endlich sein Steuererweiterungsbeschluß am 15. November 1848.

³⁾ Die ihm beigegebene Charakteristik lautet: „Bucher, Affessor (Stolpe) stimmte gegen ein Gesetz zum Schutze der Abgeordneten und in allen Fragen mit der äußersten Linken. Er erklärte die Verjährung für eine willkürliche Institution und den Satz von der Heiligkeit des Eigentums für einen Anachronismus.“

⁴⁾ In der kurzen Session vom 26. Februar bis 27. April 1849 ergriff Bucher 11 Mal das Wort.

⁵⁾ Erwähnt werden Bucher's Reden über die Gerichtsorganisation (3. April), die Verwendung preussischer Landwehr im Kriege mit Dänemark (23. April) und über den Belagerungszustand in Berlin (25. und 26. April).

⁶⁾ Der Titel des Buches lautet: Die Kommunisten-Verchwörungen des neunzehnten Jahrhunderts. Im amtlichen Auftrage zur Benennung der Polizeibehörden in sämtlichen deutschen Bundesstaaten auf Grund der betreffenden gerichtlichen und polizeilichen Akten dargestellt von

Das ist richtig. Nach vielen Bemühungen ist mir die Einsicht in das Buch gelungen; Bermuth und Stieber haben Bucher in der That auf den Index gesetzt und zwar mit folgendem Signalement:

„Bucher, Adolph Lothar, aus Stolpe, flüchtig in London, früher Assessor an einem preussischen Oberlandesgerichte und Mitglied der äußersten Linken der preussischen Nationalversammlung, wurde im Steuerverweigerungsprozesse seines Dienstes entsetzt und zu 15 monatlicher Festungsstrafe verurteilt. Er ist der Londoner Korrespondent der „National-Zeitung“, und fortwährend in Briefwechsel mit den demokratischen Notabilitäten, namentlich geht dies aus einem Briefe an ihn vom 24. September 1851 hervor, als dessen Autor der Dr. med. Kleefeld ermittelt ist.“

Daß Bucher's Name im „Schwarzen Buche“ figurierte, war ihm nicht unbekannt, und es ist ihm die Thatsache auch einmal schlecht bekommen, wie er selbst in seiner italienischen Reisebeschreibung erzählt. Damals waren die Bourbonen in Neapel noch am Ruder und hatten gleich andern „liberalen“ Regierungen eine strenge Paßkontrolle eingeführt. „Reisende durften nicht anders landen, als in der Polizeistube (!), die zwei Thüren, eine nach der Wasserseite und eine nach der Straße hatte.“ Als nun das Schiff, auf dem Bucher sich befand, in den Hafen von Neapel eingelaufen war, wurden sämtlichen Reisenden die Pässe zur Prüfung abgenommen. Alle wurden eingelassen bis auf sechs, nämlich einen Amerikaner, vier Franzosen und Bucher.

„Als Grund der Weigerung gab der „Intelligente““ (so bezeichnet Bucher einen der betreffenden Polizeibeamten) „an: Die Pässe seien nicht von der neapolitanischen Gesandtschaft unsrer Wohnorte visiert. „Ob es denn kein Mittel gebe, die Strenge des Gesetzes zu mildern?“ — „O ja; die Behörden seien so nachsichtig wie möglich; wir möchten uns an die betreffenden Konsuln und Gesandten wenden oder an einflußreiche Privatpersonen, die sich für uns verbürgen könnten.“ Womit er sich sehr artig, aber mit Zurücklassung eines Sbirren empfiehlt. Die sechs Verdamnten verfaßten also sechs Episteln und schickten sie durch einen Bootsmann ab. Nach einer Stunde kam das Boot zurück und brachte dem Amerikaner, Mr. Klacke, die Erlaubnis, zu landen. Er trennte sich ungern von mir und erbot sich, durch Torlonia jede verlangte Kaution für mich bestellen zu lassen. . . Wieder nach einer halben Stunde kam die Erlaubnis für die vier andern, die Franzosen waren. Ich ging leer aus, hatte auch von Anfang an wenig Hoffnung (!) gehabt. Denn ich hatte die Thorheit begangen, mir einen Paß mit meinem wahren Namen zu beschaffen, und ich wußte, daß seit Rettung der Gesellschaft die hohen europäischen Regierungen Konversations-Lexika über alle Verdächtigen und Mißliebigen ausarbeiten lassen und einander „vertraulich“ mitgeteilt hatten, so schlecht sie auch übrigens zu einander stehen mochten.

Dr. jur. Bermuth, königlich hannoverscher Polizei-Direktor und Dr. jur. Stieber, königlich preussischer Polizei-Direktor. Berlin 1853. Druck von A. W. Hahn. Der II. Teil, welcher 1854 erschien, enthält die Personalien der in den Kommunisten-Untersuchungen vorkommenden Personen.

Schon vor Jahren war mir die betreffende Stelle des von den vereinigten Polizei-Direktoren Germaniens verfaßten Schwarzen Buchs zugesandt worden, in dem ich unter den Kommunisten erscheine (!) und mit der erschwerenden Bemerkung, daß ich Korrespondent für eine Zeitung sei, für die ich nie eine Zeile geschrieben, und die mir alle halbe Jahre einmal einen Knüttel an den Kopf zu werfen pflegte, weil ich kein Vertrauen zu dem herrlichen Palmerston hätte. Ähnliche wertvolle Auskunft mochte die neapolitanische Regierung von ihrer Polizei-Agentur in London erhalten haben.“

7. Sei er der Verfasser des „Parlamentarismus, wie er ist“, eines Buches, das die moderne festländische Staatsform kurzer Hand samt dem verrotteten Rechtsboden zu den Toten werfe. Nun, auf dieses Buch durfte Bucher mit Stolz blicken. Als die erste Auflage im Jahre 1855 erschien, war dasselbe eine litterarisches Ereignis. Bucher zeigte damit, daß er durch seinen Aufenthalt in London nicht die Augenschärfe des Fremden eingebüßt hatte, der zwar bei seinem Eintritte in ein fremdes Land viel deutlicher sieht als der an den alten Schleppegang gewohnte Eingeborene, aber endlich in der Umgebung die Sinnes-schärfe verliert, gleich dem Manne des Urstammes durch seinen Übergang zum Kulturmenschen. Bucher nannte sein Werk selbst ein Pamphlet — ich möchte es ein politisches ABC- und Lesebuch nennen, das noch heute allen, welche lernen wollen, angelegentlich zur Lektüre empfohlen werden darf¹⁾.

8. Habe er intimen Umgang mit Ferdinand Lassalle gepflogen. Mit diesem letzteren zu verkehren, schätzten sich aber auch zur Freude und zum Genuße Männer wie Böckh, Humboldt, Hans von Bülow und Professor Frerichs!

9. Habe Bucher in dem Band II., S. 299 abgedruckten Briefe an das Leipziger Centralkomitee sich mit demokratischem Gruße für den Sozialismus entschieden und sich bereit erklärt, über die Manchesterpartei und ihre Stellung zu den gegenwärtigen Staatsaufgaben einen Vortrag zu halten.

Wieder richtig. Zu dem Vortrag ist es aber nicht gekommen. Vielmehr waren mit dem kurz darauf erfolgten formellen Rücktritt Bucher's vom „Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Verein“ dessen Beziehungen mit der Sozialdemokratie auf immer abgebrochen. Und wenn der Vereins-Sekretär am 13. August 1863 über Bucher klagte, daß er keine Antwort gebe, so hat Bernhard Becker ganz mit Recht hieraus geschlossen, daß „Bucher sich still zurückgezogen“.

10. Der Schlußartikel setzt dem ganzen Aufsinne die Krone auf, indem behauptet wird, Bucher sei vom Reichskanzler dadurch gewonnen worden, daß dieser ihm die Möglichkeit gewährte, von einer aller Kontrolle durch Parlament und Presse völlig unnahbaren Vertrauensstellung aus gegen die ihm tödlich verhaßte Bourgeoisie und für den Staatssozialismus zu werben²⁾.

¹⁾ Zu vergleichen die günstigen Rezensionen des Buches in dem „Wanderer“ und in der „Östdeutschen Post“.

²⁾ Bucher wird hinter jeder arbeiterfreundlichen Kundgebung Bismarck's vermutet: hinter der Erklärung des Staatsministeriums vom Februar 1865, es sei angemessen zu erwägen, in wie weit durch positive Mittel, insbesondere durch Förderung von Produktiv-Gesellschaften die

Es waren kaum einige dieser Artikel erschienen, als — nach einer Mitteilung der „Süddeutschen Post“ vom 29. Oktober 1882 — gegen Ende der ersten, bezw. Anfang der zweiten Juliwoche auf dem Redaktionsbüro der „Berliner Freie Presse“ ein sehr fein equipierter Diener erschien und ein von der Gräfin . . . unterzeichnetes Billet an die Redaktion überbrachte, welches die Aufforderung enthielt, zu einer bestimmten Stunde eine Vertrauensperson in das „Hotel de Magdebourg“ zu entsenden. Dieser Einladung Folge leistend, begab sich der damalige Redakteur, Herr Leopold Schapira, in das Hotel. Die Frau Gräfin hatte nun mit Herrn Schapira eine längere Konversation. Der Inhalt dieses Gesprächs bezog sich der Schapira'schen Aussage zufolge auf folgende Punkte:

1. Sollte dem Geheimrat Bucher dadurch, daß man ihn durch Veröffentlichung seiner Korrespondenz mit Lassalle, welche die Frau Gräfin in Händen hatte, kompromittierte, ein, wie letztere meinte, vernichtender Schlag beigebracht werden. Der Sturz Bucher's, welchen die Frau Gräfin wegen der bekannten Vorgänge nach dem Tode Lassalle's unverföhnlich haßte, sollte aber gleichzeitig

2. dem Fürsten Bismarck verhängnisvoll werden, welcher damals, wie man sich erinnert, mit den „Unterröcken“ in einer nichts weniger als harmlosen Fehde sich befand. Erwähnt wurde hierbei ausdrücklich eine sehr hochstehende Dame, von welcher die Frau Gräfin anführte, daß sie die schleunigste Entfernung des Reichskanzlers von seiner allmächtigen Stellung für ein vitales Interesse Deutschlands resp. Preußens erachte,

3. Endlich war von den Bedingungen die Rede, unter welchen die Sozialdemokratie ihre oppositionelle Haltung verändern und unter der Ägide des „Staatssozialismus“ zunächst wenigstens in eine neutrale Position zur Regierung treten könne. Die Frau Gräfin bemerkte, daß, da der Reichskanzler in 16 Jahren noch keine Zeit gefunden, für die Arbeiter etwas zu thun, auch in der Folge von ihm nichts zu erwarten sei. Bucher habe sich auch in dieser Hinsicht nicht bewährt. Es fehle indessen keineswegs an hochgestellten und einflußreichen Personen, welche von der Dringlichkeit und Notwendigkeit der eingreifendsten sozialen Reformen völlig durchdrungen wären.

Herr Schapira hatte nach dieser ersten noch mehrere weitere Unterredungen mit der Frau Gräfin. Jedenfalls bekam er damals auch die Originale der Bucher'schen Briefe zur Kopierung und weiteren Verwendung ausgehändig.

Sage der Arbeiter zu fördern sei, hinter der Rede Bismarck's über die schlesische Weber-Deputation vom 15. Februar 1865, hinter der Angelung des Dr. Dühring durch den Geh. Rat Hermann Wagener, der Vorliebe Bismarck's für Reichseisenbahnen und Staatsmonopole, der Entsendung der Staatssozialisten Rudolph Meyer und Hermann Wagener zum Katheder-Sozialisten-Kongreß in Weimar als Delegierte unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Intentionen des Reichskanzlers, hinter der Berufung des sozialistisch angehauchten Professors Adolph Wagener als Examinator für das diplomatische Examen und der des Professors Heinrich von Scheel, eines Gesinnungsgenossen von Schäffle und Ad. Wagener als Regierungsrat in das Statistische Amt. Und diese Thatsachen, an denen Bucher sicher ganz unschuldig war, sollen beweisen, daß der Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung in Wirklichkeit von Bucher besorgt werde, dem der Sozialismus mit Hamlet zurufen könne: „Brav, alter Raulwurf! Wählist so hurtig fort? O trefflicher Minicrer.“

Soweit der Berliner Korrespondent der „Süddeutschen Post“. Was an seiner Erzählung Wahres und was Dichtung ist, bleibt dahingestellt. Thatsache aber ist, daß kurze Zeit darauf:

1. die „Berliner Freie Presse“ in einer Artikelreihe sieben Briefe Bucher's an Lassalle veröffentlichte, welche auf das Verhältnis der beiden Männer neues Licht verbreiteten¹⁾, und daß

2. der Reichstagsabgeordnete Bebel in der Sitzung des Reichstags vom 16. September 1878 Bismarck wegen seines Verkehrs mit Lassalle zu kompromittieren suchte. Die Antwort darauf ist demselben der Reichskanzler nicht schuldig geblieben (Stenogr. Bericht über die Sitzung vom 17. Sept. 1878, S. 66 ff.). —

Im Jahre 1878, als die große Pressheize gegen Bucher inscenirt wurde, wurde ihm auch vorgeworfen, daß er Lassalle's litterarischen Nachlaß nicht mehr verwertet habe²⁾. „Bucher hätte“ — so wurde ihm vorgeworfen — „am Schluß (seit seiner Erklärung vom 20. Juni 1878) die verbrauchte Fabel vom Germanentum Lassalle's nicht auf ein Drama³⁾ stützen sollen, das ihm selbst dem Titel nach nicht mehr bekannt war: damit konnte er wahrlich nicht die aus seinen eigenen Angaben so schreiend hervortretende Erkenntnis verdecken, daß selten das Vertrauen eines Mannes, der dem Freunde und dem litterarischen Eigentumsrechte natürlich auch die Pflicht der Sorge für sein litterarisches Andenken hinterläßt, sich so grob getäuscht hat, als hier geschehen ist.“

Hierauf ist zu bemerken: ultra posse nemo tenetur. So lange Bucher noch im Amte war, konnte man von ihm, der außer den Mahlzeiten keine freie Stunde hatte, nicht erwarten, daß er sich an eine Herausgabe der Gesamtwerke Lassalle's mache. Also Impietät ist es sicher nicht gewesen. Bucher spricht sich hierüber des Näheren in der Vorrede zur zweiten Auflage von Lassalle's „System der erworbenen Rechte“ aus, die hier, auch aus andern Gründen, wörtlich mitgeteilt zu werden verdient.

„Obwohl bei seinem Erscheinen von der Tagespresse spröde aufgenommen, ist „Das System der erworbenen Rechte“ allmählich in so viele Hände gelangt, daß eine neue Auflage erforderlich geworden ist. Daß das Werk sich den Eingang in die Bibliothek des Gelehrten, des Rechtslehrers wie des Altertumsforschers, erzwingen würde, war mit Gewißheit vorauszusehen; aber auch keinem Praktiker mit wissenschaftlichem Sinne wird „die Kollision der Gesetze“ mehr fremd und entbehrlich sein. Beläge davon beizubringen, wie das Werk in der Rechtsprechung und in der Litteratur gewirkt haben mag, nachzuweisen, wie es in der Gesetzberatung der verfloffenen dreizehn Jahre hätte benützt oder erprobt werden können, das wäre der geeignetste Dank für die freundschaftliche Gesinnung gewesen, in welcher der Verfasser mir das litterarische Eigentum seiner Schriften vermacht hat; und in diesem bescheidenen Maße seine große Arbeit zu ergänzen und ihren Inhalt

¹⁾ Vergl. oben S. 54.

²⁾ Vgl. oben S. 47.

³⁾ Bucher sprach in der Hitze des Gefechts von dem Drama „Gutten“, während es „Franz von Sickingen“ benannt war.

den nur mit den Tagesereignissen beschäftigten Lesern näher zu bringen, habe ich beabsichtigt und begonnen, jedoch neben meiner, nur selten dieses Gebiet streifenden Berufsthätigkeit nicht durchführen können.

Andre Erwartungen Lassalle's freilich, wissenschaftliche und politische, die einen in der Vorrede ausgesprochen, die andern an vielen Stellen, namentlich im ersten Bande, durchleuchtend, haben sich nicht erfüllt. Es giebt und gab wohl schon, als er schrieb, keine Hegelianer mehr, welche nun die andern Rechtsgebiete so, wie er das römische Erbrecht, hätten bearbeiten können. Und so richtig auch seine Ahnung war, an der Schwelle einer neuen Zeit zu stehen, so hat doch die Geschichte Deutschlands nicht die Entwicklung genommen, welche er bei der Abfassung dieses Werkes vorherzusehen und vielleicht durch dasselbe zu fördern glaubte. Ein ohne mein Zuthun veröffentlichter Brief, den ich, damals Privatmann, ihm am 22. Januar 1862 geschrieben habe,¹⁾ läßt erkennen, welches Ziel er damals im Auge hatte, und enthält die Gründe, aus denen ich von der Verfolgung desselben abriet.

Hätte er die neue Zeit, hätte er das Plebisit vom 8. Mai 1870 und den April des folgenden Jahres erlebt, so würde er jetzt wohl seine Behandlung der französischen Revolution durch eine Betrachtung darüber bereichern, daß es einem Volke nicht leicht wird, seinen eigenen Willen zu erkennen, daß sich mit Sicherheit nur aus einem weiten Abstände das Geschehene unter die historischen Geistesbegriffe einordnen und sagen läßt, ob einem Volke in einer bestimmten Phase „das Richtige zum Bewußtsein gekommen ist“, und daß nicht jede Zerstörung eines symbolischen Gebäudes einen Bastillesturm bedeutet und einen 4. August im Gefolge hat. Sicherlich würde er nicht die Feder gegen das deutsche Schwert geführt und nicht die Pariser Kommune für „die endlich entdeckte Form, kraft deren man zur Emanzipation der Arbeit gelangen wird“²⁾, erklärt haben.

An einem seiner Gesellschaftsabende, gern besucht von Männern wie Böckh, Pfuel und Friedrich Förster, hielt ich ihm aus dem Kopfe einen Satz Lessing's entgegen. Ich habe mich erst jetzt überzeugt, daß mein Citat nicht ganz wörtlich war; aber so, wie ich es gab, schickt es sich wohl zum Abschluß dieser Erinnerung an Lassalle:

„Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, welche richtige Blicke in die Zukunft thaten und nur diese Zukunft nicht erwarten konnten. Wozu die Geschichte sich Jahrhunderte Zeit nimmt, das soll in dem Augenblicke ihres Daseins reifen.“

Berlin, im Juli 1880.

L. Bucher.“

Auf die Frage, warum L. Bucher nicht später, ich meine nachdem er aus dem Dienste geschieden war, sich an eine Bearbeitung des gesamten litterarischen Nachlasses von Lassalle machte, komme ich später zurück. —

¹⁾ Vgl. Bd. II. S. 259.

²⁾ Karl Marx in „La guerre civile en France“. Brüssel 1871 bei Truys. S. 25. Vgl. Bernhard Becker, Geschichte und Theorie der revolutionären Kommune. Berlin 1879. S. 350 ff.

Daß Bucher in dem sogenannten Kulturkampfe, soweit die Depeschen im Auswärtigen Amte das Licht erblickten¹⁾, die Feder führte, habe ich bereits angedeutet. Ein Teil dieser Korrespondenz ging mit der Unterschrift Bucher's hinaus, so ein Erlaß an den Botschafter Prinzen Reuß wegen der Mittheilung eines päpstlichen Schreibens an den früheren Erzbischof Melchers, welche hier abgedruckt werden mag.

Berlin, den 4. März 1880.

Auszug.

Eurer Durchlaucht gefälliger Bericht vom 1. d. Mts. — Nr. 109 — hat dem Herrn Reichskanzler vorgelegen, der mit der Art und Weise, wie Sie die Mittheilung des päpstlichen Schreibens an den früheren Erzbischof Melchers entgegen genommen haben, ganz einverstanden ist. Ein bestimmtes Urtheil muß er sich vorbehalten, bis sich der Umfang des angekündigten Nachgebens übersehen, namentlich erkennen läßt, ob unter den sacerdotes, welche die Ordinarii Dioecesium berufen, auch die Succursalprieester und die Kapläne verstanden sind, und von welchen Gegenleistungen des Staates das Zugeständniß abhängig gemacht wird. Ohne der im Gange befindlichen Berathung mit den preussischen Herren Ministern vorgreifen zu wollen, würde Fürst Bismarck über die Wahl der Adresse, an welche der Papst diese Kundgebung gerichtet hat, hinwegsehen.

J. A.:

gez. Bucher.

Seiner Durchlaucht dem Kaiserlichen Botschafter Prinzen Heinrich VII. Reuß,
Wien.

Meine persönliche Bekanntschaft mit Bucher datirt aus dem Jahre 1880. Aus dieser Zeit bewahre ich noch folgende Zuschrift auf:

Wilhelmstraße 76, 11. November 1880.

Euer Hochwohlgeboren

habe ich im Auftrage des Herrn Reichskanzlers etwas einzuhandigen und bitte ergebenst morgen Vormittag auf dem Amte vorzprechen zu wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Bucher.

Tags darauf sprach ich vor und erhielt von Bucher Weisungen, welche sich auf die Herausgabe meiner später unter dem Titel „Preußen im Bundestag“ erschienenen Frankfurter Berichte des Fürsten Bismarck bezogen. — —

Am Vorabend des Jahres 1881 schrieb L. Bucher die Vorrede zur zweiten Auflage seiner Schrift: „Der Parlamentarismus wie er ist.“

¹⁾ Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß bei manchen kirchenpolitischen Depeschen sich die Thätigkeit des Auswärtigen Amtes darauf erstreckte, die vom Ressortminister, also im Kultus-Ministerium ausgearbeiteten Elaborate bloß zu übernehmen, um sie dann, mit den nötigen Kurialien versehen, an den Bestimmungsort gehen zu lassen.

„Da der Verleger“ — heißt es daselbst — „in dessen Eigenthum meine Schrift über den Parlamentarismus neuerdings übergegangen ist, dieselbe wieder aufzulegen sich entschlossen hat, so kann ich nicht umhin, an die Umstände zu erinnern, unter denen das Buch geschrieben ist. Schon der heute sonderbar aussehende Titel, den ich 1854 gewählt habe, läßt erkennen, daß dasselbe polemischer Natur ist. Es richtet sich gegen die, wie ich sie genannt habe, mythologischen Vorstellungen von dem englischen Staatswesen, die von je bei den Altliberalen bestanden und seit 1850 auch auf die Demokraten übergingen, die 1848 von französischen Vorbildern erfüllt waren. Bei ihnen verquickten sich diese Vorstellungen mit einer wirthschaftlichen Theorie, die wenige Jahre zuvor bei den englischen Liberalen herrschend geworden war, die aber so „frei“ ist, sich mit jedem politischen System, heiße es Bonapartismus oder Kreuzzeitung, vortrefflich einzurichten. In die beginnende Umwandlung der demokratischen Partei, der ich 1848 angehört hatte, fällt die Entstehung des Buches; dasselbe bezeugt zugleich die Umwandlung, die mit mir selbst vorging und vorgehen mußte, weil ich reiche Gelegenheit zum Lernen fand und benutzte. Ungebulbig darüber, daß ich, der ich die englischen Dinge sah, mich fortwährend von denen sollte berichtigen lassen, die nur über England gelesen hatten, und als Entgegnung auf die eintönige Forderung von „Parlamentarismus auf allen Gebieten“ schrieb ich das Buch; aus dem Stoff zu Artikeln, die ich in der Tagespresse nicht hätte unterbringen können, erwuchs eine etwas dick gerathene Controverschrift wider die Verehrer des englischen Regierungssystems, aber auch wider gewisse Gegner desselben; denn es war die Zeit, von der Gerlach rühmte, daß die Sonne der Reaktion hoch am Himmel stehe.

Das Publikum, an das ich mich wandte, die Forderung, um die es sich handelte, existiren heute nicht mehr. Wir haben Parlamentarismus auf allen Gebieten — manche Leute meinen, zu viel davon; in jedem Sommer haben wir Berichte über Tagfahrten zu lesen, zu denen die entsprechenden Berufsgenossen in England es noch nicht gebracht haben. Aus der Demokratie wurde 1862 unter einer aus den spanischen Parteikämpfen — absit omen — entlehnten, dort ziemlich aufgebrauchten Bezeichnung und mit Abwendung von dem allgemeinen direkten Stimmrecht die Fortschrittspartei, welche sich neuerdings, die Staatsidee aufgebend, weiter so entwickelt hat, daß die Einen Partikularisten, Verfechter von Reservatrechten, die Anderen Nichts-als-Freihändler geworden sind. Die altliberale Doktrin hat mancherlei zu lernen gehabt, z. B. daß der Norddeutsche Bund, von dem 1867 gründlichst bewiesen wurde, daß er weder ein Bundesstaat noch ein Staatenbund sei, also eine wissenschaftliche Existenz nicht habe, faktisch weiter existirt und sich zu dem Deutschen Reiche entwickelt hat. Staatsrechtslehrer, denen nicht ein Parteiprogramm über die Wahrheit geht, haben es machen müssen wie der Naturforscher, der ein neues Thier entdeckt, welches in die Klassifikation nicht paßt, und die Wissenschaft hat auf anderen Gebieten als dem Staatsrecht nie einen Zweifel darüber gehabt, daß man einem eigenartigen Geschöpf nicht die Natur eines anderen einimpfen kann. Gleichwohl ist die

Neigung nicht ausgestorben, ins Gelag hinein die englische Gesetzgebung und Verwaltung zu preisen im Vertrauen auf die Unbekanntheit des großen Publikums mit den Einzelheiten derselben — eine Unbekanntheit, welche die Preisenden nicht selten theilen; und seit der Ernst der Jahre 1866 und 1870 verflogen ist, läßt sich auch wieder das Streben wahrnehmen, wie in England aus sachlichen Erörterungen persönliche Kämpfe und Siege zu machen. Indessen möchte ich die Möglichkeit, daß das Buch in allen seinen Theilen einmal wieder so zeitgemäß werden könnte wie 1854, nicht gern zugeben.

Die 25 Jahre, welche seit dem Erscheinen desselben verfloßen, haben auch Gelegenheit gebracht zu lernen und Manches von der anderen Seite zu sehen; den Vorwurf mangelnder Charakterfestigkeit, weil man bei dem Maße von Kenntnissen, welches man sich bis zu einem bestimmten Kalendertage erworben hat und bei den darauf beruhenden Urtheilen nicht fest verbleiben wolle, kann man schon hinnehmen. Eine Umarbeitung würde daher eine Zeit in Anspruch nehmen, die ich nicht aufzuwenden habe. Wenn nun die Schrift, an der ich ein pekuniäres Interesse nicht gehabt habe und deren vergilbte Blätter mich heute wie ein Stück Memoiren oder Selbstbiographie ansehen, wieder aufgelegt werden sollte, so konnte ich das nicht ändern, aber auch meinerseits nichts dazu thun, als mein Handexemplar zur Verfügung zu stellen mit den Notaten, Korrekturen und Einschaltungen, welche ich, wie das die Gewohnheit des Journalisten ist, während meines Aufenthaltes in England und Frankreich bis zum Jahre 1863 gemacht habe.

In England hat sich bis heute weniger geändert als in Deutschland. Aberdeen und Palmerston, mit denen diese Blätter sich viel beschäftigen, waren weder Whig noch Tory; auch Mr. Gladstone, das Haupt der gegenwärtig regierenden Koalition, ist weder das eine noch das andere; aber von 14 Mitgliedern seines Kabinetts gehören 12 zu dem Kobdenklub. (Times vom 12. Juli 1881)."

Das Erscheinen der zweiten Auflage des verschollenen Buches brachte dasselbe und ihren Verfasser mit einemmale wieder zur öffentlichen Diskussion. Die Meinung der Presse war geteilt ¹⁾.

Das „Berliner Tageblatt“ (Nr. 23 vom 15. Jan. 1881) fand das Buch lesenswert und lehrreich ²⁾, tadelte aber den Versuch, die Fortschrittspartei durch

¹⁾ Es liegen mir eingehendere Besprechungen vor von dem „Fränkischen Kurier“, Nr. 59 vom 2. Februar 1881, der „Wessischen Ztg.“ vom 18. Januar 1881, Nr. 27, dem „Schwäbischen Merkur“ vom 14. Januar 1881, Nr. 11 den „Baseler Nachrichten“ Nr. 13 vom 16. Januar 1881.

²⁾ Günstiger ist noch das Urtheil des „Berl. Tageblatts“ im Refrrolog Bucher's (13. Okt. 1892) „Das Buch ist vielfach einseitig, unvollständig, so wie es ein Journalist schreiben konnte, der mit der Feder in der Hand unablässig um das tägliche Brot kämpfen mußte. Nichtsdestoweniger ist es ein grundlegendes Werk geblieben. So verschiedene geartete Geister wie Fürst Bismarck, Lassalle, Gneist, haben daran gefogon und sind in manchen Beziehungen Schüler desselben geworden. Mit dem Rüstzeug deutscher, philosophischer und historischer Kritik ausgestattet, unterjuchte Bucher das englische Staatswesen in seinem geschichtlichen Werden und

die Andeutung zu diskreditieren, daß sie ihren Namen von den spanischen Progressisten genommen, und ebenso die Art und Weise, in welcher jede Prinzipientreue lächerlich gemacht wird — „obwohl Bucher da nur Heine'sche Gedanken ausspinnt.“

Die „National-Zeitung“ (Nr. 41 vom 26. Jan. 1881) hatte auch jetzt keine Freude an dem Buche ihres ehemaligen Korrespondenten. In ihren Augen war Bucher „unvergleichlich doktrinärer“ als der Professor Gueist. Sein positiver Vorschlag zur Beseitigung der englischen Claque-Herrschaft wurde ironisch belächelt und das System des Wechsels der Parteien in der Regierung in Schutz genommen. Die Zustände in England ständen gut und hätten sich bewährt.

Die „politischen Fragmente“ (IV. Jahrg., Wien, 16. Mai 1881, Nr. 20) konstatierten die offenbare Mißgunst, mit der der Verfasser kirchliche Fragen bespricht¹⁾.

Die Wiener „Neue Freie Presse“ meinte, die geschichtliche Entwicklung seit 1859 gehe eher dem britischen Parlamente recht als seinem Kritiker. „Besäßen Deutschland und Oesterreich-Ungarn den „Parlamentarismus wie er ist“, nämlich wie er in England ist, sie könnten reichlich froh und zufrieden sein. Aber sie besitzen immer nur einen Parlamentarismus, der „nicht ist,“ einen Parlamentarismus, dem Fürst Bismarck und Graf Taaffe die Wege vorzeichnen, und sie sind dabei nichts weniger als zufrieden. Diese Art von Parlamentarismus ist freilich „ein neues Tier, das in keine Klassifikation paßt.“

Das für den ihm befreundeten Schriftsteller E. Oldenberg in Berlin bestimmte Exemplar seines Buches: „Der Parlamentarismus wie er ist“, 2. Auflage, schickte Bucher diesem mit der Widmung: „Herrn E. Oldenberg mit der Bitte, nicht darüber zu sprechen mit dem Verfasser“.

seinem jetzigen Bestand. Mit erbarmungsloser Hand zerriß er die Mythen, die sich darum gebildet hatten, und zeigte, was wirklich da war, vor, so wie der Anatom das Messer in der Hand die Muskeln und Sehnen des Körpers aufweist. Bei der kräftigen, manchmal brutalen Natur seines Geistes hat er dabei vielleicht das unterschätzt, was Fürst Bismarck mit einem glücklichen Schlagwort die Unponderabilien der Politik genannt hatte. Aber der Ruhm ist ihm nicht streitig zu machen, daß Bucher der erste Realpolitiker Deutschlands war. Er hat die wissenschaftliche Arbeit gethan, auf der Fürst Bismarck praktisch weiterbaute.“

¹⁾ Bucher bemerkt u. a.: „Unduldsamkeit ist das Erbteil der abstrakten Denkweise der Theologie, „die Thätigkeit Sr. infernalischen Majestät“; bei der Mythe „geht die Sache doch ohne donnernde Wolken und brennende Fische ab“. „Aus dem Vertrauen des Gefühls haben die Theologen ihren Begriff vom Vertrauen, ein Vertrauen ohne Gründe abdestilliert.“

(Fortsetzung folgt.)



Die interkonfessionellen Parallelen in der kirchlichen Geschichte des 19. Jahrhunderts.

Brief an den Herausgeber der Deutschen Revue

von
Friedrich Rippold.

Ihre freundliche Aufforderung, für die gedrängten Rundblicke auf die unsre Tage beschäftigenden Zukunftsprobleme, welche eine so wertvolle Eigentümlichkeit der „Deutschen Revue“ bilden, auch einmal denjenigen „Schwinkel“ aufzusuchen, welchen die wissenschaftlich betriebene Theologie darbietet, hat mir schon vielfach zu denken gegeben. Aber bisher war ich noch nie zu einem befriedigenden Abschluß gekommen. Nicht, daß es an kirchengeschichtlichem Stoff für eine solche Übersicht mangelte. Nein, des Stoffes ist nur zu viel, um so schwieriger jedoch die richtige Auswahl unter allen jenen Gesichtspunkten, welche die religionsgeschichtliche Beobachtung der Tagesereignisse kaleidoskopisch an unserm Auge vorüber führt.

Nach manchem Hin- und Herwägen hatte ich mich schon entschlossen, für Ihre Revue die internationalen Errungenschaften der — als politische Kunst in der That unfehlbaren — päpstlichen Diplomatie seit Vatikan Konzil und Kulturkampf zusammenzustellen und demgegenüber die Unmöglichkeit für jeden einzelnen Staat und jede Partikularkirche, dieser einzigen wirklich internationalen Macht mit den bisherigen Mitteln siegreich entgegenzutreten. Da kam eine Aufforderung zu dem Londoner Meeting der Anglo-continental Society vom 15. Mai d. J. unter dem Präsidium des Erzbischofs von York, und Sie werden mir gewiß selber zustimmen, daß jener Gedanke besser an diesen Ort gehörte¹⁾.

Einen andern nicht minder bedeutsamen Ausgangspunkt bot sodann die jüngste Schrift des westfälisch-katholischen Dichters Joseph Vape, die „Gebete aus und nach dem Neuen Testament für Christen jeden Bekenntnisses.“ (Essen, Bädeler 1893). Auch diese Sammlung ist dem gleichen Geiste entstammt wie das schon früher von Vape herausgegebene evangelisch-katholische Gesangbuch²⁾. Sie werden es aber ohne Mühe verstehen, wie für die kirchengeschichtliche Betrachtung um diesen edlen Veteranen irenisch-katholischer Dichtung alsbald die heimgegangener Wegbahner sich scharfen, von Joseph von Eichendorff und Oskar von Redwitz bis zu Levin Schücking und Annette von Groste-Hülshoff³⁾. Aber auch zahlreiche

¹⁾ Vgl. den englischen Text in The foreign church chronicle and review Juni 1893, S. 105—109, den deutschen in Benschlag's deutsch-ev. Blättern August 1893, S. 559—564.

²⁾ Das Kirchenlied zu erweiterter Benutzung, insbesondere für Schule und Haus. Auch das „Kaiserschauspiel“, das „Lied von der Welt Zeiten“ und das Epos „Ehe Völker waren“ reihen den älteren in Keiter's Kompendium der „katholischen“ Dichter verzeichneten Dichtungen des Verfassers sich würdig an.

³⁾ Daß diese größte deutsche Dichterin im evangelischen Deutschland schon heute viel tiefer gewürdigt wird als im vatikanisch-katholischen, beruht auf der nahen Verwandtschaft ihrer Gedanken sowohl mit Paul Gerhardt wie mit Novalis. Der vorzüglichen Charakteristik

Lebende reihten sich an, sogar unter denen, welche noch vor wenigen Jahren über die altkatholischen Märtyrergemeinden so verächtlich geurteilt haben und heute bereits derselben Verlästerung wie jene verfallen sind. Gerade inmitten der Polemik des Tages wäre es überdies doppelt verlockend, wieder einmal die „christliche Srenit“ Leopold Schmid's, des letzten kanonisch gewählten Mainzer Bischofs, fortzuführen. Aber auch dieser Gedanke mußte wieder zurückgestellt werden¹⁾: die Generalversammlung des „Evangelischen Bundes“ in Speyer hat das erste Anrecht darauf, die schon in dem ersten Programm seines Preßkomitee niedergelegte Stellung zu dem christkatholischen Element auch in der nachvatikanischen Kirche aufs neue bethätigt zu sehen.

Aber weshalb, wenn weder der eine noch der andre dieser Gesichtspunkte uns heute zum „Schwinkel“ diene, ihrer überhaupt erwähnen? Weil sie schließlich beide gleich sehr zur Grundlage derjenigen Betrachtung geworden sind, die für ein allgemein kulturgeschichtliches Organ, in welchem die Theologie der Natur der Sache nach nur eine bescheidene Rolle spielen kann, die passendste schien. Denn die polemische wie die irenische Linie in der Entwicklung des Katholizismus haben beide ihre Parallelen zugleich auf protestantischem Boden. Keine Einzelerrscheinung in irgend einer Kirche läßt sich wirklich geschichtlich würdigen, wenn nicht zugleich die gleichartigen Erscheinungen in den andern kirchlichen Gemeinschaften daneben gestellt werden. Alle Einzelkirchen ausnahmslos werden, auch mitten in ihren bittersten Kämpfen unter einander, doch obenan von jenen allgemeinen natural laws in the spiritual life geleitet, welche ihren für alle Zeiten klassischen Ausdruck als „die Naturgesetze des Himmelreichs“ in den Gnomen und Parabeln Jesu gefunden haben. So sollen denn im nachfolgenden in aller Kürze einige der zahlreichen Parallelen in der interkonfessionellen Entwicklung des 19. Jahrhunderts aufgezeigt werden²⁾. Als Voraussetzung für das rechte Verständnis aller Einzelbeobachtungen sei von dem wohlwollenden Leser nur ein Doppeltes erbeten: einerseits die absolute Loslösung von jedem Parteistandpunkt konfessiona-

von Budde dürfte nur mit Bezug auf den Anhang „zum geistlichen Jahre“ die (in Rücksicht auf die schwer lesbaren Konzepte wohl auch der Absicht des Herausgebers entgegenkommende) Konjektur beizufügen sein, daß in dem ergreifenden Passionslied über Gethsemane, Band III., S. 219, der 3. Vers der 2. Strophe nicht lauten kann:

Die Stricke drangen

Die Sehnen an den Gliedern ihm hervor,

sondern: „wie Stricke.“

¹⁾ Über die denselben begründenden Thatsachen vergl. einstweilen in dem zweiten Heft der *Revue internationale de théologie* (von Professor Michaud in Bern redigiert, unter Mitwirkung griechischer und russischer, englischer und amerikanischer Gelehrter und Bischöfe, deutscher, schweizerischer und holländischer Altkatholiken, aber auch deutsch-evangelischer Freunde) den Aufsatz: „Was verdanken die evangelischen Kirchen dem altkatholischen Martyrium?“

²⁾ Die allgemeine wissenschaftliche Grundlage dieser Disziplin als solcher enthält mein Sendschreiben an Döllinger über „Die Zukunftsaufgabe der interkonfessionellen Forschung als vergleichender Konfessionsgeschichte.“ (Die dritte der drei zeitgeschichtlichen Abhandlungen „Katholisch oder Jesuitisch?“ 1888, S. 161 ff.) Die eingehende Antwort Döllinger's vom 12. Februar 1889 gehört zu den bedeutungsvollsten Äußerungen seines letzten Lebensjahres.

listischer oder dogmatistischer Art, geschweige denn von allem jenem Klüppelwesen, das nur Selbstberäucherung kennt; andererseits die offene Anerkennung des religiösen Faktors als der mächtigsten Triebkraft der Menschheitsgeschichte, sogar da, wo er in völlig unkirchlichem, ja scheinbar unreligiösen Gepräge hervortritt.

Wer die verborgenen Quellen der Strömungen aufsucht, die auch den neuesten kirchlichen Tageskämpfen zu Grunde liegen, wird sehr bald zu der Erkenntnis geführt, daß die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts sich nur aus dem durchgängigen Gegensatz zu seinem Vorgänger verstehen läßt. Die Ideale des 18. Jahrhunderts werden von den die Politik beherrschenden Kreisen als Abfall und Unglauben bekämpft, speziell ihre kirchlichen Schöpfungen, die schon durch die Revolutionswirren — zumal in den katholischen Teilen Deutschlands — schwer gelitten hatten, seit der Restauration systematisch verfolgt.

Allerdings stoßen wir auf der andern Seite immer noch auf die Nachwirkungen des 18. Jahrhunderts mit seiner philanthropischen Aufklärung und seiner rationalistischen Moral. Speziell in Deutschland haben weder die großen Philosophen noch die bahnbrechenden Pädagogen, weder die klassischen Dichter noch die den Idealen des Fridericianismus und Josephinismus folgenden Staatsmänner ihren stillen Einfluß auf die geistig führenden Klassen verloren. Als die unabweisbare Folge von alledem für die Behandlung der kirchlichen Fragen ist nach wie vor das Streben nach der Überwindung der konfessionellen Gegensätzlichkeit in diesen Kreisen vorherrschend geblieben. Die die deutschen Katholiken und Protestanten des 18. Jahrhunderts verbindenden Humanitäts- und Toleranzgedanken sind hier weder durch die revolutionären Zuckungen noch durch die reaktionären Gewaltthaten ihrer Macht über das Gemütsleben beraubt worden. Wohl aber hat dieser Geist des 18. Jahrhunderts in einem stets schwierigeren Kampfe ums Dasein gestanden mit der entgegengesetzten Tendenz, die seit dem letzten Jahrzehnt jenes Jahrhunderts in den Vordergrund trat.

Die in dem klassischen Lande der Gegenreformation unermesslich gewordene Revolution hat noch mitten unter den modernen Nachahmungen der Inquisitionsprozesse und der Bartholomäusnacht zu dem Rückschlag der Gegenrevolution geführt, die bald genug wieder zur Gegenreformation wurde. An der Schwelle der kirchlichen Geschichte des 19. Jahrhunderts steht das Napoleonische Konkordat, welches (genau ebenso wie einst dasjenige Franz' I. an der Schwelle der Reformation) die politische Verwertung des Volksglaubens und Aberglaubens zwischen Koninkl und Papst geteilt hat. Die Restauration des Papsttönigtums und des Jesuitenordens hat die gleichen Bestrebungen auf das übrige Europa übertragen, und es dauerte nicht lange, bis auch die protestantischen Kirchenregierungen in die gleichen Bahnen einlenkten, denen zudem der romantische Zug in Dichtung und Kunst mächtig entgegen kam.

Auf diese großen interkonfessionellen Gegensätze lassen sich im tiefsten Grunde alle Einzelkämpfe innerhalb der verschiedenen Kirchen zurückführen. Wenn man will, kann man auch in ihnen noch die alten Linien der Reformation und der Gegenreformation wiederfinden. Sogar die alten Konfessionskriege sind, wenigstens

innerhalb der Wissenschaft, neu entfacht worden. Aber man darf dabei wenigstens niemals vergessen, daß sich jene idealen Linien überhaupt nie völlig mit den materiellen Machtgebieten der Konfessionen gedeckt haben. In der Erstlingszeit derjenigen Bewegung, die wir in speziellem Sinne (obgleich sie nur die Fortführung einer niemals stillgestandenen Anregung gewesen ist) die Reformation nennen, stehen die ideal-katholische und die protestantische Richtung noch in engem Verband mit einander. Erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, als der Orden Loyola's an die Spitze aller Gegner des seit Luther's Auftreten mündig gewordenen deutschen Geistes getreten war, werden — zumal seit dem Kalenderstreit — die katholischen und die evangelischen Konfessionsgenossen gewaltsam auseinander gerissen. Von da an ist — im Grunde volle zwei Jahrhunderte hindurch — ein Religionskrieg dem andern gefolgt. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ist dies jedoch wieder gründlich anders geworden; nur daß im 19. Jahrhundert abermals die im Jesuitismus gipfelnde Tendenz das 18. Jahrhundert zurückzudrängen und in die Bahnen des 17. Jahrhunderts zurückzulenken gestrebt hat.

Haben aber nicht die gleichen Gegensätze, für welche wir soeben die kirchlichen Symptome nachwiesen, auch die nationalpolitische Geschichte Deutschlands seit dem Zusammenbruch des morsch gewordenen alten Staatswesens abwechselnd beherrscht? Und zwar gilt dies wieder gleich sehr von der aus der Reformation wie von der aus der Revolution und Gegenrevolution hervorgegangenen Bewegung. Oder hat nicht der zukunftsichere Geist der preussischen Reformzeit und der von ihr angebahnten Befreiungskriege seinen bittersten Feind in der die verrottesten Gebilde der Vergangenheit wiederherstellenden Restauration gefunden? Das religiöse Leben spiegelt in der That nur dieselben Grundzüge ab wie die gesamte gleichzeitige Kulturgeschichte.

Der nationale Aufschwung hat im Katholizismus nicht minder wie im Protestantismus eine tiefreligiöse Erhebung vorbereitet und begleitet. In dem protestantischen Norddeutschland sehen wir dieselben moralischen Kräfte am Werk, die wir in dem katholischen Unterwalden, dem katholischen Tirol, dem katholischen Spanien bewundern. Es hat gute Gründe gehabt, daß jene Zeit mit Vorliebe gemeinsamen Gottesdienst pflegte, daß die Bshofke'schen „Stunden der Andacht“ das Lieblingserbauungsbuch der nur äußerlich getrennten Christenheit wurden.

Welchen durchaus andern Geist atmet dem gegenüber nun aber jene Wiederaufrichtung der konfessionellen Scheidewände, deren politisches Abbild die Absperrung Deutsch-Osterreichs von dem gesamtdeutschen Kulturleben gewesen ist! Von Osterreich aus ist diese Tendenz jedoch nur zu bald nach Preußen übergesiedelt. Seit dem Rücktritt der Staatsmänner der Freiheitskriege fanden auch die Berliner Politiker ihre Vorbilder in Wien. Die Lieblingslektüre der Brüder Gerlach wie des um den romantischen Kronprinzen gescharten geistreichen Kreises überhaupt wurde jener Karl Ludwig Haller, der zugleich das weitere Vorbild des geheimen Übertritts zur Papstkirche bot.

Kann man sich wundern, daß unter solchem Einfluß die äußeren Gesichte des Kirchenlebens im Katholizismus und Protestantismus gleichfalls in die Bahnen der ersten Gegenreformation einlenkten, daß aber gleichzeitig nun auch in Deutschland der bis dahin nur in Frankreich zum Siege gelangte revolutionäre Geist in die Massen eindrang? Auch das kirchliche Leben war ja uur ein Appendix der den Polizeistaat leitenden Bürokratie, hat sich darum hüben und drüben, von Staat zu Staat und von Stäätlein zu Stäätlein, durch die gleichen Maßnahmen gekennzeichnet.

In Preußen hat bereits die durch lichtscheue Denunziation bewirkte Absezung de Wette's ihr katholisches Seitenstück in der Unterdrückung der schlesischen Reformbewegung unter den Katholiken. Der Verfolgung der Altlutheraner stehen die nicht minder thörichtcn Gewaltschritte des Staates im Kölner Kirchenstreite zur Seite. Der das Gewissen der bayrischen Protestanten vergewaltigende Kniebeugungsstreit seinerseits läßt sich wiederum nur im engen Korrelatverhältnis zu den katholischen Wirren in Preußen verstehen. In Osterreich gar hat die Vertreibung der Zillertthaler gezeigt, wie sehr die ferdinandeische Praxis abermals an die Stelle der josephinischen getreten war. Und wie viele lokale Streitigkeiten in den kleineren Staaten schließen sich an, in welchen hier der aufs neue an den Fürstenhöfen vordringende Jesuitismus, dort der ebenfalls modisch gewordene Pietismus den sogenannten Unglauben auszurotten bemüht war! Aber gehört nicht auch die Gewissensthat der Göttinger Sieben so gut wie die Vergewaltigung derselben mit in die Kirchengeschichte? Oder darf diese Kirchengeschichte an der geistigen Stimmung vorbeigehen, aus der heraus Gupkow und seine Genossen das damalige junge Deutschland gerade durch die Unterdrückung zum Siege geführt haben?

Es braucht nun nur eines stetig fortgesetzten Vergleichs von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, um die in den katholischen wie in den protestantischen Teil des deutschen Volkes hineingeworfenen Gegensätze, welche die Gegensätzlichkeit der alten Konfessionskirchen weit überragen, hüben und drüben stufenweise fortschreiten zu sehen. Schon in den dreißiger Jahren läßt sich die Probe auf die Richtigkeit dieser Anschauung machen, wenn man solche Ausschnitte aus der gleichzeitigen Litteratur einander gegenüberstellt wie die über Strauß und Bruno Bauer, Ruge und Feuerbach einerseits, über die Wessenberg'sche und Hermes'sche Richtung anderseits. Für einen irgendwie genaueren Nachweis ist hier jedoch nicht der Ort, und ich darf darum wohl bitten, die einschlägigen Abschnitte in meiner Geschichte des Katholizismus und meiner Geschichte der protestantischen Theologie (Band II und III meines Handbuchs) mit einander vergleichen zu wollen.

Mit dem Beginn der vierziger Jahre treten diese entgegengesetzten Strömungen, welche die Einzelkirchen durchweg beherrschen, erst recht deutlich zu Tage. Die Erlasse Friedrich Wilhelms IV. an die Magistrate der großen Städte in Sachen der protestantischen Freunde und die Motivierung der ersten Ausstellung des Frierer Rockes atmen den gleichen Geist. Ebenso aber auch umgekehrt die Bewegung der freien Gemeinden und der Deutsch-Katholiken, die ja schließlich sogar in eine einzige zusammengefloßen sind. So ist denn schließlich auch auf deutsch-

protestantischem Boden durch die Verhinderung zeitiger Reformen die Revolution ebenso unabwendbar geworden wie in dem Frankreich, in welchem bis zum Jahre 1788 das evangelische Bekenntnis von den schwersten staatlichen Strafen bedroht war.

Die Revolution von 1848 hat, wie jede frühere und wie zweifellos auch jede zukünftige Revolution, ihre geschichtliche Bedeutung nur in der zeitweiligen Zerstörung aller geschichtlich begründeten Institutionen gehabt. Andre positive Schöpfungen an die Stelle zu setzen ist ja durch den eigentlichen Grundcharakter der Revolution an und für sich ausgeschlossen. Aber den Paroxismen aller derartigen Fieberzeiten ist noch immer die physisch-psychische Erschlaffung gefolgt, d. h. die denkbar günstigsten Momente für jene ideenleeren Restaurationen, die aus dem (durch die Verzweigung an den Idealen regelmäßig hervorgerufenen) materialistischen Zeitgeist ihre beste Nahrung zu ziehen pflegen. So gipfelt denn auch die Kirchengeschichte der fünfziger Jahre naturgemäß in dem Vordringen der erst während der Revolutionswirren eingeschlichenen Jesuiten bis in die Zentren des norddeutschen Protestantismus. Aber auch die ihrem nächstliegenden Zwecke nach segensreichsten Liebeswerke der evangelischen Kirche wurden gleichzeitig einer rückläufigen dogmatistischen Tendenz dienstbar gemacht, die ihnen den selbständig denkenden Teil der Nation entfremdete.

Braucht es nach alledem noch des besonderen Hinweises auf die weiteren Parallelen, die der Anbruch der politisch neuen Ära auch für das kirchliche Gebiet zur Folge gehabt hat, wie das Ministerium Bethmann-Hollweg in Preußen und den Sturz der Konfordspartei in Süddeutschland? Hat doch sogar das eine Jahr 1863 beinahe in den gleichen Wochen den Anlauf zum Protestantenverein und zur katholischen Gelehrten-Versammlung gesehen. Die weiteren Parallelen in den sechziger Jahren hat schon meine „Kirchenpolitische Rundschau im Advent 1868“ nebeneinander gestellt.

Dem großen nationalen Aufschwung von 1870 entspricht kirchengeschichtlich vor allem die überzeugungstreueste und aufopferungsvollste sittlich-religiöse Bewegung, welche das 19. Jahrhundert kennt, die des Altkatholizismus. Gleichzeitig aber dämmert auch auf protestantischem Boden der Beginn des Verständnisses auf für das vom Herrbild des Papismus befreite katholische Ideal. Kirchentag, Protestantentag, evangelische Allianz stimmen wenigstens nach dieser Seite hin überein. Das Hase'sche Wort, daß jede innerkatholische Reformbewegung ein evangelisches Ferment in sich tragen müsse, jede innerprotestantische ein katholisches, ist erst von da an zu seinem Rechte gekommen. Eben darum aber hat die Abschwörung der eigenen Gewissensüberzeugung durch römisch-katholische Bischöfe genau dieselben moralischen Folgen hervorrufen müssen wie der Einfluß der Berliner Hoftheologie auf die protestantischen Kirchen. Hüben und drüben tritt die Karriere machende Opportunitätstheologie nunmehr erst recht an die Stelle opferfreudiger sittlich-religiöser Überzeugung. Nur zu sehr hat sich Dollinger's Weisagung von dem nun auch in Deutschland (nach dem bekannten Rezept der

romanischen Musterländer des Vatikanismus) rapid vordringenden Unglauben bewährt.

Daß der politische Kulturkampf (zwischen Agamemnon und Kalchas!) nur möglich gewesen ist bei absolutem Mangel an Verständnis der wirklich religiösen Triebkräfte, darüber hat die Geschichte das Urtheil gesprochen. Der Schreiber dieser Zeilen hat schon auf dem Höhepunkte dieses Kampfes darauf hinweisen müssen (in der Monographie „Die römisch-katholische Kirche im Königreich der Niederlande“, 1877, S. 472/3): „daß Deutschland durch die römische Kriegserklärung völlig unvorbereitet überrascht wurde, daß die in der Eile ergriffenen Hilfsmittel nur von der Hand zum Munde führten, daß man an einem Dach gebaut hat, bevor die Grundmauern und Gerüste sicher gestellt waren.“ Ebenso ist es in der Berner Rektoratsrede über „die Theorie der Trennung von Kirche und Staat“ (1881) wiederholt zum Ausdruck gebracht worden (S. 23, 32), daß „es im engsten Zusammenhang mit der byzantinischen Gestaltung des protestantischen Kirchentums stand, daß die nächsten Generationen nach der Reformation stets neue Triumphe des Papalismus erlebten,“ und daß der gleiche Byzantinismus auch in unserm eigenen Jahrhundert „in allen ernstesten Krisen nur dem Papalismus Handlangerdienst leistet, weil im Vergleich mit jenem das papale System als eine ideale Bestrebung erscheint.“

Was den Kulturkampf in erster Reihe kennzeichnet, das ist die verächtliche Behandlung des Altkatholizismus. Die paar Duzende katholischer Gelehrter fauen ja für das allgemeine Wahlrecht zu den Parlamenten nicht einmal als Stimmvieh in Betracht. Überdies sind es aber gerade staatliche Instanzen gewesen, welche dem „totgeborenen Kinde“ von Anfang an jenen Untergang zugebacht hatten, der all' den lichtscheuen büreaufatischen Maßnahmen zum Troß dann doch so wenig eintrat, daß man nachgerade zu solch' roher Bergewaltigung griff wie in dem heutigen Bayern. Während aber bei denjenigen, welche in der Nachfolge Jesu arm wurden, um andre reich zu machen, die Kraft des Martyriums sich bewährte, wird man schon heute vergeblich den Spuren nachgehen von dem damals so hoch gepriesenen und in jeder Weise politisch begünstigten Staatskatholizismus. Etwas anders steht es scheinbar auf protestantischem Boden mit der in der gleichen Zeit auch hier der Alleinherrschaft zustrebenden Opportunitätstheologie. Denn äußerlich steht dieselbe nach wie vor in demselben Flor wie die jesuitische Richtung in den bischöflichen Ordinariaten und Fakultäten. Was aber innerlich für das Wurzeln der evangelischen Kirche im Gemeindeleben mit der Ausschließlichkeit einer dogmatischen Einzelschule erreicht wird, dafür genügt es, auf die bloßen Namen der Egiby'schen Bewegung und der Gesellschaft für ethische Kultur hinzuweisen¹⁾, von dem Danaidenwerk der Schrempf und von Wächter zu schweigen.

¹⁾ In der Anerkennung der gewichtigen symptomatischen Bedeutung dieser Erscheinungen stimme ich mit Herrn C. S. in der Rezension meiner Adelschrift in der D. R. durchaus überein, indem nämlich „nicht bloß in Adelskreisen, sondern in vielen, leider sehr vielen Kreisen der Evangelischen und nicht etwa unter den unkirchlich Gesinnten in den letzten Jahren sich ein Gefühl des

Doch ich habe damit der Zeit nach schon vorgegriffen. Und doch gehört der Zwischenzeit gerade diejenige Epoche an, in welcher die innere Gestaltung des Katholizismus und Protestantismus sich am offensten gegenseitig bedingt hat. Der Sturz des Falk'schen Ministeriums ist bekanntlich nicht durch katholische, sondern durch dem Namen nach protestantische Einflüsse bewirkt worden. Zu der Ära Rögel mit ihren Keßerprozessen in der evangelischen Kirche¹⁾ aber hat die katholische Kirchenpolitik der Ministerien Puttkamer und Götter ein würdiges Seitenstück geboten.

Hat jedoch nicht in der Zeit des Kulturfriedens so gut wie in derjenigen des Kulturkampfes abermals das politisch-soziale und das innerkirchliche Leben den gleichen Charakter getragen? In einer Gründer- und Streberzeit ist niemand weniger am Plage als diejenigen, welche unglücklich genug sind, eine religiöse Überzeugung zu besitzen, welche sich nach den Kriterien Jesu Christi zu richten pflegt. Daß aber die innere sittlich-religiöse Kräftigung Deutschlands durch die abermalige Auslieferung der Bonner katholisch-theologischen Fakultät an die Jesuitenpartei eine schwerere Niederlage erlitten hat als durch den Verlust einiger Armeekorps, dafür hat das letzte Jahrzehnt der Bismarck'schen Politik schlechterdings kein Organ mehr gehabt. Hat doch das preussische Abgeordnetenhaus sogar die kläglichen 6000 Mk. abgelehnt, die ein elender Scheinerfaß für die Preisgebung der Fakultät sein sollten. Es ist ein sogenannter Profanhistoriker, der in der gleichen Zeit mit nur zu viel Recht darauf hinwies: „Für jedes Volk ist bisher der Moment kritisch gewesen, wo seine Macht sich glänzend erhob. Das haben Spanier, Franzosen, Engländer nacheinander erfahren. Auch uns droht unzweifelhaft die Gefahr, daß die „Heiligtümer des inneren Menschen“ von einem Geschlecht gering geschätzt werden, welches in Macht und Genuß schwelgt.“

Was Hermann Baumgarten²⁾ hier mit Bezug auf das gesamte Volksleben ausspricht, hat dabei gewiß wieder in erster Reihe Bezug auf die staatlich privilegierten Kirchen, die in Zukunft noch mehr wie bisher für ihre Privilegien einen Preis zu zahlen haben dürften, der sich mit der Pflege religiöser Überzeugungstreue schlechterdings nicht mehr verträgt. Und wie sehr auch hier abermals von den beiden Großkirchen das Gleiche gilt, beweist die denkwürdige Gleichzeitigkeit

Mißbehagens, der mangelnden Zufriedenheit mit manchen Zuständen und Erscheinungen innerhalb der evangelischen Kirche gebildet hat.“ Auch G. S. nennt zum Belege speziell die beiden oben angeführten Erscheinungen, um es dann als „die Hauptaufgabe der Forschung“ zu bezeichnen: „Wer trägt die Schuld an diesen Zuständen?“ Allerdings ist nun das Verhältnis zwischen den letztgenannten Erscheinungen und der im Adelsblatt zu Tage getretenen Tendenz so beschaffen, daß gerade der Einfluß dieser Tendenz auf die Kirchenregierungen die Opposition von Egidio, Förster hervorgerufen hat. Aber die Forderung nach „Aufschlüssen, die auch zur Beseitigung des so vielfach empfundenen Mißverständes führen könnten“, ist eine berechtigte. Die noch zu nennende Schrift über „die theologische Einzelschule“ hofft auch dieser Forderung entgegen zu kommen.

¹⁾ Vergl. hierüber in der Deutschen Revue von 1881 den Aufsatz Holkmann's über „die Glaubensgerichte“ in der prot. Kirche Preußens“, S. 315—328.

²⁾ Römische Triumphe. Flugschriften des ev. Bundes, Heft 2, S. 18.

zu der Zerstörung der Bonner katholisch-theologischen Fakultät, die Vergewaltigung der Gießener evangelisch-theologischen Fakultät mit dem berüchtigten offiziellen Rechtfertigungsversuch der Darmstädter Zeitung. Was sich seither in Heidelberg und Jena vollzogen hat, macht neben der Gleichzeitigkeit auch die Gleichartigkeit nur um so frappanter¹⁾.

Nur um der notwendigen Kürze willen sind in dieser interkonfessionellen Betrachtung die zahlreichen andern Parallelen, welche den verwandten Erscheinungen in den Großkirchen zur Seite stehen, außer Betracht geblieben. Aber es lassen sich die gleichen Naturgesetze ganz ähnlich sogar in den unter sich grundverschiedenen Richtungen der jüdischen Theologie nachweisen. Auch zwischen der philosemitischen und der antisemitischen Gruppe der Sozialdemokratie finden die gleichen Korrelatbeziehungen statt. Obenan aber kämen hier noch die sogenannten „Sekten“ in Betracht, die freilich dem Kirchenbegriff der Urkirche etwas besser entsprechen dürften als die Massenkirchen mit den Millionen von Namenchristen. Über diesen Punkt schließlich nur so viel, daß ich mich nicht vor der Paradoxie scheue, die radikalen freien Gemeinden und die orthodoxen Altlutheraner unmittelbar nebeneinander zu stellen als die Träger sittlich-religiöser Überzeugungstreue. Ja, es bleibt hier auch noch ein Plätzchen übrig für den Jesuitenpater von Hoensbroech so gut wie für seine italienischen Ordensgenossen Passaglia und Curci. Auch aus einem so dürftigen Überblick aber, wie er diesmal allein möglich war, werden Ihre Leser wenigstens das Eine zur Genüge entnehmen können, daß der kirchengeschichtliche Schwinkel zwar nicht blind macht für die schwarzen Punkte in der Kulturgeschichte unsres Jahrhunderts. Wenn der Verfasser nichtsdestoweniger gleich seinem edlen, schweizerischen Freunde Vitpius eines „unverwüßlichen Optimismus“ sich freut, so beruht derselbe einfach auf den (von allen dogmatischen Systemen über ihn befreiten) Grundgedanken der Religion Jesu.



Persten in der europäischen Politik.

Von

General Sir Frederic Goldsmid.

Von allen europäischen Staaten, welche Gesandte in Persien halten, haben nur zwei wichtige und unmittelbare Geschäfte dort. Dies sind England, wegen seiner nahen Beziehungen zu Afghanistan und Belutschistan, Ländern, welche die ganze Ausdehnung der persischen Ostgrenze, oder ungefähr 800 (englische) Meilen von Nord nach Süd decken, und Rußland, insofern es selbst im Norden, oder

¹⁾ Für den näheren Nachweis darf hier wohl auf die demnächst erscheinenden Schlußabteilungen der Monographie über „die theologische Einzelschule im Verhältnis zur evang. Kirche“ verwiesen werden, deren erste Abteilungen im Frühjahr d. J. (Braunschweig, Schwetschke) erschienen sind.

auf ungefähr 1000 Meilen von Westen nach Osten der einzige Nachbar Seiner Persischen Majestät ist. Die gemeinschaftliche Grenze, welche das Reich des Sultans von Westpersien scheidet, ist in einer wichtigen Hinsicht derjenigen ähnlich, welche auf der entgegengesetzten Ostpersien und West-Afghanistan scheidet: es ist die Abgrenzungslinie für zwei Hauptsekten der mohammedanischen Religion, der Sunniten und der Schiiten (Schi'ah). Persien, die feste Burg der Schiiten, ist geographisch eingekleidet zwischen zwei sunnitische Mächte, den Türken und den Afghanen: und dieser Unterschied im Glauben ist so schwerwiegend, daß er in Wirklichkeit die Bruderschaft zu Boden tritt, welche aus einer gemeinschaftlichen Grundlage der Lehre entspringt.

Man könnte in der That Beispiele anführen, welche zeigen, daß das Bündnis mit einem christlichen oder fränkischen Herrscher von dem schiitischen Potentaten höher geschätzt wird als das mit einem moslemitischen Fürsten, wenn derselbe Sunnit ist — oder umgekehrt. Hinsichtlich der Türkei jedoch in ihren Beziehungen zu Persien als einer rein asiatischen Macht brauchen wir ihre Legation in Teheran für die Zwecke dieses Artikels nicht in Betracht zu ziehen. Wenn der türkische Gesandte aus der Klasse der europäischen Repräsentanten am Hofe der Schahs ausgelassen wird, müssen wir andererseits auf Grund einer umgekehrten Betrachtungsweise Amerika als einen geeigneten Ersatz zu dem Personal der dort beglaubigten Diplomaten zulassen. Die übrigen Mächte, welche in Betracht kommen, sind Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Italien, Holland, Belgien und die Vereinigten Staaten. —

Von diesen sieben Mächten hat vielleicht Frankreich auf Grund alter und ununterbrochener Beziehungen den besten Anspruch auf die Stellung eines Dozenten. Deutschland, Oesterreich und Italien haben einen größeren oder geringeren Anteil an der Versorgung des Landes mit wissenschaftlichen Reisenden und Erforschern, mit Ratgebern, mit Lehrern der militärischen Ausbildung und Disziplin und Civil- und Militärbeamten aller Arten und Grade genommen. Holland und Belgien, auch Amerika können in einem geringeren Grade den Anspruch erheben, zu demselben Zwecke beigetragen zu haben. Die einem modernen französischen Gesandten in Persien, als er gebeten wurde, seine amtliche Stellung zu erläutern, zugeschriebene Antwort: „Vous me demandez ce que je fais, je regarde hors de la fenêtre“ erscheint völlig anwendbar auf alle. Sie eröffnet ein reiches Feld der Betrachtung, ermangelt aber bedauerlicherweise sehr der näheren Einzelheiten; und die Vorübergehenden, wenn sie auch nicht notwendig interessant an sich sind, mögen indirekt Betrachtungen von universellem Interesse anregen. Zu Hause und bei geschlossenem Fenster kann der Diplomat immer Beschäftigung finden, sei sie auch von eintöniger Art, wenn er seiner Regierung den lokalen Klatsch und das Ergebnis seiner Straßenbeobachtungen berichtet. — Solche Berichte sind in gewöhnlichen Zeiten weder lang noch aufregend. Aber dies sind Angelegenheiten, welche von der Eigenart der besonderen Gesandten und der Stimmung der einzelnen „Auswärtigen Ämter“, unter denen sie dienen, abhängen. Eine Spielpartie ruft immer Aufmerksamkeit hervor und nimmt das Interesse

jedes berufsmäßigen Diplomaten in Anspruch. Es giebt in den Salons von Teheran — wir werden die Anwendung dieses Ausdrucks bald rechtfertigen — fast in allen Jahreszeiten einen Winkel in dem Empfangszimmer, wo England und Rußland wie auf einem Schachbrett eine Partie spielen, welche wichtigere Resultate haben mag, als es gewöhnlichen Zuschauern auf den ersten Anblick scheinen möchte. Die Einsätze sind hoch; aber während beide Spieler gleichmäßig sich bemühen, sie zu gewinnen, sind die Zwecke, für welche Erfolg gewünscht wird, ungleich, und das Ziehen der Figuren kommt auf verschiedenen strategischen Linien zur Ausführung.

Dieser Gegensatz macht dem eingeweihten Zuschauer den Kampf so interessant, obwohl für den Geist des Orientalen nur in den Büchern der Dichter und der Philosophen die Moral etwas mit Staatsfragen zu thun hat. Wir wollen unsre Meinung auf direktere Weise erläutern. Für den einen Spieler ist eine Ausdehnung des Gebietes Zweck: die Befestigung eines existierenden Reiches ist das Hauptstreben des andern. Während daher auf der einen Seite das Spiel hinterlistig und aggressiv ist, ist es auf der andern argwöhnisch und wachsam. Ein hypothetisches Seeufer mit einem Hafen am arabischen Ocean ist das in der Ferne winkende Ziel der erobernden Politik. Eine starke und fest bestimmte Grenze, welche innerhalb ihrer Erstreckung ein zufriedenes Volk sichert, würde die defensive Theorie befriedigen. Wir brauchen, wie man sieht, die Nationalitäten, welche die dargelegten Ziele zu erreichen streben, nicht näher zu bezeichnen. Aber wir dürfen bemerken, daß, während viele hunderte von Meilen zwischenliegenden Landes in die Erwerbung des ersehnten Seeufers in Mitleidenschaft gezogen werden, die Hinzufügung eines einzigen Morgen Landes zur Festsetzung der beabsichtigten dauernden Grenze nicht wesentlich ist.

Wir dürften wohl Bedenken tragen, dem orientalischen „Salon“ die diplomatische Bedeutung beizulegen, welche dem Worte in Europa verliehen wird. Vor ungefähr einem Vierteljahrhundert konnte Teheran durch irgend welchen äußeren Prunk die Überlegenheit wenig rechtfertigen, welche der Schah Agha Muhammed dafür unter den Städten beansprucht hatte; es gehörte zu der uninteressanten Klasse von Städten, welche sich der nominellen Auszeichnung, Hauptstadt zu sein, erfreuen, ohne hervorragende künstlerische oder architektonische Züge zu besitzen. Was „Salons“ anbetrifft, so gab es in jenen Tagen nur wenige Wohnungen unter dem Dache europäischer Geschäftsträger, welche die bloße buchstäbliche Bezeichnung verdienten, und noch viel weniger solche, welche zum Empfange des diplomatischen Korps mit den zugehörigen Frauen und Kindern benuzt werden konnten. Ferner — selbst angenommen, daß einige für einen derartigen Zweck sich hätten verwenden lassen — war der Zustand der Straßen und Bazare zwischen den verschiedenen Wohnsitzen geselligen Zusammenkünften ungünstig, besonders bei Nacht, wo chinesische Laternen und schreiende Läufer kaum genügten, den einer Einladung folgenden Reiter vor Löchern und Gruben zu bewahren. Aber vor einem Vierteljahrhundert befanden sich, außer der türkischen, nur drei Legationen am Hofe des Schahs — die russische, die französische und die englische — eine Zahl, welche jetzt verdreifacht ist, und

Damenbesuche waren zu gering an Zahl und zu selten, um Hoffnung auf eine feste Gesellschaft zu machen, an der sich beide Geschlechter hätten beteiligen können. Anders verhielt es sich in Konstantinopel, oder vielmehr in Pera, wo der wirkliche Salon in seiner Vollständigkeit zu finden war; in der russischen Gesandtschaft war die Leiterin der Geselligkeit eine anziehende und geistreiche Dame, welche ihre zahlreichen Gäste mit vornehmer Ungezwungenheit und Höflichkeit empfing, die sogleich den angenehmsten Eindruck hervorbrachte. Persien konnte mit seinem ottomanischen Nebenbuhler nicht wetteifern, um die Repräsentanten an seinem Hofe mit den Mitteln zu versehen, diese Gewohnheiten der Civilisation in Übung zu erhalten. Da gab es keine Donau, keine Eisenbahn, keinen Bosporus, kein Dampfboot, um sich zu den königlichen Palästen zu begeben. Zweihundert Meilen steiniger Gebirge und steuiger Ebenen mußten durchschritten werden, um die Reisenden von dem Süden des Kaspiischen Meeres, dem nächsten Zugangspunkte zur See, an die Thore der Hauptstadt zu bringen, und aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach war der Hafen von Enzeli nicht erreicht worden und hatte die Auschiffung nicht bewirkt werden können ohne die größten Beschwerden.

Es gab jedoch eine Art Saloni-Salon in Teheran, der, wenn er nicht der vornehmsten Wirklichkeit entsprach, sich durch mancherlei empfahl, außer durch einen reservierten Winkel, in welchem England und Rußland ihre diplomatische Partie spielen konnten. Obwohl zu der in Rede stehenden Zeit eine der drei europäischen Legationen, die französische, numerisch schwach war, zeitweise sogar kein größeres Personal aufwies als einen Geschäftsträger mit einem einzigen Gehilfen, waren die geselligen internationalen „Réunions“ glänzend und häufig, und jede vertretene Nationalität trug freudig ihren verhältnismäßigen Anteil dazu bei. Auf die Gegenwart Frankreichs konnte man immer rechnen, entweder um zum Fenster hinauszusehen, oder um bei dem quasi-berufsmäßigen Spiel seiner Kollegen zuzusehen — im letzteren Falle gern bereit, dem einen oder dem andern einen Rat zu erteilen. Ein Charakterzug ist dem Schreiber dieser Zeilen, der damals zum Zwecke von Unterhandlungen mit Persien von seiner Regierung mit einer besonderen Mission betraut war, in angenehmer Erinnerung geblieben. Es ist die vorwaltende gesellschaftliche Harmonie. England hatte am Hofe des Schahs nicht nur seinen diplomatischen Vertreter, sondern auch einen großen Stab von Civil- und Militärbeamten, deren Aufgabe es war, die Telegraphenlinien, welche das indische Telegraphensystem mit dem europäischen verbinden sollten, zu errichten und zu beaufsichtigen. Der britische Direktor und die britischen Sub-Direktoren, größtenteils Offiziere des königlichen Genie-Korps, wurden bei ihrer Ankunft von den Mitgliedern der fremden Legationen ebenso herzlich wie von ihren eigenen Landsleuten bewillkommet, und die Folge war die Herstellung eines freundschaftlichen und brüderlichen Bandes, welches sich als mehr als vorübergehend erwies. Freundschaften traten an Stelle der Eifersüchteleien; und selbst die stehende Partie zwischen den beiden rivalisierenden Mächten verlor so viel von ihrem Eifer und ihrer Anziehungskraft, daß man sie während einer Saison hätte für unterbrochen halten können. Auch die Gesandten selbst ließen es nicht an

sich fehlen, um zu dem erreichten glücklichen Resultate beizutragen. Während ihre Untergebenen unaufhörlich kleinere Höflichkeiten austauschten, führten sie selbst den Vorstoß bei glänzenden Festmählern und ausgefuchten „dèjeuners“ am Tage. Daß sich unter ihnen hervorragende Männer befanden, wird man erkennen, wenn wir anführen, daß an der Spitze der russischen Legation eben derselbe lebenswürdige Herr und kenntnisreiche Staatsmann stand, der jetzt nach vielen Jahren den Posten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten beim Zaren versieht. Allerdings beraubte die Beschränkung auf das männliche Geschlecht den Salon seines größten Reizes. Doch nahm man, wie bereits erklärt, bei dieser Gelegenheit eine lockere (Bohemian) Deutung des Ausdrucks an, die eine häufige Betätigung durch Versammlungen im Gesellschaftszimmer oder selbst im Billardzimmer fand. In letzterem Falle wurde die Partie zwischen zwei oder mehr Spielern, — die dann vielleicht zu genau an die Methoden internationaler Rivalität erinnerte, um als eine Erholung betrachtet zu werden — durch den mehr kosmopolitischen „Pool“¹⁾ ersetzt, welcher bald der bevorzugte Zeitvertreib²⁾ wurde. Das war in der That so sehr die anerkannte Tagesordnung, daß unter den verschiedenen Mitspielern, mit der Kreide oder dem Quene in der Hand und mit knabenhaftem Eifer um das Billard herumtänzelnd, nicht nur die europäischen Diplomaten, sondern auch die eingeborenen Stützen des Staates, unter andern der persische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ungeachtet der seiner Person und seinem Amte anhaftenden Würde, zu bemerken waren.

Aber während die Repräsentanten der westlichen Nationen sich auf diese Weise zu einer glücklichen Familie in der Residenz des Schahs verschmolzen und sich vielmehr zur Ausübung gesellschaftlicher Annehmlichkeiten heranbildeten als zu den Kämpfen der Diplomatie, wollen wir untersuchen, welches die Haltung Persiens gegen seine diplomatischen Gäste war. Man kann die Frage von zwei Gesichtspunkten aus beantworten; der eine ist offizieller, der andre sozialer Natur. In offizieller Hinsicht also hatte die Lebenswürdigkeit und „Bonhomie“³⁾, die von den Mitgliedern der auswärtigen Legationen in Teheran gegen einander zur Schau getragen wurde, obwohl man sich darauf nicht als auf eine dauernde Grundlage verlassen mochte, die gute Wirkung, daß sie jene elende Gewohnheit der Intrigue abschwächte, welche in der Manier Zago's internationale Eiferfucht und Abneigung durch versteckte Verleumdung und Zwischenträgererei zu erwecken sucht. Ein Verfahrensgrundsatz war es zum Beispiel, daß man durch alle möglichen Mittel eine noch so kurze Unterbrechung der Spielpartie zwischen England und Rußland zu verhindern suchen mußte. Jene private Rivalität war während zu vieler Jahre eine Quelle praktischen Nutzens und gleichfalls eine geistige Zerstreuung für die Minister des Schahs gewesen, als daß man sie hätte verschwinden lassen dürfen. Ihren Fortgang aufzuhalten hätte geheißen, die ganze auswärtige Politik Persiens in Unordnung versetzen. In sozialer Beziehung

¹⁾ Jedemfalls das franz. Poule.

²⁾ Im Original *passé-temps*.

³⁾ So im Original.

ist zu bemerken, daß die Mehrzahl der in Betracht kommenden Perser an den ihnen dargebotenen Unterhaltungen teilnahm, und daß die Minister und Staatsbeamten die festlichen Ehrenbezeugungen mit einer Herzlichkeit erwiderten, welche ehrlich und aufrichtig war. Der „Grand Seigneur“ in Teheran, gehöre er der alten oder der neuen Schule an, will in zeremonieller Gastfreundschaft sich nicht überboten sehen und würde es verschmähen, in seinem eigenen Lande als Gast an dem Tische eines Ausländers zu sitzen, ohne die Gewißheit zu haben, daß sein Wirt wiederum an seinem eigenen sitzen würde.

Sollte er Wein und starke Getränke genossen haben, so würde sein europäischer Tischnachbar es wahrscheinlich merken; andernfalls dürfte er gleich entschieden, aber weniger vertrauensvoll sein. Der Regel nach sind die Perser — namentlich die in hohen amtlichen Stellungen befindlichen — gesellig und entgegenkommend gegen umgängliche Ausländer und bequemen sich leicht europäischen Gebräuchen an, selbst wenn sie sie nicht auf persönlichen Reisen schätzen gelernt haben.

Wir sind jedoch in unsrer Besprechung des Lebens in Teheran ein Vierteljahrhundert zurückgegangen. Wir nähern uns jetzt der Gegenwart, in welcher, wie bereits angegeben, abgesehen von der türkischen Gesandtschaft, nicht weniger als neun Mächte am Hofe des Schahs vertreten sind, und folglich sieben Zuschauer bei der diplomatischen Partie, welche von zweien ihrer Kollegen, die das ausgedehnteste Interesse in Central-Asien haben, gespielt wird. Vielleicht die beste und neueste Auskunft, die für uns über den Gegenstand von Nutzen sein kann, rührt aus der Feder eines vornehmen, jungen, englischen Reisenden her, des Herrn George Curzon, eines Mitglieds des britischen Parlaments und Unterstaats-Sekretärs für Indien im Ministerium Salisbury. Er widmet ein ganzes Kapitel seines Werkes der Geschichte und einer allgemeinen Beschreibung der Hauptstadt und hat viel zu sagen über den Schah, die Mitglieder der königlichen Familie und die Regierung. Was den Teheraner Salon in der Gegenwart betrifft, so scheint eine Art Gebäude für die auswärtigen Legationen eingerichtet worden zu sein, welches feierliche Empfänge und ähnliche Unterhaltungen auf einem größeren Fuße als ehemals zulassen würde; und wir erfahren, daß die meisten Diplomaten, welche befreundete Staaten vertreten, „comfortable Wohnhäuser besitzen, die in großen und schattigen Gehägen“ liegen. Aber da von der Anwesenheit von Damen nichts gesagt wird, könnte man schließen, daß dieses eine verfeinernde Element der Gesellschaft gänzlich fehlte, oder nicht sein richtiges zahlenmäßiges Verhältnis oder seine anerkannte hohe Musterstellung auf persischem Boden erreicht habe — doch erscheinen Beweise für das Gegenteil. Ob die Würde des diplomatischen Salons für irgend einen der Zirkel der Teheraner Gesellschaft beansprucht werden kann oder nicht, ist ohne Belang: wir wissen durch das mündliche Zeugnis der jüngsten Besucher, daß das Material für eine solche Form des Verkehrs vorhanden ist und daß, abgesehen von kleineren Tanzunterhaltungen, eine der *fin de siècle*-Entwickelungen des geselligen Fortschritts ein großer Maskenball gewesen ist. Man weiß ferner allgemein, daß unter der neuen Ordnung der Dinge ein großer Zuwachs an aufässigen Europäern statt-

gefunden hat; und obwohl das Problem aufgeworfen werden könnte, zu bestimmen, wie viele davon Zutritt zu dem Salon — angenommen, diese Einrichtung befände sich in voller Kraft — gefunden haben, so darf man doch nicht vergessen, daß in solchen Dingen in orientalischen Ländern die Toleranz weniger eingeschränkt und der Spielraum weiter ist als in Europa. Die Leser des Buches des Herrn Curzon würden sich gewiß irren, wenn sie es für ausgemacht hielten (wie es viele ohne Zweifel thun würden), daß keine Personen aus den nachbezeichneten Klassen in der Weise begünstigt werden würden.

„Der Zuwachs liegt nicht in dem offiziellen Element, er entspringt aus der großen Zahl von Spekulanten, kleinen Kaufleuten, angeblichen Konzeptionsinhabern, wandernden Industrierittern (*chevaliers d'industrie*) et hoc genus omne. In diesen hat der Hauptzuwachs stattgefunden; und mit der Zeit können wir erwarten, daß die Straßen von Teheran ebenso viele Muster der schneiderischen Entartung Europas darbieten werden, wie es mit den Straßen von Kairo oder Konstantinopel der Fall ist. Die Elemente dieser vielsprachigen, aber unglücklicherweise einfarbigen Gesellschaft sind notwendigerweise etwas durcheinander geworfen. Und in ihren eigentümlichen Geistesrichtungen, Neigungen, Verbindungen, Rivalitäten und Plänen ist ebenfowohl ein unerschöpflicher Stoff zu lokalem Klatsch zu finden, wie auch die fast einzige Quelle für ein nicht politisches Interesse.“

Bei solchen Umgebungen wird der gebildete Europäer, welcher in Teheran wohl einer Legation angehört mag, nicht zu seinem Vorteile von den Eingeborenen gesehen, unter denen er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat und welche im großen und ganzen mehr mit den niederen Schichten des importierten Europäertums als mit den oberen Klassen in Berührung kommen. Er wird von einem unmöglichen Standpunkte aus beurteilt, und seine Worte und Handlungen werden mißverstanden. Selbst diejenigen, welche ihn mit einem freundlichen Blicke zu betrachten wünschen, werden unsicher, wenn sie ihn mit seinen strupellofen Landsleuten vergleichen, und kommen zu der natürlichen Schlussfolgerung, daß seine Beteuerungen heuchlerisch und seine Liebenswürdigkeiten nur gleißender Schein sind. Wenn er gegen einen eingeborenen Bekannten seine Ansichten über den niedrigen Sittenzustand scharf und freimütig ausdrücken wollte, so würde sein Zuhörer aller Wahrscheinlichkeit nach zu verstehen geben, daß er sich von einem Mulla (oder Priester) nichts brauche vorschreiben zu lassen, auch erwarte er ein so außergewöhnliches Betragen keineswegs von einem vornehmen Europäer — am allerwenigsten von einem Diplomaten. Der Schah, könnte er (und nicht mit Unrecht) anführen, habe Europa drei Besuche gemacht, und er sei in seine eigenen Staaten nicht zurückgekehrt, um irgend eine neuerdings gelernte Moral zu predigen oder zu lehren; auch sei gar kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß Se. Majestät irgend welche neuen Grundsätze gelernt habe, oder daß irgend welche neue Beispiele Eindruck auf ihn gemacht hätten, welche zur Erläuterung jener Wissenschaft dienen könnten. Im Laufe seiner Reisen sei er in Kirchen und Kathedralen zugelassen worden, aber diese Sehenswürdigkeiten

seien aus seinem Gedächtnisse entschwunden, gleichwie die Denkschriften, welche man ihm zu Gunsten seiner armenischen oder nestorianischen Unterthanen oder der verfolgten Juden überreicht habe. Nein, durch Lehre und Beispiel, von innen und von außen, wird Persien ermutigt, bei seinen alten Weisen und Gewohnheiten zu beharren. Eigennutz oder Unterschleife einerseits, und Selbstüberhebung oder Prahlerei anderseits, dies sind die Geseze, welche der echte Franer niemals aus seinem Gesichtskreise verliert. Was die Europäer anbetrifft, so möchte er in vollem Maße aus ihrer Gegenwart Nutzen ziehen, jedes Geschäft mit ihnen zu einer Sache persönlichen Vorteils machen; während die Treue gegen seinen eigenen Herrscher am besten dadurch bewiesen werden würde, daß er Zwietracht unter sie säet, namentlich, indem er Brennstoff auf das Feuer des englischen Mißtrauens gegen Rußland häuft. Persien fährt also fort, — in Gemeinschaft mit den neun europäischen Repräsentanten an seinem Hofe, — mit heißem Interesse den auf dem vorbildlichen Schachbrette zwischen den Abgesandten des russischen und des britisch-indischen Reiches vor sich gehenden Kampf zu beobachten. Aber Persiens vorsichtige Verfahrensweise ist klarer vorgezeichnet als die seiner westlichen Kollegen. Würde die Partie auf irgend einer der beiden Seiten durch irgend einen entscheidenden Erfolg zu beendigen sein, so würde es sich sofort unter die Fahne des Siegers stellen.

Mittlerweile zeigt nichts, daß wir irgendwo der Lösung der centralasiatischen Frage nahe gekommen sind, in so weit sie zwei große europäische Nationen berührt. Auf der angreifenden Seite, sagt die Tagespresse, steht Rußland, das sich um Pamir oder Bakhan herum zu schaffen macht; während nach der Ansicht der Zeitungsschreiber im entgegengesetzten Lager die Schußpolitik ihr Werk so weit gethan hat, daß der Oberbefehlshaber in Britisch-Indien es „für unmöglich erklärt, den Wert der Grenz-Befestigungen, die jetzt zur Sicherung des kaiserlichen Gebietes gebaut werden, zu überschätzen.“ Dies kann man als geeignet ansehen, um die gegenwärtige Lage zu bezeichnen, und es ist nicht unmöglich, daß man durch gegenseitige Einwilligung sich zu einer Unterbrechung der Partie verabredet. In solchem Falle könnten die beiden in Betracht kommenden Mächte vielleicht ihre Aufmerksamkeit auf die gute Regierung und die Civilisation Persiens richten, während Deutschland, Italien und die übrigen Staaten, welche Legationen in der Hauptstadt haben, thätige Mitarbeiter für diese würdige Sache werden könnten, anstatt Zuschauer bei einem unerwünschten Konflikte zu bleiben.



Ist die Kant-Laplace'sche Weltbildungs-Hypothese mit der heutigen Wissenschaft vereinbar?

Von

Ludwig Graf Pfeil.

motto: Effectuum naturalium eiusdem
 generis eadem assignandae sunt causae, quan-
 tenus fieri potest. Newton.

Seitdem die Kant-Laplace'sche Weltbildungshypothese in das Gebiet der Spekulationswissenschaft eingetreten ist und sich dort einen wohl kaum berechtigten Rang verschafft, hat unser Wissen über die bezüglichen Gegenstände sich dergestalt erweitert, daß es notwendig erscheint, die Stellung jener Hypothese gegenüber unserm heutigen Wissen klarzustellen.

Als Kant in seiner Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels, 1755, die Bildung des Sonnensystems zu erklären versuchte, da ging er von der richtigen Annahme aus, daß die großen Weltkörper aus kleineren und kleinsten Körpern durch Anziehung sich gebildet haben müßten. „Ich nehme an,“ sagt er, „daß alle Materien, daraus die Kugeln, die zu unsrer Sonnenwelt gehören, alle Planeten und Kometen, im Anfange der Dinge, in ihren elementarischen Grundstoff aufgelöst, den ganzen Raum des Weltgebäudes erfüllt haben, darin jezt diese gebildeten Körper herumlaufen.“

„Bei einem auf solche Weise erfüllten Raume dauert die allgemeine Ruhe nur einen Augenblick. Die Elemente haben wesentliche Kräfte, einander in Bewegung zu setzen. Die Materie ist sofort von Bestrebung, sich zu bilden. Die zerstreuten Elemente dichter Art sammeln, mittelst der Anziehung, aus einer Sphäre rund um sich alle Materie von minder spezifischer Schwere; sie selbst aber samt der Materie, die sie mit sich vereinigt haben, sammeln sich in den Punkten, da die Teilchen von noch dichterem Gattung befindlich sind, diese wieder zu noch dichteren u. s. w. Indem man also dieser sich bildenden Natur in Gedanken durch den ganzen Raum des Chaos nachgeht, so wird man leicht gewahr, daß alle Folgen dieser Wirkung zulezt in der Zusammensetzung verschiedener Klumpen bestehen würden, die nach Verrichtung ihrer Bildungen durch die Gleichheit der Anziehung ruhig und auf immer unbewegt sein müßten.“

„Allein die Natur hat noch andre Kräfte im Vorrat. Durch die Zurückstoßungskraft, die sich in der Elastizität der Dünste, dem Ausfluß stark riechender Körper und der Ausbreitung aller geistigen Materien offenbart, und die überhaupt ein unstreitiges Phänomen der Natur ist, werden die zu ihren Anziehungspunkten sinkenden Elemente, wenn der Widerstand den sie im Fallen gegen einander seitwärts ausüben, nicht genau von allen Seiten gleich ist, welches sich nicht wohl annehmen läßt, durch einander von der gradlinigten Bewegung seitwärts gelenkt, und der senkrechte Fall schlägt in Kreisbewegungen um“ u. s. w.

Man sieht, der berühmte Philosoph stützt seine Beweise auf recht schwache Gründe und schreibt einen recht schlechten Stil. — Die folgenden Ausführungen, wonach die planetenbildenden Körper nach einer Richtung sich bewegen, eine Art Scheibe und die Planeten und Monde selbst bilden sollten, die Ideen über die Sonne und andre Dinge (wie eine „Vergleichung zwischen den Einwohnern der Gestirne und den Begebenheiten der Menschen in dem künftigen Leben“ u. s. w.) sind ganz willkürlich und widersprechen wie den Bewegungsgesetzen, so der Erfahrung.

Kant wußte damals noch nichts von dem Fallen kosmischer Körper auf die Erde. Der Philosoph würde sonst unzweifelhaft die Thatsache an die Stelle der bloßen Hypothese gesetzt haben.

Im Jahre 1797 erschien unter Kant's Leitung „das Wesentlichste aus der Naturgeschichte und der Theorie des Himmels“. „Das Übrige,“ meinte Kant selbst (S. 201), „enthält zu sehr bloße Hypothesen.“ Der Verfasser des Auszugs, ein M. Genfichen, auch diesen Abgang bewundernd, sagt darüber: „Ich meines Theils würde mich glücklich schätzen, wenn sich mir dergleichen Hypothesen darbieten möchten, und sicher sein, damit die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf mich zu ziehen.“ — Das heißt doch wirklich: „Bewunderung von Kindern und Affen!“

Im Jahre 1796 stellte Laplace, der berühmte Verfasser der *Mécanique Céleste*, eine neue Hypothese auf, um „die drei, allen Planeten zukommenden Eigenschaften, die jährliche und tägliche Bewegung von West nach Ost, die geringe Excentricität und die ebenfalls sehr kleine Neigung ihrer Bahnen und den Ursprung des Planetensystems überhaupt, zu erklären.“

„Die Ursache, welche die drei erwähnten Erscheinungen erzeugte, muß offenbar alle Planeten umfaßt haben, sie kann also nur“ — hier liegt der Fehlschluß — „in einer anfänglich vielleicht bloß luftförmigen Flüssigkeit von ungeheurer Ausdehnung gesucht werden, wahrscheinlich durch die Wirkung einer in ihr herrschenden außerordentlichen Hitze.“ — „Diese Flüssigkeit drehte sich (warum? —) und bildete eine Art Scheibe. Durch die Erkaltung zog sich letztere zusammen und sonderte Ringe ab, aus denen sich die Planeten bildeten“ — u. s. w.

Auch Laplace wußte nicht oder ignorierte vielmehr, daß kosmische Körper auf die Erde fallen — denn bereits im Jahre 1794 hatte Chladni in Deutschland auf die Meteoriten aufmerksam gemacht. — Ebenso ignorierte er das Fallen der Sternschnuppen, denn er würde sonst ohne Zweifel die Thatsache des Fallens dieser Körper an die Stelle einer angenommenen ungeheuren Hitze gesetzt haben, aus welcher sich jene Körperchen erst gebildet haben sollten.

Die Annahme dieser ungeheuren Hitze war jedenfalls ganz überflüssig und nur geeignet, die Forschung von Erkenntnis der richtigen Ursachen abzuwenden.

Bald sollten sich die Wirkungen des begangenen Fehlers zeigen. Schon früher waren aus verschiedenen Theilen Frankreichs Berichte über Meteoriteinfälle bei der Akademie eingegangen. Diese hatte dieselben jedoch stets mit Verachtung zurückgewiesen. Erst der Fall von l'Aigle, den der Akademiker Biot durch

Hunderte von Zeugen feststellte, belehrte die Akademie. Jahrzehnte dauerte der Streit unter den Gelehrten, ob die Meteoriten aus der Luft sich bilden oder aus Mondvulkanen stammen, oder ob sie, wie jetzt anerkannt ist, dem Weltraum angehören.

Die Kant-Laplace'sche Hypothese ließ vornehmlich folgende Umstände unerklärt:

1) Woher sollte die angenommene ungeheure Hitze stammen, da die Temperatur des Weltraumes bekanntlich jedes Maß von Kälte übersteigt, welches wir kennen?

2) Woher sollte das Drehen dieses angeblichen Glutnebels entstanden sein, da sich keine Kraft nachweisen ließ, welche ein solches Drehen hervorrufen könnte, und

3) — ein Umstand, der allein jede Annahme einer solchen ursprünglichen Gluthitze als unmöglich erweist — wie können sich Stoffe, bei denen die Temperatur der Dampfform, des Flüssig- oder Festwerdens in unermesslichem Grade verschieden sind, aus einem Glutnebel zu einem oder mehreren festen Körpern vereinigen? — Müßten nicht in dem doch widerstehenden Nebel die fest- oder flüssigwerdenden Körper, da sie sogleich aus der Luftform erstarrend tausendfach schwerer werden, nach dem Centrum hinabsinken?

Wie bei einem solchen Vorkommen Planeten überhaupt sich bilden, wie solche zumal die verschiedensten Stoffe, völlig verschieden in der Temperatur ihrer Schmelzung und Verdunstung, enthalten könnten, bleibt ein schwer zu lösendes Räthsel.

Man ist über diese Erwägung, so nahe sie liegt, gleichsam durch gemeinsame Übereinkunft, bis jetzt stillschweigend hinweggegangen, wohl darum, weil sie sich auf keine Weise beseitigen läßt. Gleichwohl beweist sie ganz allein, abgesehen von allen übrigen Gegengründen, die absolute Unrichtigkeit, ja Unmöglichkeit jener Glut-Hypothese.

Außerdem hat jene Hypothese auf viele andre Fragen keine Antwort. So das Vorkommen der Meteoriten und Kometen, welche die Geologie mit großer Harmlosigkeit bei der Weltenbildung kaum erwähnt; so die Verschiedenheit der Bahnen der Planeten und ihrer Umdrehungsachsen.

Nächst jenen Gründen sind nun durch die Entdeckung der beiden Marsmonde die Gelehrten auf einen andern Umstand aufmerksam geworden, der sich mit der nebelhaften Hypothese nicht vereinigen läßt. Ich gebe die Gründe in der Darstellung eines amerikanischen Gelehrten, Dr. G. W. Rachel in Newyork, wie solche die Gaa von 1878 darlegt.

„Während der Mars in 24 Stunden 37 Minuten 23 Sekunden sich um seine Achse dreht und der äußere Mond in 30 Stunden 14 Minuten seinen Umlauf vollendet, schwingt sich der innere Mond in 7 Stunden 38 Minuten um seinen Centralkörper.

„Wenn die gegenwärtig noch ziemlich allgemein angenommene Laplace'sche Hypothese der Entstehung des Planetensystems aus einem Urnebel richtig wäre,

so müßte ein solches Verhältnis unmöglich sein. Denn wenn die Marsmonde aus abgetrennten Nebelringen zusammengerollt würden, so müßte der Mutterkörper infolge seiner Zusammenziehung sich schneller um seine Achse drehen. Es ist daher unbegreiflich, daß der Mars seine Umdrehungsdauer verlangsamt haben sollte; dieses hätte er aber gethan, wenn er von einer Umdrehungsgeschwindigkeit von etwa $7\frac{1}{2}$ Stunden bei 2000 Meilen Durchmesser sich zusammengezogen hätte auf 860 Meilen Durchmesser mit $24\frac{1}{2}$ Stunden Umdrehungsbauer.

Schon die Entdeckung der Asteroiden, welche im Jahre 1801 mit der Entdeckung von Ceres begann, stellte sich der Kant-Laplace'schen Hypothese entgegen. Man zählt dieser kleinsten, die Sonne in elliptischen Bahnen umkreisenden Weltkörper schon über 300, und ihre Zahl vermehrt sich fortwährend. Sie scheinen bis zu Körperchen herabzusinken, deren Kleinheit sie unserer Beobachtung wohl für immer entziehen dürfte, während ihre Zahl gleichsam unendlich ist.

Daß diese Körperchen, welche zwischen Mars und Jupiter in den aller- verschiedensten Bahnen um die Sonne kreisen, nicht aus einem Ringe, am wenigsten aus einem Glutnebel entstanden sein können, liegt auf der Hand.

„Professor Alexander unterzog die Bahnen der zwischen Mars und Jupiter kreisenden Asteroiden einer Prüfung und fand nicht wenige, welche in ihrer Sonnennähe der Marsbahn so nahe kommen, daß sie ganz leicht von diesem Planeten angezogen werden und mit bedeutender Geschwindigkeit ihn als Monde umkreisen könnten. Dieses gilt, nach Alexander, von sieben Asteroiden. Er hält einen solchen Ursprung des inneren Marsmondes für sehr plausibel.“

Die Richtigkeit dieser Ansicht scheint bestätigt zu werden durch ein eigentümliches Vorkommen in den Bahnen der bis jetzt auf mehr als 300 angewachsenen Asteroiden oder Planetoiden, wie man sie auch nennt. — An denjenigen Stellen, wo die Umlaufzeiten dieser kleinen Körper gegen die des mächtigen Jupiter, welche fast 12 Jahre beträgt, in einem einfachen Verhältnis stehen würden, wie die Hälfte, ein Drittel, ein Viertel, zwei oder drei Fünftelle, zwei oder drei Siebenteile u. s. w., da finden sich auffallende Lücken in der Reihe der Asteroiden. Diese Lücken werden zuversichtlich auch durch noch zahlreichere Entdeckungen nicht ausgefüllt werden, weil die durch Jupiter bewirkten, stets wiederkehrenden Störungen die Asteroiden aus ihrer Bahn reißen und sie — sei es durch Vereinigung mit dem großen Weltkörper, sei es durch Einreihung in das System seiner Monde, wozu ganz besondere kalkulatorische Verhältnisse gehören, — ihrem Untergang zuführen oder sie doch in gänzlich veränderte Verhältnisse zwingen.

„Es ist klar — fährt die Gaa fort, — daß, wenn zugegeben wird, ein Planet könne durch Annektierung irgend eines kleinen Weltkörpers, der in seine nächste Nähe geriet, sich einen Mond aneignen, — daß dann nicht einzusehen ist, warum nicht zwei oder mehr, ja warum nicht alle Monde so oder ähnlich erworben sein können.“

Daß letzteres in der That der Fall gewesen ist, wird unzweifelhaft durch den Umstand, daß sich im Bahnbereich der acht wirklichen Planeten auch nicht eine einzige Asteroiden findet.

Hieraus erklärt sich auch, daß da, wo paarweise Monde einen Planeten umkreisen, solche einander stets gewissermaßen das Gleichgewicht halten. Wo das nicht der Fall gewesen, da haben sich die Asteroiden mit dem Hauptkörper vereinigt oder, wie bei Erde und Mond, einen zweiten, größeren Hauptkörper gebildet.

Sollte nicht im Planetensystem einem ähnlichen Vorkommen die Titius'sche Regel der Bahnweiten ihre Entstehung verdanken? — Die Gaa fährt fort:

„Es ist die Meinung allgemein verbreitet, daß die Laplace'sche Hypothese alle Verhältnisse und Bewegungen in unserm Sonnensystem vollständig und genügend erklärt, und nur äußerst selten wird auf die Thatsache aufmerksam gemacht, daß dies durchaus nicht der Fall ist.

„Um ein, der Bewegung des inneren Marsmondes verwandtes Beispiel anzuführen, sei hier das Ringsystem des Saturn erwähnt. Auch dort hat nach den neuesten Beobachtungen der innerste Teil dieses Systems eine größere Geschwindigkeit als die Saturnoberfläche.

„Doch sind diese beiden Erscheinungen nicht die einzigen, welche die Laplace'sche Hypothese erschüttern. Es giebt deren noch mehrere andre, die alle ebensowenig mit ihr vereinbar sind. Regelwidrig sind nach jener Hypothese die Abweichungen der Bahnebenen unseres Mondes und der Trabanten überhaupt von denen der Planeten. Am schlimmsten steht es dabei mit den Trabanten des Uranus und des Neptun; dieselben bewegen sich nicht von West nach Ost, sondern in entgegengesetzter Richtung. Regelwidrig ist es auch, daß die Achsendrehung des Saturn geschwinder ist als sein Umlauf um die Sonne. Wenn das Planetensystem aus einer, respektive mehreren rotierenden Dunstklugeln entstanden wäre, so müßten alle in ihm befindlichen Weltkörper auch heute noch in Kreisen sich bewegen statt in Ellipsen. Das ist bekanntlich nicht der Fall; es ist nicht ein einziger bekannt, dessen Bahn ein Kreis ist. Die Ursache ist leicht erklärbar. Es kommt eben bei den Bahnen auf die Richtung, Geschwindigkeit und Masse des Körpers an, die er hatte, als er zuerst in den Anziehungsbereich der Sonne (oder der Planeten) gelangte.“

Der Amerikaner kommt auf die Sternschnuppen. Von den Sternschnuppen wird wohl nur unter sehr günstigen Umständen etwas aufgefunden. Dasselbe gilt vom Weltenstaub. Wir kommen noch darauf zurück.

Über die ungeheure Anzahl der Meteoriten, welche durch das Sonnengebiet ziehen, giebt — nach Leverrier, dem berühmten Entdecker des Neptun durch bloße Rechnung, — noch der Umstand Kunde, daß solche in der Nähe der Sonne in so großer Menge kreisen, daß ihre vereinigte Masse auf die Bahn des Merkur störend einwirkt. Gewiß ist zu beklagen, daß alle vorhandenen Geologien ein so wichtiges Bildungsmoment der Erde so gut wie völlig unbeachtet lassen.

Ich knüpfe an die Kant-Laplace'sche Hypothese noch einige andere, ebenso unhaltbare, die ich gewissermaßen als Töchter-Hypothesen der ersteren bezeichnen möchte.

Als die, wie bei jener Hypothese angenommen, in äußerster Gluthize befindliche Masse des Chaos sich nach Bewegungsgesetzen, deren Natur der

Phantasie des gläubigen Anhängers derselben überlassen bleibt, in einzelne Körper zusammenzog und dem Weltenraume, den sie bisher erfüllte, anstatt der früheren Hitze eine unmeßbare Eiseskälte zurückließ, da mußte natürlich eine hübsche Portion dieser Hitze im Innern der neugebildeten Weltkörper, also z. B. in Sonne und Erde, übrig bleiben. Darum befinde sich das Innere der Erde in Gluthitze, ja in Schmelzhitze. Der Sonnenkörper zumal besitze in seinem Innern Hitzegrade, neben denen die 5 bis 10 Millionen Grade seiner flammenden Umhüllung gering erscheinen.

Nun brechen aber durch die Lichtsphäre der Sonne häufig Ströme aus dem Innern des Sonnenkörpers hervor, die uns als Sonnenflecken oder als Protuberanzen sichtbar werden. Diese Ströme müssen, da sie aus dem heißen Innern kommen, notwendig auch heißer sein als die Lichtsphäre. Die Ströme erscheinen jedoch neben der Lichtsphäre dunkel, und wenn sie als Protuberanzen hervorbrechen, in rotem Licht, was ebenfalls eine kühlere Temperatur andeutet.

Hier zeigt sich also, wäre jene Hypothese richtig, eine sehr sonderbare Abweichung von den bisher bekannten Erfahrungen. In allen gewöhnlichen Fällen verkündigt sich die größere Hitze eines Körpers, gleichviel ob derselbe fest, flüssig oder luftförmig sei, durch ein helleres Licht. Bei der Sonne jedoch sollte es gerade umgekehrt sein.

Nun mehr! Wir wissen, daß die Sonne und alle uns näher bekannten Weltkörper im wesentlichen aus den gleichen Stoffen bestehen wie unsere Erde. Nun kennen wir die Dichtigkeit unsrer Erde gleich 5,68, etwa gleich der der meisten Eisenerze; wir kennen auch die Dichtigkeit der Sonne, bis zur Lichtsphäre berechnet, mit 1,44, etwa gleich der der Steinkohle. Wie denkt man sich nun, zu Ehren jener Hypothese, die uns bekannten Stoffe, zumal unter dem ungeheuren Druck der mächtigen Sonnenmasse angeordnet, damit jene geringe Dichtigkeit herauskommt? — Es dürfte ein Duzend scharfsinniger Hypothesen kaum ausreichen, um uns diese Rätsel aufzulösen. Bis jetzt sind sie noch nicht erklärt, und ihre Erklärung ist auch neben der Hypothese eines glühenden Sonnenkörpers ganz unmöglich.

Neben dem angeblich glühenden Sonnenkörper soll auch das Innere unsrer Erde sich in Gluthitze, ja in schmelzendem Zustande befinden. Beides ist ebenso unmöglich wie beim Sonnenkörper.

Wie wir wissen, befindet sich in vielen und ausgedehnten Gegenden unserer Erde eine glühend flüssige Schicht nahe unter der Oberfläche. Es liegt kein Beweis vor, daß diese Schmelzschicht die ganze Erde umspanne. Wohl aber sprechen starke Gründe für das Gegenteil.

Wäre ersteres der Fall, und reichte die Schmelzschicht zugleich in große Tiefe, ja erfüllte sie das ganze Innere der Erde, so müßte der flüssige Erdkörper sich, wie das Meer, gegenüber von Mond und Sonne in einer fortwährenden Flutbewegung befinden; wir würden also ein fortwährendes Erdbeben haben, was doch nicht der Fall ist.

Aber auch nur eine Gluthitze kann das Erdinnere nicht haben, denn die Gluthitze zerstört jeden Magnetismus, und die Erde ist doch, wie bekannt, sehr stark magnetisch.

Einen ferneren Beweis, daß das Innere der Erde aus festen Massen besteht, bietet der Umstand, daß Erdbeben in Entfernungen, wie Japan von Berlin, durch Zittern des Grundes wahrgenommen werden. Ein solches Zittern kann nur in einer festen, elastischen Masse erfolgen, niemals aber in einer flüssigen Lava. So erklingt die größte Glocke durch das Anklopfen eines Fingers.

Also auch für die Erde paßt die Hypothese einer inneren Gluthitze der Weltkörper nicht, und mit ihr fallen alle Folgerungen, die man daraus gezogen hat, in sich zusammen.

Wie die Kant-Laplace'sche Hypothese keines der Vorkommnisse in der Bildung und Entwicklung der Weltkörper richtig zu deuten vermag, ebenso ist sie für die Erklärung dieser Vorkommnisse vollkommen überflüssig. Die physikalischen, chemischen und astronomischen Entdeckungen unfres Jahrhunderts haben uns in den Stand gesetzt, alle derartige Erscheinungen richtig zu deuten, wenn wir, anstatt willkürlicher Hypothesen uns nur des von Newton ausgesprochenen Grundsatzes der Analogie bedienen, des Grundsatzes, daß gleichen Naturerscheinungen gleiche Ursachen beizumessen sind.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, die Folgerungen aus diesem Grundsatz hier näher zu entwickeln, wie ich es seit 1854 in verschiedenen Schriften gethan habe. Ich beschränke mich deshalb hierüber nur auf kurze Andeutungen.

Die planetarischen Weltkörper, ebenso wie die Sonnen, sind gebildet worden und werden noch fortwährend vergrößert durch einen Weltenstaub, der sich zu kleineren und größeren Körpern, Asteroiden, anhäuft, welche letztere sich dann zu Planeten und deren Monden vereinigt haben oder in die Sonne gestürzt sind. Solcher Staub vergrößert die planetarischen Massen und die Sonne noch fortwährend. Als Erzeugungsquelle dieses Weltenstaubes sind die Protuberanzen anzusehen, welche sich bisweilen mit solcher Schnelligkeit von der Sonne entfernen, daß sie aus deren Anziehungsgebiet hinausfliegen. Aus der Analogie ist auf das gleiche Verhalten bei allen Sonnen zu schließen, welche als Fixsterne den Sternenhimmel erfüllen. Die Meteoriten und Sternschnuppen besitzen die schnellste, hyperbolische Bewegung. Die schnellere Bewegung kann sich zu der langsameren, einer Parabel sich nähernden der Kometen und zu der noch langsameren, dem Kreise nahekommenenden Bewegung der Planetoiden und Planeten durch Widerstand vermindern, nicht aber umgekehrt. Es entstehen also die Kometen aus hyperbolischen Sternschnuppenströmen, nicht aber diese aus jenen.

Das Leuchten und die Wärmestrahlung der größeren Weltkörper überhaupt ist nicht eine Folge einer eigentümlichen, ihnen zukommenden inneren Hitze, sondern es entspringt aus einer Verbrennung von Leuchtgas, unserm Polarlicht vergleichbar. Jeder Weltkörper wird darum von einer tieferen Atmosphäre, der unser Erde vergleichbar, und von einer höheren Leuchtgasatmosphäre umgeben,

welche letztere wir an der Sonne in der Korona kennen. Ich habe diese Leuchtgasatmosphäre der Sonne bereits im Jahre 1857, drei Jahre vor der Entdeckung der Spektralanalyse, aus den gleichartigen Verhältnissen unsrer Erde erschlossen. Der feste Körper der Sonne kann unmöglich minder dicht sein als unsre Erde; er liegt darum mindestens 35 400 geographische Meilen unter der Lichtsphäre, von welcher er durch dichte Nebel getrennt ist. Die Beweise dieser Sätze und deren nähere Ausführung findet sich in meinem Buche „Kometische Strömungen auf der Erdoberfläche.“ Ich habe mich dabei nicht einer einzigen Hypothese bedient, sondern allein Schlüsse aus bekannten und anerkannten Thatsachen gezogen.

Dieser Lehre, welche ich seit 1854, also jetzt seit 39 Jahren verrete, hat sich bis jetzt nur ein einziger Gelehrter von Ruf, der berühmte Durchforscher des hohen Nordens, Freiherr von Nordenfjöld, im wesentlichen angeschlossen. Obwohl er von ganz andern Gesichtspunkten ausgeht, so gelangt er doch zu demselben Ergebnis. Die Meteoriten streifen beim Durchfliegen der oberen Luftschichten einen großen Teil ihrer Masse von sich ab, welcher in den Feuerkugeln mit hellstrahlendem Lichte glänzt und oft, die Bahn der Feuerkugeln bezeichnend, durch halbe Stunden fortglimmt. Aus dem Durchmesser der Feuerkugeln, welcher sich oft auf Hunderte von Metern berechnet, kann man auf die ungeheure Masse des abgestreiften Materials schließen; denn diese kleinsten Teilchen, nicht die zusammengepreßte Luft, sind es, welche in den Feuerkugeln und in deren zurückgelegter Bahn glühen, — nicht brennen.

Schon aus diesem Umstand geht hervor, daß die obere Luftschicht unsrer Erde aus Leuchtgas besteht, ebenso wie die obere Luftschicht der Sonne: anderer, sehr starker Beweise dieses Satzes zu geschweigen. — Wie die Boliden aus sehr verschiedenen Stoffen bestehen, ebenso muß dieses auch bei den abgestreiften Teilen der Fall sein.

Zugleich mit den Feuerkugeln fällt ein schwärzlicher Staub nieder, der sich im Wasser schnell zu einer kaffeebraunen Flüssigkeit auflöst und der deshalb nur auf Schneeflächen bald nach dem Niederfallen gesammelt werden kann.

Die abgestreiften Stoffe der Boliden fallen selbstredend nicht gleichzeitig sondern nach ihrem spezifischen Gewicht zur Erde; zuerst, wohl schon in wenigen Stunden oder Tagen, das metallische Eisen und Nickel, sowie etwaige andre Metalle, später die Kohle; die leichtesten Stoffe werden monatelang durch Winde in der Atmosphäre umhergetrieben, so daß sie Zeit gewinnen, sich zu zersetzen, ja, einen Nährboden für niedere Organismen zu bilden, deren Ehrenberg 320 Arten bestimmt hat.

Das verschiedene spezifische Gewicht der kosmischen Stoffe erklärt vollständig das Fehlen metallischer Spuren im Passatstaub, der hiernach gänzlich als aus den Feuerkugeln entstanden anzusehen ist; es bedarf zu seiner Erklärung keines die Erde umkreisenden Staubrings. Der Passatstaub fällt in ungeheuren Massen, vornehmlich an der Westküste Afrikas und in China, aber auch in andern Gegenden auf die Erde nieder; sein vorzugsweises Niederfallen in einzelnen Gegenden dürfte

sich aus dem Einfluß erklären, den die hohen Gebirgsketten Amerikas und Asiens auf die Windrichtung ausüben. — Nordenskjöld hat auf die Verschiedenheit der spezifischen Gewichte der kosmischen Stoffe nicht aufmerksam gemacht, obwohl dadurch seine Ansicht wesentlich bestätigt wird. Er schätzte die Anzahl der jährlich auf die Erde niederfallenden Feuerkugeln auf mindestens 100 000, welche also weniger in der Masse der Boliden als in dem von diesen abgestreiften Staube der Erde eine sehr erhebliche Menge von Stoffen zuführen.

Nordenskjöld macht auch auf den Reichtum an meteorischem Eisen aufmerksam, der sich an der Nordwestküste Grönlands, ebenso wie an gewissen Teilen von Mexiko und den Vereinigten Staaten findet. Er ist der Ansicht, daß die ganze Basaltbildung des nordwestlichen Grönland hauptsächlich von einem während der Miocänperiode gefallenem kosmischen Sediment herrührt, das ursprünglich, bis auf seltene Ausnahmen, staubförmig gewesen ist, obgleich es sich später zu den dichten, mit rotem Basaltlehm, terrestrischen Sandschichten und Lagern von Thoneisenstein abwechselnden Basaltmassen erhärtet hat, die jetzt das dafelbst vorhandene Gestein bilden. Es ist wahrscheinlich, daß ein gleichartiger Niederschlag gleichzeitig über ausgedehnte Teile der Erde stattgefunden hat, welcher zum Teil vom Meere bedeckt, zum Teil von Luft und Wasser aufgelöst worden ist, indem die meteorischen Stoffe sehr schnell durch die Einwirkungen von Luft und Wasser zerfallen und damit ihre Gestalt verändern. Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, wenn die Basaltmassen Grönlands kosmischen Staubbiederschlägen ihre Entstehung verdanken, dann das Gleiche von allen übrigen Basaltmassen gelten muß, und daß somit der Schlüssel zur Erklärung dieser räthselhaften Bildung gefunden sein dürfte.

Bei Untersuchung der Treibeisfelder fand Nordenskjöld unter organischen Stoffen schwarzen Staub, der fast zweifellos meteorisches Eisen war. — Er giebt auch an, daß Salz auf die Erde gefallen ist, so fand am 30. August 1870 ein äußerst heftiger Salzbagelsturz in Gegenwart dreier Augenzeugen bei der Lucindro-Brücke in der Nähe des St. Gotthard statt. In der österreichischen Zeitschrift für Meteorologie in Wien wurde aus der Stadt Sienunyöy in Ungarn folgendes berichtet.

„Am 3. Januar 1868 zwischen 7 und 8 Uhr seien zwei Feuerkugeln gesehen worden, welche nachher mit großem Geräusch verschwunden wären. In derselben Nacht sei Schnee gefallen, 5 Zoll hoch. Dieser Schnee sei bei Tagesanbruch von den zur Weide geführten Schafen gekostet und gierig aufgeleckt worden, und habe den Menschen wie Salz geschmeckt. Der Schnee sei deshalb aufgelesen und in ein Gefäß gesammelt, und habe auf ein halbes Maß den vierten Teil eines Pfundes Salz ergeben.“¹⁾

Auch gasartige Stoffe werden unsrer Erde mit den Boliden in reichlicher Menge zugeführt. Nordenskjöld hält auch die schleimartigen, gelatinösen Stoffe, welche bisweilen leuchtend auf die Erde fallen, für kosmische Erzeugnisse.

¹⁾ Salz kann in der Atmosphäre jedenfalls nur selten wahrgenommen werden, da es leicht löslich ist.

Ein andres, mit den Feuerkugeln und Sternschnuppen nahe verwandtes Phänomen sei das Auftreten dunkler kosmischer Wolkenskugeln in der Atmosphäre der Erde. Die Beobachtungen solcher Wolkenskugeln sind allerdings gering an Zahl, aber darum doch nicht minder beweisend. Nordenfjöld führt einen im Jahre 1808 beschriebenen, sehr merkwürdigen Fall dieser Art an.

Anmerkung. „Eigentümliches Naturphänomen, beschrieben von Erik Acharius. 1808. — Am 16. Mai, an einem sehr warmen Tage und bei südwestlichem Sturme und klarem Himmel, begann um ungefähr 4 Uhr nachmittags die Sonne sich zu verdunkeln und ihren Glanz zu verlieren, sodaß sie mit bloßen Augen betrachtet werden konnte; ihre Farbe war dunkelrot oder beinahe ziegel-farben ohne Glanz. Gleichzeitig sah man am westlichen Horizonte, von welcher Richtung der Wind wehte, eine Menge Kugeln oder sphärische Körper nach und nach mit Geschwindigkeit aufsteigen. Die Kugeln schienen für das unbewaffnete Auge die Größe eines Kopfes zu haben und waren von dunkelbrauner Farbe. Je mehr diese Körper, welche eine ansehnliche, aber ungleichmäßige Breite am sichtbaren Himmel einnahmen, sich der Sonne näherten, desto dunkler wurden sie, sodaß sie in der Nähe der Sonne kohlschwarz erschienen. Bei dieser Elevation wurde ihre Geschwindigkeit geringer und viele blieben gleichsam stehen, beschleunigten ihre frühere Bewegung aber bald wieder und gingen in derselben Richtung beinahe horizontal weiter. Während ihres Laufes verschwanden einige, andre fielen herab, die meisten aber setzten ihre Bahn in fast gerader Linie fort, bis sie für das Auge am östlichen Horizont verschwanden. Das Phänomen war ohne Unterbrechung über zwei gute Stunden sichtbar, während welcher Zeit stets neue Körper von gleicher Beschaffenheit millionenweise am westlichen Horizont unregelmäßig einer nach dem andern aufstiegen und ihren Weg unter stets gleichem Verhalten fortsetzten. Kein Getöse, Geräusch oder Saufen in der Luft wurde von ihnen verursacht. Während sich die Geschwindigkeit dieser Kugeln beim Vorübergehen vor der Sonne verminderte, wurden mehrere derselben, 3, 6 bis 8 Stück in einer Reihe zusammengekettet, und gleich Kettenkugeln durch einen schmalen, geraden Stiel mit einander vereinigt. Wenn sie aber wieder eine größere Geschwindigkeit angenommen hatten, wurden sie aufs neue von einander getrennt, und eine jede bekam dann einen, dem Anschein nach 3 bis 4 Faden langen Schweif, welcher an der Basis, wo er mit der Kugel vereinigt war, eine größere Breite hatte und sich allmählich zu einer feinen Spitze verschmälerte. Nach und nach verschwanden diese Schweife, welche dieselbe schwarze Farbe hatten wie die Kugel.

„Der Zufall fügte es glücklicherweise so, daß einige dieser Kugeln in der Nähe und nur etliche Faden entfernt von dem Sekretär Knut Gustav Wettermark niederfielen, welcher bei dem genannten Dorfe (Biskopsberga bei Skeninge) das Phänomen lange und mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte. Beim Herabfallen dieser kugelförmigen Körper schien die schwarze Farbe derselben mehr und mehr zu verschwinden, je näher sie der Erde kamen, auch verloren sie sich nahezu aus den Augen, bis sie sich auf einige Faden genähert hatten, wo sie wieder durch

verschiedene wechselnde Farben sichtbar wurden, ganz wie die Luftblasen, welche Kinder zu ihrem Vergnügen aus Seifenwasser mittels eines Röhrchens erzeugen. Als die Stelle, wo eine solche Kugel niederfiel, gleich darauf untersucht wurde, entdeckte man nichts andres als ein kaum sichtbares Häutchen, das so dünn und fein wie Spinnengewebe war und anfänglich in verschiedenen Farben spielte, aber bald gänzlich eintrocknete und verschwand. Als sehr eigentümlich muß auch bemerkt werden, daß die scheinbare Größe der Kugeln keine nennenswerte Veränderung erlitt, denn sie hatten dieselben Dimensionen sowohl bei ihrem Aufsteigen am westlichen Horizont, als auch bei ihrem Vorübergang vor der Sonne und während des ganzen Wegs zum östlichen Teil des Himmels, wo sie verschwanden.“ —

Der Astronom Charles Messier sah bei einer Sonnenbeobachtung am 17. Juni 1877 eine ungeheure Menge dunkler Kugeln während fünf Minuten die Sonnenscheibe von W. S. W. nach N. O. passieren. Es sei anzunehmen, daß eine ähnliche Ursache auch die Verdunklung der Sonne veranlaßte, welche im April 1547 (dem Tage der Schlacht bei Mühlberg), drei Tage währte und bei welcher der Schein der Sonne blutrot und so schwach wurde, daß die Sterne für das Auge sichtbar wurden.

In seinem 1884 herausgegebenen Werke „Studien und Forschungen . . .“ (deutsch 1885 bei Brockhaus in Leipzig) führt Nordenskjöld in dem Aufsatz „Über die geologische Bedeutung des Herabfallens kosmischer Stoffe . . .“ noch folgendes aus: Die Erde sei nicht nur in qualitativer, sondern auch in quantitativer Hinsicht Veränderungen unterworfen; sie sei nicht ursprünglich eine glühende, geschmolzene Masse gewesen, mit einer dünnen Kruste bedeckt, wie Laplace annimmt, sondern die Erdkugel sei im Laufe der Zeiten durch Aggregation von kosmisch kalten, hauptsächlich festen Partikeln gebildet. Ein Überbleibsel des alten Vorurteils hindere noch manchen, den allgemeinen Wert und die unermessliche Bedeutung des Phänomens für die Entwicklung unsres Erdballes und für unsre Auffassung vom Weltgebäude gebührend zu schätzen.

Als Nordenskjöld zuerst entdeckte, daß Stoffe, welche kosmische Bestandteile enthalten, mit dem Schnee auf die Erde niederfallen, wurde jedoch diese seine Angabe von vielen Seiten mit Zweifel aufgenommen und verworfen. Nordenskjöld berechnet nach einer sehr mäßigen Schätzung die jährliche Vermehrung der Erdmasse durch die Boliden auf 10 Millionen Tonnen.

Es sei darum die Hypothese (?), welche er hinsichtlich der Bildung der Erde entwickelt hat, durch die Untersuchungen der Geologen, Mineralogen und Chemiker vollständig bestätigt: eine reife Frucht des ungeheuren Forschungsmaterials, das Spezialuntersuchungen in der geologischen Litteratur des 19. Jahrhunderts angehäuft haben.

Wenn Nordenskjöld in seinen Ausführungen, wie er schreibt, die „Kant-Laplace'sche Theorie berücksichtige“, so bleibt doch von dieser sogenannten Theorie eigentlich nichts übrig. Die Meteoriten wie die Sternschnuppen, und ebenso

die Kometen liegen nicht in der Kant-Laplace'schen Hypothese, und wo bleiben die Ringe, welche sich aus einer Glutmasse abgesondert haben sollen?

Trotz alledem und alledem regiert noch heute die Kant-Laplace'sche „Theorie“ — wie man sie euphemistisch nennt — in der Geologie. Wie es scheint, bedarf es geologischer Perioden, um ein gelehrtes Vorurteil aus der Welt zu schaffen.



Britische und deutsche Universitäten.

Von

Alexander Tille.

I.

Epheumranke Klosterhöfe und gotische Erker mit bunten Glasfenstern, düstere Kreuzgänge und hochgewölbte Hausflure, prächtige Fassaden und hochragende Türme — mächtige Treppenhäuser, weite Bibliothekshallen und große Festäle, kostbare Büsten und seltene Meisterbilder, unendliche Bücherschätze und die seltsamsten geschichtlichen Raritäten — über alledem ein Hauch klösterlicher Stille mit fern verhallenden Tritten, mittelalterlich kirchlichen Ernstes und altratsherrlicher Würde, ausgehend von all' dem altehrwürdigen, unantastbaren Reichthum vieler Jahrhunderte, der sich stolz und selbstgefällig zur Schau stellt, — und das alles wieder in eine wunderbare Welt hineingesprengelt, zwischen moderne Häuservierecke, Bahnhöfe und Telephonstellen, Warenhäuser und Gasandelaber, hier ein Stück, da ein Stück, bald an eine Kirche gelehnt, bald frei dastehend, immer aber von mehreren Kirchtürmen umragt — das ist der Eindruck, den der moderne Beschauer von den alten Sätzen der englischen Wissenschaft, Oxford und Cambridge, mit sich fortnimmt. Nimmt man die mächtigen Reize der Landschaft von Oxfordshire hinzu, so kann man wohl sagen, daß die Bilder, die das Gedächtnis von dort mit sich fortträgt, sich würdig denen anreihen, die der Wanderer von den großen Stätten Italiens heimbringt oder von dem Ausblick der schottischen Königsstadt Edinburgh.

Klöster ohne Mönchsgelübde, Klöster der Wissenschaft, aber doch Klöster sind sie immer gewesen und sind es noch, die beiden alten Weisheitssitze, und als solche ragen sie herein in die Gegenwart, kaum ganz verstanden von ihr und sie kaum ganz verstehend, und wo sie es thun, doch ihren Wünschen, ihren Strebungen und Idealen nicht immer Rechnung tragend; auf sich selbst ruhend, geistige Mächte noch heute, deren Stärke jeder erproben kann, der sich in die Geisteskämpfe Großbritanniens mischt; der Gegenwart Troß bietend, wo es sein muß, und wo ein Zugeständnis an dieselbe unumgänglich ist, es wenigstens im Nachsage zurücknehmend, — das sind die alten englischen Universitäten, die das Festland für die einzigen hält.

Noch heute schlägt allabendlich fünf Minuten nach zehn Uhr die Glocke von Christ Church Colloge mit hundert und ein Schlägen, noch heute singt am 1. Mai um fünf Uhr morgens alljährlich der Chor von der Spitze des Magdalen Tower von St. Mary Magdalen Colloge seine lateinische Hymne als Fortsetzung des Requiem, das seit 1509 hier für die Seele Heinrichs des Siebenten stattfand, noch heute ziehen Undergraduates (Studenten) und Graduates (Promovierte) an Festtagen in ihren langen weißen Chorröcken zur Kirche, noch immer wandeln sie im schwarzen oder dunkelblauen gown (Talar) mit ihren flachen Mützen durch die Straßen und besuchen in derselben Tracht Hörsäle und Mittagsmahl, Kirche und Museum. Allerdings ist manche alte Einrichtung der Zeit zum Opfer gefallen. Die ordentlichen Stellen der Colleges werden nicht mehr auf Lebenszeit vergeben und knüpfen sich nicht mehr an die Ehelosigkeit und das Latium des Inhabers, aber sie bestehen doch noch fort, als prize fellow ships, hohe Stipendien von 5000—7000 Mark auf sechs bis sieben Jahre verliehen, und sonstige fellowships von gleichem und höherem Betrage, die abhängig sind von der Übernahme eines Lehramtes innerhalb des Colloge, das sie verleiht. Nur dadurch, daß es in Oxford allein lange Jahresstipendien für Geistliche im Betrage von vier Millionen Mark und in Cambridge von zwei Millionen, wird es erklärlich, daß die erstere Universität alljährlich 8 Millionen Mark, die letztere deren 5 verbraucht — bei einer Studentenzahl von 3000 bezw. 2800 Studenten — bei 50 ordentlichen Professoren in Oxford und 35 in Cambridge — während die Universität Leipzig alljährlich nur 3 Millionen Mark kostet.

Es ist ein geradezu unerschöpflicher Reichtum, der hier in sechshundert Jahren durch Stiftungen und aber Stiftungen aufgehäuft worden ist, von denen das heutige Geschlecht zehren kann. Und doch genügen diese ungeheuren Mittel nicht entfernt, um etwa den Studenten kostenlos das Wissen der Gegenwart zu vermitteln. Um in Oxford oder Cambridge in althergebrachter Weise zu studieren, ist ein Jahreseinkommen von mindestens 4000 Mark erforderlich. Das verlangt das Colloge-Leben.

Das Studium an den beiden alten Universitäten Englands ist noch heute sehr teuer. Es ist wahr, auch in dieser Hinsicht ist selbst in Oxford und Cambridge in neuester Zeit mancher Schritt geschehen. Schon 1868—70 ist in Oxford das Keble Colloge zum Andenken an den Rev. John Keble für weniger bemittelte Studierende gegründet worden, und 1882 ist ein gleiches Colloge in Cambridge eröffnet worden, Selwyn Colloge, hinter dem Corpus Cricket Ground gelegen, in der Nähe des Newnham Colloge für Damen. Außerdem ist seit dem Anfang der siebziger Jahre den Undergraduates jetzt gestattet, sich als non collegiate students in der Stadt Wohnungen zu nehmen und nicht in ein Colloge zu ziehen. Aber auch diese Wohnungen sind der Kontrolle der Universität unterworfen, und wie die Insaßen der Colleges nur bei besonderen Anlässen bis über 12 Uhr nachts ausbleiben dürfen, von Einbruch der Dunkelheit an Universitätsracht tragen müssen und andern Einschränkungen ihrer Freiheit unterworfen sind, so stehen auch die Externen der Stadt unter akademischer Aufsicht. Hohe Scholarships

von 600 bis zu 2500 Mark und freier Wohnung gestatten auch weniger Bemittelten den Zutritt zu den alten Colleges, unter denen wohl Christ Church und Magdalen College in Oxford und Trinisty College in Cambridge die reichsten sind. In den großen Sommerferien (The Long), die von Juni bis Ende September dauern, ist den Studenten überdies Gelegenheit gegeben, sich als Hauslehrer, durch Privatstunden, oder in ähnlicher Weise etwas zu verdienen.

Die Universität Oxford besteht heute aus 24 Colleges, die aus den alten Hostels, den Logierhäusern der Studenten und Lehrer früherer Jahrhunderte, hervorgegangen sind, und deren ehemaliges Vorhandensein in Deutschland noch heute z. B. das Rote Kolleg in Leipzig bezeugt. Von diesen 24 Colleges sind eigentlich drei nur Halls, d. h. Miniaturnachahmungen der großen Colleges mit 12 bis 20 Alumnen. Cambridge zählt im ganzen neunzehn solche Anstalten. Die Einrichtung derselben ist weltbekannt. Am ehesten sind sie vielleicht den sächsischen Fürstenschulen, oder der Klosterschule Ilfeld zu vergleichen, nur daß ihre jüngsten Zöglinge 3—4 Jahr älter sind als die jüngsten dieser, bei denen das Aufnahmealter vom 13.—15. Jahre schwankt. Mit 17 bis 18 Jahren bezieht der britische Student im allgemeinen ja bereits die Universität, deren Aufgabe es weit mehr ist, ihm eine „allgemeine Bildung“ zu vermitteln und ihn zum „Menschen“ zu erziehen, als ihn in eine spezielle Fachwelt einzuweißen. Das steht erst als zweiter Zweck hinter jenem und muß immer hinter ihm zurückstehen. Erst im Herbst 1892 hat der „alte große Mann“, Englands Premierminister Gladstone, im Sheldonian-Theatre zu Oxford, der Riesenuniversitätsaula, die über dreitausend Personen faßt, als Sprecher der Romanes-Stiftung diesen Gedanken in seinem Überblick über die Geschichte der beiden Schwesteruniversitäten wieder ausgesprochen. Nach seiner Meinung sind die Universitäten an dem Punkt, wo sie heute stehen, ein Hafen für die Pflege und Entwicklung all' der Kenntnis von erzieherischem Wert, welche die rollenden Jahre zu dem Schätze menschlichen Wissens fügen mögen, und er mahnt, man solle nicht vergessen, daß sie vor allem den Charakter zu bilden und das wunderfame Geschöpf Mensch zur wahren Höhe zu erheben bestimmt seien, daß sie den Studenten nicht nur für eine möglichst glänzende Laufbahn erziehen sollen, sondern vor allem dafür sorgen, daß der Mensch immer größer sei als seine Arbeit und niemals durch sie ausgeschöpft.

Und in der That liegt noch heute auf diesem Felde der Schwerpunkt der erzieherischen Bedeutung von Oxford und Cambridge. In dem College-Leben mit seiner festen Ordnung, in das der 17jährige Undergraduate eintritt, auf dem Football-Plane, auf dem er sich dem Führer seiner Gruppe und deren Interessen bedingungslos unterordnen muß, selbst auf Kosten des eigenen Ruhmes als glänzender Spieler, bei seinem Wege durch die Straßen in seinem Talar, der ihn als Angehörigen dieses bestimmten College kennzeichnet, beim Boa' Race und auf dem Cricketplatz, im Rifle Corps wie in der Turnhalle, — überall wird er zu der eisernen Selbstzucht erzogen, deren Bewußtsein seinem Äußeren Ruhe, seinem Innern Selbstsicherheit und Stärke giebt und ihm seine körperliche und

geistige Kraft fühlen lehrt. Die „Oxford men“ und „Cambridge men“ sind dadurch ein eigener Typus geworden, und besonders hat sich Oxford durch willensstarke Zöglinge ausgezeichnet; während Cambridge Bacon, Milton und Newton hervorbrachte, haben sich als Staatslenker und politische Größen weitaus mehr Oxforder ausgezeichnet.

In demselben Alter, wo der deutsche Gymnasiast die Schulbank in Obersekunda oder Unterprima zu drücken beginnt, bezieht der britische Student die Universität. In ihrer Vorbildung halten sich beide so ziemlich die Wage. Körperlich ist der Briten weit frischer und kräftiger entwickelt; die körperliche Ausbildung beginnt bei ihm in früher Jugend, und alle einjährig-freiwilligen Militärsjahre der Welt können dieses Veräumnis bei dem jungen Deutschen nicht mehr nachholen. Naturgemäß ist die Arbeit, die den Undergraduate bei seinem Eintritt in das altberühmte College erwartet, eine ganz ähnliche wie diejenige des deutschen Primaners eines Gymnasiums. Griechisch und Latein, englische Sprache und Litteratur, Mathematik, Naturwissenschaft und dazu wie in den Oberklassen des französischen Gymnasiums, zwei philosophische Disziplinen, Ethik und Metaphysik, das sind die Lehrgegenstände, in denen die Undergraduates von den Fellows ihres College (in der Regel denjenigen, welche unter den Graduates des College die besten Examina gemacht haben), von Tutors (Lehrern), Lecturers (Dozenten) in kleinen Gruppen unterrichtet und zu gemeinsamer Arbeit angeleitet werden.

An den alten englischen Universitäten ist nämlich der Lehrkörper von dem Gelehrtenkörper getrennt, und der alte Gladstone hat in seiner erwähnten Rede auf die Gefahr hingewiesen, die für beide darin liegt. Für den Lehrer fehlt der Antrieb zur Fortbildung, wenn die Forschung in andern Händen liegt, und für die Forscher die Verwendung für seine neuerworbene Weisheit. Infolge der außerordentlichen Mittel der beiden alten Universitäten und namentlich durch Vereinigung mehrerer Geldquellen auf eine Person ist es ihnen natürlich möglich, durch enorme Gehälter so gut wie jeden bedeutenden Gelehrten an sich zu ziehen und festzuhalten, und zu allen Zeiten haben ihre Professoren zu den Leuchten der englischen Wissenschaft gehört. Aber schon die Geringsachtung der Vorlesungen im allgemeinen, welche an beiden Universitäten im Schwange geht, obgleich jetzt ein wenig Besserung eingetreten ist, zeigt, daß nicht alles im rechten Geleise ist. Die Zahl der Professoren in Oxford und Cambridge ist sicherlich, verglichen mit denen der großen deutschen Universitäten, gar nicht zu hoch. Aber diese Professoren halten nur ganz kurze Kurse, meist nur von 10, 12 Vorlesungen; die eigentliche Lehrthätigkeit liegt ja in andern Händen.

Nach dem Studium des ersten Jahres folgt für den Studenten in Oxford und Cambridge ein Zwischenexamen, nach dessen Durchlaufen man noch zwei Jahre studiert, um den Ordinary degree eines Bachelor of Arts (B. A.) Baccalaureus Artium zu erhalten. Das Examen für diesen wird in Oxford The Schools, in Cambridge Tripos, in Dublin Moderatorship genannt. Es entspricht in den alten Sprachen, in Mathematik und Naturwissenschaft wie in der eigenen Sprache und Litteratur ziemlich genau dem Abiturientenexamen

unserer Gymnasien, und in den beiden philosophischen Disziplinen ist etwa ein zweifelnestriges Hören der entsprechenden Kollegien an einer deutschen Universität erforderlich.

Mit der Erreichung dieses Grades schließt merkwürdigerweise die Ausbildung des größern Theiles der Studierenden ab. Wer dann noch drei Jahre lang der Universität angehört, d. h. die Gebühren regelmäßig entrichtet, erhält ohne weiteres den degree eines Master of Arts (Magister Artium, A. M.), der den Inhaber zu einer Stimme im Universitätsrat (University Convocation) berechtigt, als dessen Mitglied er bei Parlamentswahlen auch seine Stimme für einen besonderen Universitätskandidaten abgibt. Wer das erste Jahr des Studiums für ihn, bis zu dem ersten Zwischenexamen, hinter sich hat und dieses besteht, kann sich dann, ohne erst durch die griechisch-lateinische Tretmühle zu gehen, sofort dem Studium der philology (höheren Philologie), Mathematik, Naturwissenschaft, Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft, Medizin, Musik widmen. Während die letzten drei dieser Fächer ihre eigenen Grade haben (Bachelor und Doctor of Medicine, Doctor of Laws, Bachelor of Music), so gewährleistet das Studium der andern während eines zweijährigenurses und ein dann folgendes Examen einen höheren Grad, nämlich den B. A. degree with honours.

Die Anforderungen, welche die einzelnen britischen Universitäten für den B. A. degree stellen, sind etwas verschieden. Darum haben die Titel der verschiedenen Universitäten auch verschiedenen Wert. Ein Oxford- oder Cambridge-man wird niemals verschmähen, hinter sein B. A. (Oxon.) oder (Cant.) zu setzen. Denn er weiß wohl, daß die Grade von Oxford und Cambridge sich eines höheren Ansehens erfreuen als andre. Neuerdings stehen ihnen allerdings die Grade der großen Prüfungsuniversität London mindestens ebenbürtig zur Seite. Oxford, Cambridge und Dublin erkennen wechselseitig ihre Grade an, aber nicht die der übrigen Universitäten. Die schottischen Universitäten haben den Grad eines Bachelor of Arts abgeschafft und verleihen unmittelbar nach dem Bestehen des betreffenden Examens Titel und Diplom eines Master of Arts. Im ganzen verteilen die britischen Universitäten einige dreißig verschiedene Titel, die alle abgekürzt hinter den Namen zu stehen kommen, und deren jeder zum Tragen eines besonderen Überwurfs (hood) über den gown berechtigt, durch den sich der akademisch Gebildete auszeichnet. Auch nur die wichtigsten zu nennen, würde zuviel Raum in Anspruch nehmen. Die zeitliche Reihenfolge ist immer B.-M.-D. Bachelor, Master, Doctor. Mit diesen Worten sind die meisten zusammengesetzt. Daneben kommt aber auch Literate und Associate vor. LL.D. heißt Doctor of Laws, LL.M. Master of Laws, LL.B. Bachelor of Laws, — aber LL.A. Lady Literate in Arts!

Die Universität Oxford hat eben eine kritische Periode hinter sich, die kritisch, welche der Abschaffung der geistlichen fellowships folgte. Wenigstens von Oxford kann man sagen, daß der Ansturm des Agnostizismus und die offene Befehdung der Kirche im Sande verlaufen sind. Namentlich die jüngere Fellow-Generation scheint der Kirche wieder mehr geneigt zu sein. Die Honour School of Theology

steht in Blüte, und an den meisten Colleges giebt es theologische Kurse. Anderwärts betrachtet man die Theologie wieder schlechterdings nicht mehr als Wissenschaft, sondern als Angelegenheit des Gemüts und der Einbildungskraft, und will die theologischen Lehrstühle (— wo solche überhaupt vorhanden sind, gehören sie immer derjenigen Kirche an, die dort als established Church, als Staatskirche gilt) an den Universitäten abgeschafft wissen. Sogar in Schottland, wo der Puritanismus immer noch das Feld behauptet, sind solche Vorschläge gemacht worden, und über die betreffenden Einrichtungen der neuen Universität London wird noch immer heftig hin und her gestritten. Die Hauptfrage ist: soll überhaupt eine theologische Fakultät gegründet werden oder nicht? Bisher konnte in England nur der Student der Theologie, der der Staatskirche angehörte, einen akademischen Grad in Divinity erhalten. In allen Fällen, wo ein Non conformist Priester ein D. D. hinter seinem Namen führt, stammt dieser Grad von einer schottischen oder amerikanischen Universität. Die Frage scheint dahin entschieden zu werden, daß die dem Degree vorausgehende Prüfung sich streng innerhalb des Wissens zu halten habe, ohne irgend welchen bestimmten Glauben zu fordern, und somit den Angehörigen aller möglichen Bekenntnisse offen stehe.

Auch wer die ganz hervorragende Bedeutung der beiden alten englischen Universitäten für die nationale Erziehung der englischen vornehmen Jugend nicht unterschätzt, wird zugeben müssen, daß sie für eine Auslese der Tüchtigen unter der Gesamtzahl der Studenten und deren wissenschaftliche Förderung lange das nicht leisten, was mit so enormen Mitteln geleistet werden könnte. Aber die größere Jugend der Studenten und die feste Ordnung der Kurse, die dem Fuchse das planlose Umherirren zwei bis drei Semester hindurch erspart, sind zwei nicht zu unterschätzende Vorzüge. In Deutschland glaubt man heute, mit einigen Änderungen des Gymnasialprogramms sei die Frage der Heranbildung der Studenten gelöst. Aber damit ist es schwerlich schon ganz gethan. An das Herabbrücken des Studienalters hat man kaum noch gedacht.

Man kann heute bereits nicht mehr sagen, daß Oxford und Cambridge typisch seien für das britische Universitätsleben. Dazu stellen sie doch einen zu kleinen Prozentsatz zu der Gesamtzahl der britischen Studenten — nur etwa 30 Proz. Oxford ist auch nicht die größte Universität Großbritanniens, sondern das ist Edinburgh mit 3800 Studenten. Erst nach ihr folgen Oxford und Cambridge, dann Glasgow mit 2100.

Selbst für das reiche England ist das System der alten Universitäten, das College-system, wie man es kurz nennen kann, zu kostspielig, um es der ganzen studierenden Jugend des Landes zugänglich zu machen, und alle Neugründungen, welche sich in unserm Jahrhundert nötig gemacht haben, haben darum von vornherein von ihm abgesehen. Eine ganze Reihe von höheren Lehranstalten, Akademien im deutschen Sinne, hat das Jahrhundert mit seinen erhöhten Ansprüchen an die Bildung der führenden Volkskreise hervorgebracht, und von ihnen sind verschiedene zu Universitäten emporgestiegen, wobei gleich bemerkt werden mag, daß die Bezeichnung University College nicht ohne weiteres auf Universitäts-

rang und Rechte deutet, sondern daß ein solches allerdings einer Universität angehören kann, aber durchaus nicht muß. So ist das 1828 gegründete University College mit dem University College Hospital, das jährlich 20 000 Kranke behandelt, in Gower Street, London W. E., keine Universität. Ebenso wenig die University Colleges zu Bangor und Bristol, zu Nottingham und Abergswith, während das University College zu Liverpool ein Teil der Victoria University ist und das University College in dem schottischen Dundee zu der Universität St. Andrews gehört. Dagegen ist wiederum das Trinity College zu Dublin eine volle Universität, deren Grade, wie erwähnt, sogar von Oxford und Cambridge anerkannt werden, ebenso die Catholic University of Ireland mit ihren sechs Colleges. 1833 wurde in dem alten Normannenschlosse Durham, der Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, die Durham University gegründet, die aber trotz zahlreicher Affiliationen, namentlich von Church Colleges in einer Stadt von nur 15 000 Einwohnern, es zu keiner besonderen Blüte gebracht hat. Die weit-aus wichtigste von allen neuen Gründungen ist die Victoria University mit Manchester, der zweiten Stadt des Vereinigten Königreichs, als Hauptsitz.

Im Jahre 1845 gründete John Owens das Owens College zu Manchester, das 1873 ein neues Heim erhielt und 1886/87 stark vergrößert wurde. 1880 wurde es mit dem Liverpool University College und dem Yorkshire College in Leeds zu der Victoria University vereinigt, an der heute etwa 1200 Studenten ihren Studien obliegen.

Neben diesen Lehruniversitäten stehen noch zwei Prüfungsuniversitäten, die eine wohl der gewaltigste Prüfungskörper der Welt, die London University, die eben durch Zusammenfassung der großen Colleges Londons mit Universitätslehrverfassung zu einer Lehruniversität ergänzt werden soll. Von dem University College und Kings College in London ist diese Bewegung ausgegangen. Bereits war die Konstitutionsurkunde durch das Privy Council gegangen, als die übrigen, nicht einbezogenen Institute Protest einlegten. Schon lag das verhängnisvolle Schriftstück auf dem Tische des House of Commons, da wandten sich im März 92 Deputationen der London University, des City of London College, der Victoria University, des Working Men's College u. a. mit dem Gesuch an Lord Salisbury, das Gresham-University-Patent wieder aufzuheben, und es wurde eine Royal Commission eingesetzt, um die ganze Sache auf der richtigen Bahn für das Allwohl des Landes London — denn eine Stadt ist's nicht mehr — durchzuführen. University College und Kings College sollen zusammen den Grundstock bilden. Die Leitung soll in der Hand eines Senats liegen, der sich aus den Vertretern der Krone, der „Convocation“, der Fakultäten, des University College, des Kings College, der City Corporation of London und des London County Council zusammensetzt. Trotz Einrichtung von Lehrkursen für alle denkbaren Fächer sollen nach wie vor im Gegensatz zu den darin sehr eigennütigen sonstigen Universitäten alle zugelassen werden, gleichviel wo sie sich ihre Kenntnisse erworben haben, mit einziger Ausnahme der Mediziner wie bisher. Sieben Fakultäten sollen die Universität bilden: Arts (philosophische Fakultät

mit philosophisch-historischer Klasse), Laws, Medicine, Science (Naturwissenschaft), Divinity, Music und Technology, und ehe noch zwei Jahre ins Land gegangen sind, dürfte dieses neue Lehrungeheuer organisiert sein und wohl bald mit seinen sechs Millionen Bevölkerung vor der Hausthür die größte Universität der Welt werden.

Die zweite ausschließliche Prüfungsuniversität ist die Royal University of Ireland mit ihrem Sitz zu Dublin, der Heimstatt der alten irischen Universität, des Trinity College, das im Sommer 1892 sein dreihundertjähriges Stiftungsfest feierte, mitten in den allgemeinen Parlamentswahlen und darum überhört vom Lärm des Tages. Das kleine Schottland mit seinen vier Millionen Einwohnern hat vier eigene Universitäten, was nur dadurch möglich wird, daß diese in noch weit größerem Umfange als Oxford und Cambridge das Gebiet decken, das wir in Deutschland durch die Gymnasien besorgt zu sehen gewohnt sind. An ihnen studieren etwa 7000 Studenten jährlich, also mehr als in Oxford und Cambridge zusammen. Es sind Edinburgh, Glasgow, St. Andrews und Aberdeen.

So hat England vier, Schottland vier und Irland zwei Lehruniversitäten, England und Irland je noch eine Prüfungsuniversität. Aber in nächster Zeit wird noch das Mason College in Birmingham, nebst einem oder zwei der erwähnten nicht universitätlichen University Colleges zum Lehruniversitätsrang als Midland University aufsteigen. Dazu wird dann noch die Albert University Londons sich gesellen, und die wälshen University Colleges von Cardiff, Bangor und Aberystwith werden sich ebenfalls zu einer University of Wales zusammenschließen.

Den Deutschen kann das Vorhandensein eigener Prüfungsuniversitäten nur befremden, und er wird um so weniger leicht dafür Verständnis gewinnen, als es der Ausfluß genau des entgegengesetzten Extremis ist, als das in Deutschland heute herrscht. Bei uns wird zu viel gelehrt und zu wenig geprüft. In Großbritannien ist es gerade umgekehrt. Der Glaube an das allein seligmachende Examen ist allgemein. Jeder Schulkursus von den Leistungen der Abschützen an bis zur Academy und zu den Universitätsvorlesungen ist einzig und allein eine wohlgeordnete systematische Vorbereitung für die betreffenden Prüfungen, die am Ende stehen. Für die Prüfung arbeitet man, studiert man, an die Prüfung glaubt man, und eine wohlbestandene Prüfung wird nicht selten mit einem hohen Stipendium von 8000 Mark und mehr für 6, 8 Jahre, ja mit einer lebenslänglichen Sinekure bezahlt. Auch hier das Deutschland entgegengesetzte Extrem. Bei uns ist Anciennität alles. Man rückt ein mit seinem Jahrgang und mit ihm aufwärts in langamer Stufenleiter. In Großbritannien stellt ein einziger Prüfungserfolg nicht selten den jungen Mann von 22 Jahren neben den altgedienten, erfahrenen Greis.

Die Universitäten Großbritanniens sind nicht Staatsanstalten, wenn der Staat auch einzelne Professoren — die sogenannten Professores Regii — bezahlt, und schon darum fast alle untereinander verschieden. Nicht nur daß sich die übrigen sieben Lehruniversitäten Großbritanniens von Oxford und Cambridge dadurch

unterscheiden, daß sie das College- oder Alumnatsystem nicht kennen — auch zwischen ihnen bestehen in Verwaltung und Einrichtung wesentliche Unterschiede. Der Grundsatz des *Homerule* ist hier vielleicht allzusehr ausgebildet. Die vier schottischen Universitäten sind noch verhältnismäßig einheitlich organisiert. Edinburgh und Glasgow bestehen nicht einmal aus einzelnen Colleges (Glasgow hat ein College außerhalb der eigentlichen Universität wenigstens erst im Juni 1892 bekommen, das *Queen Margaret College*, bis dahin selbständiges College für Damen, und erst seitdem einverleibt). *St. Andrews University* besteht in *St. Andrews* selbst aus dem *College of St. Mary* (für Theologen) und den vereinigten Colleges von *S. Salvator* und *S. Leonhard*. Dazu kommt dann noch das *University College* in dem benachbarten *Dundee*, der drittgrößten Stadt Schottlands. Die Universität *Aberdeen* wird von *Kings College* und *Marishal College* gebildet, beide in der Stadt selbst. Aber auch hier sind die Colleges nur Lehrräume, nicht Alumnate. Es sind einzelne alte Stiftungen, die später vereinigt worden sind, aber ihre selbständigen Namen noch fortführen.

An der Spitze der schottischen Universität steht der wissenschaftliche Rektor — *Principal* ist sein Titel, aber er wird nicht wie in Deutschland alljährlich gewählt sondern auf Lebenszeit. Daneben steht dann wie bei so vielen britischen Einrichtungen, noch eine Repräsentationsfigur, der *Lord Rector*, irgend eine bedeutende politische oder litterarische Persönlichkeit, die, von den Studenten gewählt auf ein oder mehrere Jahre, die politische oder sonstige Stimmung der Universität zum Ausdruck bringt. So ist gegenwärtig der Zukunftsmann der britischen Konservativen, *Lord Salisbury's* Neffe *Balfour*, *Lord Rector* der Universität *Glasgow*. So war es *John Stuart Mill* einst von *St. Andrews*. In England führt die gleiche Persönlichkeit den Namen *Lord Chancellor*, und die letzten sechs *Lord Chancellors* von *Oxford* waren englische Premierminister. Bis vor kurzem lag die ganze Verwaltung der schottischen Universitäten in den Händen des Professorenkörpers, wie bei uns *University Senate* genannt. Neuerdings ist dafür ein eigener Körper geschaffen worden, der *University Court*, der sich aus Professoren, den Spitzen der Behörden, Studenten und andern Mitgliedern ziemlich bunt zusammensetzt und eben darum vielseitige Interessen zu vertreten im Stande ist. Das *University Council* oder der *Universitätsrat* besteht aus allen Graduierten der betreffenden Universität. Es hat keine eigentlich ausübende Macht, sondern nur beratende Stimme und Antragsrecht und ist zugleich der Körper, der die Vertreter der Universität für das Parlament ernennt.

Hinsichtlich des Lehrstoffes stehen die medizinischen, juristischen und theologischen Fakultäten Schottlands den englischen etwa gleich. Nur sind die Universitäten weniger reich, und darum weniger Fächer in ihnen vertreten. Von *Oxford* und *Cambridge* unterscheiden sie sich aber wesentlich darin, daß Professoren und Dozenten (*Lecturers*, eine Art außerordentlicher Professoren, für Fächer, für die es keinen ordentlichen Lehrstuhl giebt) auch wirklich den eigentlichen Lehrkörper darstellen, die Bildung der Studenten also nicht durch *fellows*, *tutors* u. s. w. vermittelt wird. Für jedes Fach ist aber noch heute nur je eine Professur da,

das Fach ist monopolisiert. Die Professoren machen sich wechselseitig keine Konkurrenz, und die Einrichtung ist also weit weniger demokratisch als in Deutschland. Kann ein Professor die Arbeit allein nicht mehr überwältigen, so nimmt er sich einen Assistenten, den er aus seiner Tasche bezahlt. Die Assistenten entsprechen in mancher Hinsicht unsern Privatdozenten. Es sind gleich diesen junge Fachgenossen, die wie bei uns meist aus den Seminaren der betreffenden Professoren (private classes) hervorgehen. Nur sind sie, wie bemerkt, ebenfalls besoldet und dem Professor direkt untergeordnet.

In der Faculty of Arts (philosophischen Fakultät) ist zunächst die eigentliche philosophisch-historische Sektion von der naturwissenschaftlichen zu scheiden (faculty of science). Beide haben verschiedene Kurse. Bisher hatte jeder über 17 Jahre alte junge Mann das Recht, gegen Erlegung der Immatrikulationsgebühr und des Betrages des betreffenden Kollegiengeldes die Vorlesungen zu besuchen. Unter 17 Jahre alt, mußte er eine, etwa unserm Freiwilligenexamen entsprechende Prüfung ablegen oder ein gleichwertiges Schulzeugnis vorweisen. Jetzt ist dies jedoch eben geändert worden. Wir haben darauf noch zurückzukommen. Die Fächer waren bisher dieselben 7 wie an den alten Universitäten Englands, während die faculty of science ihren Studenten freiere Bewegung gestattete.

(Schluß folgt.)



Ungedruckte Briefe an Georg Andreas Reimer.

Mitgeteilt

von

Georg Hirzel.

Aus dem reichen litterarischen Nachlaß G. A. Reimer's ist schon mehreres an verschiedenen Stellen mitgeteilt worden. Die Preussischen Jahrbücher brachten die Briefe Niebuhr's an Reimer, in „Schleiermacher's Leben in Briefen“ wurde das Meiste, was sich von dem großen Theologen an Briefen auffand, veröffentlicht, die Arndt'schen Briefe kamen 1891 in der Beilage zur Allg. Ztg. teilweise zum Abdruck. Jetzt, wo in meiner Handschriftensammlung die oben erwähnten Korrespondenzen und vieles Ungedruckte aus Reimer's Nachlaß vereinigt sind, möchte ich das unbekannt Gebliebene auswählen, dessen Mitteilung das schon Gedruckte hier und da bestätigt und ergänzt.

Die Korrespondenz Reimer's war eine sehr ausgedehnte; Gelehrte und Dichter, Maler, Bildhauer und Schauspieler, und unter ihnen nicht die Geringsten, standen mit Reimer in regem persönlichen und brieflichen Verkehr. Als Zeichen des intimsten Verhältnisses finden wir in vielen Briefen das vertrauliche „Du“. Sein stattliches Haus Wilhelmstraße 73 in Berlin, war der Mittelpunkt eines geselligen Verkehrs, ein Haus, in dem ein Kreis namhafter Männer und geistreicher

Frauen, wie Henriette Herz, Dorothea Veit u. a. häufig aus und ein gingen. „Dadurch ist sein Haus“, schreibt Arndt, „so manche lange, schöne Jahre gleichsam das Gasthaus vieler Herrlichen und Besten seiner Zeit geworden.“ Schleiermacher bewohnte längere Zeit einige Zimmer des geräumigen Hauses, mit dem Blick auf den parkartigen Garten, der noch jetzt in seiner ursprünglichen Größe erhalten ist, und G. W. Arndt fand hier sein regelmäßiges Absteigequartier, wenn er den Freund besuchte. Da gab Schleiermacher abends beim Thee seine Rätsel und Charaden auf, da erzählte Vater Arndt den Kindern seine Märchen.

Diesen so anregenden geistigen Verkehr zu pflegen, war Reimer eifrig bemüht und stets bereit, alles zu thun, was in seiner Kraft stand, wenn einer seiner Freunde sich in Bedrängnis an ihn wandte. Von dieser Opferfreudigkeit legen auch die folgenden Briefe Zeugnis ab. Besonders Henrik Steffens hat mehr denn einmal des Freundes Güte in Anspruch nehmen müssen, als er arg verschuldet in Halle seinen zerrütteten Verhältnissen nicht mehr aufhelfen konnte. Zu verzweifeln Briefen fleht er Reimer's Hilfe an und nicht vergebens. Auch Arndt war nach seiner Entsetzung vom Amt in Bonn zeitweise auf den Freund angewiesen. Als Aug. Follenius 1819 in Berlin wegen demagogischer Umtriebe verhaftet worden war, schrieb er an Reimer: er möchte ihm doch eine Summe vorstuchweise überantworten, weil er auf die Verpflegung der andern Kriminalgefangenen gesetzt würde, wenn er sich nicht selbst zu verpflegen wisse. Auch er fand Unterstützung und setzte den brieflichen Verkehr noch später von seinem Zufluchtsorte Aarau aus lange Jahre hindurch fort.

Lebhafte Kunstinteresse führte zu einer dauernden Verbindung mit Joh. Fr. Overbeck, Peter Cornelius, Th. Veit, Ernst Förster, dem Schwiegersohne Jean Paul's u. a. m. Leider sind ihre Briefe größtenteils verloren gegangen. Auch die Korrespondenz mit H. von Kleist, Novalis, Jean Paul, Fichte, A. von Humboldt und Raumer ist nicht mehr aufzufinden gewesen, sie wurde in der Zeit, wo das Autographensammeln seinen Aufschwung nahm, aus den Geschäftspapieren gestohlen.

Dadurch erklärt sich auch die verhältnismäßig geringe Auswahl von Briefen, die das Folgende enthält. Diese, den Zeitraum von 1802—1838 umfassend, gebe ich chronologisch geordnet, je nach ihrem Inhalt vollständig oder in Auszügen wieder. Bei Wegfall alles Nebensächlichen werden am besten die eigenen Aufzeichnungen der Zeitgenossen Reimer's ein treues Bild ihrer wechselseitigen Beziehungen zu ihrem Freund und Verleger geben. —

Mit dem Beginn dieses Jahrhunderts begann Reimer seine buchhändlerische Thätigkeit in Berlin. Aus dieser Zeit liegen zunächst Briefe Fr. von Schlegel's vor, der mit Dorothea Veit im Sommer 1802 nach Paris gegangen war.

Paris, den 16. September 1802.

Werthester Freund, ich hätte Ihnen freilich schon weit früher Nachricht von mir geben sollen, aber Sie wissen wie schwer einem das wird in einer neuen Welt, und das ist Paris jetzt wirklich, für die Kunst besonders. — Ich gedenke

oft an meine Deutschen Freunde und erinnere mich mit Vergnügen an die freundschaftlichen Stunden, die wir in Leipzig zusammen zubrachten. — Die ersten Wochen hier gingen hin, ohne daß ich meine alte Arbeit fortsetzen konnte; dann hab' ich noch schrecklich viel Zeit und Arbeit an den Plato wenden müssen. Endlich sehe ich Lust und werde mich bald mitten in meiner liebsten Beschäftigung, ich meine im Dichten, befinden. — Schreiben Sie mir recht bald, werthester Freund, und geben Sie mir auch Nachricht von Deutscher Litteratur. Ist Fichte's *Wl.* erschienen ¹⁾? Ist Hoffnung Schleiermachers Kritik der *Moral* bald zu sehen? Es wird ein festlicher Tag für mich sein, wo ich das erste Deutsche Buch hier erhalte. Keinem sehe ich aber mit solcher Ungebuld und Erwartung entgegen, als dem 2ten Theile des *Novalis*. Werthester Freund, treiben Sie, drängen Sie *Tiedt* ohne Unterlaß unermüdlich und immer wieder von neuem. Sonst komme ich eilends nach Deutschland zurück und vollende, was ich so äußerst ungern unvollendet zurückließ ²⁾. Wie geht es Schleiermacher? . . . Sehen Sie meinen Bruder? —

Ich sollte Ihnen nun von hier aus Beschreibung und Nachrichten geben, aber der Gegenstände sind fast zu viel, und der Charakter besteht aus lauter Negationen; keine Fantasie, keine Kunst, keine Liebe, keine Religion — das heißt also ziemlich Null nach allen Seiten hin. Indessen ist doch die Vollendung dieser Nullität merkwürdig und beinahe angenehm, wenn man an den *Mischmasch* und die *Halbheit* denkt, die in unserem Vaterlande das der Masse nach herrschende Princip sind. Leben Sie recht wohl und erhalten Sie uns Ihre Freundschaft. Meine Frau empfiehlt sich Ihrem Andenken. Möchten Sie einmal des Abends bei uns hereintreten wie in Leipzig.

Ihr

Friedrich Schl.

Paris den 19ten Frimaire.

So sehr ich Ihnen mein sehr werther Freund, für die gütige Erfüllung meines Wunsches verpflichtet bin (die 200 lire sind mir sogleich richtig ausgezahlt worden) so hab' ich es doch bereit diese Bitte an Sie gethan zu haben; ich muß fürchten indiscret dadurch gewesen zu sein. Ich weiß, daß Sie alles was die Verhältnisse des Handels Ihnen nur immer erlauben mit freundschaftlicher Bereitwilligkeit von selbst thun würden. Ich werde also künftig in ähnlichen Fällen alles das ganz Ihnen überlassen, und unsere Briefe lieber mit anderen Gegenständen anfüllen. Daß ich jene Bitte gegen Sie geäußert, werden Sie verzeihlich finden, wenn Sie sich in meine Lage versetzen — mit einer Familie, in einer großen Stadt, die Schwierigkeit genug darbietet, und das eigentlich allein und ohne Freunde! —

Die Poesie ist mein höchstes Gut und meine beste Freude auf Erden; aber das ist das schwerste zu ertragen an den irdischen Hindernissen, daß sie da oft

¹⁾ Wohl: „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre.“ Jena 1802.

²⁾ *Novalis'* Schriften; herausgegeben von Fr. Schlegel und Ludw. Tiedt (Berlin 1802).

in den Weg treten. Ich bin nicht glücklicher als wenn ich dichte; wäre mir hier alles nach Wunsch gegangen, so hätten Sie schon längst mein Versprechen in Erfüllung sehen. Ist es noch nicht so weit, so haben Sie wenigstens ebenso viel Ursache mich zu beklagen, als mir zu zürnen. — Ich bin nun einzig bedacht, die beiden Dramen zu vollenden, die Ihnen zuerst bestimmt sind; ich habe kein Geschäft, was mir lieber wäre, und ich bin glücklich, wenn ich mich ihm ungestört überlassen kann.

. . . Das erste Werk wird Florio heißen, ein Lustspiel sein und zwar für die Bühne (wenigstens für eine mögliche und nothwendige, wenn auch für keine wirkliche — welches mit dem angekündigten Gomo nicht der Fall war). Die Geschichte oder Fabel können Sie auszugsweise in meiner Charakteristik des Boccaccio (Charakt. u. Krit.) lesen, sein Werk heißt Filocopo. — Alles dieses aber theilen Sie niemand mit lieber Freund. — Könnte doch Schleiermacher oder Sie einmal zu mir hereintreten und die Abendstunde am Kamin verplaudern! Wir wissen den Werth der Deutschen Freunde hier zu schätzen. — Ich kann sagen, daß ichs immer gewußt habe. So erfreut' ich mich Ihrer freundschaftlichen Gesinnung für mich, so bitte ich sie mir zu erhalten, indem ich Sie von Herzensgrunde umarme.

Ihr

Fr. Schlegel.

Meine Frau dankt Ihnen für Ihr freundliches Andenken.

Paris, den 21. März 1804.

Herzlich geliebter Freund, jezt nur ein paar Zeilen an Sie; ich hoffe bald befriedigender an Sie schreiben zu können. Ich bringe das Frühjahr am Rheine zu, in Kölln, wo meine Adresse sein wird, bei S. Sulpicias Boisseree¹⁾. Dahin möchte ich Sie bitten mir zu antworten und von dort aus werde ich Ihnen weitläufiger schreiben. Ich baue fest auf die Fortdauer Ihrer Freundschaft.

Mein Aufenthalt in Paris ist immerfort störungsvoll und sorgenvoll gewesen, auch durch die Kränklichkeit meiner Frau. Doch lebten wir den Winter im Ganzen vergnügt und gesund. Der wichtigste Gewinn für mich ist nebst der Ansicht der Kunstwerke die Erlernung der altindischen Sprache gewesen; in der Folge soll das gute und auch poetische Früchte tragen. Für die Gegenwart bin ich aber leider ein wenig von der Poesie entfernt worden, und etwas Ganzes und Dramatisches fertig zu vollenden, hat trotz aller Anstrengung nicht gelingen wollen. Doch nun beginnt eine neue Zeit. Der Rhein und die Ruhe werden mich zur Dichtkunst zurückführen. — Nun noch eine Bitte. Ich habe von Lied's Minneliedern noch kein Exemplar erhalten. — Ferner sagt mir mein Bruder es erscheine eine Schrift von Fichte bei Ihnen²⁾. Darauf bin ich nun unendlich begierig. — Vor allen Dingen aber schreiben Sie mehr, recht viel,

¹⁾ Sulpice Boisseree, Kunstkennner und Sammler (1783—1854).

²⁾ Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters in Vorlesungen; erschien aber erst 1806.

von sich selbst und auch von dem lieben Schleiermacher. Wie peinlich ich sein Mißverständniß mitfühle, kann ich Ihnen nicht aussprechen¹⁾.

Leben Sie herzlich recht herzlich wohl. Meine Frau empfiehlt sich Ihrem Andenken. Wann eher werden wir einmal uns wiedersehen? Ist keine Hoffnung daß Schl(eiermacher) nach Berlin zurückkehrt?

Ihr

Schlegel.

Köln, den 14. September 1804.

Schon von meinem Bruder, werthester Freund, habe ich erfahren, daß ein Brief von Ihnen an mich verlohren sei. Es thut mir um so mehr leid, da ich vermuthete, er würde außer andern Mittheilungen, die Sie immer so freundschaftlich sind mir zu gewähren, auch einige Nachricht über Schleiermacher gegeben haben. Ich habe von diesem einen Brief, unmittelbar vor seiner Reise nach Rügen geschrieben, der mir wieder einige wiewohl unbestimmte Hoffnung über sein Schicksal gab. Kaum darf ich wohl glauben, daß diese in Erfüllung gegangen sind; sonst hätten Sie mir wohl ein Wort darüber gesagt²⁾.

Wie sehr haben Sie, mein werther Freund, Ursache mir zu zürnen; fast eben so sehr als ich den größten Teil unsrer Trennung zu klagen Ursache hatte. Zwar in andern Rücksichten gerecht mich mein Aufenthalt in Paris nicht; nur für die Poesie ist jenes Klima durchaus kein günstiges. Seit einigen Monaten schon atme ich wieder Deutsche Luft, ich fühle den Einfluß davon und ich hege die Hoffnung, die Früchte davon sollen bald in Ihren und meiner andern Freunde Hände sein. Aber vor der Vollendung nichts weiter. — —

Sie haben mir eine große Freude gemacht durch die übersandten Bücher. Wonach ich, wie Sie sich leicht denken können, zuerst griff, war der Plato unseres Schleiermacher³⁾; doch habe ich bis jetzt nur noch die Einleitung lesen können. Es freut mich und ich wünsche Ihnen beiden Glück dazu, das Werk, das anfangs das meinige heißen sollte⁴⁾, in so guten Händen zu wissen, als in den eurigen. Nur eins ist mir nicht recht angenehm gewesen; daß nämlich unser Freund, ungeachtet er, mich zu nennen gänzlich vermieden hat, doch auf meine Kritische Hypothese über den Plato, die ich ihm in früheren Zeiten mitgetheilt, überall so sehr stark sich bezogen hat, indem er sie theils seiner eigenen Ansicht

¹⁾ Schleiermacher schreibt darüber an C. von Willich (25. April 1804): (Aus Schleiermacher's Leben, in Briefen herausgegeben von Diltgen, Berlin 1860—63) — — „Ich bin jetzt in einer neuen Verwirrung — anstatt mir geradezu den Abschied (aus Stolp, wohin Schleiermacher 1804 als Hilfsprediger versetzt war) zu geben, hat der Minister erst darüber an den König berichtet. Der König hat — den Wunsch geäußert, ich möchte den Ruf (nach Halle) ablehnen und mir Zulage vor der Hand und in der Folge Anstellung in Berlin versprochen“ . .

²⁾ Schleiermacher an C. von Willich 21. Mai 1804 (Schleiermacher's Leben in Br.): „Mein Schicksal hat sich dahin entschieden, daß man mir, um nach Würzburg zu gehen, den Abschied (von Stolp) förmlich versagt hat, und daß ich dagegen als Universitätsprediger und außerordentlicher Professor nach Halle berufen bin.“

³⁾ Plato's Werke, übersezt (Berlin 1804 ff).

⁴⁾ Über Schlegel's Plan über Plato zu schreiben vergl. seinen Brief vom 16. März 1805.

zum Grunde gelegt, theils aber auch, wo diese abweicht, sie zu berichtigen oder zu widerlegen sucht; da nun meine Zweifel dem Publicum noch gar nicht bekannt sind, und kein Gelehrter vor mir je Zweifel der Art über diesen Gegenstand gehabt hat, so fürchte ich wird er den meisten oder wohl gar allen gegen einen leeren Schatten zu fechten scheinen. Ich muß offenherzig bekennen, daß mir dies Betragen an Schleiernmacher — neu war und mich überrascht hat. —

Sollte in der Michaelismesse etwas von meinen Freunden bei Ihnen erscheinen, so denken Sie an mich; besonders bin ich unsäglich begierig auf alles was etwa nach langem Harren endlich von Fichte erscheinen dürfte, besonders da ich so mancherlei höre, von dem ganz neuen, was man von ihm zu erwarten hat, obgleich es mir vielleicht dem Inhalte nach nicht so befremdend neu sein wird; aber die Form der Schriften dieses Mannes hat für mich das höchste mögliche Interesse. Sehen Sie ihn, so grüßen Sie ihn von mir auf das beste und wärmste.

Ganz der Ihrige

Fr. Schlegel.

Köln, den 16. März 1805.

Vor einigen Tagen erst, welche der Ruhe oder vielmehr der Sorge für meine Gesundheit gewidmet waren, bin ich von Paris zurückgekommen und eile um Ihnen, mein werthester Freund, endlich ausführlich zu antworten.

Leider aber kann ich Ihnen in Rücksicht Ihres letzten Auftrages ¹⁾ keine ganz befriedigende Antwort geben. Zwar erhielt ich Ihren Brief vom 26. Januar, der aber lange unterwegs war, noch in Paris, aber nur wenige Tage vor der Abreise Humboldt's. Ihn zu treffen war ganz unmöglich. Denn schon gleich nach 6 des Morgens war er aus, in der École polytechnique, dem Jardin des plantes, bei Biot, Laplace oder anderen, zu unterschiedlichen physikal. Arbeiten; und wäre ich auch vertraut genug mit ihm, um ihn in seinen Arbeiten an fremden Orten aufzusuchen und unterbrechen zu dürfen, so hätte ich doch nicht gewußt, wo von allen diesen Orten ich ihn zu suchen hätte. Zweimal habe ich ihm mit der Kleinen Post ausführlich desfalls geschrieben, aber keine Antwort erhalten. — Vielleicht hat er Ihnen direkt oder durch jemand anders antworten lassen; oder aber, was mir fast wahrscheinlicher ist, er konnte Ihnen doch keine bestimmte Antwort geben, oder glaubte dazu noch Zeit zu haben. Folgendes hat er mir selbst über seine Werke gesagt; eine große, alles umfassende Darstellung seiner Reiseentdeckung will er erst etwa in 2 Jahren geben, ein Werk, das mit vielen Kupfer tafeln begleitet werden soll, und also vieler Vorbereitung bedarf; darüber will er auf jeden Fall erst in Deutschland disponieren, wohin er von Rom aus endlich zurückzukehren gedenkt. Eine ganz kurze Reisebeschreibung (etwa in 1 Oktavbande) ohne Kupfer wollte er noch vor seiner Abreise von Paris in Druck geben, und hatte sie vors erste angefangen französisch abzufassen, sie sollte aber zugleich auch Deutsch und Englisch erscheinen. Hätte er nun seinen Voratz ausgeführt,

¹⁾ H. v. Humboldt für den Reimerschen Verlag zu gewinnen.

so würde Ihre Anfrage für dieses vorläufige Werk auf jeden Fall zu spät gekommen sein.

Ihren früheren freundschaftlichen Brief hätte ich freilich schon längst beantwortet sollen; fast ist es mir aber nur lieb, daß es nicht geschehen. Denn sonst wär' ich wohl in Gefahr gewesen, die Beendigung meiner Indischen Arbeit etwas früher anzusetzen, als ich nachher würde haben ausführen können. Denn es war meine ganze Reise darauf berechnet, schon im Anfange Decembers spätestens wieder in Kölln zu sein; nun aber hielt mich die Langwierigkeit eines kleinen Geschäfts das ich übernommen hatte, vorzüglich aber Kränklichkeit und Uebelbefinden bis zum Anfang März in Paris, sehr gegen meinen Willen. Gott sei Dank, daß ich endlich nicht mehr da und wieder zu Hause bin. Zwar hab' ich in Paris alle Zeit, die mir jene beiden Hindernisse übrig ließen, einzig dem Indischen gewidmet und habe mir noch 4 Msrpte von dort mitgebracht, die ich mir nämlich selbst abgeschrieben. Auch außerdem noch manches wichtige zu demselben Zweck eingesammelt, aber auch nur eingesammelt; denn zu der Unabhängigkeit des Geistes habe ich es noch nicht gebracht, daß ich in diesem neuen Sodom dichten oder Indische Gedichte dichterisch übersehen könnte. Dazu ist die Stille und Ruhe hier gut, an den Ufern des geliebten Rheines, unter den Bildern und herrlichen Denkmälen unsrer Alten.

Und nun muß ich noch einen Punkt Ihres ersten Briefes erwähnen, der die Einlage von Schleiermacher betrifft, wo ich zuerst Ihnen für die freundschaftliche Gesinnung danken muß, die Sie bei dieser Gelegenheit äußern. Aber Schl. kann ich nicht wohl antworten; es hat ihm gefallen, den Ton etwas gar zu sehr in dem des gemeinsten Janks anzugeben¹⁾, als daß ich irgend darin einzustimmen vermöchte. Auch ist ein paßiger Brief ein schlechtes Mittel, ein nicht ganz gerades Verfahren zu entschuldigen. Sollte er daher ein ähnliches Schreiben Ihnen für mich zusenden, so haben Sie nur die Gefälligkeit, es ihm wieder einzuhandigen oder es zu verbrennen; es zu übersenden ist nicht der Mühe werth, denn welche Zeit wäre wohl mehr verlohren, als die, wo man dergl. lesen oder gar beantworten wollte. — Uebrigens ist mir's nicht eingefallen, das große Verdienst seiner ganzen Arbeit oder auch selbst des Eigenthümlichen seiner kritischen Aufsicht irgend angreifen oder nicht anerkennen zu wollen. Was Schl. aber doch

¹⁾ Schleiermacher schrieb an Schlegel (10. Okt. 1804) (Schl.'s Leben in Br. III. 405): . . . wiewohl im Begriff zu reisen, laß ich Dir doch Antwort zurück auf das, was in Deinem Briefe an Reimer (v. 14. Sept. 1804) mich betrifft und was mich auch meinerseits gewundert hat. Wie viel Du mir von Deinen Ideen über den Plato mitgetheilt, mußt Du selbst wissen; ich weiß, daß es wenig gewesen ist, und das Wenige nur ganz kahle Resultate ohne Gründe, so daß gegen solche zu streiten oder mir zuzueignen beides gleich unmöglich für mich gewesen wäre. Meine ganze Anordnung beruht auf der Eintheilung der platonischen Werke, welche sich auf die Construction gründet. Vergleichen habe ich nie etwas von Dir gehört. — Der Gedanke aber von der theoretischen und praktischen Correspondenz des Protagoras und Parmenides ist doch wohl nicht von Dir? Ich muß also das Aneignen Deiner Ideen für einen Schein erklären, der Dir erscheint. — Genannt habe ich Dich in dem Werke nicht, weil ich da nicht gewußt hätte wie, . . .

in der letzteren mir verdankt, und was er jetzt mit einer Hitze und Grobheit als ganz unbedeutend herabsetzen will, die dem Kaltblütigen wohl nicht sehr für ihn einnehmen möchte, was jedoch, wie ich glaubte und auch noch glaube, wohl eines kleinen Dankes werth gewesen wäre, das kann jeder leicht ermessen, der Gelegenheit hat zu wissen, was ich Schl. im Jahre 1801 und 1802 mittheilte, da meine kritische Arbeit über den Plato vollendet, die seinige aber eigentlich noch nicht angefangen war, da er damals noch nicht alle Dial. des Pl. gelesen hatte. — Glauben Sie doch aber ja nicht, daß ich als Schriftsteller mich beleidigt gefühlt; das wäre wahrlich sonderbar, und ich kann mein ganzes schriftstellerisches Leben seit 10 Jahren zum Gegenbeweis anführen. Von dieser Seite bin ich es etwas schlimmer gewohnt; denn ich darf wohl sagen, daß unter den vielen 100 großen und berühmten Männern, die die Deutsche Schriftstellerwelt jetzt besitzt, gar nicht wenige sind, die es trotz ihrer Größe nicht für zu gering halten, sich meiner Ideen zu bedienen, nach dem sie in dieselben freilich so viele sinnreiche Verbesserungen angebracht und sie so oft umgekehrt und . . . ? . . . entwickelt haben, daß ich selbst sie nicht mehr für die meinigen erkennen mag; und doch war ich immer gegen Mißbrauchung jeder Art, deren sich besonders Schelling fast in jedem seiner Werke gar viel zu Schulden kommen läßt, nicht nur stillschweigend, sondern auch gleichgültig. — Hat es denn Schl. wirklich gar nicht gefühlt, daß ich über diese kleine Verletzung dessen, was ich wohl glaubte, daß er mir schuldig war, nur deswegen empfindlich sein konnte, gerade weil er es war. Dann hab' ich freilich ganz Unrecht gehabt; denn wie überflüssig ist eine freundschaftliche Klage, wo der andre auch sogar nicht einmal fühlt, wovon die Rede ist.

Und nun genug auf immer von diesem fatalen Gegenstand. Freuen soll es mich aber, wenn ich von Ihnen, dem unseren, höre, daß es S. wohl geht und daß endlich noch seine Hoffnung zur Verbindung mit seiner Freundin erfüllt werden möge¹⁾.

Ich nenne mich von ganzem Herzen Ihr Freund

Schlegel.

Köln, den 27. April 1805.

— Was ich Ihnen neulich über Schleierm. schrieb, bitte ich ihm nicht weiter ausführlich mitzutheilen; nur das bitte ich ihm, wenn er nach mir fragen sollte, gelegentlich zu sagen, daß ich gegen Sie geäußert, auf den Ton, in dem er mir geschrieben, nicht antworten zu können. Vielleicht findet sich einmal eine erfreulichere Gelegenheit, ihm wieder zu schreiben.

Ganz der Ihrige

Friedr. Schlegel.

Köln, den 14. Julius 1805.

Herzliche Freude, geehrtester Freund, vernachachte mir Ihr letztes Schreiben, und die freundschaftliche Gesinnung, welche Sie darin gegen mich äußern. — —

¹⁾ Eleonore von Grunow, die Schl. in Stolz kennen gelernt hatte. Schl.'s Hoffnung blieb unerfüllt, da sich Eleonore nicht zu einer Auflösung ihrer unwürdigen Ehe entschließen konnte.

Erzeigen Sie mir, geehrtester Freund, recht bald die Freundschaft, mir zu schreiben, und geben Sie mir doch recht ausführlich Nachricht von der Deutschen Litteratur. Ich fange an, ganz fremd darin zu werden. Alles interessirt mich von daher. — Was macht der verehrte Johannes Müller? Wie lebt er in Berlin? — Wird unser tiefsinniger Schleiernmacher nicht endlich auch in der Spekulations Philosophie, welche es so sehr bedarf, etwas aufräumen? — Welche Sensation macht Goethe's neue Schrift in Berlin¹⁾? — Wo lebt Tiedt? — Was wissen Sie von Fichte?

Und nun noch eine Bitte und Anfrage. Haben Sie doch die Güte, mir von Steffens Naturphilosophie ein Ex. mit der fahrenden Post sogleich zu schicken; ich bin äußerst begierig darauf. Auch möchte ich Sie wohl bitten, die Romanzen aus dem Thale „Ronceval“, die ich in Ihrem Verlage angekündigt sehe, beizulegen; ich bin neugierig darauf, weil ich fast schließen muß, daß ich mich mit dem Verfasser begegnet habe in der Wahl des Gegenstandes bei einer Kleinigkeit, die ich schon vor einiger Zeit gedichtet. Ist der Name des Verfassers kein Geheimniß, so lassen Sie ihn mich wissen²⁾.

Doch nun der Fragen genug und mehr als zu viel. Vor allen Dingen aber erhalten Sie mir Ihre unschätzbare Freundschaft u. schreiben Sie mir unverzüglich. An dem indischen Werke³⁾ arbeite ich immer fort.

Von ganzem Herzen der Ihrige Fr. Schlegel.

Köln, den 4. Januar 1806.

— — Herzlich gefreut hab' ich mich Ihrer Äußerung über meine Reise. Ich darf mich also einer freundschaftlichen Aufnahme bei Ihnen im Voraus erfreuen! Noch immer hoffe ich Ostern oder Pfingsten Sie in Leipzig und Berlin zu sehen, wenn nicht anders der Krieg auch diese Hoffnung zerstört. Lassen Sie mich etwas von der Zeitstimmung wissen, und von den Aussichten; die meinigen sind etwas trübe, doch bin ich vielleicht zu ängstlich, wenn ich den allgemeinen Krieg schon für gewiß halte. — — Haben Sie wohl meiner romant. Dichtung bei Junius und Lothar und Maller bei Willmanns⁴⁾ einige Aufmerksamkeit geschenkt? Meine Frau, die sich Ihnen freundschaftlich empfiehlt, arbeitet jetzt an einem andern sehr märchenhaften alten Romane ähnlicher Art; nur mit dem Unterschiede, daß wir an diesem in Styl, Art und selbst im Wesentlichen so viel zu ändern finden, daß ich ihn fast als eignes Werk werde geben dürfen. — — Zu meinem großen Leidwesen sehe ich aus dem letzten Briefe meines Bruders, daß Sie wegen des Calderon in Uneinigkeit sind. Ich habe es freilich mit

¹⁾ Winkelmann und sein Jahrhundert (Erb. 1805).

²⁾ Der Verfasser der 1805 unter dem Pseudonym Pellegrin erschienenen Romanzen ist Fouqué.

³⁾ Über die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Altertumskunde. Nebst metrischer Übersetzung indischer Gedichte. (Heidelberg 1808.)

⁴⁾ Merlin und die Bearbeitung von „Lothar und Maller“ (Frankfurt, Willmann 1805) von Dorothea Schlegel, die Friedrich unter seinem Namen herausgab.

Bedauern vorausgesehen, daß die übrigens glückliche Lage meines Bruders, seine so viel Zeit und Anstrengung erfordernde Uebersetzungsarbeit²⁾ vors erste etwas hemmen würde. Wenn ich nur nicht glaubte, daß meine Art zu verschieden ausfallen dürfte, so möchte ich mich wohl anbieten, ein oder zwei Stücke zur Fortsetzung zu übernehmen. Entzweyen Sie Sich nur wenigstens ja nicht darüber mit meinem Bruder; er wird ja doch das Werk gewiß so bald fördern, als ihm nur möglich ist, da er es liebt. Schreiben Sie mir doch auch litter. Neuigkeiten, wenn es deren giebt.

Ihr Freund

Schlegel.

Köln, den 29. März 1806.

— — War der Zwist mit meinem Bruder unvermeidlich nach der Lage der Sache, so ist es mir nur lieb, daß Sie sich schnell auseinander gesetzt haben.

Schleiermacher bitte ich zu grüßen, es soll mir lieb seyn, einen Brief von ihm zu erhalten. Wenn es ihm gelegen ist, so hätte ich wohl Lust einige Tage in Halle bei ihm zuzubringen. Ich hoffe Sie in der Messe zu sehen, mein werther Freund, und dann wird sich alles schneller ins Gleiche und Klarsprechen lassen als in fatalem Briefwechsel. — Meine Frau empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Andenken.

Ihr

Friedr. Schlegel.

Köln, den 23. Juni 1807.

— — Mit wahrer Freude seh' ich Ihren Rahmen so häufig in dem Werkatalog und sah daraus, daß Ihre äußere Thätigkeit durch die Zeit Umstände wenigstens nicht gehindert wird. Durch Mde. Herz erfuhren wir so eben, daß Sie im Thier Garten³⁾ mit Schleiermacher in einem angenehmen, freundschaftlichen Kreise leben. Also gewiß geht es Ihnen nach Wunsch wohl! — Empfehlen Sie mich der Md. Herz, dem Kriegsrathe Schüz, behalten Sie mich vor allen selbst in freundschaftlichem Andenken und erfreuen Sie mich bald mit einer Antwort. Das einliegende für Freund Schleiermacher.

Ihr ergebenster

Friedr. Schlegel.

Dresden, den 24. Mai 1808.

Geehrtester Freund, seit dem letzten frohen Abend habe ich um deswegen nicht eher an Sie geschrieben, weil ich zugleich hoffte, Ihnen eine ganz bestimmte Nachricht über meinen Bruder geben zu können. Ich erwarte ihn spätestens in den letzten Tagen dieser Woche; da er aber doch wohl eine Woche, wie ich denke, hier bleiben wird, so verschwindet mir für jetzt wenigstens die Hoffnung, daß er Sie noch in Leipzig treffen könnte. Ich werde es mir also um so mehr angelegen sein lassen, Ihre beiderseitigen und gegenseitigen Angelegen-

²⁾ Uebersetzung des Caleron. (Span. Theater. Berlin 1803—9.) Der 1. Band wurde am 15. Febr. 1803 fertig und enthielt: „Die Andacht zum Kreuz“ und „Über allen Zauber Liebe“.

³⁾ Das Reimer'sche Grundstück grenzte an den Thiergarten.

heiten ¹⁾ mit meinem Bruder zu besprechen, da ich so sehr wünschte, daß diese bald in Ordnung kämen. — —

Noch habe ich eine Bitte an Sie, falls Sie Gelegenheit haben und Ihre Verhältnisse erlauben dieselbe zu erfüllen. Ich wünschte nehmlich, daß Sie in eine der Berliner Zeitungen folgenden Artikel einrücken ließen:

„Die in verschiedenen Zeitungen verbreitete Nachricht von der Religionsveränderung des Herrn Friedr. Schlegel enthält mehrere Unrichtigkeiten. Eine ausführliche Erklärung darüber wird ehestens erscheinen.“ Durch Beforgung dieser kleinen Angelegenheit würden Sie mich sehr verpflichten. — Viele Grüße und Empfehlungen an H. Jgig und Schleiermacher.

Gauz der Ihrige Friedrich Schlegel.

Dresden, den 10. Juni 1808.

— — Nur wenige Tage war ich meines Bruders hier froh, jetzt ist er in Weimar oder vielleicht von dort schon wieder gereist. Fürs erste sage ich Ihnen, was Ihr Verhältniß mit ihm betrifft, nur daß ich noch nie die Lust zur poetischen Thätigkeit, ganz besonders aber zum Calderon bei ihm so rege und ganz von neuem erwacht sah. Er ist fest entschlossen gleich nach seiner Rückkunft in Coppet ²⁾ die in wenig Wochen erfolgen wird, den 2. B. zu vollenden. Er wird Ihnen selbst schreiben, da er aber nur wenige Tage auf die beträchtliche Reise nach Hannover zu wenden hat, so wird es schwerlich von dort, sondern wahrscheinlich erst von einem ruhigem Orte aus geschehen können; wo er Ihnen dann zugleich auch Vorschläge über die Schadloshaltung machen wird, die mir sehr billig schien, so daß ich nicht zweifle, diese kleine Spaltung bald zu meiner nicht geringen Freude völlig ausgeglichen zu sehn.

Was Sie mir von Steffens schrieben, habe ich mit Freude und Teilnahme gelesen. Möchte der Druck der Zeit einen so edlen Geist nicht ferner hemmen, und er den kühnen Flug wieder aus dem Nebelkreis politischer Stürme und philosophischer Wolkenzüge zur Sonne der Wahrheit emporzuschwingen.

Die Zusammenkunft mit Fr. v. St. ³⁾ und meinem Bruder hat auch für mich gute Früchte getragen. Fr. v. St. hat ihren jüngsten Sohn in Wien gelassen, und dieser Umstand mit so manch andern hat die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches herbeigeführt. Ich gehe auf einige Monate nach Wien um für meinen Karl V. ⁴⁾ noch dort an der Quelle zu schöpfen und ihn im Gebrauch dieser reichen Bibliothek zu vollenden. — Meine Frau kommt vielleicht in einiger Zeit nach Dresden.

¹⁾ Vgl. Schlegel's Brief vom 4. Januar 1806.

²⁾ Am 16. April 1808 war Schlegel mit Dorothea in Köln zum Katholizismus übergetreten. Er schreibt darüber auch an Schleiermacher (9. Juni 1808): „Was Du in den Zeitungen gelesen haben wirst, ist sehr zur Unzeit öffentlich geworden.“

³⁾ Coppet am Genfer See, wo A. W. von Schlegel längere Zeit mit Frau von Staël lebte.

⁴⁾ Frau von Staël.

⁵⁾ Ungedrucktes Fragment eines historischen Schauspiels.

Schleiermacher bitte ich die Einlage zu geben. Man hatte mir seinen Anhang so feindselig geschildert, daß ich ihn nun zu meiner Freude viel milder gefunden habe als ich mir dachte. Auch Fichte bitte ich mich aufs beste zu empfehlen und ihm für seine Reden zu danken. Hat er meine Recens. in den Heidelb. Jahrb. gelesen und auf welche Weise ist er nicht zufrieden, nicht? — Denn daß er es nicht sei, das setze ich voraus. — Behalten Sie mir Ihr freundschaftl. Andenken.

Ihr ergebenster

Friedr. Schlegel.

Wien, den 23. November 1808.

— — Recht herzlich freue ich mich über die günstigen Ausichten, die sich jetzt wieder für Berlin öffnen und wünsche, daß auch Ihnen damit eine neue, bessere Zeit und Stimmung wiederkehren mag, woran ich nie aufhören werde den wärmsten und innigsten Antheil zu nehmen. Grüßen Sie aber meine Freunde von mir recht angelegentlich; vor allem die Wde. Herz, Schleiermacher, Wolf¹⁾, Fichte, Schüz; — Geben Sie mir doch so viel es Ihre Zeit erlaubt, einige Nachrichten von diesen Männern und dem ganzen Berlin. Wohl möchte ich wissen, ob Fichte mit meiner Rec. in d. Heidelb. Jahrb. soll ich sagen einigermaßen zufrieden oder vielmehr auf welche Weise er unzufrieden damit ist. Mein Bruder ist diesen Herbst schon fleißig an seiner alten Arbeit²⁾, worüber ich herzlich froh bin. — Leben Sie gesund und vergnügt mit den Ihrigen.

Ihr Freund

Friedrich Schlegel.

Briefe Fr. Schlegel's aus späterer Zeit haben sich im Nachlasse Reimer's nicht vorgefunden.

Aus dem Jahre 1809 theile ich zunächst ein interessantes Schreiben Varnhagen von Ense's aus Tübingen mit, wo er Ende des Jahres 1808 eingetroffen war. Vorher aber möchte ich noch eine kleine Aeußerlichkeit dieses Briefes erwähnen, die manchem, der Varnhagen's Handschrift in seiner Jugend nicht kennt, merkwürdig genug erscheinen wird. Der nachstehend ohne Auslassungen zum Abdruck gebrachte Brief ist im Original auf $3\frac{2}{3}$ Seiten klein Oktav geschrieben. Jede der drei ersten Seiten enthält 48 Zeilen, so eng geschrieben, daß sie auf den ersten Blick fast unleserlich erscheinen. Und doch steht jeder Buchstabe, wie gestochen neben dem andern. „Haben Sie denn so viel Augen als Argus, daß Sie nach ein paar weniger nicht fragen?“ schrieb Jean Paul am 20. März 1809 an Varnhagen. „Sie sind der größte Augenverschwender, da Sie sogar fremde mit verschleudern.“

„Schon seit langer Zeit, lieber Reimer, wollte ich Ihnen schreiben, und nur durch die Betrachtung der vielen Briefe, die ich seither unbeantwortet habe liegen lassen, konnte ich mich auf Augenblicke beruhigen, mein gutes, stets erneuertes Vorhaben auch gegen Sie unausgeführt zu sehen. Aber jetzt scheint mir mit der

¹⁾ J. A. Wolf, Philologe (1759—1824), der seit 1807 in Berlin lebte.

²⁾ An der Uebersetzung des Calderon.

warmen, freundlichen Luft und dem klaren Himmel auch Mut und Munterkeit in die Glieder zurückgekehrt zu sein; und ich nehme frisch die Feder in die Hand, zumal mir auch die dringende Zeit in Rücksicht der kleinen Sendung, womit ich diesen Brief begleite, jeden Ausschub verbietet. Chamisso und Neumann¹⁾ von meiner Seite, vielleicht Marwig²⁾ von Harfchers (?), werden Ihnen mitgetheilt haben, wie es uns ergangen ist, wie wir die unbedeutendste Krankenanstalt, eine trübselige Universität, eine abscheuliche Stadt, und rohe, enge Lebensart gefunden haben. Ich freue mich noch, daß ich Harfcher bewog, sogleich nach Basel zu gehn, obgleich ich damals nicht glaubte, den Winter hier ausdauern zu müssen. Was Autenrieth³⁾ Vortreffliches hat, konnte uns sehr wenig nützen, die wir nicht Anfänger sind, und mehr der Ansicht vieler Kranken bedürfen als eines Lehrers, uod Kielmeiers⁴⁾ Vorlesungen, um derentwillen wir größtentheils diesen Ort erwählt hatten, bestehen einzig darin, daß er seine Hefte diktiert, wie hier allgemein geschieht. Diese Hefte, die im Auslande fast gar nicht zu finden sind, hat Harfcher alle bekommen, und studirt darin jetzt sehr eifrig, während er Kielmeier selbst gar nicht gesehen hat. Ich aber werde sie noch zeitig genug bekommen, und konnte im Anfang um so weniger eifrig dazu sein, als mir in gesteigerter Folge der schlimmsten Stimmungen und daraus entstandener Verwicklung der meisten Verhältnisse, alles so schwankend geworden war, daß ich durchaus nicht zu sagen wußte, ob ich Arzt werden wollte und könnte. Ich habe diesen Winter in recht vielem Leid zugebracht, in der größten Einsamkeit, wie ich sie noch nie erlebt habe, es war nichts vorhanden, was mich hätte veranlassen können, mein Zimmer zu verlassen, selten ein Gang in die melancholische, beschneite Gegend, die im Sommer freilich schön sein muß, aber auch dann mich nicht befriedigen könnte, denn sie ist weder wild, noch zeigt sie irgend die Hand bildender Menschen, keine großen Anlagen, keinen Garten in der Nähe der Stadt, überall nur den dürrtigiten Anbau der Felder und Weinberge, weil die Leute doch eben leben wollen, und auch den unerträglichen, sauren Neckarwein trinken mögen, den ihre Weinberge liefern. In diesem alten fruchtbaren Schwaben ist es gerade, als wenn noch nicht lange Menschen darin wohnten, so gar kein Sinn ist geweckt, so gar keine Einrichtung, keine helle Lebensweise, und kein Geist. Ihre Volkslieder singen sie fleißig, aber es mögen wohl wenig neue entstehen unter ihnen, und dann wäre mir doch ein Mann auf der Universität, der in den Mittelpunkt des Lebens geschaut hat, ein höherer, umsichtiger Mensch, lieber als tausend Volkslieder und tausend bürgerliche Verständigkeiten. Von vielem ist hier auch nicht die geringste Ahndung, ihren Cong⁵⁾ z. B., der übrigens ein gar guter Mann ist, halten sie für einen Philologen, sie wissen wohl, daß es einen großen Philologen Wolf⁶⁾ giebt, und

¹⁾ Wilh. Neumann, preussischer Intendanturrat, Chamisso's Freund (1784—1834).

²⁾ Fr. Aug. Ludw. von der Marwig, preussischer General (1777—1837).

³⁾ Joh. Heinr. Ferd. von Autenrieth, Mediziner (1772—1835).

⁴⁾ Karl Fr. von Kielmeyer, Naturforscher (1765—1844).

⁵⁾ Carl Ph. Cong, Dichter (1762—1827).

⁶⁾ Fr. Aug. Wolf, Philologe (1759—1824).

Schätzen seine Verdienste, von denen sie aber nur die äußerlich aufzählbaren sehen: wie der Eine Geist herrlich über den Werken schwebt, wie Wolf, Schleiermacher u. solche mehr, eigen geartet sind, wie es Begeisterung giebt und Sinn, und nun vollends das reine Licht der Kunst — von diesem allen habe ich kaum eine Spur gefunden, obgleich ich viele Studenten und Professoren habe kennen lernen in der letzten Zeit, bei einem jungen Doktor, der mit mir in einem Hause wohnt, und den sie während seiner Krankheit besuchten. Ich nannte vorhin Wolf, weil seine Sphäre schon an sich Liberalität voraussetzt, insofern keine der drei Fakultäten darauf ruht, hier kennt man nur die plumpe Seite seiner Kunst, wo sie der Theologie und Jurisprudenz, der Medizin kaum, einige Bissen ins Maul steckt: ich hätte aber ebenfogat von der Medizin her die Beispiele nehmen können der unedlen Ansicht und rohen Behandlung. Da seh einmal einer den Niemeier¹⁾ an, der doch gewiß ein verlassener Mensch ist, aber wie merkt man ihm auf allen Seiten an, wie riecht er ordentlich darnach, daß er Andere gesehn hat, als er ist; was sag' ich Niemeier! an den Straßensteinen in Halle und Berlin muß man ja die Spuren merken können von den Tritten höherer Menschen. Denn höhere Menschen unterscheiden sich, so kommt es mir vor, durchaus im Ganzen von den übrigen, und in der zwischen beiden Klassen bestehenden Mittelklasse, wohin ich mich rechne, entsteht auch diese Spaltung völlig, ohne daß Stufen wären, durch die Bildung und das Anschließen an eine von beiden. Es mögen hier wohl genug junge Gemüther der Sonne aufgeschlossen sein, ich selbst habe zwei vortrefliche junge Männer kennen lernen, aber sie dringen nicht weiter, sie sind wie ich, bedürfen des Anschließens, und mit Büchern allein werden diese südlichern Menschen noch weniger fertig als ich. So hab' ich denn auch keine Sitte gefunden; die niedrige Sprache nimmt Ganzel und Catheder ein, aber auch, was noch ärger ist, den Mund der Frauenzimmer, und zieht jedes leisere gefiederte Wort, das etwa aus den Gemüthern aufsteigen wollte, zu Boden nieder. Was Harfcher nur je von seinen Landsmänninnen gesagt hat, sind ich hier vollkommen bestätigt: auch hier will ich gar nicht klagen, daß die Menge so ist, sondern nur, daß man ihr anmerkt, wie sie von etwas Schönerem, Eigenthümlicherem keine Ahndung haben, es muß so etwas nie im Lande gewesen sein; wenigstens da hier eine Universität, und Stuttgart nur fünf Stunden entfernt ist, scheint man mir an Tübingen das Land einigermaßen prüfen zu können. Um fünf Uhr geht man in Gesellschaft, um 8 Uhr wieder nach Hause, um 9 Uhr die meisten Frauen zu Bett, wie kann es da um die Geselligkeit stehn! Vor einigen Tagen war ich zum erstenmal Abends bei Cotta, an den ich durch Jean Paul empfohlen bin, und der gleichsam der Fürst von Tübingen ist: dieser war nun zweimal in Paris, viel in Deutschland und in der Schweiz herum, aber ich fand doch so sehr Tübingen bei ihm, daß ich schwer aufzufitzen mußte! Froriep²⁾, den ich hier noch nicht gesehn hatte, traf ich mit seiner Frau dort, der erinnerte mich, wie wir uns das letztemal bei Sosti (?) gesehn, kurz vor unsrer

¹⁾ Aug. Herm. Niemeier, Theologe (1754—1828).

²⁾ Rudw. F. von Froriep, Mediciner (1779—1847).

beiderseitigen Abreise, da mußt in ich einer eifrigen Lobrede auf Jostti verbergen, wie weh mir wurde. Mehr als alles andere aber bringt mich das zur Verzweiflung, mich in einem solchen Staate zu fühlen, wie dieser ist. Lieber Reimer, davon haben Sie keinen Begriff! Ein gänzlich ruinirtes, zerquältes, sonst in freier Verfassung wohlhabendes und freies Volk! Was Preußen abwirft von veralteter Verfassung, wird hier begierig eingeführt, und ist hier fürchterlicher, weil es nicht die Milde bei sich hat, die in Preußen alles dadurch bekam, daß es doch dort, wo es in früherer Zeit seine jungen Kräfte zum Förderniß des Ganzen regte, alt geworden, nein, hier kömmt es alt zur Welt! Das Land seufzt. Der Kronprinz wird allgemein geliebt (er findet großen Gefallen an Fichte's Reden,) aber er findet vielleicht nichts mehr zu bessern, wenn er an die Regierung kommt. Man haßt die Franzosen in den Tod, liebt aber die Preußen auch nicht, ein verbissenes Gefühl eigenen Unglücks scheint vorzüglich die Ursache des letzteren: Der König zahlt noch alljährlich ungeheure Summen, die heimlich stipulirt waren, sagt man, an Frankreich, übrigens ist sein Grundsatz, die Einkünfte müßten sich nach den Ausgaben richten. Ich mag die zahllosen Einzelheiten nicht niederschreiben, die erst das rechte Bild gäben. Bridt eine verfluchte Hand, wie bisweilen hier geschehn soll, diesen Brief auf, und lieft bis hieher, was aber nicht wahrscheinlich, so käm ich ohnedies schon auf den Asperg, wenn ich nicht ein Franzose wäre. Und nun die herrlichen Nachrichten alle von Berlin in den Zeitungen! Wie schmerzlich war mirs, mich so entfernt zu fühlen, wie die Preußischen Truppen wieder einrückten, diese herrlichen Truppen, von denen mir Rahel Levin eine Schilderung gemacht hat, in der meine ganze Anhänglichkeit an Preußen, an Berlin aufgeregt wurde! Die Zeitungen haben mir überhaupt immer nur äußerlich bestätigt, was mir die Levin aus dem tiefsten Herzen über diese neuen Stralen des wiedergeborenen Staates sagte, ich habe von ihr lauter schöne, erhebende, begeisternde Nachrichten, von Einigkeit, Sinn, Einsicht, Klugheit, Kraft, Mut, Innigkeit dieses vielbewegten, vielgebildeten Volks! Um so mehr war ich verwundert, als mir Froriep mit trauriger Miene sagte, er habe nur traurige Nachrichten, und es sei wenig zu hoffen; ich war aber nur verwundert, gar nicht bestürzt. Die besten Kräfte scheinen mir zu schwinden in einem Staate, wo nicht mein innerstes ihm schlägt, oder doch wenigstens ein geistartiges Sein sich ausdrückt, wenn auch nur wie in den siegreichen Kriegen Frankreichs. Hier ist gar keine Seite in dem kleinen Königreich, die erfreuen könnte, der Conscriptio ist alles unterworfen, aber auch dem Hunger und den Prügeln, wie es nur je unter den Preußen mag gewesen sein; auch werden ganze Schaaren ehemaliger Preußischer Offiziere im Militair angestellt, die man sehr haßt, schon als Ausländer, und die auch schwerlich den besten Begriff von den Preußen geben. Ich habe mich in jeder Rücksicht hier verrathen und verkauft gefühlt, der ich die Nähe des Besten und Schönsten gewohnt war. Mit welcher Sehnsucht habe ich an Berlin, an die geliebten Menschen gedacht, an die vertrauten Kreise! Aus Verzweiflung bin ich fleißig geworden, erst in schriftlichen Arbeiten und historischen Studien, dann in medizinischen, in denen ich auch jetzt

sehr eifrig begriffen bin; doch dieser Fleiß ist mir zu theuer erkauft, und hätte mich nicht mancherlei fortdauernd aufgeschüttelt und zu kräftigem Bearbeiten angestrengt, so wär' es vielleicht mit mir sehr übel ergangen während dieser Wintermonate. Aber eines dank' ich diesem Alleinsein, was mir in der steten Berührung frischer Menschen vielleicht erst sehr spät geworden wäre, eine Einsicht über mich selbst, die, obwohl von unaufhörlichen Schmerzen ans Licht gefördert, doch am Ende das mir köstlichste ist, das ich mir geben konnte. Mich würde mancher, wenn er mich jetzt sähe, gewiß sogleich für einen guten Menschen halten, so sehr ich ihm auch früher bößlich geschienen hätte, wie freuts mich, wenn ich mir die Freude denke, die meine schwächern Freunde darüber haben werden, besonders Freundinnen! Jedoch muß ich diesen bekennen, daß ich dieses gute Herz aus meinem Unglück und Leid nicht allein, nicht mit meiner Kraft nur, herausgearbeitet hätte, wenn nicht ein starkes Freundesherz mir beigestanden wäre. — Bei Ihnen, lieber Reimer, ist doch hoffentlich alles wohl und vergnügt? Ich wäre wohl gerne den Weihnachtsabend in Ihrer Familie gewesen, in der stillen Jugendlichkeit der Frauen und wilden der Kinder! Die lieben, muntern Kinder! Ich grüße sie herzlich! Karl, Georg und die kleine Marie, die nun wohl schon große Fortschritte im Sprechen gemacht hat! Dieses fromme, ruhige Bild, theurer Freund, das ich von Ihrem Hause und dem heitern Kreise der Ihrigen in mir trage, wächst und blüht ewig in meiner Brust fort, und erzeugt ewig neu die innige Liebe, die ich zu Ihnen allen hege, und den Dank für die Freundlichkeit, mit der Sie mich aufgenommen haben! Ich bitte die Madame Reimer meiner ehrfurchsvollen Zuneigung zu versichern, und daß ich ihr und ihren lieben Geschwistern nichts besseres zu wünschen weiß, als die ungestörte Dauer dieses lieblichen Wirkens und Daseins. Schleiermacher grüßen Sie doch recht herzlich von mir, und sagen Sie ihm, wenn es auch unrecht wäre, daß ich Halle wiederfinden möchte, so beklagte ich doch mit Recht, nicht das zu finden, was jetzt mir so wäre, wie Halle damals. Nun hab' ich noch eine eigene Bitte, lieber Reimer, ganz in geheim! Ich habe so gut es gehn wollte (meine Scheeren hat man mir hier alle verborben) einen Blumenkorb für Manny ausgeschnitten¹⁾, und ihn mit einigen Versen begleitet zu ihrem Geburtstag, der kurz vor dem meinigen fällt. Zwar mein' ich es besser damit, als die Arbeit es sagen kann, aber bei meiner guten Absicht könnte doch leicht sein, daß mir nicht erlaubt wäre, zu einem Feste, von dem ich mannigfach entfernt bin, mich hinzuzudrängen, und auf diese Art an mich zu erinnern. Sie, lieber Reimer, müssen das am richtigsten beurtheilen können, und ich habe das wahre Freundschafts-Vertrauen zu Ihnen, daß Sie, wenn Sie zweifelhaft darüber sind, mich nicht der Kränkung des Zurückgewiesenwerdens aussetzen werden, sondern alsdann niemandem etwas davon sagen. Nur bitte ich Sie, in diesem schlimmen Fall, mir die Sachen nicht zurückzuschicken, sondern gleich zu verbrennen, damit ich sie nie wieder zu sehn bekomme. — Ich hoffte noch vor Kurzem nach Berlin zurückzukehren, es scheint jetzt aber anders

¹⁾ Eine Silhouette: Für Schleiermacher's Schwester Anna († 1869).

zu werden, ich daure wahrscheinlich hier aus bis zum Frühjahr, dann werd' ich auf kurze Zeit nach Hamburg, und von da auf ein Jahr nach Paris, wo ich mit Harscher zusammenzutreffen und der praktischen Medizin obzuliegen hoffe, wenigstens an Kranken wird es dort nicht fehlen. Harscher will fürs erste lieber nach Wien, und ich hatte anfangs selber darauf gedrungen, aber ich fürchte doch das Land, wo man nicht alle Bücher lesen kann und wo das, was uns tägliches Brot ist, für zu unterdrückenden Luxus des Geistes gehalten wird, dagegen in dem ungeheuren Paris schon durch die bewegte Volksmasse wenigstens die Freiheit zu finden ist, die sich darauf gründet, daß man sich im Gewühl verliert. Die unermesslichen Hülfquellen für das Studium der Kunst werden Harscher auch wohl dahin entscheiden! Nun leben Sie wohl, herzlich geliebter Freund! und verzeihen Sie mir mein spätes Schreiben. Tausend Grüße an Karl und Wilhelmine Schede (?), an Eduard (Hitzig), Chamisso, Neumann! Dieser hat vor einiger Zeit geprallt, ich sollte bald Manuscript zum 2. Theil des Romans ¹⁾ bekommen, es ist aber nichts angelangt. Der erste Theil hat mich sehr gefreut; das Äußere ist vortreflich. Ich glaube aber dieses Buch müßte sehr angezeigt werden. Leben Sie wohl, und behalten Sie lieb Ihren

Tübingen den 30sten Jan. 1809.

K. A. Barmhagen.

Rahel Levin hat mir Bernhardi's ²⁾ Abenteuer geschrieben mit so vortreflichen Worten, daß ich Sie Ihnen mittheilen will. „— u. hat sich nur ein „Kind mitgebracht; sagend er habe es nicht übers Herz bringen können, ihr „mehr zu nehmen! nach dem Prozeß, nach der Prozedur! Ist auf eine Art „eingenommen von ihr: hat einige Tage sehr gut dort bei ihr gelebt; erzählt, „sie lebe sehr gut, habe 4 Domestiken, kurz all. d. g. Ein Mann, und habe er „18 Wissenschaften in seinem Kopfe, dem man Einmal eine Frau zu lieben „aussuchen kann, und der allerhand in ihm von kühlen eiteln Leidenschaften „aufblasende Winde, für sein Herzensfeuer, von gesunden geläuterten Simen „entbrannt, halten kann, dem kann man zeitlebens was einbilden, und die magere „Tief ist nun einmal erkoren, nicht gerade geboren, dem dicken Bernhardi was „weiß zu machen! Und noch weiß ich! Wohlleben imponirt, die Mittel dazu „werden immer vergessen. —“ Mich wundert nur, daß er ihr nicht beide Kinder gelassen hat, noch mehr, daß sie ihm eins ließ bei solcher Gewalt!

¹⁾ „Die Versuche und Hindernisse Karls, eine deutsche Geschichte . . .“ Ein Roman, an dem Neumann und seine Freunde nach der Reihe kapitelweise schrieben, ohne daß einer von des andern Plan wußte. (1808. 1. Teil.)

²⁾ Aug. F. Bernhardi, Sprachforscher (1769—1820); seit 1799 verheiratet mit E. Tiedts Schwester Sophie; 1805 von ihr geschieden.

(Schluß folgt.)



Berichte aus allen Wissenschaften.

Augenheilkunde.

Die Anfänge und Ursachen der Stare.

Bacillen ringsum! Sie sind die Ursache der Tuberculose, der Cholera, des Rückfallfiebers, der Diphtheritis. Der Kommabacillus wimmelt in den Flüssen, der des Tuberkels macht die Äpfel der Obstbäuerin zu gefährlichen Dingen.

Bei einer Reihe von Krankheiten hat man den Erreger noch nicht gefunden; aber man wird sie finden, es ist nur eine Frage der Zeit. Tausende suchen danach. So geschieht sich der arme Bacillus verstecken mag, einer der vielen Farbstoffe des Theeres verrät ihn schließlich doch und bringt ihn ans Licht. Denn ein Bacillus von Coccus oder eine Spirille muß ja — darüber giebt es keinen Zweifel — auch bei jenen Krankheiten die Ursache sein.

Wo so alle Geister von einem Gedanken beherrscht sind und vor jedem träumenden Forscherauge der Kommabacillus seine Räder schlägt, ist es kein Wunder, daß schließlich überall auf Bacillen gewittert wird.

Was kann denn diese neuentdeckte Ursache des grauen und grünen Stares sein? „Natürlich wieder ein Bacillus,“ meint der eine, „um Gotteswillen doch nicht auch ein Bacillus,“ der andre. Wenn schon etwas verschämt, so ist wirklich bereits die Meinung ausgesprochen worden, daß der graue Star Bacillen seine Entstehung verdanke. Um diese Meinung handelt es sich hier aber nicht, und in dem vorliegenden Buche nicht um Bacillen.

Es gewährt, man möchte fast sagen, eine angenehme Abwechslung, als Krankheitsursache einmal etwas andres nachgewiesen zu sehen.

Der graue Star ist eine häufige und allgemein bekannte Krankheit. Sehr vielen verbittert sie die höheren Lebensjahre. Wie manche müssen sich der Operation unterwerfen! Aber nach einer Ursache desselben braucht man doch nicht zu suchen?! Die kennt ja jedermann: das Alter.

Freilich hat man immer von Altersstar gesprochen, und es hat nicht bloß unter den Laien die Meinung geherrscht, daß die Entstehung des grauen Stares seine Ursache einfach im Alter selber habe. Diese Meinung beruht aber auf einem irrigen Schlußverfahren. Reifer Star wird fast nur bei älteren Leuten beobachtet, und zur Staroperation kommt es auch in der Regel erst im höheren Alter. Weiter als diese Beobachtung lag ursprünglich nichts darin, wenn man den grauen Star als Alterserscheinung bezeichnete. Allmählich gewöhnte man sich aber, aus dieser Bezeichnungsweise den Schluß zu ziehen, daß der Altersstar Folge des Alters sei. Man bemerkte nicht, daß in diesem Schluß der Begriff Altersstar einen umfanglicheren Inhalt hatte als in der Prämisse. Diese irriige Schlußweise hat nicht bloß unter Laien, sondern auch unter den Ärzten eine so allgemeine Verbreitung erlangt, daß es gewissermaßen erst einer Rechtfertigung

bedarf, wenn eine wirkliche genetische Erklärung der Entstehung des grauen Stars vorgebracht wird.

Gründliche Forscher fanden allerdings auch früher in jener Scheinerklärung keine Befriedigung. Der berühmte Augenarzt Beer beklagte sich seiner Zeit über die geringen Kenntnisse bezüglich der Ätiologie des grauen Stares. „Schädlichkeiten, welche an und für sich allein den grauen Star erzeugen können, wissen wir überhaupt fast gar keine anzugeben und auch von Schädlichkeiten, die nur ein Kausalmoment der Katarakt setzen, dürften uns die wenigsten bekannt sein! Der Wiener Professor Stellway hebt hervor, daß das Alter an sich nicht ätiologisches Moment des grauen Stares sein kann, und meint im Anschluß an die obigen Worte Beer's, daß es seitdem bezüglich der Kenntnis von der Ursache des grauen Stares nicht besser geworden sei: „So prunkhaft auch in den Lehrbüchern einschlägige Theorien als unverbrüchliche Wahrheiten und Ausflüsse geläuterter Erfahrung hingestellt werden, bei genauerer Betrachtung der Dinge erscheinen die meisten der als Ursachen des Graustares aufgestellten Momente als ganz unhaltbar.“ Seit Stellway in den fünfziger Jahren diese Worte schrieb, ist die Kenntnis von der Ursache des grauen Stares nicht gewachsen.

Noch schlimmer war die Sachlage hinsichtlich des grünen Stares oder, wie der wissenschaftliche Name lautet, des Glaukoms. Es ist dies ein vielgestaltiges Krankheitsbild, nicht so häufig wie der graue Star, aber gefährlicher und öfter zu unheilbarer Erblindung führend. Bei der ausgeprägtesten Form wird das Auge steinhart. Das Sehvermögen erlischt unter heftigen Schmerzen. Albrecht von Graefe und Donders suchten diese Krankheit durch ihre Drucktheorie zu erklären. Letztere gewann allgemeine Geltung, ohne daß aber Beweise für dieselbe hätten beigebracht werden können. Für den grauen Star bot wenigstens die Operation gute Aussicht auf die Wiederherstellung des Sehvermögens, beim grünen fehlte auch dieser Trost. Von der auf der von Graefe-Donders'schen Drucktheorie fußenden Tridectomie, dem Ausschneiden eines Stückes der Regenbogenhaut, wurde zwar gelehrt, daß dieselbe das noch vorhandene Sehvermögen erhalten könne — unbefangene Beobachter konnten aber nicht verkennen, daß es mit der Wahrheit dieser Lehre mißlich bestellt sei, und daß die meisten Augen auch nach gut ausgeführter Operation der Erblindung nicht entgingen. Es begann ein Umhertasten nach andern Operationsweisen, deren keine bessere Erfolge aufzuweisen hatte.

Was aber das Schlimmste war: da die Ursache beider Krankheiten unbekannt war, konnte von einer Verhütung nicht die Rede sein, man kannte keine Vorstufen der Krankheiten, man wußte nicht, welche Augen denselben verfielen, ihr Auftreten mußte wie eine Schickung hingenommen werden.

Hierin scheint jetzt endlich durch das vorliegende Buch eine bedeutende Wandlung gebracht zu werden. Zwar muß erst ein nicht unerhebliches Aufräumen unter den bestehenden Ansichten stattfinden, und eine Menge der bisher gehegten Überzeugungen muß unter das alte Eisen geworfen werden, ehe die neuen Lehren durchdringen können.

Aber alles, was derselben entgegensteht, sind schließlich doch nur Hypothesen, unbewiesene Meinungen, wenn ihnen auch einerseits lange Gewöhnung, anderseits der Glanz der sie vertretenden Namen eine große Bedeutung verliehen hat. Wenn daher die Ansichten des Verfassers, soweit sie schon in vorläufiger Weise veröffentlicht wurden, wie vorauszu sehen, auf heftigen Widerspruch gestoßen sind, so haben sie doch in keinem einzigen Punkte sachlich widerlegt werden können.

Der Verfasser hat sich ursprünglich auch auf dem Standpunkte der Graefe-Wonders'schen Schule befunden und ebenfalls den grauen Star als Alterserscheinung bezeichnet und den am grünen Star Erkrankten die Erhaltung des noch vorhandenen Sehvermögens durch die Iridectomie, die Ausschneidung eines Stückes der Regenbogenhaut, versprochen. Erst ganz allmählich hat er sich von dem Glauben an die *verba magistri* losgerungen. Dies ist auch aus dem vorliegenden Buche ersichtlich, da ein Teil der zu Grunde gelegten Krankheitsfälle noch nach alter Weise behandelt worden ist.

Mit zum ersten Male kam dem Verfasser ein Zweifel an der überkommenen Lehre bei folgender Gelegenheit: Ein älterer Schriftsteller erkrankte am grünen Star, wurde vorschriftsmäßig operiert und mit der Versicherung entlassen, das noch vorhandene Augenlicht werde erhalten bleiben. Der Arzt sah den Kranken nicht wieder und erfuhr aus dem Vorwort einer Gedichtsammlung, welche der Schriftsteller veröffentlichte, daß jener erblindet sei. Es war darin nicht ohne durchflingenden Vorwurf unter Namensnennung erzählt, daß sein Versprechen bezüglich der Erhaltung des Sehvermögens nicht in Erfüllung gegangen war. Dies machte den Verfasser stutzig. Das einmal erschütterte Vertrauen führte ihn dazu, zunächst die Grundlagen der bisherigen Theorien zu prüfen und, als sich diese als morscher als zu erwarten herausstellten, sich die Frage vorzulegen, welche Augen dem Glaukom zum Opfer fielen, kurz nach Vorstufen zu suchen. Es gelang solche zu finden, und damit ergab sich auch das ätiologische Moment, welches einmal die Vorstufen erzeugt und diese dann zur ausgesprochenen Krankheit heranbildete. Was der Verfasser selber nicht vermutete, im Laufe der Untersuchung stellte sich heraus, daß der graue Star, auf welchen sich anfangs die Untersuchung gar nicht miterstreckte, dem gleichen ätiologischen Momente seine Entstehung verdanke. Es würde zu weit führen, den Gang der Untersuchung zu schildern, und mag die Mitteilung genügen, daß sie sich auf anatomische Durchforschung erkrankter Augen, auf Tierversuche und die Untersuchung von 10000 lebenden Augen, worunter 1200 Augen mit grauem und 90 mit grünem Star, stützt. Das Ergebnis ist folgendes.

Schon lange ist bekannt, daß aus normal- und weitsichtigen Augen kurzsichtige werden können und daß die Lese- und Schreibarbeit während der Schulzeit hauptsächlich die Umwandlung bewirkt. Das Auge verlängert sich allmählich. Es ist nun noch ein zweiter ganz anderer, aber doch mit ersterem vergleichbarer Veränderungsprozeß in einer großen Anzahl von Augen thätig und dieser führt schließlich zu grauem und grünem Star.

Sieht man in die Ferne, so sind beide Augen parallel geradeaus gerichtet; will man dagegen einen näheren Punkt betrachten, so müssen beide Augen nach innen gegen die Nase hin gedreht werden; dies geschieht durch auf die Nasenseite ansetzende Muskeln. Die Drehung nach innen muß um so stärker sein, je näher der betrachtete Gegenstand sich befindet. Diese Drehung geht nicht ohne Zerrung an den Augenhäuten vor sich, und jahrelang fortgesetzte Beschäftigung mit nahen Gegenständen führt zur Verschiebung dieser Häute und damit zur Verlängerung des Auges und zur Kurzsichtigkeit.

Der zweite Prozeß ist folgender:

Jedes einzelne Auge besitzt ein Akkommodationsvermögen, mittelst dessen man dasselbe bald für fernere, bald für nähere Gegenstände einstellen kann, so daß man erst jene, dann diese deutlich sieht. Zu diesem Zwecke ist eins der lichtbrechenden Teile des Auges in seiner Gestalt veränderlich, nämlich die Krystalllinse. Den Flächen derselben kann eine stärkere und schwächere Krümmung verliehen werden, so daß die Strahlen stärkere oder schwächere Brechung erfahren. Diese Änderung bewirkt wiederum ein Muskel, der Ciliar- oder Akkommodationsmuskel, durch seine Zusammenziehung. Die Übertragung des Zuges auf die Krystalllinse übernehmen die Zorulafasern, welche sich an die Kapfel der Krystalllinse ansetzen. Das andre Ende des Akkommodationsmuskels entspringt vom Sehnerven. Langdauernde übermäßige Anspannung des Ciliarmuskels führt nun schließlich auch zu Verzerrungserscheinungen. Namentlich bewirkt die Zerrung an den Zorulafasern eine Loslösung der Kapfel von der Krystalllinse. Diese Loslösung ist der erste Beginn der Entwicklung des grauen Stares.

In ähnlicher Weise entstehen Verzerrungen am Sehnerven und Ciliarkörper, die ihrerseits die Grundlage des „grünen Star“ benannten Prozesses bilden.

Es giebt nun Augen, welche durch ihren Bau genötigt sind, ihren Akkommodationsmuskel mehr in Anspruch zu nehmen als andre, namentlich sind dies übersichtige und solche mit unregelmäßig gekrümmten Hornhäuten, wenn diese nicht durch geeignete Brillen ausgeglichen sind.

Solche Augen sind es nun thatsächlich, welche den beiden Krankheiten unterliegen und die Vorstufen derselben in großer Menge und in sehr frühen Lebensjahren zeigen. Den ersten Beginn des grauen Stares kann man schon 20—30 Jahre vorher erkennen, ehe die Sehstörungen eintreten, oft schon bei noch nicht zwanzigjährigen Personen.

Auch welche Augen glaukom bedroht sind, läßt sich mit Sicherheit sehr früh erkennen. Die allmählich aufsumrende Akkommodationsarbeit bringt eine massenhafte allmähliche Umänderung der Augen zuwege; ganz ähnlich der Entwicklung der Kurzsichtigkeit aus der Normal- und Übersichtigkeit. Die niedrigeren Grade dieser Umänderungen sind sehr häufig, die höheren seltener, und die höchsten sind eben grauer und grüner Star. Diese beiden Krankheiten gehören wie die Kurzsichtigkeit zu den Funktionskrankheiten des Auges, und die alte Volksmeinung, daß durch angestrengte Augenarbeit diese beiden Krankheiten verursacht werden können, erweist sich als vollkommen richtig. Es wird vom Verfasser

keine neue Operationsweise und keine Panacee gegen das ausgebildete Leiden geboten; die Erkenntnisse der ätiologischen Momente ermöglicht aber, der Entstehung des grauen und grünen Stares verhütend und aufhaltend in den Weg zu treten. Es lassen sich Augen, welche rechtzeitig zur Beobachtung kommen, sicher vor beiden Krankheiten bewahren. Eins der Hauptmittel ist dabei die richtige Brille. Es wird immer Leute geben, welche das frühzeitige Tragen einer Brille für das größere Opfer ansehen. Interessant ist, daß die eine Form des grauen Stares viel häufiger beim weiblichen Geschlecht vorkommt, wofür die größere Brillenscheu verantwortlich zu machen ist.

Es lassen sich jetzt die Augen bezeichnen, welche in Gefahr sind, den grauen oder grünen Star zu bekommen, und es lassen sich die Mittel angeben, um beide Krankheiten zu vermeiden.

Leipzig.

Dr. Schön.

Litteraturgeschichte.

Goethe und Friederike.

Im Herbst 1835 reiste ich von Bonn nach Straßburg, um das Elsaß zu durchwandern und Goethe's Spuren nachzugehen. Dankbar muß ich die Gunst eines freundlichen Geschickes erkennen, daß ich noch eben zur rechten Zeit kam. Noch lebte, fast achtzigjährig, Sophie Brion, Friederikens jüngste Schwester, die mir die unschätzbare Rolle anvertraute, auf deren Blättern Goethe's bis dahin meistens unbekannt gebliebene Jugendlieder von seiner und Friederikens Hand geschrieben waren; noch stand das alte Pfarrhaus, das nächstens niedergedrückt werden sollte, da das neue schon erbaut war; noch lebten viele, die um Goethe, Friederike und alle Brions Bescheid wußten, so daß ich aus ihrem Munde die Zeugnisse sammeln konnte, aus denen klar hervorging, daß alle gegen Friederike ausgestreuten Verdächtigungen unbegründet sind. Die geretteten Lieder, wenigstens die meisten und schönsten, ließ ich schon 1836 von Berlin aus durch meinen Freund Wilhelm Abeken nach Weimar an den Kanzler von Müller für das Goethe-Archiv gelangen. Wenige Jahre nach mir soll aus derselben Quelle Herr Stöber Lieder Goethe's an Friederike veröffentlicht haben, welche und wie viele, weiß ich nicht, noch wer die Abschriften besorgt hat. Meine Abschriften sind von mir selbst angefertigt, und da ich Philologe bin, kann man wohl einiges Zutrauen zu deren Genauigkeit haben. Vollständig abgedruckt sind sie in dem Werke: „Der junge Goethe“, herausgegeben von Michael Bernays (Leipzig, S. Hirzel). Meinen aus frischer Erinnerung niedergeschriebenen Reisebericht habe ich vierzig Jahre und länger ungedruckt gelassen. Nur durch einen Zufall war etwas davon bekannt geworden. Im Nachlasse des Professors Näke in Bonn fand sich ein ausführlicher Auszug aus dem Reiseberichte, den ich meinem geschätzten Lehrer mitgeteilt hatte. Dieser Auszug ward 1840 in der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht. Seitdem erhielt ich viele Zuschriften, die mich als Ehrenretter Friederikens begrüßten und nähere Auskunft von mir verlangten. Um den

unaufhörlichen Anfragen zu entgehen, veröffentlichte ich endlich in der Deutschen Rundschau (November 1878) meinen Reisebericht. Über Goethe und Friederike erschienen aber noch immer Aufsätze und Flugschriften ohne Zahl, und ich sollte wundtlich zu jeder neuen Veröffentlichung Stellung nehmen. Mir schien aber durch meinen Bericht Friederikens Unschuld für jeden Unbefangenen klar erwiesen, und ich hatte im voraus gebeten, auf etwaige Einwendungen keine Entgegnung von mir zu erwarten. Ich habe meinen Entschluß bisher standhaft durchgeführt. Nun hat sich aber neuerdings eine wahre Flut von Schmähungen über Goethe und Friederike ergossen, wobei auch meine Glaubwürdigkeit in jeder Weise angegriffen wird. Mein ferneres Schweigen könnte mißdeutet werden und nicht bloß mir selbst schaden, und so ergreife ich noch einmal das Wort. Ich habe noch nicht alles gesagt, und es sind neue Thatsachen zu meiner Kenntnis gekommen, wohl geeignet alle Verleumder zu beschämen. Denn der Seseheimer Pfarrer Lucius sagt mit Recht: „Wenn während mehr als einem halben Jahrhundert hindurch Anklagen auf Anklagen gegen Friederikens Ehrenhaftigkeit erhoben werden, ohne daß man je auch nur eine von weitem erwiesen hätte . . . wie sollte man dies nennen, wenn nicht Verleumdung?“ Lord Clarendon pflegt in seiner Geschichte der großen Rebellion die Gegner der Stuarts kurzweg die böswillige Partei — the malignant party — zu nennen. Böswillig möchte ich jene Ankläger nicht nennen; denn sie behaupten, daß es auch ihnen, und ihren ganz besonders, um die Wahrheit zu thun sei. Mindestens aber kann man ihnen mit Recht eine auffallende Leichtfertigkeit vorwerfen und einen Mangel an jenem Menschenverstande, den man den gewöhnlichen nennt, obgleich er, strenge genommen, zu den Seltenheiten gehört.

Zunächst muß ich Heinrich Dünker's neueste Schrift: Friederike von Seseheim im Lichte der Wahrheit (Stuttgart, J. G. Cotta) rühmlichst anführen. Er hat sich dadurch ein nicht geringes Verdienst erworben und seinen Goetheforschungen gleichsam die Krone aufgesetzt. Goethe schildert die liebliche Tochter des Pfarrhauses von Seseheim, an deren Seite er grenzenlos glücklich war, als das heiterste, reinste, unschuldigste Wesen. Er sagt kein Wort, das auf Friederike einen Schatten werfen könnte. Er klagt vielmehr sich selbst an, Hoffnungen in ihr erweckt zu haben, die er unerfüllt gelassen, er spricht von seiner düstern Reue und von dem Schuldbewußtsein, das ihn lange bedrückt habe. Und jetzt soll Friederike die Schuldige sein, die sich an ihm veründigte!

Schon in den zwanziger Jahren tauchten üble Nachreden gegen Friederike auf, zu deren Verbreitung nicht geringere Männer als Näke und Niebuhr beigetragen haben. Die ursprüngliche Gestalt des Leumünder war, der katholische Pfarrer Reimbold habe mit Friederiken einen sträflichen Umgang gehabt, der nicht ohne Folgen geblieben. Diese Erzählung wurde dahin ausgeschmückt: als Goethe 1779 nach Seseheim kam um sich mit Friederiken zu verloben, habe er sie in andern Umständen vorgefunden und sich zurückgezogen. Dann soll sie auch von Goethe selbst einen Sohn gehabt haben, und ein Zeuge bekundet, er habe diesen Sohn (d. h. den, welchen man dafür gehalten) auf der Straße gesehen.

Aber auch von den Offizieren in Fort Louis soll Friederike verführt sein, und zwar mehr als einmal. Diese zahlreiche Nachkommenschaft soll entweder im Findelhause zu Straßburg untergebracht oder spurlos verschollen sein. Ja, neuerdings spricht Herr von Biedermann sogar Besorgnisse aus, ob nicht Friederike ihr Goethekind (das nur in seiner Phantasie existiert), durch absichtliche Vernachlässigung aus der Welt geschafft habe! Also auch etwas Kindesmörderin wäre Friederike gewesen! So wurde das reinste, edelste Wesen mit Anschuldigungen überhäuft, die, mit Plautus zu reden, schmutziger als der Schmutz sind.

Wer etwas behauptet, dem liegt die Pflicht ob, es zu beweisen. Und das Verdienst von Dünker's Buch ist, daß er durch die gewissenhafteste und gründlichste Nachforschung, durch sein Eingehen auf alle Schlangenwindungen der Verleumdung unwiderleglich dargethan hat, daß für alle jene Verdächtigungen auch nicht die Spur eines Beweises beigebracht ist. Die Ankläger haben im Grunde nur eine einzige Thatsache anzuführen, auf die sie sich als auf einen Beweis berufen. Es steht fest, daß der katholische Pfarrer in Sesenheim, Lorenz Reimbold, den 31. Mai 1787 das nach der Aussage der Hebamme Kuhn am 3. März geborene uneheliche Kind von Franziska Luise Wallner aus Schweighausen in das Stephansfeldner Findelhaus bringen ließ, wo es nach Zahlung der festgesetzten Summe von 400 Franken Aufnahme fand. Die Mutter hatte als Vater einen gleich ihr evangelischen Mann, Johann Friedrich Blumenhold aus Pfaffenhofen, angegeben. Die Kästerer nehmen nun ohne jeden Beweis an, daß die Urkunde gefälscht und der Vater Pfarrer Reimbold gewesen sei. Er konnte ja aus Freundschaft oder als Seelsorger jenes Geschäft besorgt haben. Aber nehmen wir selbst Reimbold's Vaterschaft an, so konnte doch die Hebamme, welche die Pflicht hatte, auf ihren Eid anzugeben, wer die Mutter des Kindes sei, nicht statt Friederike Brion einen falschen Namen nennen. Übrigens soll nach dem Hauptbelastungszeugen, dem Sesenheimer Pfarrer Schweppenhäuser, Reimbold sich vor dem Jahre 1779 mit Friederike vergangen haben. Was soll also ein 1787 von einer andern Mutter geborenes Kind beweisen? Ist eine solche Beweisführung nicht ein Hohn auf den Menschenverstand? Von Thatsachen ist nur noch eine anzuführen. Goethe hatte sein geliebtes Mädchen sitzen lassen, sie schlug alle Partien aus, indem sie äußerte, wer von Goethe geliebt worden sei, könne keinen andern lieben, und dieses allgemein beliebte und verehrte Wesen mußte sich, zuweilen knapp genug, als alte Jungfer durch das Leben schlagen. Man pflegt das zu nennen: ein Mädchen unglücklich machen. So äußerte sich denn auch ein Verwandter der Brions. Darin wird niemand etwas finden. Aber er war ein Arzt, und so nehmen die Widersacher an, er habe nicht an Herzenskränkungen gedacht, sondern gesprochen als Geburtshelfer bei den vielen unehelichen Kindern, die man der armen Friederike angedichtet hat!

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Gegner Goethe's und Friederikens ihre Angriffe auch auf mich ausdehnten, da ich als Hauptzeuge für die Unschuld Friederikens ihnen unbequem und ein Dorn im Auge bin. Dünker verteidigt mich nachdrücklich und meint, daß mein Name auch als Goetheforscher einen

guten Klang behalten werde. Ich würde mir indessen anmaßend vorkommen, wenn ich mich zu den Goetheforschern zählen wollte. Ich habe mich auf literarische Untersuchungen nicht eingelassen und weiter nichts gethan, als daß ich über meine Reise gewissenhaft berichtete.

Gönnen wir das Wort zunächst den Widersachern. Sie machen gegen mich geltend, daß ich ein junger, unerfahrener Mensch von 19 Jahren war, als ich jene Reise unternahm. Darin haben sie ja recht. Sie meinen ferner, ich wäre nicht zum Detektiv geboren, und auch darin mögen sie recht haben. Einer der Herren hat sogar die Güte, mir anzugeben, wie ich es besser hätte anfangen müssen, um hinter Friederikens Schliche zu kommen. Ich hätte, so meint er, beim Besuche von Friederikens Schwester den Grund des Gerüchtes als wahr voraussetzen und eine darauf bezügliche Nebenfrage thun sollen. Ist es nicht, als hörten wir den alten Polonius reden, der seinem Diener den Auftrag giebt, um das Betragen seines Sohnes in Paris auszukundschaften, diesem erlogenen Dinge Schuld zu geben, wo denn die Leute, wenn sie ähnliches von ihm wüßten, schon damit herausrücken würden:

„Eur Lügenböber fängt die Wahrheitskarpfen,
So wissen wir, gewißigt helles Volk,
Mit Krümmungen und mit verstelltem Angriff,
Durch einen Umweg auf den Weg zu kommen.“

So krumme Wege bin ich freilich nicht gegangen. Da ich, als ich nach Niederbrunn kam, von Friederikens Unschuld vollständig überzeugt war, hätte ich heucheln und lügen müssen. Ich überbrachte Sophie Brion die vielen freundlichen Grüße, die mir in Seseenheim für sie aufgetragen waren, gewann ihr Vertrauen und erhielt alles von ihr, was sie geben konnte: die unschätzbare Rolle mit den lieblichen Jugendgedichten, womit sie gegen andre sehr karg gewesen sein soll, ein kleines Gedicht, das sie aus dem Gedächtnis herfagte, und die offenste Mitteilung aller ihrer Gedanken. Wenn die Gegner meinen, ich sei nach Seseenheim mit der vorgefaßten Meinung gekommen, daß Friederike unschuldig sein müsse, und der Mensch glaube gern, was er wünsche, so verkennen sie mich. Ich ging nach Seseenheim vielmehr in der Absicht, den Grund oder Ungrund der Verdächtigungen zu ermitteln. Es gab für mich nie unliebsame Wahrheiten. Gesezt den Fall, daß eine Nachricht an sich unerfreulich ist, so überwiegt doch die Genugthuung, zur Wahrheit durchgedrungen zu sein. Ein namhafter Mann äußerte sich einmal, ich wäre der objektivste Mensch, der ihm in seinem ganzen Leben vorgekommen. *Voir ce qui est!* die Menschen und Dinge so zu erkennen, wie sie in Wirklichkeit sind, ist ja die Aufgabe des Politikers, und schwerlich würde ich mich so lange an der Spitze des deutschen Weltblattes behauptet haben, wenn es mir an jener Eigenschaft ganz und gar gefehlt hätte. Es ist für einen gesitteten Menschen nicht angenehm, von sich selbst zu reden und vollends sich selbst zu rühmen, was schwer zu vermeiden ist, wenn man sich gegen ungerechte Angriffe verteidigt. Ich tröste mich damit, daß ich nicht bloß

für mich selbst schreibe, sondern auch für dich, edles, reines, vielverleumbdetes Wesen!

Die Gegner begnügen sich nicht damit, mein Urteil zu bezweifeln, sie werfen mir auch offenbare Unwahrheiten an den Kopf. Darauf antwortete ich nicht. Wer mich kennt, wird ja wissen, ob er mich für fähig hält, ein unwahres Wort in den Mund zu nehmen. Als ungehörig muß ich aber rügen, wenn man sich erdreistet zu sagen, mir schiene es bei meiner Verteidigung Friederikens nicht ganz geheuer zu sein. Man kann nicht weiter vom Ziele vorbeischießen. Ich erinnere mich deutlich, wie mir zu Mute war, als ich die letzte Nacht im Wirtshause von Sesenheim zubrachte. Ich war von Haus zu Haus gegangen, hatte bis auf die Bodenkammern geforscht nach Büchern, Schriften und Kleidungsstücken aus der Friederikenzeit, und namentlich hatte ich nach Nachrichten über sie selbst und Goethe alle alten Leute ausgefragt. Draußen schien der Mond mild und freundlich durch die kleinen Bleisfenster, und ich fühlte mich unbeschreiblich glücklich, das Andenken jenes seltenen Wesens von allen Flecken gereinigt zu sehen. Ich war ganz in jene Zeit versetzt, und meine Augen füllten sich mit heißen Herzensstränen, daß die geliebten, herrlichen Menschen umsonst gehofft hatten. Und mir soll es bei meiner Verteidigung Friederikens nicht geheuer gewesen sein! Doch genug und schon zu viel von mir selbst.

Wenden wir uns jetzt zu den Gegnern. Ihre Kampfweise besteht darin, daß sie alle ihre üblen Nachreden gegen Goethe und Friederike sorgfältig sammeln, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß die einzelnen stets unbewiesenen Klatschgeschichten gewöhnlich sich schnurstracks widersprechen. Sie führen in langer Reihe die Namen auf, die angeblich auf ihrer Seite stehen: Niebuhr, Näke, Schweppenhäuser, Alexander und Florette Weill u. s. w. Niebuhr's Name fällt sofort aus, da er nur von Hörensagen spricht; aber auch Näke, was ich in meinem Berichte von 1835 noch nicht sagen konnte, hat seine Anklage zurückgenommen. Näke verweilte 1822 nur wenige Stunden in Sesenheim, speiste im Wirtshause zu Mittag und suchte niemand auf als den Pfarrer Schweppenhäuser, den er für einen gewissenhaften und zuverlässigen Mann hielt. Als er von seiner Reise zurückkehrte, stiegen ihm hinterher Bedenken auf, und er machte sich selbst Vorwürfe, daß er den Mann gar nicht gefragt habe, aus welcher Quelle er die ungünstigen Nachrichten über Friederike geschöpft habe. Er schrieb an Schweppenhäuser, erhielt aber keine Antwort. Ich hatte meine Reise nach Sesenheim, um die Näke gar nicht wußte, nur aus eigener Bewegung unternommen. Nach Bonn zurückgekehrt, übergab ich ihm meinen Reisebericht. Als ich nach einigen Tagen ihn wieder abholte, fand ich Näke in frohester Aufregung. Er äußerte nicht den geringsten Zweifel gegen meine Darstellung und schien glücklich zu sein, die Idylle von Sesenheim von allen entstellenden Flecken befreit zu sehen. Er sagte mir, er habe meinen Reisebericht wiederholt mit großer Befriedigung gelesen, verriet mir aber nicht, daß er sich einen ausführlichen Auszug daraus gemacht habe. Dieser Auszug fand sich in seinem Nachlasse vor, und er bemerkte in seiner Einleitung, daß ich ein junger Mann sei, der

weiß von schwarz zu unterscheiden wisse. Aber auch der Hauptbelastungszeuge, der Sefenheimer Pfarrer Schweppenhäuser, muß weggestrichen und ausgemerzt werden. Schon 1822 klagte er über Schwindel und Gedächtnisschwäche und gab davon einen Beweis, so daß seine Frau ihn berichtigen mußte. Sein körperlicher und geistiger Zustand hatte sich 1835 verschlimmert. Ich habe mich in meinem Reisebericht mit Zurückhaltung geäußert; aber es mußte auf mich einen ungünstigen Eindruck machen, daß er trotz meiner wiederholten Fragen nicht zu bewegen war, damit heranzurücken, wessen er Friederike beschuldigte. Er zog es vor, sich auf unbestimmte Verdächtigungen zu beschränken und hinzuzufügen, Friederikens Vergehen sei bekannt; ich könne alle alten Leute danach fragen. Ich betraf den wunderlichen alten Herrn auf mehr als einer irrigen Behauptung, aber falscher als diese konnte nichts sein. Ich habe womöglich alle alten Leute befragt, und alle leugneten einstimmig, daß jemals in Sefenheim etwas Nachtheiliges über Friederiken bekannt geworden sei.

Der Einzige im Dorf, der zu wissen schien, was der Pfarrer Friederiken nachsage, war dessen Schwiegersohn. Aber das, was der Schwiegervater für sicher und bekannt ausgab, teilte er nur unter Vorbehalt mit. So habe er gehört, aber er könne es nicht verbürgen: Schweppenhäuser fand also bei seinem eigenen Schwiegersohn keinen unbedingten Glauben. Die Sefenheimer, die alle von den Brions mit Liebe und Verehrung sprachen, schienen für Schweppenhäuser Mißtrauen und Geringschätzung zu empfinden. Sie wußten nur, daß er auf die Brions schlecht zu sprechen sei, aber was er Friederiken eigentlich vorwarf, schienen sie erst von mir zu erfahren. Der Schulze schüttelte den Kopf dazu und meinte, man sage zwar, die Frauenzimmer hätten einen langen Rock, doch einen kurzen Sinn; aber wenn Friederike, die Tochter ihres Pfarrers, sich vergangen haben sollte, so müßten sie, die Pfarrkinder, es doch wissen. Indessen hätten sie nie etwas dergleichen gehört. Friederike wäre ein sehr reputierliches Mädchen gewesen, und er fügte hinzu, er wisse aus eigener Beobachtung, daß sie keineswegs mannsüchtig gewesen sei. Wie groß die Anhänglichkeit der Sefenheimer für ihre Brions war, davon erfuhr ich einen rührenden Beweis. Ich hatte mich aufgemacht, um nach Reichshofen und Niederbrunn zu wandern (wo Sophie Brion wohnte). Da kam mir der Ochsenwirt nachgelaufen, der sein Mittagessen kalt werden ließ, um mich auf einem Nichtweg durch den Wald zu führen. Als ich noch einmal die Rede auf Friederike brachte, verhehlte ich ihm nicht, was man über sie munkelte. Er antwortete: „Herr, wer hat Ihnen das gesagt? Das hat gewiß der alte Pfarrer gethan. Denn sonst weiß kein Mensch im ganzen Dorf etwas andres als lauter Gutes von Friederike und allen Brions!“ Er stand still, wies nach oben und sagte: „Hier hört uns nur noch einer; aber ich sage Ihnen, von tausend Worten, die er Ihnen über die Brions sagt, glauben Sie keine halbe Silbe.“ Wenn jemand meinen Erkundigungen kein volles Vertrauen schenken will, so kann ich ein Zeugnis anführen, das schwerer ins Gewicht fällt als das meinige. Noch 1860, 25 Jahre nach mir, stellte der damalige Pfarrer in Sefenheim, Herr Lucius, Nachforschungen an, schlug alle Kirchenbücher und Urkunden nach und hielt

Umfrage bei den alten Leuten, und alle versicherten ihm, nie etwas von den nachtheiligen Gerüchten gehört zu haben. Es wurde Lucius immer mehr zur Gewißheit, daß sie alle aus derselben Quelle geflossen, nämlich aus dem Hause Schweppenhäuser's! Und wer war dieser Schweppenhäuser? Darüber schreibt Fr. Rübel, der gegenwärtige Pfarrer in Sesenheim in der Straßburger Post: „Schweppenhäuser's Aussagen verdienen keinen Glauben. Das ist für jeden klar, der näheres über das Leben, die Amtsthätigkeit und besonders über dessen Verhalten während der Revolutionszeiten erfahren hat.“ Wir wissen von Goethe selbst, daß er 1779 nicht, wie Schweppenhäuser es darstellte, nach Sesenheim reiste um sich mit Friederike zu verloben, was auch schon deshalb ausgeschlossen war, weil Goethe damals im Banne der Frau von Stein sich befand. Ausführlich beschäftigt sich Pfarrer Rübel mit den sogenannten Enthüllungen von Alexander Weill und dessen Schwester Florette. Er beweist unwiderleglich, daß sie ein wertloses Lügengewebe sind. Wer bleibt also übrig von der ganzen Kästerschule? Oder wie sollen wir die Leute nennen, die alle nachtheiligen Gerüchte emsig sammeln und dann meinen, es sei doch wunderbar, daß von so vielen Seiten solche Gerüchte auftauchen? Nein, das ist gar nicht wunderbar! Schon Hamlet sagt: „Sei keusch wie Eis, so rein wie Schnee, du wirst der Verleumdung nicht entgehen.“ Und handelt es sich gar um hervorragende Personen, so entstehen die Sagen von selbst; denn es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n. Wir wollen nur ein Beispiel anführen: Als Nicolai im Jahre 1775 den Zuträgerien gegen Goethe hörte, schrieb ihm Merk: „Ein Buch ließ sich von all' dem Thörichten und Bösen schreiben, was seine Landsleute selbst in Frankfurt und drei Meilen von da mir selbst als Geheimnisse anvertraut haben, wo von aber gottlob kein Zota wahr ist.“ Es werden hoffentlich nur wenige sein, die nicht schon zu der Überzeugung gelangt sind, daß auch von den im Elsaß von Goethe ausgesprengten Gerüchten kein Zota wahr sei. Noch überzeugender reden die Thatfachen für Friederike. Im deutschen Reichstage wurde neulich bemerkt, manche Menschen schienen gar keinen Sinn für Thatfachen zu haben. Fassen wir nur eine Thatfache ins Auge. Es steht fest, und wurde nicht bloß von Friederikens Schwester, sondern von den verschiedensten Seiten bezeugt, und selbst von den Widersachern zugegeben, daß Friederike mehrere annehmbare Partien ausgeschlagen hat. Ist es möglich und denkbar, daß eine liederliche Dirne, die eine ganze Schar unehelicher Kinder in die Welt gesetzt, öfters von geachteten Männern zur Ehe begehrt wurde? Oder herrschten etwa im Elsaß leichte Sitten, so daß man sich wenig daraus machte, ob ein Frauennimmer ihre Ehre verloren habe? Ganz im Gegentheil, man dachte so streng, daß durch die Sitte verboten war, ein gefallenes Mädchen zur Patin zuzulassen. Und Friederike hat unzählige Kinder aus der Taufe gehoben. Die Thatfache, daß Schweppenhäuser, der Hauptbelastungszeuge gegen Friederike, kein Wort davon wußte, daß sie auch von Goethe verführt sei, macht im Grunde jede Widerlegung dieses Sagenkreises überflüssig. Sie ist aber in jedem einzelnen

Falle von Dünker in musterhafter Weise geführt worden und die völlige Unglaubwürdigkeit aller gegen Goethe und Friederike ausgesprengten Verleumdungen dargethan.

In welcher Weise die Trennung zwischen den Liebenden erfolgt ist, darüber herrschen verschiedene Ansichten. Dünker ist der Meinung, Goethe sei schon im Juni mehrere Monate vor der Trennung nach Seseenheim gereist, habe dort Friederiken und ihrer Familie auseinandergesetzt, daß an eine Verbindung im Ernst nicht zu denken sei, da sein strenger Vater starr auf einer Verbindung mit einem angesehenen Hause bestehe, und die Familie Brion habe seine Vernunftgründe gelten lassen. Das sind indessen nur Vermuthungen. Goethe schrieb nur selten an seinen Vater, und es giebt gar kein Zeugnis dafür, daß dieser um die Seseheimer Liebchaft gewußt oder sich dagegen erklärt habe. Die spätere Verlobung mit Lili war gar nicht nach dem Sinne des Alten. Er nannte sie eine Staatsdame und fand die Verlobte zu vornehm, obgleich sie doch nur die Tochter einer früher wohlhabenden, aber schon ihrer völligen Verarmung entgegengehenden Kaufmannsfamilie war. Ist es besonders wahrscheinlich, daß ihm die Verlobung mit der Pfarrerstochter von Seseenheim nicht vornehm genug war? Ihr Vater hatte eine große, einträgliche Pfarre; ihre Mutter war eine würdige, stattliche Frau aus guter Familie, und die Brions waren eine wegen ihrer Gastfreiheit und ihrer Wohlthätigkeit allgemein beliebte Familie. Mehrere Geheimräte und höhere Beamte gehörten zu ihren nächsten Verwandten. Goethe war väterlicherseits der Enkel eines Schneiders, hatte in Frankfurt Handwerker zu Onkeln und Vettern, wollte in Leipzig ein Wirtstochterlein heiraten und schalt dabei wacker auf Standesvorurtheile. Sollte er durch den Standesunterschied verhindert worden sein, Friederiken Wort zu halten? Die Liebenden waren zwar nicht förmlich verlobt, aber da er ihr schrieb:

„Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mit Deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!“

so muß das der armen Friederike als Eheversprechen geklungen haben. Gegen die frühe Verbindung ließ sich ja manches einwenden, was hinausläuft auf das englische Sprichwort: „A young man married is a man that's marred.“

Aber der Starrsinn des Vaters war schwerlich ein unüberwindliches Hindernis. Er war gegen die Verlobung mit Lili und ließ sie sich gefallen. Er war dagegen, daß sein Sohn nach Weimar ziehe, aber ließ es geschehen, und übrigens war er 1771 schon über 60 Jahre und in früher Abnahme begriffen. Wenn Goethe's Neigung ernst und tief genug gewesen wäre, so mußte er wenigstens den Versuch machen, den übrigens nur vorausgesetzten Widerspruch seines Vaters zu überwinden. Geseht, daß Goethe wirklich versucht habe im Pfarrhause Vernunftgründe geltend zu machen, so ist es doch sicher, daß er die Familie nicht überzeugt hat. Ich weiß es ja aus Sophie Brion's eigenem Munde, daß die Familie bis zuletzt der Meinung war, Goethe habe an Friederiken nicht recht gehandelt,

und namentlich hätte er einen zu großen Standesunterschied nicht als Grund zum Bruche mit ihrer Schwester anführen können. Der wahre Grund ist wohl in Goethe's eigenster Natur zu suchen. Er konnte sich auch nicht entschließen, seine Braut, seine heißgeliebte Lili, heimzuführen. Als er sich schon lange mit dem Gedanken trug, sie aufzugeben, konnte er sich doch ebensowenig entschließen, das entscheidende Wort der Entfagung auszusprechen. Er suchte das Verhältnis so lange wie möglich in der Schwebel zu erhalten. Noch im September 1775 schrieb er: „Sie sah im Reitkleide wie ein Engel aus. Ich kam von dem Mädchen nicht ab!“ und kaufte kostbare Geschenke für Lili. Und im Oktober war er aus Frankfurt verschwunden und die Verlobung ohne Erklärung aufgelöst. Und so scheint es auch bei der Losreißung von Friederike gewesen zu sein. Er schildert uns, wie sein Herz sich umhergedreht hätte wie ein Wetterfahnen bei aufziehendem Gewitter und er bis zuletzt die Hoffnung nicht habe aufgeben mögen. Wenn man annimmt, schon im Juni habe eine Entfagung und Verständigung stattgefunden, so gerät man in Widerspruch mit Goethe, der erzählt, daß nach der Promotion im August sein Verhältnis zu Friederiken ihn zu ängstigen angefangen habe. Vielleicht setzte er seiner Geliebten auseinander, daß er noch keine feste Stellung habe und für jetzt noch nicht ans Heiraten denken könne. Vielleicht hat er gar nicht gesprochen und das Herz Friederikens mit Jammer erfüllt, weil er auch beim Abschied nicht das Wort sprach, das sie erwarten durfte. Denn da Goethe, statt in Straßburg zu studieren, fünf Wochen lang im Pfarrhause zu Sessenheim sein Wesen trieb und seine Geliebte herzte, küßte und besang, so durften sie und ihre Eltern und alle Welt glauben, das Pärchen sei so gut wie verlobt. Genug, er konnte es nicht über das Herz bringen, schon mündlich Friederiken jede Hoffnung zu benehmen. Das ist an sich freilich nur eine Vermutung, aber sie wird zur Gewißheit durch Goethe selbst. Er meldet uns, daß er erst von Frankfurt aus einen Brief mit seiner Absage an Friederike schickte. Er hätte dadurch das schönste Herz im Tiefsten verwundet, und Friederikens Antwort hätte ihm das Herz zerrissen. Eine solche Wirkung konnte der Brief nicht ausüben, wenn längst alles gütlich geschlichtet gewesen wäre. Goethe schrieb einmal:

„Heiraten, Liebchen, ist wunderbar Wort,
Ich meinte, da müßt' ich gleich wieder fort!“

Seine Unentschlossenheit und sein Wankelmuth, seine Ehescheu, wie es Schiller einmal nennt, hat ihn durchs Leben begleitet, und er hat schwer darunter leiden müssen.

Ein besonderes Verdienst hat sich Dünker dadurch erworben, daß er Friederikens fernere Schicksale so genau wie möglich erforscht hat. Sie hing an ihrem Jugendgeliebten bis zum letzten Atemzuge, aber sie ließ nichts merken von einem gebrochenen Herzen. Liebreich, dienstfertig und gefällig, munter und scherzhaft, war sie bei hoch und niedrig beliebt und verehrt. Sie hatte in ihrem Alter, das sie auf 60 Jahre brachte, ihre volle Heiterkeit wiedergefunden, die Blüte

eines reinen, edlen Lebens. Während war es für mich, wie ihre jüngste Schwester das sanfte Ende ihres Lebens schilderte. Sie war nicht krank, aber ihre Kraft war erschöpft, und sie sah ihrem Tode gefaßt entgegen. „Sie starb nicht, sie hörte nur auf zu leben“, drückte sich Sophie aus. Der Schulze hatte mir gesagt, Friederike habe ihre Geschwister an Kopf und Gestalt und auch an Geist und Gaben überragt. Aber auch Sophie, die jüngste, etwas verwachsene Schwester, machte einen gewinnenden Eindruck. Die Rede floss ihr leicht vom Munde, sie war offen und freundlich, und wenn auch nicht sehr gebildet — wenigstens nach heutigen Begriffen; sie stammte ja tief aus dem achtzehnten Jahrhundert — doch keineswegs ohne Verstand und Gewandtheit. Der gute Geist der Familie ruhte auch auf dem letzten Sprößling des Pfarrhauses. Das deutsche Volk aber hat es nicht zu bereuen, daß es auf ein Grab der stillen Dulderin Friederike ein Ehrenmal errichtete.

Schließlich noch ein Wort über Goethe's „Dichtung und Wahrheit“. Die Schrift ist Hauptquelle für sein Leben, aber sie ist nicht ganz zuverlässig. Manche legen den Titel so aus, daß Goethe, als er Mittheilungen aus seinem Leben machen wollte, sich wesentlich auf sein Gedächtnis angewiesen sah und deshalb befürchtete, daß ihm Irrtümer unterlaufen möchten. Doch ist diese Deutung irrig. Goethe hat sich allerdings in seinen Erinnerungen nicht selten unwillkürlich geirrt; aber er hielt es auch für erlaubt, um seine Erzählung abzurunden und zu verschönern, willkürlich zu erfinden, von einer Person zu reden, die gar nicht existiert hat, und Dinge zu berichten, die sich nicht ereignet haben. Nach Versicherung der Kundigen ist z. B. die ganze weitläufige Erzählung von George und dem Kindtaufstuchen rein erfunden. Die meisten scheinen an Goethe's Verfahren keinen Anstoß zu nehmen; mir scheint es sehr bedenklich. Die Alten haben in manchen Künsten, doch nicht in allen, das Höchste geleistet. In den Wissenschaften haben sie nur den Anfang gemacht. Ihre Geschichtschreiber flechten von Heerführern und Staatsmännern Reden ein, die sie selbst sich nach den Umständen ausgedenkt haben. Unre heutigen Geschichtschreiber, Carlyle etwa ausgenommen, wissen, daß sie auf die Wahrheit eingeschworen sind und sich willkürliche Ausschmückungen nicht erlauben dürfen. Was ist die notwendige Folge jenes Verfahrens? Daß wir von keinem einzigen Abschnitte wissen, ob er auf Wahrheit oder Dichtung beruht. Dünker hält es für möglich, daß, wenn Goethe uns berichtet, der überspannte Lenz habe ihm einmal eine Schrift: „Über unsre Ehe“ zugesandt, auch diese Einzelheit nur erfunden sei. So weit möchte ich nicht gehen; denn im wesentlichen pflegt Goethe der Wahrheit treu zu bleiben; aber die absichtliche Vermengung von Wahrheit und Dichtung ist nicht zu billigen. Auch sonst ist gegen die Komposition der Schrift mit ihren vielen Erkursen manches einzuwenden; aber wer möchte das köstliche Werk missen?

Die Goetheforscher erklären, daß es unmöglich sei, nach den Angaben von Dichtung und Wahrheit die häufigen und zuweilen langen Besuche Goethe's in Esenheim chronologisch zu ordnen. Besondere Schwierigkeiten macht ihnen der so ausführlich beschriebene Ausflug, den sie in den Juli 1770 verlegen möchten.

Das ist aber unmöglich, da Goethe erzählt, daß er bei dieser Sommerreise Brions schon gekannt habe. Er bemerkt, daß die Herreise ihm lieber gewesen sei als die Hinreise, da ihm die Freude des Wiedersehens winkte. Brions Bekanntschaft machte er aber erst im Oktober 1770. Aus dieser irrigen Annahme folgern sie, das Lied voll heißester Liebessehnsucht:

„Wo bist du igt, mein unvergeßlich Mädchen?
Wo singst du igt?
Wo lacht die Flur, wo triumphiert das Städtchen,
Das dich besitzet?“

gar nicht an Friederike gerichtet gewesen sein!

An wen denn? Wir wissen, daß Goethe mit ruhigem Herzen nach Straßburg kam und keine Geliebte in Deutschland zurückließ. Und seit wann schießt man an seine Geliebte ein Liebeslied, das an ein andres Mädchen gerichtet ist?

Nein, es ist ein echtes Friederikenlied und eins der schönsten. Beiläufig bemerkt, ich weiß nichts von einem Liederbuche Friederikens. Die Rolle, die mir von ihrer Schwester mitgeteilt wurde, bestand aus lauter losen Blättern. Das Lied war von Goethe besonders sorgfältig und zierlich geschrieben, darüber stand, anscheinend auch von seiner Hand, nur flüchtiger: „als ich in Saarbrücken“, nicht als Titel, sondern als Bemerkung, denn sonst wäre „als“ wohl mit einem großen Buchstaben geschrieben. Jedenfalls war diese Überschrift nicht von Friederikens, mir wohlbekannter Hand, so daß die Deutung, sie habe das Lied in Saarbrücken erhalten, ausgeschlossen ist. Übrigens ist meine Beweisführung, daß die Saarbrücker Reise nicht in das Jahr 1770 fallen könne, insofern überflüssig, als, wie ich nachträglich aus dem jungen Goethe (I, 255) ersehe, wir sogar den Tag kennen, wo Goethe in Saarbrücken war, den 27. Juni 1771. Da die Reise in das Jahr 1771 verlegt werden muß, so erklärt sich alles leicht und einfach. Friederike war gerade abwesend von Sesenheim, um eine Reise oder einen Besuch zu machen. Diese Zeit benutzte Goethe zu seinem Ausfluge. Er dachte in Saarbrücken, wie überall, an seine Geliebte und wünschte sehulichst, sie möge bald zurückkommen, um sie wieder in Sesenheim aufzusuchen. Das ist meine bescheidene Vermutung, aber ich überlasse die Entscheidung willig denen, welche jene Zeit genauer als ich untersucht haben. Auf litterarische Streitigkeiten habe ich mich selten und ungern eingelassen. Im allgemeinen wollte es mir vorkommen, als ob dabei oft mehr Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Spitzfindigkeit zu Tage tritt als gesundes Urtheil. Der Grund liegt vielleicht darin, daß die Herren die Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht studiert haben. Wäre ihnen die mathematische Formel bekannt, wonach die Wahrscheinlichkeit berechnet werden kann, so würden sie nicht von „wahrscheinlich“, „höchst wahrscheinlich“ und „ohne Zweifel“ reden, wo nur eine entfernte Möglichkeit vorliegt. Und um die Thatfachen kümmern sie sich wenig, wenn sie eine Hypothese ausspinnen. Ich will ein Beispiel anführen. Sophie Brion hatte mir erzählt, sie habe das vom jungen Goethe für Friederike gemalte Band lange aufbewahrt und erst vor kurzem — sie sagte, wenn ich nicht irre, vor wenigen Monaten — verbrannt. Als ich dies in einem Gespräche mit Karl Goebcke

erwähnte, der als Kenner und Forscher in der deutschen Litteraturgeschichte alle Achtung verdient, wengleich seine ästhetischen Urtheile zu wünschen übrig lassen, so erklärte er zu meinem Erstaunen, das Gedicht stamme gar nicht aus der Sefenheimer Zeit, denn die Mode der bemalten Bänder sei erst 7—8 Jahre später aufgekommen. Ich wandte ihm ein, Goethe selbst bezeuge, daß damals 1770 und 71, jene Mode geherrscht habe, daß ich von dem Gedichte: „Kleine Blumen, kleine Blätter“ eine Abschrift von Friederikens Hand gelesen habe u. s. w. Er setzte sich über alle Thatsachen hinweg und blieb bei seiner Meinung. Vielleicht hatte er sie schon veröffentlicht, und einen Gelehrten von einer Meinung abzubringen, die er schon drucken ließ, das ist die dreizehnte und schwierigste Arbeit des Herkules. Fast zu arg ist es, daß selbst das berühmte Lied:

Es schlug mein Herz! Geschwind zu Pferde u. s. w.

sich nicht mehr auf Friederike beziehen soll. Schon die Verse:

Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht

scheinen auf den Weg von Straßburg nach Sefenheim zu deuten, wo der Reitende links in der Ferne die dunkle Kette der Vogesen neben sich hat. Aber wenn man die Verse liest:

Ein rosenfarb'nes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht.
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter,
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

so weiß der Kenner, daß der Weg nach Friederiken gegangen ist. Denn an vielen Stellen sagt Goethe, daß sie ihn schöner geliebt hat, als er es verdiente, und was er vor allem hervorhebt, ist die Heiterkeit ihres Wesens. Wenn man das Gedicht irgendwo in Weimar oder Eisenach in einem Turmknopfe fände, würde man raten können, das Lied ist von Goethe für Friederike geschrieben. Nun aber ist es unter den Liedern gefunden, die Goethe 1770 und 1771 für sie gedichtet, wie wäre es dort hinein geraten, wenn es sich nicht auf die zärtlich Geliebte bezogen hätte? Doch wir wollen uns nicht weiter ärgern. Wer sich ärgert, bestraft sich selbst für die Fehler andrer.

Das Bestreben der Ankläger geht dahin, Goethe als einen Mann hinzustellen, dem man sinnliche Ausschweifungen zutrauen könnte. Keuschheit gilt für die erste Tugend des Weibes; ein Mann kann schlimmere Eigenschaften besitzen als Mangel an Enthaltfamkeit. Goethe hatte, wie alle Künstler, eine reizbare Sinnlichkeit. Für einen Tugendhelden hat er sich niemals ausgegeben. Im Gegentheil, er schildert uns in den Römischen Elegien seine Maitressenwirtschaft bis ins einzelne. Übrigens nimmt ein vorsichtiges Gericht eine Selbstanklage nicht ohne weiteres als begründet an, sondern erst nach sorgfältiger Prüfung. Kein Zweifel, daß solche Verhältnisse in Rom nicht selten waren, aber ob Goethe

in Wirklichkeit der Held eines solchen war, darüber hat er selbst dem neugierigen König von Bayern nichts verraten. Wir wissen nichts von der Person seiner römischen Geliebten, aber die Unterrichtetsten sind geneigt, sie für mehr als ein Phantasiegebilde zu halten. Goethe ließ sich, auf der Bühne wenigstens, zur Empfehlung einer Doppelhehe verleiten. Die Frauen hatten großen Einfluß auf ihn, und schließlich gab sein Verhältnis zu Christiane Vulpius kein gutes Beispiel. Aber Goethe war trotz menschlicher Schwächen nicht bloß ein großer, sondern auch ein guter und edler Mensch. Er betrug sich auch gegen Christiane so, daß er nach ihrem Tode schreiben konnte:

„Gott und die Kleine
Hab' ich gehalten reine!“

Ein schönes Zeugnis stellte ihm Elisabeth Schönmann, seine Lili, aus. Die durch das Leben schwer geprüfte und herrlich bewährte Frau, die unwandelbar mit Liebe und Verehrung an ihm hing, äußerte sich einmal, sie sei Goethe auch dafür Dank schuldig, daß er ihre Ehre geschont hätte, denn zum Widerstand würde sie wohl zu schwach gewesen sein. Er hatte mit Lili im lustigen Offenbach einen freieren Umgang als mit Friederike in deren elterlichem Hause. Sollte er gegen Friederike sich roher betragen haben? Mag man Goethe Sinnlichkeit vorwerfen und ihn sonst tadeln, eine niedrige Handlung ist ihm nicht nachzuweisen.

Ich badete einst auf einer kleinen Insel, wo die Frösche unaufhörlich, namentlich des Abends, ihr Brekekelex, Koax, Koax ohrenbetäubend erschallen ließen. Plötzlich verstummte eines Tages der ganze Chor der Frösche. Die Insel lag still da, und man hörte keinen einzigen Frosch mehr quaken. Es schien uns ein Wunder. Sollte ein solches Wunder nicht auch hier sich ereignen können? Sollten die Verleumdungen gegen Goethe und Friederike nach so bündiger Widerlegung nicht ganz verstummen? Zu wünschen wäre es, aber zu hoffen ist es kaum. Wer in die Vorstellung verrannt ist, Goethe sei ein Lump gewesen, — denn wer ein geliebtes Wesen in Unehre bringt und sie dann treulos verläßt, ist ein Lump — und Friederike eine liederliche Dirne, die eine ganze Schar unehelicher Kinder geboren — für den sind alle Vernunftgründe ein überwundener Standpunkt. Er wird weiter quaken wie die Frösche in Dvid:

Quamquam sunt sub aqua, sub aqua maledicere tentant!

Aber es ist ein Großes um die Wahrheit, und sie wird siegen.

Bückeburg.

Heinrich Kruse.



Aus der Gelehrten-Welt.

Ein Beitrag zu psychologischer Charakteristik Karl Werder's.

Es liegt mir daran, durch die Veröffentlichung dieser aus noch mehreren andern in meinem Besitze befindlichen ausgewählten Schreiben Werder's die unwandelbare Treue und die warme Empfindung zu beweisen, welche er für die hatte, die er einmal in sein Herz geschlossen. Es war nicht leicht, sich ihm zu nähern; gelang dies aber, dann vermochte nichts seinen Glauben und sein Vertrauen zu erschüttern. Wie viel die ihm zu danken haben, welche er seiner Lehren und seines Rates würdigte, weiß ich an mir, der ich von frühester Kindheit an Gelegenheit hatte, zu ihm hinaufzublicken. Und ebenso wie mir ist er manchen ein sicherer Hort fürs ganze Leben geblieben. Die große Gabe, die ihm zu eigen war, immer den Hilfesuchenden das Wesentliche der Sache anschaulich zu machen, das war es, was keinen Zweifel in uns ließ, so sei es recht, so müsse es sein. Unser Gehorsam war oft intuitiv, vor der Überlegenheit seines Urteils, und willig fügten wir uns im Gefühle seiner Superiorität. Mag folgendes das eben Behauptete erhärten:

Briefe an das Ehepaar H. und G. $\times \times \times$

Berlin den 19. Juni 1881.

Liebe, theure Freunde!

Wenn ich so oft schreiben könnte, wie ich Ihrer gedenke, und so viel, daß es auch nur im Entferntesten dem Reichthum Ihrer Mittheilungen entspräche: ja das sollte mir schon gefallen! Und glauben Sie ja nicht, daß es mir ein Leichtes ist, darauf zu verzichten. Ein Ohnmachtszeugniß ist nie ein erfreuliches Ding. Im Voraus wissen, daß es ein Bettel sein wird, der auf das Blatt kommt und doch schreiben? weil Sie, wie der alte Coretin sagen:

„Bring' ihn Guter! bring ihn mir!
Auch für den Räuber dank ich Dir.

? So hängt sich — à la Lanzelot — mein Gewissen meinem Unvermögen an den Hals und — da haben Sie die Bescheerung! — Meinen herzlichsten Dank für alles, was Ihre liebe, liebe Frau mir zum Beginn des Jahres und Sie jetzt im Mai mir geschrieben haben! Der Zusammenhang mit ihrem Leben ist mir in der That dadurch erhalten. Ich bin ganz au fait und preise Ihre Gabe, den entfernten Freund, in so überaus anschaulicher Weise von den Vorgängen Ihrer Existenz, inneren und äußeren zu unterrichten: Die Zeichnung so wohl als das Kolorit sind beide gleich vortrefflich. Das Detail über die Kinder ist ein Meisterstück, woran ich mich wahrhaft erbaut habe. Hätten Sie blos meine Miene sehen können, als ich das las: H. würde wohl erkannt haben, daß die Sorgfalt, die er auf jene Charakteristik gewendet, am rechten Flecke gewesen und auf den rechten getroffen!

In Ihrem gesammelten Ergehen, — so viel Schweres es auch enthält — ist doch des Guten mehr als des Gegenteiles! Man möchte freilich weit mehr — aber es scheint doch, als sollte man nicht und als hätte man immer blos zu sehen: nur nicht schlimmer! — So lange das was zu tragen ist, nicht erdrückt, nimmt die Fähigkeit zu tragen wenigstens nicht ab. — Das soll kein Trost sein, denn Trost ist immer ein zweideutiges Ding. Im Leiden und Thun ist Jeder seine eigene Norm. Aber Keiner wird besteuert über Vermögen — so lange er noch zählt.

Ob Sie Ihr miserere a. c. schon haben singen hören?

Daß es da ist hat mich hoch erfreut.)

Mit Hugo?) keine Verschlimmerung: Gott Lob! sage ich auch hier. Mathilde?) meine beste Stütze. Ich segne sie jeden Tag. Diese Getreue hat ein Herz und einen Sinn, die vom allerersten Range sind. Anfang Juli soll ich nach Gastein. Hätt' ich die Prozedur erst hinter mir! Freuen Sie sich des unendlichen Glückes, daß Sie Ihre Liebsten haben; den Kindern ferneres Gedeihen.

Leben Sie Beide wohl und bleiben mir hold!

Ihr Werder.

Einmal wurde er genötigt, wochenlang den Neffen nicht zu sehen; eine Steinkrankheit, die sehr gefährlich war und von der ihn Wilms zuletzt durch eine Operation befreite, hielt ihn davon ab. Da mußte seine Haushälterin, die der Irre ganz besonders liebgewonnen hatte, die Stelle des Doktors vertreten. Oft saß sie stundenlang bei Hugo und berichtete dann gewissenhaft über alles, was mit dem Neffen vorgegangen und was sie mit ihm gesprochen habe. Nach Genesung von schwerer Krankheit nahm dann Werder seine Besuche in der Anstalt wieder auf und setzte dieselben bis zu Hugos letztem Tage fort.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich erwähnen, daß unser großer Dramaturg in einer langen Epoche des Lebens allabendlich seiner Freundin Caroline, der Mutter Hugos, zwei Stunden vorlas. Er verwarf (oft hat er mit mir darüber konferiert) unter der Theaterleitung Hülsen's detartig die Schaufstellungen der Oper und der Komödie, daß er sich überhaupt nur schwer entschloß, ins Theater zu gehen. Allein Figaro's Hochzeit und Armide, die veräumte er nie; meinte er doch, solche Musik könne ja, selbst wenn man die Absicht dazu hätte, nicht ruiniert werden.

Berlin 4. November 1881.

Jetzt, theure Freunde, sind Sie wohl hoffentlich wieder in Rom. Ich hielt mich dessen bisher nicht ganz sicher — und verschob daher meine Antwort. Kommt sie doch immer noch zeitig genug, da sie noch weniger für sie bedeuten kann, als jede sonstige, die sie etwa von mir erwarten mögen.

1) Hier geht Werder mehr ins Detail über einzelne meiner Arbeiten; drückt seine Freude aus, daß ich mit den gemeinsamen Freunden korrespondiere, berichtet über den schlechten Winter bis in den Juni hinein, von seinem ewigen Katarren, die er Radler nennt und wie sie ihn zur Abwechslung dicht an eine Rippenfellentzündung gebracht hätten.

2) Hugo ist der Neffe Werder's, der Sohn des Generals von Fiedler und seiner Gemahlin Caroline, der hochverehrten Cousine unsres Gelehrten, welche das Ideal seines ganzen Lebens bildete. Hugo, dieser ausgezeichnete Mann, welcher verheiratet in den glücklichsten Familienverhältnissen lebte, ebenso geliebt von Gattin und Kindern, wie er mit ganzer Seele an ihnen hing, erlitt das schwere Geschick zum entsetzlichen Schmerze seiner Angehörigen mit einem Schlage geistig umnachtet zu werden. Sein liebevoller Charakter, von dem Werder nicht genug zu erzählen wußte, blieb ihm auch während seiner schrecklichen Krankheit. Immer milde, gütig, von jedem das Beste voraussetzend, war er dankbar für alle ihm gebotene Sorgfalt; er erkannte oft die Steinigen, oft auch nicht; doch befand er sich in seinem Zustande nie unglücklich. So verharrte er in einer Anstalt bis zu seinem Ende, welches schmerzlos und selig erfolgte. So lange er lebte, hat Werder nie einen Tag veräußt, ihn aufzusuchen und ihm längere Zeit zu widmen. Dies war für Werder kein Opfer. Im Gegentheil, er äußerte oft, daß er eine beseligende Ruhe in Hugos Gegenwart empfinde und für nichts auf der Welt diese Stunden des Beisammenseins vertauschen möchte.

3) Mathilde, Werder's Haushälterin, wird von ihm selbst aufs anschaulichste in seinen Briefen geschildert.

Daß ich bei meiner Heimkehr solche Trauerpost¹⁾ von Ihnen vorfinden mußte! — O guter Himmel! — Ich war ganz starr, als ich das schreckliche Blatt gelesen — ganz betäubt, als dürfte ich meinen Augen nicht trauen.

Ich, der ich Ihren Brief vom 12. Mai im Sinne hatte, — den langen, so schönen, den ich noch vor meiner Reise beantwortet — und nun, als seine nächste Fortsetzung, empfangen ich diese Schreckenskunde: „Nach 7 monatl. Leiden und mehr als dreimonatl. qualvollsten Krankenlager!?! — es ist ja entsetzlich über alle Maßen! —“

Also war das Kind schon ein paar Monate leidend, und Sie erwähnten gegen mich nichts davon, weil Sie auf Besserung hofften und diese melden wollten! Und Ihr ganzer Sommeraufenthalt war von jenem Krankenlager und seiner Qual eingenommen!? — Ach, man verstummt vor solcher Schickung! — Ach, das treue, tapfere Mutterherz! —

Die Tröstungen kennen wir ja. Wenn der Tod die Erlösung ist von der Qual des unheilbaren Leidens, so heißt das doch nur: Das Elend hätte noch ärger sein können — und weiter nichts! Der Verlust und der Martenweg zu ihm werden dadurch nicht kleiner. Es gehört uns eben Nichts — Nichts, als das Verlieren selbst. Der Tod derer, die wir lieben und der eigene, die sind uns sicher — sonst Nichts. Was außerdem unser heißt, ist durchaus precär, d. h. als realer Besitz. Gingen wir nur nicht — und mit Recht — mit ganzer Seele daran, weil er so hold ist!!!! — Der Cultus des Idealen ist für ein gebrochenes Herz ein schwerer Dienst. Man kann wohl sagen:

„Halte hoch in Deiner Meinung,
Ueber alles die Erscheinung!
Angewiesen auf das Wesen
Bist Du armer Schelch verlesen!“

Ja aber eben die Erscheinung — sie hört auf, wo das uns Sichere anfängt. Ach! — Ach, wie denke ich Ihrer! — Möchte es Ihnen körperlich erträglich gehen! Alles Andere, was nöthig und nützlich ist, werden Sie selbst am besten zu leisten wissen. Gott stärke Sie!
Ihr Werder.

Berlin 16. Februar 1882.

Threurer Freund!

Hätte ich auf Ihren Bericht nur etwas zu erwidern vermocht, das ich für werth gehalten hätte, Ihnen zu senden! Aber er macht mich sprachlos. Dies Verhängniß ist grausam über's Maß — einer von den Unglückstreffern mit vergiftetem Pfeile. Nur zu erdulden ist es — und — weiter zu leben, solche Wunde im Herzen! — Ich habe die Blätter nicht weglegen können — sie liegen vor mir in meinem Kulte, und so oft ich es öffne, fällt mein Blick darauf. Was und wie ich mit Ihnen empfunden habe, müssen Sie, auch ohne diese Notiz, die prägnant genug ist, doch wissen. Ach! und mit welcher tiefen, tiefen Rührung erfüllen mich die beiden Nachschriften von der Hand Ihrer Frau! Eins kann ich sagen, das mir werth scheint, es zu schreiben — dies: Halten Sie Beide sich nur immer Einander hoch, hoch über Alle, mit denen Sie je zu verkehren haben!²⁾ —

Ihrer Erklärung in Betreff X. bedurfte es nicht, so willkommen sie mir auch war. Ich hatte aus Ihrem Berichte mir die Sachlage schon herausgelesen, wenn er dieselbe auch nicht ausdrücklich hervorhob. Ueber den infamen Kerl werde ich mich noch speciell informiren,

¹⁾ Ihre bis dahin in vollster Gesundheit blühende Tochter wurde uns in ihrem sechzehnten Lebensjahre entrisen. Eine Krankheit, welche sie sich von einer Freundin durch Ansteckung zugezogen, gab ihr den Tod.

²⁾ Das Verhängniß wollte, daß meine Frau und ich uns in gutem Glauben dazu verstanden beim Kranksein unsrer Tochter Rathschläge Gehör zu schenken, die sich als durchaus trügerisch erwiesen. Sie wurden uns von jemand ertheilt, der Nebenwede damit verband, wie später allgemein von unsren Freunden erkannt wurde.

sobald ich wieder mit dem Herzog zusammenkomme. Denn der hat auch mit ihm zu thun gehabt.

Daß ein Verderber, um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen, das Privilegium hat, so ins Leben einzubrechen, unser Theuerstes zu zerschlagen, uns das Herz zu zerfleischen, ungestört, ungestraft — daß man solchen verkappten Frevler noch als vermeinten Wohlthäter selbst dazu einladen muß als Helfer den Tod zu bringen: es ist entsetzlich! — Und das schweigend hinzunehmen und zu honoriren — und nur zu wissen, daß dies Geld in seiner Tasche zu einem Sold des Teufels wird, der doch einmal mit ihm abrechnet. Denn das geschieht, wenn unser Auge es auch nicht gewahr wird. Ihre Behütung in der jüngsten Gefahr war das Neue für mich. Wie habe ich Gott gedankt, daß Sie mit Frau und Kind heil geblieben sind! —

Ich bin in meiner Seele immer bei Ihnen! Aber sie hat ihr vollgemessnen Theil, und wenn ich damit fertig werden will, so komme ich schwer zu schriftlicher Mittheilung. Ich habe seit Anfang November viel innerlich durchzumachen gehabt, bin 75 Jahre alt geworden. Körperlich bin ich zur Zeit noch auf den Füßen. Von den Menschen erfahre ich nur Freundliches. Wenn man so alt ist, incommodirt man nicht mehr und sie wissen, wie sie mit einem drau sind. Hugos Zustand unverändert. Sein Charakter und Gemüth holdselig. Noch mehr als ich ihn liebe, verehere ich ihn. Mathilde mir zur Wohlthat da, als Helfer für mich die Hauptperson.

Das wären so die Geschichten, die ich melden kann. Nehmen Sie in Geduld vorlieb! Ihrer lieben Frau und Ihnen still die Hand drückend, in alter Treue

Ihr Werder.

Berlin 28. November (ohne Jahreszahl).

Zunig verehrte, theure Frau!

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief! Wie freute ich mich, als ich Ihre Handschrift sah. —

Die Nachrichten lassen freilich mehr zu wünschen, als mir lieb ist. Ich hatte von der Eristenz in Rom günstigere Resultate erwartet. Solche Umgebung, solch Licht, solche Lust! Ja Krankheit und inneres Ungemach spotten alle dem. Und nun gar hier erst, wo man doch eigentlich nicht sagen kann, daß man wirklich lebt, wo es 7 Monate im Jahre aschgrau ausbleiht und wie viel anderes dazu, das die Farbe des bleiernen Rebelhimmels mit annimmt. So oft Sie ein paar Zeilen an mich wenden mögen, werde ich's Ihnen von Herzen Dank wissen. Alles Gute, das ich über Ihr Ergehen erfahre, werde ich freudig mit genießen und dem etwa Trüben und Unerquicklichen den nämlichen Antheil entgegenbringen, wie jemals bisher — aber: erwarten Sie nicht, daß ich antworte. Ich kann es nicht. Mündlich: So viel ein Freund von mir will. Schriftlich: So wenig und so selten, daß ich fast sagen möchte: Nichts. Warum denn nicht? Ja auch darüber wollt' ich Ihnen mündlich so Rede stehen, daß es wohl verständlich sein sollte. Aber für ein Briefblatt ist es ein viel zu complicirtes Ding, als daß ich mich darauf einlassen könnte. Eben das kann ich nicht.

5's Aufsätze habe ich mit Dank erhalten und mit Vergnügen gelesen. Ich finde sie sehr gut. Mit Hugo geht es ungefähr wie früher; es ist keine wesentliche Veränderung in seinem Zustande eingetreten. Ich muß sagen: Gott Lob dafür! Denn wehe mir, wenn er auch körperlich litte. Mathilde ist täglich von 5¹/₂—9 bei ihm — sein Spielkamerad und bringt ihn auch zu Bett. Sie ist jetzt für mich die Hauptperson. Ohne ihre Hälfte stände es schlimm um mich, vor allem von wegen Hugo. Ich kann nicht viel hinaus; bin viel krank und 76 Jahre alt. Ich muß durchaus noch meine Wohnung wechseln, damit ich ihn bei mir habe!).

!) Werder ging stets mit dem Gedanken um, seinen gestörten Nerven zu sich zu nehmen. Ich selbst führte in seinem Auftrage einmal darüber eine Unterhandlung mit seinem Wirte,

Auch Wilms¹⁾ habe ich verloren, meinen Freund und Wohlthäter. Ein Schlag, der mir bis ins Mark gedrungen. Früher war es schöner. Es wird nur immer schwerer und strenger.

Was S, Sie und ich uns von und an einander erworben haben, das kann uns weder abhanden kommen noch geringer werden, um kein Jota; — und ich denke, diese Ueberzeugung und die Freude daran steht in Ihren Seelen so unerschütterlich fest, wie in der meinigen. Ich bleibe Ihnen in treuer Freundschaft verbunden bis zum letzten Athemzuge. Meine Theilnahme an Ihrem Schicksal und das innere Mitleben Ihres Daseins in mir ist unwandelbar. Der einmal gewonnene Fonds, das Capital bleibt. Vergrößert kann es nicht werden bei einer solchen Trennung der äußeren Existenz. Durch Briefe geht das nicht. Und um es zu conserviren, brauche ich sie nicht. Schlimm, wenn sie dafür nöthig wären. Die Abschnigel, die ich schreiben könnte, sind auch schon für meine zitterige Hand eine Marter für mich, der ich mich nicht mehr unterziehen mag. Es ist kein Raum mehr dafür in dem Leben, wie ich es äußerlich und in mir führen muß. Aber, jeder Brief von Ihnen ist eine Freude für mich. Sie sind ja noch jung! Alles Heil für Sie S. und die Kinder!

Ihr Werder.

Wiesbaden d. 16. September (ohne Jahreszahl) im Adler.

Liebe und verehrte Freunde!

Hier sitze ich, ja! und damit hängt es auch zusammen, daß ich so lange nichts von mir habe hören lassen, trotz der lieben Veranlassung und dem eigenen Trieb dazu²⁾.

Nach Wiltungen kam ich in ziemlich guter Verfassung, nach 6 wöchentlicher Kur mit dem Erfolg zufrieden ging ich nach Liebenstein. Aber schon in W. hatte sich ein neues Uebel gezeigt und in L. wurde es stärker. Als Wilms davon erfuhr, verordnete er mir, die hiesigen Bäder sofort dagegen zu gebrauchen. Ich war über diese Bestimmung ganz außer mir — da ich fest darauf gerechnet hatte, Anfangs Sept. zurück in Berlin und bei Hugo zu sein. All mein Einspruch half nichts. Wilms bestand auf diese Kur und stellte mir im Unterlassungsfall eine völlige Unbrauchbarkeit der Hände für den Winter in Aussicht. Freig, mein anderer Arzt, schloß sich ihm an. Und so bin ich denn (im scheußlichsten Wetter) hierher gefahren — an die qualvolle Woche, wo das Ding noch schwebte und ich noch immer loszukommen hoffte, werde ich lange denken — tiefverstimmt und verstört kam ich hier an — und die ersten Tage bei grundschlechtem Wetter waren abscheulich. Jetzt hat Alles eine andere Physiognomie. Gutes Wetter — einen mir sehr lieben Freund General v. Alvensleben, von dem ich lange nichts erfahren, hier gefunden — und acht Bäder bereits hinter mir. Dazu beruhigende Nachrichten von Hugo³⁾. Mit Einem Worte: es geht. Möge es

Herrn Fischer. Dieser wohlwollende Mann hätte gern willfahrt, wenn es auf ihn allein angekommen wäre, doch an dem Einspruch der Mieter und der Lutter-Begner'schen Stammgäste scheiterte die Sache.

¹⁾ Dieser berühmte Chirurg hatte die schwere Steinoperation an Werder auf das glücklichste vollzogen und zwar so radikal, daß dem Patienten nicht die geringste Unbequemlichkeit geblieben war.

²⁾ Da sich bei Werder viele körperliche Übel damals zu gleicher Zeit eingestellt hatten, waren wir um seine Gesundheit sehr besorgt und wurden durch das Ausbleiben eines von uns längst erwarteten Briefes noch ängstlicher.

³⁾ Man sieht, wie sein Herz immer bei seinem unglücklichen Neffen ist und er lieber ein Stück Gesundheit darauf gesetzt hätte, um so schnell wie möglich wieder bei ihm zu sein, wenn

so bleiben! Eine Besserung meines Uebels ist noch nicht eingetreten — 14 Bäder, wie mir vorgeschrieben, werden schwerlich machen — auf 21 bin ich schon gefaßt und mit Allem zufrieden, wenn ich nur nicht krank werde — (was mir fast jedesmal bei einer Badekur geschehen ist) und auf den Füßen bleibe, bis ich zu Sango hinreise. Ich bin schon froh, daß die Bäder mich nicht matt machen, und thue mein Möglichstes, mich vor einer Erkältung zu hüten¹⁾. Sie wissen nun meine Fata. Wie es mit meinen Händen beschaffen ist, sehen Sie zur Genüge aus meiner Schrift. In Liebenstein und Meinungen habe ich viel mit dem Theater zu thun gehabt und meinen Freunden bei den Vorbereitungen zu dem Dresdner Gastspiele, das gestern begonnen hat, nach Kräften helfen können. Von der Arbeit dieser Proben hat nur der einen Begriff, der sie mit durchmacht. Aber einzig und allein auf diese Weise läßt sich Gutes leisten.

Ihre Schrift²⁾, liebster H! habe ich dem Herzog sogleich übergeben. Er hat sie mit Freuden angenommen, läßt Ihnen herzlich dafür danken und wird sie, sobald sich nur eine Muße einstellt, lesen. Bis jetzt war in der That keine freie Stunde dafür zu gewinnen. Das kann ich bezugen. Wäre es irgend möglich gewesen, so hätte ich Ihre Arbeit vorgelesen. Aber in dem Vorbereitungsstrubel zu einem Gastspiele wäre das schlecht angebracht gewesen³⁾. (Hier mußte ich abbrechen, weil mir die Hand zu weh that). Abends der Herzog

—⁴⁾ Und nun theuerste Frau, was könnte ich Ihnen schriftlich evidern, das nicht weit, weit zurückbliebe hinter dem Gefühl des Dankes und der Verehrung, welches mein Herz für Sie erfüllt. Aber wäre ich denn solcher Liebe und Güte werth, wüßten Sie nicht, was sie mir gilt und wie innig sie mich beglückt! Ihr Weggang aus Berlin ist ein großer Verlust für mich. Auch in Italien wird mir Ihr Antheil an meinem Loos bleiben — auf Sie und auf H. darf ich zählen fürs Leben; aber die Labung, Sie zu sehen und zu hören — und jedes Mal, wenn es geschah, war es eine — die fällt weg für mich. Ich segne Sie, Ihren Mann und Ihre Kinder und hoffe, Sie sollten durch deren Wohlergehen im milden Klima die frohesten Tage dort erleben. Heil Ihnen Allen.

Ihr Werder

. . .

nicht die schärfsten Vorschriften seiner beiden von ihm verehrten Ärzte ihn peremptorisch mit Ordre versehen hätten.

¹⁾ Wer wie ich von frühster Kindheit an Werder gekannt, dem erscheint es fast unglaublich, daß er bei seiner so schwächlichen Konstitution ein Alter von 87 Jahren erreichen konnte. Er lebte so zu sagen in ewigen Katarren, jeder unansehnliche Luftwechsel, jedes zu wenig geheizte Zimmer affizierte ihn aufs heftigste. Wochen lang kam er oft aus seiner Wohnung nicht heraus infolge einer kleinen Unvorsichtigkeit oder aus Furcht vor einem kalten Ostwinde; dem Vernehmen nach soll er indessen in seinen letzten Lebensjahren unempfindlicher geworden sein.

²⁾ Dieselbe bezog sich auf antike Tragödie und antike Musik. Werder hatte mir zu der darin ausgesprochenen Ansicht schon früher seine Zustimmung gegeben.

³⁾ Man erkennt aus diesen Worten, daß Werder mit Leib und Seele sich dem Herzog und den Weininger Schauspielern zur Verfügung stellte. Viele Jahre war er allsommerlich in Liebenstein, wo er seinem wahren Freunde, denn das war der Herzog — stets mit Rat und That zur Seite stand, sich dadurch mit das Verdienst erwerbend, das Weininger Theater auf diese Höhe der Vollendung gebracht zu haben.

⁴⁾ Es folgen hier Privatmitteilungen von großer Anhänglichkeit an den Herzog, die jedoch nur für mich bestimmt waren.

Ich lasse hier von mehreren Briefen, welche ich von meinem teuren Lehrer, Gönner und Freunde außerdem besitze, zum Schlusse nur noch das Fragment eines einzigen derselben folgen, und zwar, um daraus einen Charakteristischen, Werder eigenthümlichen Zug zu markieren.

In einem für mich sehr wichtigen Falle war ich im Zwiespalt mit mir selber. Es handelte sich darum, ob ich im Bewußtsein eines nach meiner Überzeugung unbedingt moralischen Rechtes, im Pflichtgefühl gegen meine Familie formelles Recht verletzten sollte. Zwei Freunde, jeder in seiner Art gleich vortrefflich, Werder und Theodor Fontane, wельd' letzterem ich wie meinem älteren Gönner das unbegrenzteste Vertrauen damals entgegenbrachte und es heute noch thue, hatten mir auf verschiedene Weise in dieser Angelegenheit geraten. Der besondere Zug Werder's, welcher selbst bei dieser Differenz für beide bei ihr Beteiligten ein gleiches Interesse hegte, bestand darin, das abstrakt von ihm als richtig Erkante ohne Rücksicht auf die Individualitäten und unter Ausschließung jeder Modifikation durchzuführen, mochten dann die Folgen sein, wie sie wollten. Fontane seinerseits, in gewohnter Liebenswürdigkeit wollte, daß den Umständen Rechnung getragen würde. Ich höre noch seine treue Rede: „Lieber Freund, es giebt in der Welt sogenannte flotte Kerls, die haben eben auch ein Recht so zu handeln, wie es unser Werder in seiner Energie verlangt. Solche Leute machen sich dann keine Skrupel über etwaige mißliche Folgen; ihnen genügt das Gefühl, für das praktische Leben das Korrekte gethan zu haben. Wir uervösen Menschen müssen dagegen oft hin und her laviereu, die Konstellationen in Betracht ziehen ꝛ. und eingedenk bleiben, daß wir mehr zum Grübeln geneigt sind als die flotten Kerls, daher auch später vielleicht in unmotivirte Gewissenbisse verfallen.“

Werder's Rat war indessen immer ein ganzer. Das war das Erquickende an solchen. Sein nur auf die That gerichtetes Ansinuen im obigen Falle lautete an zwei Stellen wie folgt:

„Wenn es Ihnen Bedürfnis war, noch einmal in dieser auß' Zuerste eingehenden Weise — auß' particulare Zuerre — an M. zu schreiben, so läßt sich dagegen nichts sagen. In der Sache haben Sie ja unbedingt Recht, aber ich für meinen Theil hätte mich bloß auf das Praktische beschränkt. Den Punkt der Explikationen hätte ich nicht mehr berührt!

----- ꝛ.

Und danu:

Ihr Brief an M. wird nun hoffentlich das letzte Schriftliche von Ihrer Seite in dem Bestreben, sich mit M. zu verständigen sein. Effektuireu wird er Ihrem Sinne nach nichts. Aber Sie haben ihn geschrieben — und damit gut. Ich bin froh, daß die That geschehen ist — und würde nur das für ein offenes Unrecht halten, wenn Sie sie nicht gethan hätten.

Ihr Werder.

Rom.

Hermann Wichmann.



Literarische Berichte.

Leben der Griechen und Römer. Von Guhl und Koner. Sechste vollständig neu bearbeitete Auflage. Herausgegeben von Richard Engelmann. Bief. 2/4. Berlin. Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung.

Von der sechsten Auflage von „Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer“ liegen uns Lieferung 2–4 vor, welche die in der ersten Lieferung bereits anerkannten Vorzüge gleichfalls aufweisen. Zu der dort hervor-gehobenen Klarheit und Anaptheit der Darstellung und der gediegene Ausführung der Illustrationen tritt in diesen Fortsetzungen noch das besonders Interessante des Inhalts hinzu, indem hier nicht bloß die erhaltenen Ueberreste der griechischen Baukunst beschrieben, sondern auch die Geschichte dieser antiken Denkmäler, ihre Gründung, Vernichtung und Ausgrabung, übersichtlich dargestellt werden. Eine besondere Sorgfalt ist der Schilderung der Akropolis und der alten Tempelsstätten in Dodona, Olympia, Delos, Delphi, Epidaurus, Eleusis, Samothrake und Pergamon gewidmet; auffallend ist nun, daß nach der eingehenden Beschreibung des Orakels zu Dodona die zu Delphi gebrauchliche Art gar nicht, die Mythen zu Samothrake so kurz behandelt sind, während doch gewiß hierüber mehr zu sagen war und auch vom Leser genaueres verlangt wird. Der Schilderung der Tempel schließt sich die der antiken Schutzbauten an und zwar zunächst der Mauern, deren Namen (kolossische, pelasgische, Polygonbau) erklärt werden, darauf die der Thore, bei denen uns das frühzeitige Vorkommen der Bogen überrascht; schließlich die der Türme, unter denen der zu Messene und der auf Andros besonders interessant erscheinen. Nachdem in diesem reichhaltigen Kapitel noch die Kuppelbauten und zwar die Wasserleitungen, die Hafenanlagen, die Straßen- und Brückenbauten, und auch diese wieder mit vortrefflichen Abbildungen behandelt sind, wendet sich die Darstellung dem griechischen Hause zu, dessen Entwicklung von dem Höhlenbau und der Felsennische bis zu seiner Vollkommenheit uns in Wort und Bild anschaulich vorgeführt wird. Von den Wohnungen der Lebenden werden wir dann zu denen der Toten, zu den Gräbern, geführt und lernen hier die Sitte des Verbrennens und des Begrabens sowie die Anschmückung der Ruhestätten kennen, zugleich mit Angabe der neuesten Ausgrabungen und Resultate. Auf die am

Schluß der 4. Lieferung beginnende Schilderung der Palästen und Gymnasien wollen wir später eingehen; aus dem Mitgetheilten wird ohne Zweifel die Reichhaltigkeit des Inhalts und der hohe Wert dieses Werkes hervorgehen, dessen rasche Fortsetzung man nicht lebhaft genug wünschen und erwarten kann.

C. S.

Nur ein Jude! — Das Grundstück. Neue litauische Geschichten von Ernst Wichert. Leipzig 1893. Verlag von Carl Reißner.

Von Ernst Wichert, dem Familienblatt-erzähler und Verfasser hausbadener Theaterstücke, durfte man kaum ein so gutes Buch erwarten, als dieses eines ist. Es ist zwar nicht gerade bedeutend, blendend, es zeigt keine Spur eines originellen Geistes; aber es ist frei von Schablone, was allein schon viel sagen will, es ist vernünftig, was in der Zeit der Symbolisten auch nicht mehr eine selbstverständliche Büchereigenschaft ist, und es erweckt Interesse. Ein besonderer seltener Vorzug ist auch der, daß es sich in diesen Geschichten nicht um das gewisse statfam bekannte „Kriegen“ des Paares oder der Paare handelt, ein Moment, das sonst fast nie zu fehlen pflegt. Diese Geschichten geben einen keineswegs wertlosen Beitrag zur Ethnographie ab, indem der Autor darin das Leben in den wald- und sumpfreichen Gegenden des preussischen Litauen recht anschaulich schildert. Als Sohn dieses Landes kennt er sie offenbar sehr genau. Die Einblicke, die man da in die Rechtsanschauungen der Litauer bekommt, sind recht wunderbar. Jedenfalls aber muß dieser äußerste weltferne Winkel Deutschlands ein höchst interessantes Land sein, sowohl in landwirtschaftlicher als ethnographischer Hinsicht. Wer sich dafür interessiert, dem ist die Lektüre des Buches besonders zu empfehlen; aber auch allen andern, die eine gediegene ruhige Lektüre lieben.

Th. v. S.

Die Hygiene des Blutes. Von Paul Mantegazza. Königsberg. Verlag von Heinrich Nagel.

In seiner bekannten, vielleicht etwas weit-schweifigen Weise bespricht der beliebte Verfasser in vorliegendem Bündchen die Mittel, die der Mensch anwenden muß, sich ein gesundes Blut zu erwerben und zu erhalten. Nicht mit Unrecht bezeichnet er dasselbe als das

kostbarste Besitztum des Menschen, der ja nichts Besseres zu bieten wisse, seine Liebe, seine Ergebenheit zu bezeugen; denn „bis zum letzten Blutstropfen“ sagt, wer das größte Opfer zu bringen bereit ist. Dieses kostbare Besitztum nun gesund und rein zu erhalten, daselbe vor Schädlichkeiten zu schützen und zu wahren, erklärt der Verfasser uns so mehr als heilige Pflicht, als es wiederum das vornehmlichste ist, daß der Mensch auf seine Kinder vererbt. Nun kennt aber nur der Gesunde und Kräftige einen wirklichen Genuß des Lebens, während der Mensch mit unreinem und krankem Blute zu dauerndem Siechtum verurteilt ist, so daß ihm besser wäre, er wäre nie geboren. Darum erklärt es der Verfasser geradezu für unrecht, wenn solche sieche Menschen ihr Leben in andern fortsetzen, weil sie damit doch nur das Siechtum, die Krankheit aufs neue hervorrufen; sie sollten diese vielmehr mit sich ansterben lassen. Das ist ja gewiß sehr richtig gedacht; es fragt sich nur, wie viele sich finden würden, die da ehrlich eingeständen, ihr Blut sei höchstens wert, mit ihnen auszusterben, und die auch nach dieser Erkenntnis handelten? Daher wird des Verfassers Wunsch wohl ein frommer und auch der zukünftigen Menschheit Leiden und Siechtum aller Art nicht erspart bleiben. — Dagegen wird kein verständiger Mensch sich der Bekehrung verschließen, die das Büchlein bietet, erstens für den Menschen mit reinem, edlem Blute, wie dieses zu erhalten sei durch regelmäßiges Leben, durch Vermeidung schädigender Einflüsse; zum andern für den Kränklichen und Schwächlichen, wie er sein unreines Blut verbessern und veredeln könne, damit auch er an seinem Teile dazu beitrage, Krankheit und Elend aus der Welt zu schaffen. Fr. H.

Uebersicht der gesamten staats- und rechts-wissenschaftlichen Litteratur des Jahres 1892, zusammengestellt von Otto Mühlbrecht, XXV. Jahrgang. Berlin 1893. Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft.

Dieses Buch ist eine Zusammenstellung von sechs Zweimonatsheften, welche unter einem andern Titel besonders herausgegeben sind. In jedem Hefte sind die Titel der Bücher nach Verlagsländern (Deutsches Reich, Oesterreich und die Schweiz, — Frankreich und Belgien, — England und Nordamerika, — Dänemark, Schweden, Norwegen und die Niederlande — Italien und Spanien) und innerhalb dieser Länder alphabetisch nach den Namen der Verfasser bez. nach den Stichwörtern geordnet; ein alphabetisches Register aller Verfasseramen und Stichworte geht den sechs Heften vorher. Eine systematische Uebersicht ist dem Buche nicht beigegeben, so daß aus demselben nicht zu entnehmen ist, was über eine bestimmte Materie oder Disciplin erschienen ist. Der Umfang

des Buches erstreckt sich scheinend auf Bücher, Sonderdrucke und Broschüren (selbst Zehnpfennigstreifchen sind nicht verschmäht), aber nicht auf Beiträge in Zeitschriften. An „Zeitschriften“ selbst sind acht berücksichtigt, während der gleichzeitige Band des juristischen Literaturblattes deren 21, der vorhergehende 13 bespricht, ungerechnet die bloß erwähnten. Dem Inhalt nach sind die Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften recht weit begrängt: wir finden 16 Abhandlungen. Sinnentstellende Druckfehler sind nicht ganz vermieden. Das Buch von Köhne S. 213 heißt nicht „Hausgrafenamt“ sondern „Hansgrafenamt“.
K. F.

Harriet Beecher Stowe. Briefe und Tagebücher herausgegeben von Charles E. Stowe. Deutsch von Margarete Jacobi. Mit Portrait. Gotha 1892. Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

Es ist eine oft beobachtete Erscheinung, daß trotz der Verwandtschaft des englischen und des deutschen Volkes englische Romane und Schilderungen bei uns wenig Anklang finden und unserm Gefühl sich nur schwer anschmiegen. Dies tritt am meisten bei denjenigen Darstellungen hervor, in welchen das religiöse Leben weiterer englischer Kreise in seiner uns so wenig sympathischen Strenge und Pedanterie zum Ausdruck gelangt. So wird sich auch der Leser des vorliegenden Buches von den Schilderungen aus dem Elternhause und der Jugendzeit der berühmten Schriftstellerin Harriet Stowe zuerst eher abgestoßen als angezogen fühlen, da eine solche religiöse Selbstquälerie eines heranwachsenden Mädchens uns ebenso unnatürlich wie die erzählte Aufzucht einer zehnjährigen Schülerin fast unmöglich erscheint. Daneben lesen wir zuerst außerdem viele so ganz uninteressante Mitteilungen und Briefe, viele psychologische Unwahrscheinlichkeiten und Eigentümlichkeiten, daß wir fast schon an jedem Genuße für die weitere Lektüre verzweifeln. Ganz anders aber wird der Eindruck von da ab, wo die Genesin ihres weltberühmten Buches „Onkel Tom's Hütte“ sich vor uns entrollt, wenn wir sehen, wie dieses Werk weniger ihrem Kopfe als ihrem Herzen entsprungen, durch welche Eindrücke es veranlaßt und fortgesetzt, zu welchem hohem Zweck es überhaupt verfaßt worden ist. Da sind die geringsten Umstände, welche wir erfahren, nicht mehr ohne Interesse; da begleiten wir die Verfasserin Schritt für Schritt auf ihrer Autorenbahn und erfahren dann, wach' ungeheuren, kaum je dagewesenen Beifall dieses ihr Hauptwerk damals gefunden und wie herrliche Folgen es gehabt hat. Immer mehr Teilnahme gewinnen wir nun auch für die vielen frohen und trüben Lebenserfahrungen der Dichterin, für das Schicksal der Söhne,

für die Anerkennung und Anfeindung der verschiedensten Kreise des Publikums jenseits und diesseits des Ozeans; mit Aufmerksamkeit begleiten wir sie auf ihren Reisen nach und durch Europa und erfahren weiter, was sie später noch geschrieben und in welchem Zusammenhange diese Werke zu ihrem ersten stehen. Dabei ist die ganze Darstellung so einfach und klar gehalten, so frei von jeder Selbstverherrlichung, so reich an allgemein bildenden Schilderungen, so ergreifend in vielen einzelnen Beziehungen (vergl. z. B. die schönen Briefe nach dem Tode ihres Sohnes Henry), daß wir unermüdet das ganze Buch mit dem größten Interesse durchlesen. Die Uebersetzung ist eine durchaus gute und gewandte; der im Vorwort angegebene Zweck des Buches, ein immer festeres Gottvertrauen zu erwecken, ist ein edler und bei manchem Leser gewiß auch erreicht. Nach alledem müssen wir diesem Buche eine vielseitige Anerkennung und Würdigung wünschen.

C. S.

Usambara und seine Nachbargebiete. Allgemeine Darstellung des Nordöstlichen Deutsch-Ostafrika und seiner Bewohner auf Grund einer im Auftrage der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft im Jahre 1890 ausgeführten Reise von Dr. Oskar Baumann. Mit 24 ethnographischen Abbildungen, 2 Tertplänen, 8 Originalartenbeilagen und 4 Notenseiten. Berlin 1891, Verlag von Dietrich Reimer.

Der Verfasser hat zwei Reisen in Usambara gemacht; die erste in Begleitung von Dr. Hans Meyer wurde durch den Unfall abgebrochen, die Erlebnisse und Ergebnisse derselben sind in dem früheren Werk „In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes“ niedergelegt, vergl. die Besprechung in der Juli-Nummer von 1890. Die zweite Reise ist zu Ende geführt und hat dem Verfasser eine systematische Aufnahme des Landes ermöglicht, welche in einer großen Spezialkarte in 4 Blättern, einer ganzen Reihe von Nebentafeln und einer ausführlichen Beschreibung der Verhältnisse von Land und Leuten wiedergegeben sind. Die Karten sind außerordentlich schön und übersichtlich, sie bereichern und bereichern unsere Kenntnisse in bedeutendem Maße; daselbe läßt sich auch von dem Textwerke sagen. Dieses zerfällt in 9 Kapitel und 7 Anhänge und giebt in Kap. 1. 9. und Anh. 7. einen allgemeinen Teil, in Kap. 2—8 eine eingehende topographische Beschreibung von der Tangafüste, Ubigu und Ubonde, Usambara, Pare, den Steppengebieten, Ufegu und Unguu, und in Anh. 1—6 wissenschaftliche Einzeluntersuchungen, in denen Baumann's Sammlungen zum Teil von andern Verfassern bearbeitet sind. Neben der Bodenbeschaffenheit ist diesmal auch die

Ethnologie eingehender bearbeitet, besonders die der „wilden“ Rabondie oder Waschani, nur von den Wasambara erfahren wir unvollständig wenig, die Verweisung auf die frühere Schrift ist ohne Bedeutung, da in dieser die Ethnologie geradezu vernachlässigt war. Die Schilderungen sind klar, besonnen und vorsichtig, ohne erkennbare Vorurtheile. Indessen sind an einzelnen Stellen andre Schriftsteller benützt, ohne daß das Nachgezählte von dem Selbstbeobachteten besonders abgehoben wäre. Die eigenen Reiseerlebnisse des Verfassers werden nicht erzählt, nur in der Würdigung der einzelnen Landschaften läßt sich eine gewisse Voreingenommenheit für Usambara, wo der Verfasser seine hauptsächlichsten Reiseerfahrungen gemacht hat, erkennen, und die Kritik des Verfahrens der Reichsregierung bildet eine Fortsetzung des bekannten Streites zwischen Dr. Hans Meyer und Major von Wissmann.

In der Zwischenzeit hat Baumann weitere Forschungsreisen unternommen. Möge es ihm vergönnt sein, seine neuen Erfahrungen in einem Buche von gleich großem Werthe dem Publikum darzulegen! K. F.

Die Namenlosen. Roman von Wilhelm Jensen. Leipzig 1893. Verlag von E. Reigner.

Dieser Roman ist kein neues Buch mehr, er ist schon vor zwanzig Jahren erschienen, aber er ist so merkwürdig und für Jensen's Eigenart, seine ganze Den- und Ausdrucksweise so überaus bezeichnend, daß er verdient, jetzt, da er in zweiter Auflage erschienen ist, eingehend besprochen und der allgemeinen Beachtung empfohlen zu werden. Zuerst sollen die Fehler an die Reihe kommen, und die sind sehr zahlreich und schwer. Der Hauptmangel liegt in der organ, geradezu schreienden Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit der Handlung selbst, namentlich aber der Personen. Man denke nur: ein Mädchen und ein Jüngling, von denen die eine im tarresten Kindesalter auf hoher See in einem Korbe treibend gefunden, der andre, nur um weniges älter, an einer Insel von den Fluten angepöhl worden ist: diese zwei treffen sich 16 Jahre später auf der erwähnten Insel — diese ist zwar nicht näher bezeichnet, doch ist es unverkennbar Elyt — und finden in einander Bruder und Schwester. Außer ihrer auffallenden Ähnlichkeit — beide sehen aus wie Perlmutterfalter!!! — geht das auch daraus hervor, daß man bei beiden zufällig ein Zeichen gefunden hat, demzufolge das Schiff, dessen Untergang sie entronnen sind, „Felicitas“ geheissen hat; zufällig findet auch ein Maler zur Zeit, da die beiden auf der Insel sind, an deren Strand im Sande ein Stück Schiffspflanze, das den Namen „Felicitas“ zeigt. Das sind nun gewiß nicht sehr wahrscheinliche

Zufälle, aber schließlich spielt der Zufall auch im wirklichen Leben manchmal ganz wunderbar; man kann daher das alles immerhin als möglich ansehen. Viel schlimmer steht es dagegen mit den Personen des Romans und ihrer Handlungsweise: Da ist vor allem der eigentliche Held, der Vater Swen Tafen. Er ist der uneheliche Sohn des verstorbenen Landvogtes der Insel. Merkwürdiger Weise heißt er ebenso wie sein Vater; uneheliche Kinder pflegen aber doch den Namen der Mutter zu haben! Noch merkwürdiger ist es, daß er bis zu seinem sechzehnten Jahre nichts von seiner Herkunft wissen soll, obwohl er das Grab seiner Mutter kennt, also auch dessen Inschrift; wenn er selbst so wie sein Vater heißt, so muß ihm doch auffallen, daß seine Mutter nicht auch diesen Namen führt!! Dieser Swen Tafen zeigt sehr bald, was er für ein sonderbarer Kauz ist. Zunächst erfährt man, daß er Monologe liebt, eine Gewohnheit, der er im Verlaufe der Erzählung im ausgezehresten Maße fröhnt; und wohlgemerkt, es sind nicht etwa fragmentarische, stumme Selbstgespräche, wie man sie in Gedanken zu halten pflegt, sondern wohlgeleitete Reden, von denen ausdrücklich gesagt ist, daß sie gesprochen wurden. Außer dieser Gewohnheit, die übrigens auch bei andern Romanmenschen keineswegs selten zu finden ist, zeigt er, sobald er handelnd auftritt, eine Eigenheit, die weit sonderbarer ist und ausschließlich bei Jensen's Personen vorkommt: er findet nämlich zwischen Menschen und Schmetterlingen eine auffallende Ähnlichkeit, und zwar nicht etwa eine metaphorische, sondern eine wirkliche; sie ist so groß, daß er beim Anblick des betreffenden Menschen — es ist das namenlose Mädchen — geradezu erschrickt und ausruft „Himmel! Wahrhaftig ein Perlmutterfalter!“ Und als er ihres Bruders ansichtig wird, geht es ihm ebenso. Diese gewiß einzig dastehende Eigenständigkeit, zwischen Menschen und Schmetterlingen eine große Ähnlichkeit herauszufinden, ist für Jensen geradezu typisch sie ist fast zur Manie bei ihm ausgeartet, und es genügt ihm nicht, daß er selbst ihr in seinen Büchern fröhnt; er läßt auch seine Personen diese absonderliche Vorstellung haben und zeigt damit, wie wenig er es versteht, seine Gestalten zu individualisieren, sie gleich andern Menschen denken, fühlen und handeln zu lassen, wie ganz sie im Banne seiner eigenen sonderbaren Gefühle und Gedanken stehen. Wie in diesem Roman der Perlmutterfalter, so sind es in andern Geschichten Jensen's andre Schmetterlinge, mit denen die Heldinnen verglichen werden, so in „Romita Walbvogel“ der Hagelstreck (Aplia Tau), in der Novelle „Um die Pflugszeit“ der Schillerfalter, im Roman „Nach Sonnennntergang“ ein weißer Schmetterling, und in „Eucæna Eilene“ der gleichnamige Falter. Nebenbei bemerkt erstreckt sich im vorliegenden Roman der Vergleich zwischen dem

Perlmutterfalter und dem Mädchen nicht nur auf die Ähnlichkeit, sondern auch auf den Namen: das Mädchen heißt Ulaya, und das ist auch der wissenschaftliche Name des Perlmutterfalters. Man wird kaum fehlgehen, wenn man dieses beharrliche Wiederkehren eines so sonderbaren Vergleichs als eine Art Zwangsvorstellung bezeichnet. Jensen hält überhaupt mit Zähigkeit an Vorstellungen fest, die er sich einmal gemacht hat. Zu Anfang eines Buches stellt er stets einen sehr weitläufigen Vergleich auf, und der kehrt im Verlaufe der Erzählung immer wieder wie ein Leitmotiv. Im vorliegenden Roman ist es der Vergleich des Pessimismus mit einer Kreuzspinne. Er läßt ihn zunächst in Swen Tafen's Kopf entstehen, gebraucht ihn aber auch dann, wo er selbst als Autor spricht, und zeigt damit wieder, daß er und seine Helden im Grunde identisch sind. Swen Tafen führt diesen Vergleich in einem Briefe aus, den er seinem Freunde, Dr. Vollerad, schreibt, und der auf gewöhnlichem Briefpapier geschrieben, wohl an 100 Seiten hält, also einen Umfang hat, den selbst die Briefe der schreibseligsten Backfische und Grünshnabel nicht erreichen dürften. Swen Tafen ist aber kein Jüngling mehr, sondern steht, wie Jensen sich etwas geistig ausdrückt, „nel mezzo de camin di nostra vita!“ Mit diesem Alter stimmt es auch nicht recht, daß er sich, als er die Insel zum erstenmale betritt, auf die Erde wirft und sie küßt; das ginge noch an, so übertrieben es auch wäre, wenn er auf diesem Boden seine Kindheit oder seine glücklichen Jahre verbracht hätte, aber er hat ihn früher nie betreten und steht nur in so fern in Beziehung zu ihm, als sein Vater auf der Insel Landvogt gewesen, aber wohlgemerkt: ein Vater, der sich um ihn fast gar nicht gekümmert, und den er selbst nie gesehen hat! damit nicht genug: Swen Tafen läuft unmittelbar vom Landungsplatz auf den Friedhof, zum Grabe seines Vaters. Was indessen mit seinem Reisegepäck geschieht, das zu wissen wäre interessant; man könnte zwar glauben, er habe es in irgend einen Gasthof vorausgeschickt; das kann aber nicht sein, denn bald stellt sich heraus, daß er noch gar nicht weiß, wo er absteigen wird. Man wende hier nicht ein, es sei kleinlich, sich an solche unbedeutende Vergesslichkeiten zu stoßen, solche nebensächliche Vorgänge brauche der Autor gar nicht zu erwähnen! Gewiß sind das nur Kleinigkeiten und brauchen vom Autor nicht eigens erwähnt zu werden, aber stillschweigend muß er sie berücksichtigen; thut er es wie hier z. B. nicht, so rächen sie sich, indem sie beim nächsten denken den Leser Zweifel an der Wahrheitslichkeit der dargestellten Vorgänge erwecken. Neben diesem sonderbaren Kauz spielt das im Meer gefundene ursprünglich namenlose Mädchen die weibliche Hauptrolle, die aber viel kleiner bemessen ist. Biewohl Jensen diese Gestalt etwas besser ge-

zeichnet hat, so bleibt es doch noch immer ziemlich unwahrscheinlich, daß eine verwöhnte junge Dame wie sie mit dem ihr stockfremden jungen Manne, der außerhalb ihrer Gesellschaftsphäre steht, auf der Stelle Freundschaft schließt und zwar so innig, daß sie mit ihm allein in den Dünen herumstreift. Da hat offenbar die berühmte „Stimme der Natur“ gesprochen, denn der Jüngling ist ihr Bruder. Daß Jensen diese Stimme Jensen läßt, ist in so auffallender, als er sie in demselben Buche für eine leere Einbildung erklärt: übrigens macht sie sich auch bei Ewen Tafeln geltend, der sich zu einer gleichfalls unehelichen Halb-schwester, Maiken, sofort mächtig hingezogen fühlt, ehe er noch weiß, daß und wie nahe sie ihm verwandt ist. Dieser Maiken und der schon erwähnte namenlose Jüngling, der auf der Insel Ewen genannt wird, leben, um die bekannten Bildvergleiche zu gebrauchen, wie die Vögel des Himmels: sie säen nicht, sie ernten nicht, und sie leben doch. Der verstorbene Landvogt hat sie nämlich in seinem Vermächtnis gegen Not gesichert. Obwohl ganz ohne Schulbildung und in den gewiß nicht seinen Kreisen der Fischer und Schiffer aufgewachsen, zeigen sie doch ein unbefangenes, gutes Benehmen, ja Ewen würde mit seiner Weltweisheit jeden Professor der Philosophie beschämen und es an poetischem Schwung mit den besten Dichtern aufnehmen, was, von seinem völligen Mangel an regelmäßiger Erziehung ganz abgesehen, um so wunderbarer ist, als er erst achtzehn Jahre zählt und nie von der Insel weggekommen ist, überhaupt nach keiner Richtung hin Lebenserfahrungen gemacht hat. Es wäre interessant zu erfahren, wie sich Jensen die Zukunft dieses Wunderjünglings gedacht hat. Sind die hier charakterisierten vier Menschen, aus denen zwei Liebespaare werden, schon höchst unwahrscheinlich, ja unmöglich, so sind die andern vorkommenden Leute geradezu Karikaturen, wie man sie in diesem Maße höchstens in der Pöppe hinnehmen kann, nicht aber in einem Buche, das auf Kunstwert Anspruch erhebt. Es heißt dem Leser doch wahrlich viel zumuten, wenn er glauben soll, daß ein Mann von Vernunft, ein Arzt — notabene eine als keineswegs überspannte oder sensitiv geschilderte Natur — ein Mädchen heiraten will, das er in seinem Leben noch nie gesehen hat, von dem er gar nichts weiß, lediglich auf eine Zeichnung hin, die ihm sein Freund Tafel von ihr entworfen und ihm geschickt hat. Womöglich noch ärger ist die Zumutung, die Jensen mit der Zeichnung des Lieutenants von Strauchwitz an die Gläubigkeit des Lesers stellt. Man denke nur: ein preussischer Gardeleutnant, der sich von einem stockfremden Menschen (Ewen Tafel) einer Lüge zeihen läßt, der nichts dergleichen thut, als dieser die deshalb erfolgende Forderung zum Duell mit höhnischen Worten ablehnt, der diesen

Menschen feige ausweicht, sich von ihm anzufangen läßt wie ein Schulknabe, und der zu, lebt aus dem Hotel mit der Zechen durchbrennt davon gar nicht zu reden, daß er spricht und handelt wie die Gardeleutenants der „fliegenden Blätter“! Jensen kann von Glück sagen, daß er wegen dieser gehässigen und unwahren Darstellung nicht von einem Gardeoffizier zur Rechenschaft gezogen worden ist. Aus alledem geht wohl unabweislich hervor, daß das wirkliche Leben für Jensen ein Buch mit sieben Siegeln ist, daß er es durchaus nicht versteht, Menschen darzustellen, die denken, fühlen und handeln wie wirkliche Menschen, kurz daß er ein schlechter Erzähler und schlechter Psychologe ist. Ueber ein andres Buch, dem man ein so langes und so schweres Sündenregister vorhielte wie diesem, würde man unbedingt den Stab brechen und es überhaupt nicht der Mühe wert halten, die Fehler zu erörtern: Jensen's Buch aber ist trotz alledem interessant und sehr beachtenswert, und das will nicht wenig heißen! Es ist eben in ganz besonderem Grade von jenem nur Jensen eigenen geistigen Dufte durchtränkt, der einen fein empfindenden Leser mächtig anzieht und selbst die schwereren Fehler leichter nehmen läßt. Wenn es für den Kenner Jensen's noch dessen bedürfte, so wäre das Buch ein neuer sprechender Beweis dafür, daß Jensen ein schlechter Erzähler und ein großer Lyriker ist, vielleicht der größte, den die deutsche Litteratur zur Zeit besitzt. Th. v. S.

Geschichte der deutschen Litteratur. Ein Handbuch von Wilhelm Wadernagel. 2. verm. und verbesserte Auflage, fortgesetzt von Ernst Martin. II. Band. 3. Lieferung. Achtebentes Jahrhundert. Basel 1892. Verlag von B. Schwabe & Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung.

Unter den Geschichten der deutschen Litteratur nimmt bekanntlich W. Wadernagel's Handbuch einen hervorragenden Platz ein. Der hochverdiente Verfasser hatte aber nur die ältere Zeit bearbeitet und für den zweiten Band bloß den Anfang hinterlassen. Für die Fortsetzung gewann die Verlagsbuchhandlung Herrn Professor E. Martin in Straßburg, der es unternommen hat, in der gedrängten Zusammenfassenden Weise Wadernagel's die litterarischen Erscheinungen in geschichtlichem Zusammenhange und mit charakteristischer Beleuchtung vorzuführen, und zugleich in den Anmerkungen das bibliographische Material zum Texte zu geben, damit der Leser selbst weiter studieren könne. Im vorliegenden 3. Hefte des 2. Bandes wird das reiche achtebente Jahrhundert behandelt. Gerade hier konnte es nicht fehlen, daß der Stoff viel zu voll für das enge Gefäß war und daß man mehr verlangen muß, als gegeben wird. Wenn man sich allenfalls dabei begnügen könnte, daß Klopstock auf etwa 8 Seiten abgemacht wird, so sind kaum 6 Seiten für Wieland doch gar

zu wenig. Auf Leßing kommen 10, auf Goethe kaum 17 Seiten u. s. w. Das mag für ein Primauerheft dem Lehrer genügen, der an einen knappen Stundenplan gebunden ist, es ist aber in diesem Buche ganz unzureichend und schmälert den Wert desselben.

Q.

Zur Kritik des Spiritismus. Von Hugo von Gizycki, Oberst a. D. Berlin 1893. Verlag des Bibliographischen Bureau's.

Die Grundgedanken der kleinen, flottgeschriebenen Abhandlung sind die folgenden: Der Spiritismus enthält keinen unsinnigen Widerspruch, wenn man darunter die Lehre versteht, daß außerirdische Wesen sich uns bemerkbar machen können. Die von ihm umfaßten Erscheinungen sind nicht rätselhafter als etwa die bekannten Erfahrungen Bischoff's mit seiner Fähigkeit, fremder Menschen Lebensschicksale zu erraten. Es ist wohl möglich, daß solche Kräfte im Menschen schlummern und gelegentlich auch die medizinistischen Phänomene zu stande bringen; möglich ferner, daß außer den Menschen vernünftige und wirkungsfähige Wesen existieren, die bei allerlei Thatsachen beteiligt sind. Immerhin sind 99 Prog. der üblichen Vorführungen Taschenspielererei.

M. D.

Sola. Ein Gedicht von Alfred Garry Frankfurt a. M. 1893. J. D. Sauerländer's Verlag.

Das alte, so oft gesungene Lied von der Liebe, ihrem Hoffen und ihrem Entfagen nach schwerem Kampfe klingt uns auch in diesem Gedichte entgegen und zwar, was die Form anbetrifft, in schönen, teilweise geradezu meisterhaften Versen. Aber gerade weil wir aus diesen des Dichters entschiedene Fähigkeit, formvollendete Verse zu bauen, erkennen, müssen wir eine Reihe solcher, die recht ungeschickt gebaut sind, tadeln, um so mehr da dieselben fast durchweg nur eine andre Wortstellung zu haben brauchen, um glatt und fehlerfrei zu werden, hier also nur eine mangelhafte Sorgfalt vorliegt. Auch die eingestreuten christlichen Vieder sind nach Form und Inhalt gut und dem Zusammenhang geschickt angepaßt. Ein Punkt aber ist als Vorwurf zu betonen: die Dürftigkeit des Inhalts. Der Dichter Kurt liebt Sola, diese aber nicht ihn, sondern den neu eintreffenden Fremde; der letztere will, um das Glück jenes nicht zu zersören, fliehen und entsagen, da aber verächtelt der Dichter auf seine Hoffnung und scheidet von den Liebenden und nun glücklich Gewordenen. Dies Geringe mußte wenigstens tiefer psychologisch begründet und dafür die etwas zu oft wiederholte Schil-

derung der Natur, der Vöglein u. s. w. abgefürzt werden; welche Bedeutung am Schluß das an und für sich recht poetisch beschriebene Unwetter hat, ist nicht recht ersichtlich. Wegen vieler, entschieden vortrefflicher Einzelheiten soll jedoch dem Liebe ein poetischer Wert nicht abgesprochen werden. C. S.

Im großen Hauptquartier 1870/1871. Feldbriefe in die Heimat von Dr. F. Matthes, Leibarzt Er. Königl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen. Mit Bildern von G. Albrecht. München 1892. C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Mit der Veröffentlichung seiner „Feldbriefe in die Heimat“ hat Dr. Matthes nicht bloß seinem Fürsten und dessen Gemahlin zur goldenen Hochzeitfeier eine sinnige Gabe dargebracht, sondern einen bemerkenswerten Denkstein zur Erinnerung an die Ruhmesthaten des deutschen Volkes 1870/71 gestiftet. Unter dem Eindruck des unmittelbar Erlebten wird der Leser in die begeistertste Stimmung jener großen Zeit versetzt, die Fürst und Volk zu freudigster Hingabe fürs Vaterland entflammten. Besonders anzuerkennen ist das Lob, das der treffliche Arzt dem Selbennut des gemeinen Soldaten spendet. Den „Feldbriefen“ ist die weiteste Verbreitung zu wünschen, auf daß immer und überall man in Friedenszeiten nicht vergeße, was „man erst in schwerer Zeit sieht, wie viel Gutes und Großes in unserm Volk verborgen liegt!“

Zuletzt gelacht und andre Novellen von Ida Boy-Ed. Leipzig 1893. Verlag von Carl Reißner.

Ein Buch von sehr verschiedenwertigem Inhalt. Einige von den zehn Novellen, die es enthält, sind recht hübsch, so z. B. „Sommer jung“ und „Sehr glücklich“, andre wieder wie „Haut gout“ und „die Gnadenkapelle“ leiden an argen psychologischen Unwahrscheinlichkeiten. Die Verfasserin hat jedenfalls literarische Routine und ist nicht ohne Geist: aber eine Individualität zeigt sie — in diesem Buche wenigstens — nicht, von einer Marriot, Eichenbach, Schubert ist sie noch ein gutes Stück entfernt, doch dürfte sie andererseits über E. Werner, Heimburg und die andern blaustämmigen Familienblattautoren zu stellen sein; hier wenigstens zeigt sie manchmal eine energische flotte Art, die man bei schreibenden Damen nicht eben oft trifft. Ihr Buch bietet darum trotz des geringen Rangs eine recht gefällige leichte Lektüre und verdient entschieden zur höheren Unterhaltungsektüre gerechnet zu werden. Th. v. S.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.



Werke von Rudolf von Gottschall

Im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau sind erschienen:

Bluthenkranz neuer deutscher Dichtung

11. Auflage.

Eleg. geb. 5 Mk.

Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik

6. vermehrte und verbesserte Auflage
2 Bände

Gehftet 10 Mk.

In 2 Leinwandbänden geb. 13 Mk. 60 Pf.

In 2 Halbfranzbänden geb. 15 Mk.

Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts

Literarhistorisch und kritisch dargestellt

Sechste vermehrte und verbesserte Auflage

4 starke Bände

Gehftet 20 Mk.

In 4 Leinwandbänden geb. 27 Mk. 20 Pf.

In 4 Halbfranzbänden geb. 30 Mk.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Kriegsministers General-Feldmarschalls Grafen von Roon

Zwei Bände.

Gehftet 20 Mk. In zwei Leinwandbände gebunden 22 Mk.

In zwei Halbfranzbände gebunden 25 Mk.

Dieses Buch ist ein Denkmal der Regierungszeit Kaiser Wilhelms I. und führt uns ihn und die großen Männer jener Zeit näher. Das Größte an diesen ist, daß sie nicht nur die andern überragen durch Begabung, durch die Kraft ihres Verstandes und ihres Willens, sondern daß sie auch jene einfach menschlichen Tugenden hatten, die bei historischen Größen so leicht verloren gehen. Aus diesem Grunde ist alles willkommen zu heißen, was jene Männer uns näher bringt, näher, als da sie lebten, getrennt durch die Schranken der Gesellschaft und die Irrwege der Tagesmeinung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. Kopfschmerz, Erregung mit Schlaflosigkeit durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- und Steinleiden**, bei **Magen- und Darmkatarrhen**, sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Mischsucht**, u. s. w. Wasser genannter Quellen kommt stets in frischer Füllung zur Verfügung, in 1891 waren es über 671,000 Flaschen. Aufträge über das **Bad**, über Wohnungen im **Vadelogierhanse** und **Europäischen Hofe** erledigt: Die **Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft**.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau**
Soeben erscheint:

Grundriss der allgemeinen Thermochemie

von
Max Planck

Professor an der Universität zu Berlin
In hiesigem Leinenband gebunden 4 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in **Breslau**

Schleien

von
Heinrich Abamy

8. Siebente vermehrte und verbesserte Auflage
mit einer Karte. Geheftet 1 Mk. 60 Pf.
Gebunden in Lwbd. 2 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erscheint im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau**

Dämmerungen

Roman in drei Büchern

von

Rudolf von Gottschall

3 Bände. 8. Geheftet 15 Mk., elegant gebunden 18 Mk.

Der Verfasser schließt gleichzeitig mit der Herausgabe dieses spannenden Romanes das siebzigste Jahr eines anschließlicher literarischer Tätigkeit erfolgreich gewidmeten Lebens ab. — Von den gesammelten Schätzen dieses langen Lebens wird in dem neuen Werke das Schönste und Beste geboten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in **Breslau**

Mark Aurels

Meditationen

Aus dem Griechischen
von

F. C. Schneider

Vierte durchgesehene Auflage

Geheftet 2 Mk.

Elegant gebunden 3 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in **Breslau**

Sprachsünden

Eine Blütenlese
aus der modernen deutschen
Erzählungs-Litteratur

von

Theodor von Sosnosky

Geheftet. Preis 1 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Geschmackvolle Einbanddecken

Deutschen ³¹¹⁷ Revue

herausgegeben von **Richard Fleischer**

liefert zum Preise von 1 Mark jede Buchhandlung. 3 Festschäfte bilden stets einen Band.

Breslau

Eduard Trewendt
Verlagsbuchhandlung.

Achtzehnter Jahrgang

Preis vierteljährlich 6 Mark



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von
Richard Fleischer

1893. November
Vierteljährlich erscheinen drei Hefte

Breslau und Berlin
Verlag von Eduard Trewendt
Breslau Berlin
Expedition: Tauenzienstraße 60. Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.



Inhalts-Verzeichnis.

November 1893.

	Seite
Aus dem Leben König Karls von Rumänien. XXII.	145
Luise Westkirch: Diebe. Novelle I.	155
Karl Blind: Ein Franzose vor dreihundert Jahren über Rußland . . .	178
Heinrich von Poschinger: Lothar Bucher. VI.	194
Alexander Tille: Britische und deutsche Universitäten. II. (Schluß.) . .	211
Paul von Zech: Eine Spazierfahrt durch das Meer	221
G. Hirzel: Ungedruckte Briefe an Georg Andreas Reimer. II. (Schluß.) .	238
Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's. XV. (Schluß)	253
Naturwissenschaftliche Revue	265
Litterarische Berichte	271

Der Sprachwart. — Nidicula. Von Theodor von Esenöskn. — Philosophische Vorträge, herausgeg. v. d. philosophischen Gesellschaft zu Berlin. N. F. 22/23. Heft.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.

Übersetzungsrecht vorbehalten.

Diesem Heft ist eine Beilage von „Julius Schmidt's Kunstverlag“
in Florenz beigelegt.



Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

30. September/12. Oktober 1869. Morgens Ankunft in Köln. Herr von Werner ist am Bahnhof, und da er der Fürstin von Wied zufällig auf der Straße begegnet ist, kann er dem Fürsten Karl, sowie derselbe ihm den Zweck seines Kommens mitgeteilt hat, sagen, daß die Herrschaften aus Neuwied bereits in Köln eingetroffen sind, um auf Wunsch der Prinzessin Elisabeth das Konzert zu hören, welches heute Abend unter Mitwirkung der Frau Schumann stattfinden soll. Die Herren steigen im Hotel du Nord ab. Bei näherer Besprechung kommen sie überein, daß Fürst Karl unter dem Vorgeben, auf einer Reise nach Essen begriffen zu sein, sich der in demselben Gasthof wohnenden, ihm noch unbekanntem Fürstin vorstellen und ihr einen Besuch machen solle, weil er vor Jahren am Berliner Hofe die Prinzessin öfters gesehen habe.

Als man anfragen läßt, ob die Fürstin zu Hause sei, erhält man die Auskunft, daß sie soeben nach der Flora gefahren. — Die Herren machen sich sogleich ebenfalls nach der Flora auf und sehen dort, daß die Fürstin, die Prinzessin, ihre Hofdame Fräulein Lavater und Herr von Roggenbach, der sie begleitet, im Palmenhaus dinieren. Sie warten ab, bis die Tischgesellschaft sich erhebt und in den Garten hinaustritt, dann lassen sie noch einige Zeit verstreichen, bis sie, ohne aufzufallen, den Damen begegnen können.

Der Verabredung gemäß geht Herr von Werner einige Schritte voraus und stellt sich der Fürstin vor, während Fürst Karl auf den Baron von Roggenbach als alten Bekannten zugeht, der ihn der Fürstin vorstellt. Prinzessin Elisabeth erinnert sich seiner und reicht ihm gleich die Hand, und damit ist dieser erste peinliche Augenblick schnell und angenehm überwunden. Nun geht man in der Flora und im Zoologischen Garten spazieren, die beiden jungen Herrschaften meistens etwas voraus. In ihrer lebhaften und unbefangenen Art erkundigt sich die liebreizende Prinzessin nach seinem Lande und seinem Leben dort; sie frischen gemeinsame Berliner Erinnerungen auf, und Prinzessin Elisabeth ruft ihm ins

Gedächtnis zurück, wie sie einst auf der Treppe im Schloß stolperte und nur dank seines starken Armes, der sie auffing, keinen Schaden nahm. Ehe die Promenade zu Ende, ist Fürst Karl bereits in ihrem Banne; sie hat ihn für immer erobert und an sich gefesselt, ohne selbst eine Ahnung davon zu haben.

Um fünf Uhr müssen die Wied'schen Herrschaften die Flora verlassen, weil der Beginn des Konzertes, auf das die Prinzessin sich so sehr freut, zu halb sieben Uhr angefangen ist. Fürst Karl fährt ihnen gleich nach und erklärt schon im Wagen seinen Herren, er sei entschlossen, augenblicklich den entscheidenden Schritt zu wagen. Herr Strat sucht seinen Fürsten noch zu überreden, daß er sich einige Bedenkzeit lassen möge, — aber Fürst Karl ist mit sich einig: Wozu noch bedenken und überlegen? Das Bild der jungen, schönen, klugen Prinzessin hat so rasch und mächtig auf ihn gewirkt, daß er von keinen Einwendungen hören will.

So begiebt sich Herr von Werner zu Herrn von Roggenbach und läßt durch diesen die Fürstin bitten, daß sie den Fürsten einen Augenblick allein empfangen möge. — Die Fürstin sagt zu, und Fürst Karl hält bei ihr um die Hand ihrer Tochter an. Die hohe Frau geht so weit auf seine Bitte ein, daß sie verspricht, mit ihrer Tochter reden zu wollen; sie ist natürlich überrascht, daß Fürst Karl seinen Entschluß so rasch hat fassen können.

Fürst Karl zieht sich auf sein Zimmer zurück und verbringt hier eine lange Viertelstunde des Wartens, — endlich erträgt er es nicht mehr und sendet Herrn von Werner abermals zu Herrn von Roggenbach, und ohne Verzug bringt dann dieser die erhoffte Nachricht: die Prinzessin hat ihr „ja“ gesagt!

Fürst Karl eilt nunmehr zur Mutter, die ihm die freudige Kunde wiederholt und die Prinzessin hereinruft, damit er selber sie frage und aus ihrem eigenen Munde vernehme, daß sie bereit sei, als Fürstin ihm in das ferne, fremde Land zu folgen.

Leider ist es dem Fürsten nicht lange vergönnt, sich des Zusammenseins mit seiner lieblichen Braut zu freuen, kaum zwei Stunden, die ihm wie ein Augenblick verfliegen — dann muß er zum Bahnhofe, um mit dem Nachtzuge nach Paris zurückzukehren, da er dort noch dringende Geschäfte zu erledigen hat. Er schließt kein Auge während der langen Fahrt, sondern sieht immer die liebeliche Prinzessin vor sich, wie sie in ihrer blauen Konzert-Toilette ins Zimmer trat, wo er ihrer wartete.

1./13. Oktober. Frühmorgens in Paris eingetroffen, teilt der Fürst zuerst in chiffrierter Depesche seinen Eltern die glückliche Nachricht von seiner Verlobung mit, die noch einige Tage geheim bleiben soll, dann brieflich dem Kaiser Napoleon, der ihm sogleich folgendes Billet aus Compiègne durch seinen Adjutanten Major Grecianu zurückschreibt:

Je félicite V. A. R. du projet qu'Elle veut bien m'annoncer et dont je garderai le secret jusqu'à ce que cela soit rendu public.

Je ne veux pas tarder à Vous remercier de la confiance que Vous témoignez, et je Vous renouvelle l'assurance des voeux que je forme pour

la prospérité de la Roumanie, comme de mes sentiments d'estime et d'amitié avec lesquels je suis de Votre Altesse Royale le bon cousin
Napoléon.

Auch an seine Braut schreibt der Fürst, sowie er im Hotel angekommen ist. — Nachmittags zahlreiche Audienzen: und Besuche, abends im Opernhause Vorstellung des Meyerbeer'schen Propheten.

2./14. Oktober. Verschiedene Angelegenheiten halten den Fürsten noch in Paris fest; er benützt eine freie Stunde, um das noch nicht vollendete Opernhaus zu besuchen; der Architekt Baudry, welcher es erbaut hat, führt ihn herum.

Man scheint in Paris nicht abgeneigt, den Wünschen der rumänischen Regierung in Bezug auf die Kapitulationen zu entsprechen, aber man möchte sich in dieser Frage, wie in allen, die den Orient betreffen, nicht von England trennen und verfrachtet sich hinter den Widerstand des letzteren, um die entscheidende Antwort aufzuschieben.

Der Fürst bespricht auch das Ordens- und Münzrecht und macht geltend, daß die Rumänen nie von den Türken besiegt worden seien, sondern nur freie Schutzverträge mit ihnen abgeschlossen hätten und daher doch ebenso berechtigt seien, diese Vorteile zu beanspruchen, wie ein Staat gleich Luniä.

3./15. Oktober. Am Vormittage noch eintige politische Besprechungen. Abends Abreise nach Köln, um von dort nach Neuwied weiter zu fahren.

Die französische Presse hat sich viel mit dem Besuche des Fürsten beschäftigt und ihm viele Beweise ihrer Sympathie gegeben. Der „Gaulois“ reklamiert ihn, seiner äußeren Erscheinung und seiner vollendeten Formen wegen, als einen Landsmann der Franzosen, setzt aber höflich hinzu, seine große Bildung lasse in ihm einen Schüler deutscher Universitäten erkennen. Die „Liberté“ schreibt, die Intelligenz und das hohe politische Verständnis des Fürsten von Rumänien hätten einen tiefen Eindruck auf den Kaiser gemacht. „La Revue contemporaine“ widmet einen langen Artikel dem Fürsten, voll größter Anerkennung, in dem es unter anderm heißt: „Fürst Karl von Rumänien hat bei uns eine Aufnahme gefunden, wie sie ihm gebührte, sowohl vermöge der Hoheit seines Geistes und seines Charakters, als auch in Bezug auf die bedeutende Rolle, die er im Oriente zu spielen berufen ist.“

Das „Mémorial Diplomatique“ sagt: „Die schmeichelhafte Aufnahme, die der junge Souverain bei den drei Kaisern von Rußland, Österreich und Frankreich gefunden hat, ist ihm eine kostbare Garantie dafür, daß er sich in seinen Hoffnungen nicht täuschen wird, und daß die Schutzmächte ihren ganzen Einfluß und ihr ganzes Wohlwollen dahin verwenden werden, um Rumäniens legitimen Wünschen Rechnung zu tragen und ihm die Ausübung seiner durch die Traktate gewährleisteten Rechte zu erleichtern.“

Der „Gaulois“ ist fest überzeugt, daß diese Reise einen bedeutenden Einfluß auf die Zukunft Rumäniens haben werde, und eine andre Zeitung sagt: „Das jetzt vereinigte und regenerierte Rumänien wird berufen sein, dem Osten Europas einen analogen, wenn nicht noch größeren Dienst zu erweisen, als

Belgien dem westlichen Europa erwiesen hat. Alle Vernünftigen erkennen dies an, und Frankreich begrüßt daher mit Freuden im Fürsten Karl von Rumänien die Hoffnung einer neuen Dynastie und eines zu neuem Leben erweckten Volkes.“

4./16. Oktober. Verlobungsfeier in Monrepos oberhalb Neuwieds. Fürst Karl trifft mit seinem Gefolge nachmittags zwei Uhr in Neuwied ein, hier erwartet ihn sein junger Schwager, Fürst Wilhelm von Wied, und fährt mit ihm nach dem eine Stunde entfernten, inmitten eines herrlichen Buchenwaldes gelegenen Jagdschloß Monrepos, wo seine Braut ihn glücklich empfängt. Bei dem bald darauf stattfindenden Mahle bringt die Fürstin Mutter einen Toast auf das Brautpaar aus, wobei sie in bewegten Worten auch die wärmsten Glückwünsche für das zukunftsreiche Land ausspricht, in das ihre einzige Tochter nun so bald ziehen soll. — Fürst Karl sendet folgende Proklamation nach Rumänien:

An den Herrn Präsidenten des Minister-Rats!

Durch die Wahl der Nation berufen, deren Geschichte zu lenken, habe ich die Sorge, aus allen meinen Kräften für die Entwicklung und das Glück meines zweiten Vaterlandes zu arbeiten, zum alleinigen Zweck meines Lebens gemacht.

Als ich den Thron annahm, der mir von der Liebe und dem Vertrauen eines ganzen Volkes entgegengebracht wurde, verhehlte ich mir nicht, daß der Hauptgedanke, der dieser einstimmigen Berufung eines fremden Fürsten zu Grunde lag, der war, in Rumänien eine feste Dynastie aufzueinen zu sehen, welche unerschüttert bliebe durch alle politischen Bewegungen, denen das Land ausgesetzt sein könnte, und sich über jegliche Rivalitäten und Parteizwistigkeiten erhöhe.

Wenn ich in meinem Innern darüber noch den geringsten Zweifel gehegt hätte, so wäre er geschwunden vor den so oft wiederholten Kundgebungen sowohl der Kammer und der hohen Staatskörper, als auch des ganzen Landes, welches keine Gelegenheit versäumte, mir dieses ebenso heiße wie gerechtfertigte Bestreben des rumänischen Volkes ins Gedächtniß zurückzurufen.

Mein Bemühen war stets, diesen Wunsch der Rumänen so bald wie möglich zu befriedigen, und wenn mir dies bisher nicht beschieden war, so lag die Schuld mehr an den Umständen und an den schwierigen Aufgaben, welche die ersten Jahre meiner Regierung in Anspruch nahmen, als an Meinem Willen.

Heute bin ich so glücklich, meinem Volke für die Ordnung und die Stetigkeit, deren es so sehr bedarf, Gewähr geben zu können durch die Mittheilung, daß ich meine Verlobung mit der am 29. Dezember 1843 geborenen Prinzessin Elisabeth von Wied gefeiert habe.

Indem ich dies durch Sie zur Kenntniß des Landes bringe, dem ich mein ganzes Leben gewidmet habe, fühle ich es als meine erste Pflicht, Gott den Allmächtigen zu bitten, daß er Rumänien in dieser neuen Ära seiner Entwicklung unter seine schützende und segnende Obhut nehmen und mir das Verständnis und die Kraft verleihen möge, mein Land glücklich zu machen.

Carol.

5./17. Oktober. Von allen Seiten laufen schon Glückwunschsdepeschen ein, und in Rumänien wird die Verlobung des Fürsten mit lebhafter Befriedigung aufgenommen.

Da heute Sonntag, wohnt der Fürst dem protestantischen Gottesdienste, der in einem Saale von Mourepos stattfindet, bei. Seine liebliche Braut spielt selbst die Orgel, nach demselben schreibt er in ihr Tagebuch:

„Liebe wird durch Liebe vergolten! Komm Deinem Volke mit derselben Liebe, demselben Vertrauen entgegen, womit Du mir entgegen kamst: dann wird nicht nur Ein Herz in Treue für Dich schlagen, sondern Millionen Herzen werden sich mit dem Einen vereinigen; ich aber werde mich glücklich preisen, denn Du gehörst nicht mir allein, ein ganzes Volk bekommt ein Anrecht an Dich, ein ganzes Volk blickt mit Vertrauen und Zuversicht auf Dich und wird Dir Liebe durch Liebe vergelten!“

Prinzeß Elisabeth schreibt dem Vater ihres Verlobten:

Mein gnädigster Herr!

Die große Güte, die mir Ew. Königliche Hoheit immer gezeigt haben, berechtigt mich auch heute zu der Hoffnung, daß Sie mich freundlich in den Kreis Ihrer Kinder aufnehmen werden, und ich somit den langentbehrten theuren Vaternamen nun von Neuem liebend nennen darf. Die Größe der Aufgabe, die ich erfüllen soll, hat keine Schrecken für mich an der Seite eines so starken, muthvollen Mannes. Ich verlange ja nur von ihm geleitet zu werden; denn ich glaube fest, so, wie er sagt, ist es gut. Die Schwierigkeit unsrer Lage und die Abgeschlossenheit, die sie mit sich führt, kann uns nur desto fester aneinanderketten, und der Frieden unseres Hauses soll allen äußeren Stürmen einen starken Damm entgegensetzen. Bei der Gründung dieses unseres Hauses bitte ich Sie, mein theurer gnädigster Herr, um Vaterliebe und Vatersegen, da ich von nun an bin

Ew. Königlichen Hoheit treu gehorsame Tochter

d. 17. Okt. 1869.

Elisabeth.

König Wilhelm telegraphiert aus Baden:

„Empfange meine herzlichsten Glückwünsche zu der so erfreulichen Mittheilung Deiner Verlobung mit Prinzessin von Wied, die alle Eigenschaften besitzt, Dein Glück zu begründen und Deine Zukunft, so Gott will, zu befestigen.“

Wilhelm.

Der Kronprinz telegraphiert aus Athen:

„Ich umarme Dich im Geiste, bekomme soeben die Nachricht Deiner Verlobung mit Elisabeth Wied, Gott möge Euch Beide segnen!“

Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

Der Glückwunsch der Minister aus Bukarest ist außerordentlich herzlich, der Wunsch nach baldiger Heimkehr des Fürsten folgt ihm aber sogleich. Der Fürst

danke telegraphisch und hofft, daß der Patriotismus der Minister die Uneinigkeit, die immer wieder zwischen ihnen ausbricht, zu bekämpfen wissen werde. Er verspricht auch, so bald wie irgend möglich ins Land zurück zu kommen, und drückt dem Ministerium sein volles Vertrauen aus.

Zugleich schreibt er dem Fürsten Ghika, daß er wohl verstehe, wie viele Schwierigkeiten der Minister-Präsident gerade wegen seiner Abwesenheit zu überwinden habe, er möge aber mutig ausharren, denn die Resultate seiner Reise würden sich allmählich immer mehr zeigen; das Glücklichsste, seine bevorstehende Vermählung, habe nicht in kürzerer Zeit erreicht werden können. Für die Intriguen im Innern zähle er auf D. Ghika's Energie, Geschicklichkeit und seine eigene legitime Popularität.

8./20. Oktober. Fürst Karl verläßt Remwid, um sich über Baden-Baden und die Weinburg nach Florenz zu begeben, wo er den König Victor Emanuel zu besuchen wünscht.

9./21. Oktober. Sehr angenehme Stunden verbringt der Fürst in Baden mit dem preußischen Königspaare. Dasselbe ist wie auch die großherzoglichen Herrschaften sehr erfreut über seine bevorstehende Vermählung und die getroffene Wahl. Wenn irgend möglich, wollen die preußischen Verwandten seiner Hochzeitsfeier beiwohnen. — Fürst Karl überbringt dem Könige den Auftrag des Kaisers Napoleon und teilt ihm seine Pariser Eindrücke mit.

10./22. Oktober. Ankunft bei den Eltern in der Weinburg, wo er viele Briefe vorfindet, unter andern den Dankbrief des Kaisers Alexander auf das Schreiben, welches Fürst Karl nach seiner Rückkehr aus Livadia an ihn gerichtet hat.

Fürst Karl antwortet gleich und teilt dem Zaren seine bevorstehende Heirat mit.

In Paris hat es — nach den Äußerungen der Presse wie nach Privatnachrichten — einen sehr günstigen Eindruck gemacht, daß Fürst Karls Vermählung keinen politischen Charakter trägt. Rumänien sei auf die strengste Neutralität angewiesen, und eine verwandtschaftliche Beziehung zum Hofe irgend einer Großmacht würde viele Intriguen und Eifersucht hervorgerufen haben.

Graf Kenyerling schreibt aus Bukarest vom 12. Oktober:

„Am Vorabend meiner Abreise nach Konstantinopel eile ich, E. S. meinen tiefgefühltesten unterthänigsten Dank zu Füßen zu legen für den Anteil, den E. S. unzweifelhaft an der glänzenden Gestaltung meiner Carriere haben. . . .

„Die äußeren Beziehungen sind gegenwärtig hier glatt und convenable, innerlich wird dagegen unglaublich tripotirt und intrigirt; die wenigen anwesenden Minister behaupten, nicht mit einander leben zu können; ich habe Jedem, wenn er mir seine Schmerzen klagte, Geduld und Patriotismus gepredigt.“

Der Minister-Präsident dringt brieflich wiederum in den Fürsten, bald heimzukehren, und teilt ihm mit, daß die Eröffnung der Giurginer Eisenbahn vom Unternehmer bis auf seine Heimkehr vertagt sei, und daß auch Ofenheim die von ihm fertiggestellte Strecke dem Publikum noch nicht übergeben habe.

11./23. Oktober. Der Fürst teilt dem Grafen Bismarck seine bevorstehende Vermählung mit, die um so bedeutungsvoller für sein Leben sei, als er seine Wahl, abgesehen von allen politischen Kombinationen, nur der Eingebung seines Herzens folgend, getroffen habe. Ferner schreibt er, daß er auf seiner Reise die Ernennung des Grafen Knyserling zum Gesandten in Konstantinopel erfahren habe, und bringt für den vakanten Posten in Bukarest Herrn von Radowiß in Vorschlag, als einen Mann, der alle Eigenschaften besitze, um die preußische Regierung würdig zu vertreten, und der zugleich seinem liebenswürdigen Charakter nach besonders geeignet sei, die wärmsten und freundlichsten Relationen zwischen der Regierung Sr. Majestät des Königs und der des Fürsten zu unterhalten.

12./24. Oktober. Prinzess Elisabeth trifft mit ihrer Mutter auf der Weinburg ein, um sich ihren künftigen Schwiegereltern vorzustellen. Leider hat der Herbst dem Winter schon das Feld geräumt, und die Kälte ist schon empfindlich. Desto inniger gestaltet sich das Familienleben in der Weinburg, wo auch der Graf und die Gräfin von Flandern eingetroffen sind und den Kreis um den Fürsten und die Fürstin von Hohenzollern vervollständigen.

12./24. Oktober. Der Minister Cogalniceanu begiebt sich mit dem österreichischen Generalkonsul von Bukarest nach Turnu Severin, um den Kaiser Franz Joseph zu begrüßen, welcher der Eröffnung des Suezkanals beiwohnen will und auf der Reise nach Konstantinopel bis Rustschul auf der Donau fährt. Der Fürst hat ihm seine eigene Post mit dem Achtgespann nach Orschova gesandt, damit er sie bis Turnu Severin, wo er sich einschiffen will, benutzen könne. Wie Cogalniceanu telegraphisch berichtet, hat der Kaiser besonderes Gefallen an dieser Postfahrt gefunden, und die janzendenden Postillone in ihren bunten Kostümen und bewimpelten Hüten haben ihn sehr amüsiert.

15./27. Oktober. Fürst Demeter Ghika überreicht dem österreichischen Kaiser in Rustschul den Brief seines Fürsten (aus Monrepos vom 6./18. Oktober), in welchem derselbe sich dankbar der freundlichen Aufnahme in Wien erinnert und ihm seine Verlobung mitteilt. Wegen dieses Ereignisses habe der Fürst es sich leider versagen müssen, den Kaiser auf dessen Orientreise persönlich an der Grenze seines Landes begrüßen zu dürfen. —

Prinzess Elisabeth und ihre Mutter kehren wieder nach Neuwied zurück, wo die so nahe bevorstehende Vermählung (sie ist auf den 15. November festgesetzt) ihre Anwesenheit erforderlich macht.

Des Fürsten Reise nach Florenz ist wegen Erkrankung des italienischen Königs aufgegeben.

Auch in Konstantinopel wie bei den Westmächten hat die Verlobung des Fürsten mit der Prinzessin von Wied einen sehr guten Eindruck gemacht. D. Sturdza berichtet, daß man ihm von allen Seiten gesagt habe: Gerade das Unpolitische der Heirat sei das wirklich Politische und zeige des Fürsten Weisheit und Takt. — In Bezug auf die mit Rußland abzuschließende Konsular-Konvention schreibt Sturdza, daß die Türkei dagegen ernstlich protestieren würde, zumal da man ihr keine Abschrift derselben gezeigt habe. — Der russische Botschafter in Kon-

stantinopel behandelt diese Konvention wie ein Geheimnis, und Sturdza befürchtet, daß Rußland durch diese Gunstbezeugung Frankreich und England Rumänien entfremden, nicht aber letzterem einen wirklichen Vorteil gewähren wolle.

Der Besuch der französischen Kaiserin hat einen tiefen Eindruck in Konstantinopel gemacht, weil der Sultan zum erstenmal vor allem Volke eine Frau am Arme geführt hat, und weil zum erstenmal einer Frau dieselben Ehren erwiesen wurden wie dem Kalifen. Bei dem Empfang der Diplomaten hat die Kaiserin D. Sturdza ihr Bedauern ausgedrückt, den rumänischen Fürsten nicht in Paris haben begrüßen zu können.

Der preussische Kronprinz hat Sturdza seine große Freude über die Wahl ausgedrückt, die der Fürst bei seiner Verlobung getroffen.

22. Oktober/3. November. Die fürstliche Familie verläßt die Weinburg. Fürst Karl begiebt sich mit seinem Vater, seinen Brüdern und zahlreichem Gefolge nach Sigmaringen; die Bevölkerung bereitet ihnen einen warmen Empfang. Eine starke Erkältung läßt den Fürsten Karl das rauhe Wetter doppelt empfinden. — Das Schloß zu Sigmaringen ist während der Abwesenheit des Fürsten sehr verschönert worden, man hat einen monumentalen Bau errichtet, in welchem die Kunstschätze aus dem Mittelalter aufgestellt worden sind, die Fürst Karl Anton gesammelt hat.

24. Oktober/5. November. Fürst Karl Anton giebt zu Ehren seines Sohnes ein großes Diner von sechzig gedeckten im Ahnensaale des Schloffes; alle Geladenen sind sehr erfreut, ihren jungen Prinzen wiederzusehen, und stolz darauf, daß sein mutiges Wagnis von einem so glücklichen Erfolge begleitet worden ist. Fürst Karl Anton giebt diesen Gefühlen in dem Trinkspruche auf seinen Sohn Ausdruck: Er erhebe sein Glas auf einen Sproß des Hauses Hohenzollern, welchen er mit Stolz seinen Sohn nennen dürfe!

Fürst Karl antwortet bewegt, daß er glücklich sei, hier, an der Wiege seines Geschlechtes, im Namen eines ganzen Volkes sprechen zu können, welches ihn zu seinem Herrscher erwählt habe und heute dankerfüllt seine Blicke hierher richte.

In Sigmaringen erhält der Fürst folgenden Brief des Kronprinzen aus Konstantinopel vom 26. Oktober 1869:

Mein lieber Karl,

Das von Euch Beiden unterschriebene Telegramm mit der Anzeige Eurer Verlobung fand ich erst bei meiner Ankunft hier selbst vor; ich eile, auf diesem Wege Euch meinen athenischen Glück- und Segenswunsch zu wiederholen.

Du wirst Dir denken können, wie mein Herz beim Empfang der Nachricht gejubelt hat, denn eine lang gehegte stille Hoffnung hat sich erfüllt, und meine Erwartung, daß Elisabeths Erscheinung ihren Eindruck auf Dich nicht verfehlen werde, ist eingetroffen. Möge Gott nun Euch in Eurer Ehe das Glück bescheiden, das Du in der meinigen oft genug zu beurtheilen Gelegenheit gefunden hast; möget Ihr also reichlich für all' die Entfagungen entschädigt werden, die Eure Stellung in der neuen Heimath unvermeidlich mit sich bringt.

Wie ich von Deinem hiesigen Vertreter und auch schon in Athen vernahm, gedenkt Ihr bereits im November zu heirathen und als Ehepaar heimwärts zu ziehen; mithin kann ich nur in Gedanken bei Euch sein und aus dem Gelobten Lande oder vom Nil her meine Segenswünsche senden. Laß mich nur bei Zeiten wissen, an welchem Tage und wie und wo die Hochzeit gefeiert wird.

Jetzt aber umarme Elisabeth in meinem Namen, an die natürlich die obigen flüchtigen Zeilen gerade so wie an Dich gerichtet sind, und laß sie mich als Cousine auf's Freudigste in unserer Familie willkommen heißen. Sie kennt meine alte Anhänglichkeit an sie, ihre Mutter und ihren Bruder, so daß ich hier nicht erst viele Worte zu machen brauche. Wie gesagt, ich hatte mir schon längst gedacht, daß sie die richtige Frau für Dich, und die rechte Landesmutter für den Staat wäre, der durch ein edles, hochherziges, aber auch thätig eingreifendes Fürstenpaar aus einer traurigen Vergangenheit zu lebensfähiger Thatkraft emporgehoben werden soll — und sicherlich werden wird!

Mehr kann ich aus „Stambul“ beim besten Willen nicht schreiben; da Du aber meine Gesinnungen kennst, so wirst Du schon aus den Zeilen herauslesen, wie ich's meine. Und hiernit Gott befohlen!

Ewig, mein lieber Karl, Dein aufrichtiger, treuer Freund

Friedrich Wilhelm, Kpz.

25. Oktober/6. November. Die ganze fürstliche Familie begiebt sich zu Wagen von Sigmaringen nach Hechingen, wo in der Villa Eugenia abgestiegen wird.

26. Oktober/7. November. Ausflug nach dem Zolleru, dem alten Stammsitz der Familie, welchen Fürst Karl von Rumänien nach der Restauration jetzt zum erstenmal wiederseht. Vor der Besichtigung der Räume wohnen alle der Messe in der Schloßkapelle bei; später findet das Dejeuner statt, bei welchem Fürst Karl die Gesundheit des Königs von Preußen ausbringt. Dieser Trinkspruch wird dem Letzteren telegraphisch überandt: „Obwohl heute Fürst von Rumänien, bin und bleibe ich Hohenzoller; es liegt mir daher am Herzen, auf der alten Stammburg das Wohl des allerhöchsten Chefs unseres Hauses auszubringen. — Es lebe der König Wilhelm!“

Von Hechingen fährt Fürst Karl abends bis Stuttgart.

27. Oktober/8. November. Ankunft in Darmstadt, wo der Fürst dem großherzoglichen Hofe einen Besuch abstattet. Der alte Großherzog Ludwig empfängt ihn auf das herzlichste und läßt sich von ihm viel über die Reise nach der Krim und Livadia berichten; da die Kaiserin seine Schwester ist, interessiert ihn alles außerordentlich. Bei dem Diner, das dem Fürsten zu Ehren stattfindet, lernt er die Gemahlin des Prinzen Alexanders von Hessen, die Prinzessin Vattenberg, und ihre Tochter kennen.

Nach der Vorstellung im Theater reist Fürst Karl noch nach Frankfurt, da er am folgenden Tage in Monrepos bei seiner Braut eintreffen will.

28. Oktober/9. November. Wiedersehen mit Prinzessin Elisabeth.

30. Oktober/11. November. Das Brautpaar hat einige schöne Tage miteinander verlebt; Fürst Karl trennt sich heute von seiner Verlobten und trifft in Koblenz mit seinem Vater zusammen, um der Königin von Preußen einen Besuch abzustatten und mit ihr die letzten Bestimmungen über die Vermählungsfeierlichkeiten zu treffen.

31. Oktober./12. November. Fürst Karl geht mit seinem Vater nach Düsseldorf; denn er will die letzten Tage vor der Hochzeit noch mit seinen Eltern und Geschwistern verbringen.

In Düsseldorf wird der rumänische Herrscher sehr gefeiert; sowohl die Militär- wie die Zivilbehörden, der Malkasten wie der Sebastians-Schützen-Verein stellen sich ihm vor und drücken ihre Freude aus, ihn dort zu sehen.

Fürst Karl Anton vereinigt die Spitzen der Behörden zu einem großen Festessen, an dem auch der Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar, der in Düsseldorf bei den 11. Husaren steht, teil nimmt.

König Wilhelm drückt sein Bedauern, der Hochzeit des Fürsten von Rumänien nicht beiwohnen zu können, in folgendem Briefe an den Fürsten Karl Anton aus:

Berlin 11. 11. 69.

„Aus Deinem gütigen Briefe ersehe ich, daß Ihr Alle bereits in Düsseldorf seid, so daß mein Antworts-Telegramm an Deine Söhne auf das ihrige von der Burg Hohenzollern sehr verspätet ihnen zugegangen sein wird. Aber aus Deinem Briefe sehe ich, daß Du mit Deinen Söhnen auf der Burg warst, so daß ich fast vermuthete, daß Du jenes Telegramm mit unterzeichnet hast, was ich übersehen habe, da ich an erster Stelle den Rumänier las und dahinter nur die Brüder zu lesen glaubte; habe ich mich also wirklich geirrt und Deinen Namen übersehen, so bitte ich tausendmal um Verzeihung. Daß den Rumänier Deine Halle, seine Jugenderinnerungen und die Burg entzückt haben, — wie natürlich. Leider scheint aber das Wetter demjenigen am Einweihungstage vollkommen geglichen zu haben. Ich freue mich, Eure Tages-Eintheilung bis zur Abreise Karls aus Deinem Schreiben zu ersehen. Wie gern wäre ich selbst zum 15. erschienen, indessen in dieser Jahreszeit und nachdem ich in wenig Monaten acht Mal die Rhein-Reise hin- und zurück gemacht und jetzt hier gar Vieles zu thun habe, muß ich auf diese Freude verzichten. Für den Fall, daß die Königin an ihrer Absicht, zum 15. nach Neuwied zu kommen, verhindert würde, werde ich meinen General-Adjutanten, den Prinzen Woldemar Holstein, als meinen Repräsentanten senden. Wäre ich zugegen, so würde ich es mir nicht nehmen lassen, das Wohl der Neuvermählten und deren Familien selbst bei Tafel anzubringen. Ist die Königin gegenwärtig, so wirst Du Dich dieserhalb wohl besprechen. Jedenfalls schreibe ich dem Prinzen Holstein, daß er diesen Akt nicht in meinem Namen übernimmt, sondern es Dir überlassen bleibt, wie sich's gebührt, doch hoffe ich, daß Du meinen Namen dabei nennest, denn ich werde im Geiste und mit ganzem Herzen anwesend sein!

„Den Orden für den Minister Boeresku sende ich mit Freuden hierbei und ersuche Dich, ihn demselben am 15. selbst zu übergeben.

„Mit Segenswünschen für Euch Alle und Flanderns und vor Allen für das junge Paar und dessen ganze Zukunft,

Dein treuer Vetter

Wilhelm.

Hortense Cornu sendet dem Fürsten aus Longpont ihre liebevollen und freudigen Wünsche zu seiner bevorstehenden Verbindung avec une femme digne de regner, c'est à dire de travailler, de painer avec vous. Sie fürchtet, ihn nie wiederzusehen, da in ihrem Alter die Jahre doppelt zählten, und freut sich, daß sie ihn wenigstens einige kurze Stunden in Paris habe sprechen können und ihn, den sie als Kind schon gekannt, nun als homme fait erblickt habe. Ici, à Paris, vous avez laissé une excellente impression . . . Nul doute que votre voyage ne profite à votre pays, en dehors même de la charmante souveraine que vous allez y ramener. —

Kaiser Franz Joseph schickt aus Konstantinopel vom 30. Oktober seine Glückwünsche in Erwiderung der Verlobungsanzeige, welche der Fürst ihm gesandt, und dankt zugleich für die vielen Beweise freundlicher Aufmerksamkeit, die ihm auf seiner Reise überall an den Grenzen Rumäniens durch festliche Empfänge zu Theil geworden seien.

Von anderer Seite wird dem Fürsten über den Aufenthalt des österreichischen Kaisers in Konstantinopel berichtet, daß Ali Pascha dem Grafen Beust gesprächsweise den Vorschlag gemacht habe, Osterreich solle doch die Donaufürstentümer annektieren, die Türkei werde dieselben mit Freuden abtreten. Dagegen habe Graf Andrássy aber gleich energisch protestiert.

(Fortsetzung folgt.)



Diebe.

Novelle

von

Luise Westlich.

Es war kurz vor Weihnachten. Der schwere Winterhimmel schien herabzuhängen bis auf die Waggonn, die in ununterbrochener Folge zur Entleerung auf die Nebengeleise des Bachhofs geschoben wurden. Kisten und Ballen häuften sich auf dem langgezogenen, mauerumschlossenen Bierack. Hochbepackt schwankten flache Kollwagen aus dem weit offen stehenden Thor. Mit Rindvieh oder Hammeln beladen rasselten Fleischerkarren zum Schlachthaus. Weiter zurück schaufelten geschwärzte Gefellen schweigend und hastig die naßglänzende Füllung der Kohlenbehälter in bereitstehende Lastfuhrwerke, deren Säule unter ihren

triefenden Lederdecken ab und zu fröstelnd die Rückenhaut zusammenzogen, die feuchten Mähnen schüttelnd, während aus ihren Rüstern Dampf aufstieg wie aus einem Kessel kochenden Wassers.

Vor dem Thor, zwischen dessen weit zurückgeschlagenen Gitterflügeln hindurch die Empfänger all' der bunten Wareneindungen, Frachtbriefe in der Hand, aus und ein zogen, standen acht Männer, dampfend' und frierend wie die Karrengäule und fast so unbeweglich wie sie. Nur wenn ein bekannter Kohlenhändler an ihnen vorbei zum Packhof schritt, rief der eine oder andre ihn an: „Waggon Kohlen einzuschaulen? Ich mach's Ihnen billig.“ Meist antwortete ein Kopfschütteln, ein kurzes: „Hab' meine eigenen Leute. Heute nicht.“

Dann drehte der Frager sich wieder auf dem Absatz herum, die Hände in der Tasche, starrte den grauen Himmel an, auf den die kahlen Zweige einiger Bäume wunderliche schwarze Figuren zeichneten, oder auch die rote Laterne der nächsten Destillation, die durch die hereinbrechende Dämmerung lockend und tröstlich herüberfäimmerte.

Den Geschäftigen, die zum Thore hinaus und hereinwogten, stand die Gruppe einigermaßen im Wege. Aber keiner der Männer hieß sie beiseite treten, und was vom weiblichen Geschlecht durch die Bochtolterstraße wandern mußte, drückte sich bescheidenlich an den Häusern hin; ja, die alte Dame, die allabendlich des Weges kam, versäumte nie, ihren asthmatischen Mops vorsichtig auf dem Arm unter ihrem Radmantel zu bergen. Gleichwohl schallte oft eine unaufrichtige Redensart oder ein rohes Lachen den schon Vorüberhuschenden nach.

Ein beißender Mutterwitz frod diesen Glenden niemals ein, die Schnoddrigkeit der Menschen, die nichts mehr zu verlieren haben. Sie waren keine Arbeiter von Haus aus. Der im Arbeiterstand Geborene sinkt selten zu solcher Stufe herab. Es waren Söhne aus guten Bürgerhäusern. Der Hagere, Magere mit der vorspringenden Nase und der zurücksiehenden Stirn unter zerlumpter Schottenmütze, — Fritz aber helle, nannten ihn die andern — hatte „Schulmeister gelernt“ und war einem Lehrerseminar entlaufen. Kohlenludchen, der dicke Rundkopf mit den breiten Schultern, begann seinen Lebenslauf als behäbiger Gutsbesitzer. Dreißig Tonnen Landes hatte er durch die Gurgel gejagt. Der schwarze Konrad war ein Bierbrauerssohn, ein schweigsamer, unheimlicher Gesell. Unter seinem breitrandigen Schlapphut glühten schwarze Flackeraugen aus einem Wald von Haar und Bart hervor. Geheimnisvolle, namenlose Verbrechen brachten ihn ins Zuchthaus. Aus dem Kreise der Seinigen verstoßen, schleppte er Kohlen im Taglohn. Küselfrühe hatte einen Gasthof ererbt; unglücklicherweise schmeckte ihm sein eigener Sekt zu gut. Das war damals. Jetzt gab er nichts mehr auf solch' flaves Gebräu. Er trank Kartoffelschnaps aus Bierseideln, — einige behaupteten, er gieße noch Schwefelsäure zu, um nur etwas auf der Zunge zu verspüren. Dann waren da noch Daxe, Frosch, ein ehemaliger Goldschmiedsgeselle, und Boxer, ein weggejagter Zahlmeister und nun periodischer Säuer. Während seiner wochenlang andauernden Nüchternheitsphasen fertigte er sehr saubere Kopieen für einen Rechtsanwält. Auch besaß er eine wirkliche, ihm an-

getraute Frau. Als der vornehmste der Gesellschaft wurde ein ehemaliger Weinhändler und lyrischer Dichter betrachtet, ein wunderlicher Heiliger, mit einem Gesicht wie ein Mädchen, kornblumenblauen Augen, denen die Trunkenheit einen schimmernden, schwimmenden Ausdruck lieh. Er hatte sehr feine Züge und die Haltung eines Mannes aus guter Familie. In seinem zerlumpten Rock, mit dem grauwollenen Schawl um den Hals, sah er aus wie ein verkleideter Prinz. Die Kameraden nannten ihn Schlingelstittich. Seinen ursprünglichen Namen hatte er abgestreift, von sich geworfen, als stechende Mahnung an bessere Zeit, wie alle diese Männer, die hartes Tagewerk schafften für ein wenig Brot, um wie das Vieh ihren Hunger zu stillen, — für viel Alkohol, um darin die Gedanken zu ersäufen, den immerwährenden Katzenjammer, der aus der Verglehnung zwischen einst und jetzt entsprang.

Der graue Himmel schien tiefer zu sinken. Zwischen den Rädern der Waggons hervor kroch die Dunkelheit hinauf der Dunkelheit von oben entgegen. Durch Nebelhöfe flimmerten rötlich die einzelnen, über den unwirtlichen Ramm verstreuten Holz- und Gasflämmchen. Der Fünfuhzug war herein.

„Nischt nich,“ sagte Kohlenludchen und schlug sich auf die Wäpfe. „Ich werd' mir hier nich länger die Beine in den Leib stehen. Ich geh' und gieß' einen auf die Lampe.“

Frosch sah auf seine Füße, die in einem lehmfarbigen Überzug steckten, der keine Unterscheidung zuließ, was an ihm Leder und was Straßenschmutz war. „Hätt' ich man Stiebeln!“

Küßelfriße, der die „Destillation“ immer in der Tasche trug, nahm einen Schluck, dabei mit falschem Blick nach Boxer hinüber schielend; — er vernichtete seit dem Morgen seine Kohlenschaukel und hatte den andern im Verdacht, sie ihm weggenommen und verfehlt zu haben.

„Pfi Deibel! schäbiger Geiztragen,“ brummte Boxer, als jener die Flasche einsteckte, ohne ihm einen Schluck anzubieten.

„Erst gieb mir mal meine Schute 'raus,“ troßte Küßelfriße.

„Daß dich die Fliegen begrafen, Quatschkopp! Ich weiß von keiner Schute.“

„Er hat mich meine Schute weggenommen,“ klagte Friß.

„Hab' ich nich! Aff' du!“

„Hast du wohl!“

„Wenn ich man Stiebeln hätte!“ wiederholte Frosch.

Sie setzten sich langsam in Bewegung, mit kleinen Schritten, wie Leute, die dem Glück gern Zeit lassen wollten sie am Rockzipfel zu fassen, ehe sie vom Markt abtraten, dem Markt, auf dem sie täglich ihr einziges Eigentum feilboten, ihre vom Alkoholgenuß zu kurzer, übernatürlicher Kraftleistung aufgestachelten Muskeln und Sehnen. Schräg über die Straße schlurften sie, wie Eisenspäne von einem Magneten unwiderstehlich angezogen von der roten Flackerlaterne über schmaler Kneipentür. Auf ihrem Wege lag eine tote Katze, überfahren oder erschlagen. Ihr Fell war feucht vom Winternebel, ihre Glieder verzerrt von einer letzten Todesqual.

„Rief mal,“ rief Kohlenludchen, mit der Fußspitze die kleine Leiche von einer Seite zur andern wälzend, „da liegt 'n Fundgut auf 'm Pflaster.“

Fritz aber helle packte das Tier am Schwanz, ließ es wie ein Rad durch die Luft sausen und schleuderte es klatschend gegen die Bachhofmauer. Die andern johlten vor Vergnügen. So ein Vieh, vor Stunden noch voll Widerstandskraft und Lebenslust und das sich nun willenlos mißhandeln läßt, — 's ist komisch! —

Aber Schlingelfittich hatte rasch die Hand erhoben wie zur Abwehr. Eine Blutwelle flutete über sein blasses Gesicht. „Dummköpfe! Dummköpfe! — Meint ihr, wir werden nicht am Zaun verrecken wie die Raben?! —“

„Dho! Dho!“ — „Run aber —!“ — Dieser Schlingelfittich hatte Einfälle! —

Unbehaglich war das Wort ihnen allen in die Seele gesunken. In jedem weckte es sein besonderes Leid auf, die besondere Trostlosigkeit seines Lebens. Und da die Bahnhofsuhr eben sechs brummte, murmelte Küselfriße:

„Nu läuteten sie sonst bei mir zur zweiten Tabela. Un uns're Mamsell, die hatte da so 'n Ragout fin, Zunge mit Champignons und Krebse, -- na ich sage Euch!“ Er sog die Luft ein, in der Erinnerung schwebend, und schüttelte sich, als, dem Kneipenteller entströmend, der Duft von Talg und verbrannten Zwiebeln ihm beleidigend die Nase füllte.

Der schwarze Konrad sah das behagliche Wohngemach im Elternhaus heraufsteigen, seines Vaters Gesicht voll Güte und Rechtschaffenheit, die Geschwister um den runden Tisch über ihre Schularbeiten gebeugt, Eveline, das Nesthäkchen mit dem Bilderbuch, Eveline, die ihn nicht mehr kennen wollte! — Aufseufzend schleuderte er seinen Schlapphut gegen das Hakenbrett neben der Thür, wo er hängen blieb, und warf sich stumm brütend auf einen Stuhl.

Boxer bekam einen seiner hysterischen Anfälle. Er schluchzte wie ein Schulbube, der nachsitzen soll. „So ein schlechter Kerl, wie ich bin! Hier sit' ich nud lump — und hab' eine Frau zu Haus, so eine Frau —! Himmelsakrament! Schnür' mir doch einer die Gurgel zu! Schlagt mir die Platte ein wie einer räudigen Katte! Daß ich das Saufen nicht lassen kann! Das verfluchte Saufen! Das ist schuld dran, daß ich so ein Lump geworden bin.“

„Sa woll,“ sagte Küselfriße grimmig, „meine Schute hast du mich auch weggenommen.“

Auf diese Beschuldigung hin begann Boxer noch viel bitterlicher zu wehklagen.

Doch Fritz aber helle überbrüllte ihn, lautjammernd über das Herzeleid, das er seiner unglücklichen Mutter zufüge.

„Ich denk', Ihnen Zhrer Mutter duht der Kopp schon längst nich mehr weh,“ sagte Vater Häbermann, der Wirt, und knuffte ihn besänftigend in den Rücken.

„Allerdings, sie wurde begraben, als ich eben sechs war,“ bestätigte der junge Mensch tief traurig. „Aber wenn sie lebt: —! Häbermann, wenn sie lebte!“

„Wenn ich man Stiebeln hätte,“ wiederholte Frosch, nun auch dem Weinen nahe, während Kohlenludchen mit heiserer Stimme prophezeite: „Die Juden würden nach und nach jeden christlich deutschen Mann von Haus und Hof treiben so wie ihn. Man solle nur Achtung passen!“ — Schlingelfittich wischte sich schon längst mit dem Zoppenzipfel die Augen.

Der Wirt lächelte. Er kannte seine Kunden. Schweigend schob er jedem seinen gewohnten Abendtrunk hin, den einzigen Trost für ihr unheilbares Leid, und niemals noch hatte dieser Trost versagt.

Schlingelfittich griff nach dem Glas wie ein Verschmachtender, trank es leer auf einen Zug, stemmte die Ellbogen auf den Tisch und begann vor sich hinzureden, wie er pflegte.

„Ich will Euch sagen: — — das Leben, das Menschenleben ist wie das Meer. — Kennt Ihr das Meer? — Ich kenn's! Ich bin drauf gefahren, einst — mit einer — O ja, ich kenn's! mit seinen Wellenbergen und Thälern, mit seinen grünweißen Rämmen, die so durchsichtig scheinen und so undurchdringlich sind. Ich habe die Quallen in seinem Schoß geschaut, die buntschillernden, die still dort wie Glockenblumen auf einer Wiese stehen. — Und das Meer ist rein, voll heiligem Ekel, es duldet nichts Totes, Verwesendes in seinem Schoß, — das Meer nicht, das Leben auch nicht, das gute, gesunde Menschenleben. Verdorbenes speit es aus, stößt es von sich, wirft es an den Strand. Wir sind solch ein Auswurf des Lebensmeeres! ich und du! und du! du! wir — wir alle!“ Er sprang aufgereggt auf und deutete aus dem Fenster. „Hört Ihr's? Seht Ihr's? Dort! dort wogt's, das Meer, das heilige, ewige, täglich neugeborene! das Leben mit seinen tausend Wellen! Dort brandet's, dort donnert's, schafft und zerstört — — für uns nicht! Uns hat's ausgespieen auf diesen Strand, dies Riff des Lasters, daß Schande wie brennende Sonnenglut uns zersehe, auslösche, verdörre, Schande, Scham, Verzweiflung, — uns, den Ekel des Meeres.“ —

Der Wirt, der Schlingelfittich gern „predigen“ hörte, füllte sein Seidel neu. Und der Unglückliche trank es leer, ohne es zu wissen, und wieder und nochmals, riß fiebernd den grauen Wollshawl vom Halse und fuhr fort, während die andern, mit sich selbst beschäftigt, ihn gewähren ließen.

„Ich will euch noch etwas sagen, aber das ist ein Geheimnis. Das Meer speit nicht alles Unsaubere aus, — das Leben auch nicht. Es giebt Ungeheuer da und dort, weißgliedrige Tintenfische mit wimpernlosen Glimmeraugen; Rachen ohne Leiber, die schlingen und haben keinen Magen für das Verschlungene und schlingen doch alles Lebendige ein; glattes Geschmeiß, kalt, feucht, von klebrigem, fauligem Saft betaut und von solcher Form, daß das Tageslicht erschrickt, wenn die Wellen es herauszuschleudern wollen aus ihrem geheimnisvollen Schoß, daß die Strahlen zurückfliehen zur Sonne und die Erde, vom Krampf des Efels geschüttelt, das Grauegebilde zurückschleudert in die Wogenmacht, in den bodenlosen Abgrund. Dort treibt's, fürchterlich und öd, und die Fische, die lebendigen, rotblütigen schauern, wenn sie's erblicken, und schwimmen eilig davon. — — Ach, ihr armen, toten Muscheln und Seeferne auf der Sandbank! Ihr gestrandeten

Wale und modernden Seehunde. Auswurf des Meeres du, wie bist du unschuldig und lieblich im Vergleich zu dem namenlosen Raubgetier drinnen in den Wellen! — Davon könnt' ich euch sagen. Ich bin ihm begegnet, einmal! und stumm bin ich davon geworden wie die Fische! — — —“

Hier hob Küselstriebe, dessen Krakehlsucht mit jedem Schluck Branntwein stieg, Schlingelstittichs grauen Shawl mit beleidigender Absichtlichkeit vom Boden auf und schob ihn ihm zu. „Sonst stiehlt er ihn dich wie meine Schute.“

Boxer, nun auch kampflustig mit blutgesprenkelten Augen, trommelte mit den Fäusten auf den Tisch. „Dreckschnute! Ich werd' dir deine Schute zu fressen geben!“

Schlingelstittich lächelte hoheitsvoll über den Streit der beiden hinweg. Seine zarte Haut färbte sich mit schwachem Rot, seine Augen blickten schwärmerisch, eine Locke seines blonden Haares fiel über die weiße Stirn herab. „Stehlen,“ wiederholte er, „Diebe, Diebstahl, — entsetzen Euch die Namen? Ach, Ihr armen Kinderherzen! Nehmt einem Menschen die Uhr, das Geld, sein Werkzeug, seinen Rock und schämt Euch. Wehe schreien die Gerechten über Euch, Diebe! Diebe! 's nimmt kein Hund ein Stück Brot aus Eurer Hand. — Ich aber sage Euch: man kann einem Menschen mehr stehlen als seine Uhr und sein Portemonnaie. Es giebt ihrer im Lebensmeer mit geschickteren Fingern und furchtloserem Gewissen, die stehlen Euch das Herz aus der Brust und das Hirn aus dem Schädel, — aber dafür giebt's keinen Richter und keine Strafe. Das Meer speit sie nicht aus, das geduldige Meer des Lebens. Wie Glockenblumen bleiben sie stehen, still schillernd in seinem Schoß, — giftige Blumen, giftige Quallen. Da sind vornehmlich ihre Weibchen mit ihrer Liebe. — — Man ist so dumm! Zum Lachen dumm. Ich habe eine gekannt — mit schwarzen Augen, schwarze Sonnen nannte ich sie. Damals schrieb ich Verse, ja ich! Ich! Sie klangen mir im Ohr wie Windesfäuseln, sie flossen schmeichlerisch mir über die Lippen; wie Quellen aus Bergwänden brechen, so unwiderstehlich brachen sie aus meinem vollen Herzen. Aber der schwarzen Sonnen Glanz war Höllefeuer. Ich habe mich zu Asche dran verbrannt. — Sie konnte lächeln, lächeln! — Finger hatte sie, wie Rosenblätter zart, durchsichtig wie Mondschein. Aber um ein Männerherz zu zerdrücken, waren sie fest genug, ließen nicht locker, saugten wie Tintenfischarme, saugten, saugten —! Malwa! Malwa! gieb mir mein zerquetschtes Herz zurück, mein zerhammertes Hirn! Gieb mir den Menschen wieder, den du fandest und zu Lode gelächelt hast!“

Er warf sich über den Tisch im Paroxysmus seiner Verzweiflung.

„Sa, die Mädchens“, murmelte der schwarze Konrad düster. „Wenn man bloß ohne sie auskömte.“

Kohlenludchen, völlig munter geworden, versicherte, daß er auf die Frauenzimmer pfeife.

Friß aber helle warf sich in die Brust. „Bloß nich anführen lassen! So blau! Wer einer mit 'nem Unterrock glaubt! Un dann Haue, feste! Ich hab's ausprobiert. Meine Karline trägt mir Zinsen wie'n Staatspapier. Wahr und wahrhaftig!“

Vorer schlug überlegen lächelnd die Arme übereinander. „Meine Fran is gut.“ Und was die andern vorbringen mochten zum Schimpf des andern Geschlechts, er wiederholte mit trockener Befriedigung. „Meine Fran is gut.“

Schlingensittich hob langsam den Kopf vom Tische. „Kennt Ihr die Art? Wo bei unsereinem das Herz sitzt, haben sie einen Schlund, ein Maul, das schlingt, einen Mann, zwei Männer, drei Männer, immer mehr! uersättlich! Die Tintenfische des Meeres, ha ha! die Tintenfische des Lebensmeeres! weißgliedrig, mit schamlosen Glimmeraugen und so vielen Saugnäpfen wie Poren am Leibe.“

„Ich sage bloß so viel,“ beharrte Vorer, „meine Frau is gut.“

Aber Küselstriege hatte sich voll Alkohol gefogen wie ein Schwamm. Jetzt trafehlt er nicht mehr, er rausfte. Mit blutunterlaufenen Augen packte er Vorer an der Gurgel und würgte ihn. „Meine Schute, du Hund! Sieb mich meine Schute raus.“

Im Umsehen war die Keilerei allgemein. Die Hiebe prasselten hageldicht. Schon lagen einige am Boden, schon sausten vereinzelt Bierseidel als Wurfgeschosse durch die Luft. Da mit einem Satz stand der herkulische Wirt über dem Knäuel, riß mit ein paar kräftigen Armbewegungen die ineinander Verwungenen auseinander und den zerbrochenen Vorer vom Boden auf. Er begriff, daß es an der Zeit war, seine Zecher zu sichern, und wurde moralisch wie alle Abend Glock zehnt.

„Zahlen Sie jetzt,“ ermahnte er Vorer mit Biedermannsmiene „und dann gehen Sie heim zu Müttern; die wartet. So 'ne brave, proppere Frau, Herr Vorer! Nee, wissen Sie, ich sage immer, was ein Mann von Bildung und Gemüt is, der zeigt auch Respekt und Rücksicht vor das Weibliche. Und was Ihnen Ihre Frau angeht, Herr Vorer, — Hut ab! Ich sage weiter nichts als was die ganze Straße sagt: Hut ab.“

„Hut ab!“ lallte Vorer blödsinnig betrunken nach mit einer Bewegung nach der Stirn, auf der kein Hut saß. Dann sank ihm der Kopf auf die Brust, die Augen fielen ihm zu.

Den Wirt störte das nicht. Gleichmütig durchstöberte er die Hosentaschen des Besinnungslosen, um sich den Betrag der Zecher herauszunehmen, den jener ihm nicht aufzählen konnte. Aber die Taschen waren leer, und nun wurde Häbermann unangenehm. Er wollte nicht der Dumme sein. Kredit konnte er nicht geben. Er war kein Depotjunge! Bei so einer Kundschaft wachsen einem armen Budiker die Bäume ohnehin nicht in den Himmel. Und ein Unmensch war er gewiß nicht, aber bei der frühjahrsmäßigen Witterung draußen durfte er schon den Rock des Schuldners an Zahlungsstatt zurückbehalten. Herr Vorer hatte ja eine Fran, die ihn auslösen konnte.

Stumpfsinnig ließen die Kameraden ihn gewähren. Sie fanden's lustig, daß der Betrunkene in Hemdärmeln in den Dezembernebel hinausgestoßen werden sollte, um nach Stunden in einer Pfütze erwachend sich zu wundern, wo sein Rock geblieben sei. Aber als der Wirt, den stämmigen Mann leicht wie ein

Wickelkind handhabend, die Rockärmel herunterzog, fand es sich, daß unter dem Rock kein Hemd vorhanden war, auch keine Weste, kein Kamisol, — nichts als das nackte Fleisch. Mit einem Fluch ließ Vater Häbermann das unergiebige Pfandobjekt fallen.

„Der is mal wieder so weit!“

Borer kollerte unter den Tisch, hob mit müder Bewegung den entblößten Arm und murmelte: „Meine Frau is gut.“ Dann schlief er weiter.

Der Wirt zerrte einen halbwüchsigem Bengel am Ohrzipfel hinter dem Schenktisch hervor. „Du springst gleich mal zur Kömern, Otto. Sandstraße Nr. 9, Hinterhaus, eine Treppe rauf. Ihr Mann läg' hier im Thran. Sie soll kommen und ihn sich auslösen.“

„Die wird Ihnen was husten,“ lachte Frosch. „Glauben Sie, daß sie kommt?“

„Woll,“ sagte der Wirt; „die is so gut wie Bargeld, sicher wie das Amen nach der Predigt.“

„Eine treue Frau,“ murmelte Schlingelfittich. Dann lachte er, bis ihm die Thränen aus den Augen rollten.

„Is sie, Herr Schlingelfittich, is sie. Tren, — wie'n Reißmatismus! Wie'n Winterkatarrh so tren! Wetten? Zwei Kümmel halt' ich: sie kommt.“

Schlingelfittich schüttelte den Kopf, stützte das Kinn in die Hand und stierte ins Leere. Aber Frosch nahm eilig die Wette an; Fritz aber helle und Kohlenludchen schlugen durch. Und nun horchten alle hinaus: kommt sie, kommt sie nicht? —

Die Stimmung hatte sich gehoben wie allabendlich, sie war aus Aschermittwochjammer in Karnevaltaumel umgeschlagen. Abscheuliche Witze flogen hin und her, Weibergeschichten. Der schwarze Konrad erging sich in Andeutungen, über die die Übrigen vor Lachen kreischten. Frosch quakte ein schamloses Lied; er hatte sogar die fehlenden Stiefel vergessen.

Am Schenktisch rundete Häbermann stillvergnügt seine Beche ab, die ihm nachzurechnen keiner der Anwesenden mehr fähig war.

Unterdessen trabte der Junge durch den zählebrigen Gassenschmutz nach Sandstraße Nr. 9. Er ging um das Vorderhaus herum durch einen langen Gang, gestreckt wie eine kleine Straße, über einen winzigen Hof, eine steile, noch vom Scheuern feuchte Stiege hinauf. Droben blinkte Licht durch eine Ritze. Er klopfte auf gut Glück an.

„Frau Kömer! — Wohnt hier Frau Kömer?“

Die Thür wurde geöffnet. An einer knapp und reinlich gekleideten Frau vorüber sah der Junge in eine hell getünchte Küche mit blinkenden Deckeln und Griffen. Auf dem mit einem weißbuntem Wachstuch bedeckten Tische standen einige Teller, eine Lampe, eine dampfende Schüssel. Vier Burschen saßen daran.

„Sind Sie die Frau Kömer?“

„Ja. Was soll's?“

„'s is wegen Ihrem Mann —“

„So.“ Die Frau zog mit raschem Griff die Thür hinter sich zu, so daß sie im Finstern standen.

„Ich soll Ihnen sagen: er wär' mal wieder so weit. Und er is Vater Geld schuldig. Vater hat die Blöcknerwirtschaft dem Pächhof gegenüber, Sie wissen wohl?“

„So? Ja. Ist — ist ihm was passiert?“

„Sie sollen ihn sich holen, läßt Vater sagen.“

„Ich meine, ist er krank?“

„Dieses weniger. Bloß fürchterlich besoffen. Ich muß fort. — Kommen Sie?“

„Ja.“

Der Bote trappelte die Treppe hinunter. Die Frau stand einen Augenblick regungslos. Sie schluckte zweimal und strich mechanisch ihre gedruckte Schürze glatt. Dann legte sie die Hand auf den Drücker und öffnete.

Das Licht der kleinen Lampe fiel hell auf ihr Gesicht, das älter erschien, als es war, die Wangen leicht eingefallen von Kummer, Arbeit, Entbehrung. Aber ein Hauch von Anmut lag über Antlitz und Gestalt gebreitet, ein Rest von Mädchenschönheit, Mädchenherbheit und Unschuld. Ein paar wunderbare Augen von goldigem Braun belebten sonst ihre Züge; jetzt erschienen sie wie erloschen, abgeblaßt in tödlicher Müdigkeit. Ihre Finger griffen nach einer Stuhllehne; ihre Füße wollten sie den Weg, der vor ihnen lag, nicht tragen.

Der älteste Logisbursche hatte Gabel und Messer hingelegt und sah die Frau fragend an, ein großer, schlanker, mit dunklem Haar, ein Schmiedegeselle, der viel verdiente und sehr solid lebte.

Sie lächelte ihren Hausgenossen mit bleichen Lippen zu. „Lassen Sie sich nicht stören, Herren, wenn ich auch weg muß. Langen Sie ordentlich zu. 's is zum Essen hergeseht. Un dann warten Sie nich auf mich. Gehen Sie immer zu Bett. Ich hab' meinen Schlüssel — Ich — ja, mein Mann hat nach mir geschickt.“

Die Gefellen urmuelten etwas. Die Frau verstand's nicht, oder wollte es nicht verstehen. „Gute Nacht mitfammen.“

„Gute Nacht, Frau Römer.“

Sie trat in die Stube, wo bei den guten Möbeln ihr Bett stand. Die Kammer war an die Burschen vermietet. Langsam zündete sie eine Kerze an, schloß ihre Kommode auf, nahm Geld und ihr graues Anschlagetuch heraus und dann stand sie wieder wie eine, die sich nicht entschliefen kann, fuhr mit der Hand über ihren braunen Scheitel, sah mit hilfloseм Blick die Photographien ihrer Eltern an, die über der Kommode hingen, das Bild ihres Mannes in Zahlmeisteruniform und ihr eigenes in Hochzeitsstaat, sank auf einen Stuhl und schüttelte sich in thränenloseм Schluchzen.

„Anna,“ sagte da eine Stimme hinter ihr mitleidig zärtlich. Sie wandte langsam den Kopf. Der Schmiedegeselle war ihr nachgegaugen.

„Frau Römer“, verbesserte er sich.

„Was wollen Sie denn, Roßmüller?“

„Was ich will? Ich will — Himmelsafament! ich will, daß Sie ein Ende machen. So'ne Frau wie Sie, so fleißig und ordentlich und hübsch und reputierlich und so'n Hund von Lüdrian! Wenn ich's nur denk', mach't's mich suchtig!“

Haben Sie ihn nicht vor zwei Monaten erst aus der Gasse aufgelesen, in Lumpen, voll Ungeziefer, mit Respekt zu sagen, und ihn herausgewaschen, gefuttert und gepflegt wie eine barmherzige Schwester? Un nu soll der Tanz von frischem losgehen! Un wieder! immer wieder! — Thun Sie's nich, Anna. Lassen Sie den Kerl. An dem is nichts zu flicken. Wenn Sie ein Schwein auch auf Eiderdaunen setzen, es läut doch zurück in die Pfütze. Und Sie könnten's so gut haben! Sie wissen, wie ich's mit Ihnen meine. Und ich verdiene einen hübschen Groschen und bin doch auch sonst ein anderer Kerl — Und treu und fleißig bin ich wahrhaftig, kein Schwittze — und — und —“

Er stockte. Er sah ihre wunderbaren Augen auf sich gerichtet ohne eine Spur von Entrüstung, nur so müde, daß Hoffnung und Mut in ihm zusammenranken wie ein Feuer, dem die Luft abgeschnitten wird. Zornig an seinem Hemdtragen zerrend, vollendete er: „Wenn Sie bloß wollten —!“

„Wenn ich wollte! Roskmüller, was Sie da sagen, hat keinen Verstand.“

„Aber was hält Sie denn bei dem verfluchten Lumpenkerl fest?“

„Er ist mein Mann.“ Sie stand auf. „Sagen Sie nichts weiter! Alles, was Sie auf mich einreden könnten, meinen Sie, ich wüßt's nicht selbst! Meinen Sie, ich hätt's mir nicht vorgehalten hundertmal in stillen Stunden, hätt's nicht hinüber und herüber geworfen im Kopf, bis mir's drin rundum schnurrte wie das große Schwungrad in Ihrer Fabrik? — All' das sind Seifenblasen, Augenverblendung. Wollt' ich danach greifen, griff' ich in leere Luft. Römer is wie er is; mein Mann is er, das eine steht fest. Ich hab' öffentlich in der Kirche geschworen Gutes mit ihm zu teilen und Böses und nimmer von ihm zu lassen. Sehen Sie. Und da geh' ich eben hin und hol' ihn mir.“

„Und ich, Anna? Denken Sie gar nicht an mich? — Ich hab' Sie so lieb!“

„Sie müssen um eine Lebige freien, Roskmüller. Was wollen Sie mit mir? Ich hab' doch mein Leil. Ich will ja gewiß nich behaupten, daß es ein schönes Teil is; aber meines, mir zugeteilt. Dagegen is nichts zu machen. Un nu möcht' ich wohl die Stube abschließen, wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Soll ich nich wenigstens mit Ihnen gehen? Er ist doch man ein Vieh, wenn er getrunken hat und —“

Über die müden Züge der Frau zuckte ein jäher Schrecken. Ein Zeuge bei dem Auftritt, der sie erwartete! — „Nein“, sagte sie hastig, „ich dank' Ihnen. Ich bin die Frau; ich werd' schon mit ihm fertig. Gute Nacht.“

Der Weg war kurz, ihr schien er lang. Unter der roten Laterne am Eingang kämpfte sie ein letztes Widerstreben nieder. Wieherndes Gelächter, rohes Gejohl drang aus der Kneipstube. Die Gesellschaft brach auf, verkroch sich in ihre Schlafstellen, wo das Geld zu einer solchen nicht ausreichte, in Schuppen, leere Möbelwagen, Neubauten. Die meisten trugen schon die Hüte auf dem Kopf. Sie warteten nur noch, ob Boxer's Frau kommen würde. Den Betrunkenen hatten sie in eine Ecke gekugelt. Kohlenludchen, der an seinen Ärmeln und Händen immer etwas Kohlenstaub herumtrug, schmierte unter dem jubelnden Beifall der Kameraden dem Schnarchenden das Wort Schwein quer durch das Gesicht.

Jetzt trat die Frau ein, bleich, kurzatmig vor Erregung.

„Bitte um Entschuldigung. Ich bin die Römern. Ich sollt' meinen Mann hier abholen.“

„ — Nu schlag' doch Gott den Teufel tot! Da is sie wahrhaftig! Pünktlich wie'n Steuerexekutor!“

Sie drängten heran, hoben sich auf die Behen, reckten die Hälse, um ihr ins Gesicht zu sehen. „Is sie das? — Das is ja noch 'ne Zunge. — Na, Madamchen, wollen Sie sich Ihren Schatz heimholen. Viel Pläfler!“

„Immer herein, liebe Frau,“ ermutigte der Wirt freundlich, „Sie können ihn gleich mitnehmen. Von mir aus is da nichts im Wege. Wenn Sie bloß die Güte haben wollen um berappen zwei Mark. Das andre hat der Mann pünktlich bezahlt. Alles was recht ist. Ich bin keiner, der einnimmt, was ihm nicht zukommt.“

Mit zitternden Fingern zählte die Frau das Geld auf den Schenktisch. Durch einen Kranz flimmernder Funken sah sie die neugierig gaffenden Kerle ringsum und dort hinten in der Ecke am Boden einen nackten Arm, ein Bündel verschobener Kleider: — ihn!

Fröh aber helle steckte ihr seine lange Nase über die Schulter.

„He, Madamchen, was wollen Sie mit dem? Nehmen Sie lieber mich mit. Ich bin viel munterer.“

„Einen Kuß können Sie mir dreist geben,“ schlug Kohlenludchen vor. „Zhrer sagt nich Muck dazu. Wir haben ihm das besorgt.“

„Lassen Sie die Frau zufrieden,“ mahnte der Wirt. „Nur immer Courage und Allong hopp, Frau Römer. Ich helf' Ihnen ihn auf die Beine bringen.“

Steif, geradeauschauend, ging die Frau durch die Allee der Betrunknen, die die Hände nach ihren Hüften, ihren Wangen ausstreckten. Während Häbermann den Daliegenden derb unter den Schultern packte, kniete sie erschrocken nieder, mit ihrem Tuchzipfel schamhaft die schmachvolle Inschrift auf seinem Gesicht auslöschend.

Aber Boyer träumte gerade etwas Hübsches. Das rohe Zerren an den Armen, die Berührung seines Gesichtes machten ihn wütend. Die bleiernen Bande des Schlafes mit Gewalt sprengend, fuhr er auf, und schlug mit geballter Faust der Frau mitten ins Gesicht. „Was verdammtes!“

Einen Augenblick war's ganz still. Die Brutalität des Ausfalls verblüffte sogar diese Verlorenen. Dann brüllten sie um so lauter los. „Der saß!“ — „Ein feiner Liebster!“ „Is er immer so zärtlich mit dir, der da?“

Häbermann, seinen Vorteil ersehend, riß den halb Erwachten völlig in die Höhe auf seine Füße.

„Er weiß nicht — er kennt mich nicht“, — stammelte die Frau, als müsse sie erklären, entschuldigen, vor diesen Zeugen entschuldigen. Ihre linke Wange, die der Schlag getroffen hatte, brannte blutunterlaufen, die rechte war aschfarben. Ihre Augen schienen nicht mehr matt und erloschen; sie leuchteten in trockenem

Fieberglanz. An ihrem Arm schwankte der Mann wie das angestoßene Gewicht einer Schwarzwälderuhr.

Der Wirt drängte das Paar zur Thür. „Bolezzeitunde, liebes Frauchen. Sehen Sie zu, wie Sie ihn nach Hause kriegen. Ich chikaniere Ihnen gewiß nicht. Aber die Bolezzeit! die Bolezzeit!“

Anna ging. Plötzlich stockte ihr Fuß. Magnetisch angezogen von unbekannter Zaubergewalt, wandte sie den Kopf zurück nach dem Höllenpfehl, den sie zu verlassen strebte.

An der Wand gegenüber lehnte Schlingelfittich.

Seit seiner krausen Rede hatte er kaum ein Wort mehr gesprochen. Zum Fortgehen fertig stand er, als die Frau über die Schwelle trat, die Frau mit den weichen, schonenden Bewegungen, dem fieberheißen Blicke, die treue Frau, wie sie sagten. Und seine Augen folgten ihrem Thun unverwandt, starr, sich weitend in Erstaunen, Mitleid, Bewunderung. Voll in diese Augen sah die Glende jetzt, und mild wie Streicheln berührte der Blick die brennende Wunde ihrer Seele. Reglos stand auch sie. Durch den Qualm und Brodem, über die leeren Brauntwein- und Biergefäße hinweg, hinweg über die Köpfe der Verlorenen, den Ekel, die Gemeinheit, den Schmutz, hingen die Blicke der zwei Augenpaare minutenlang in einander, zusammengezwungen, aneinandergeschmiedet durch ein gemeinsames edleres Gefühl, durch ein zärtliches Verstehen.

Langsam wie unter einem inneren Zwang hob Schlingelfittich endlich die rechte Hand empor, nahm feierlich grüßend den Hut ab, tief und ehrfürchtig sich verneigend vor der beleidigten Frau, wie er's vor Jahren in glanzgefüllten Gesellschaftsräumen gethan hatte und seitdem nicht wieder. Und auch in die nicht mißhandelte Wange des Weibes trat ein brennendes Rot und zog sich bis unter ihr nebelweiches Haar hinauf, während sie mit feierlichem Ernst den Gruß erwiderte. Zwei Thränen rannen dabei langsam aus ihren brennenden Augen, aber sie wandte sie nicht ab. Eine lange Geschichte erzählten sich die braunen und die blauen Augen in dieser halben Minute, eine Geschichte von Leid und Schuld, von heißem Glück und einer gemeinsamen Hoffnung. Es war, als ob zwei Verbannte aus einer andern Welt sich wiederfänden hier auf dem bunten Kostümball des Lebens, sich grüßten im Vorübergehen; zwei aus königlichem Geblüt einander erkannten im Maskengewand der Gemeinheit und Niedrigkeit.

Antlitz und Blick zurückgewandt, schritt Anna endlich langsam, zögernd aus der Thür.

An ihrem Arm stolperte der Betrunkene, der grünnig in sich hinein knurrte. Er kannte sie alle, alle! Er wollt's ihnen zeigen, er! Sie sollten an ihn denken. Wenn er sich fortschleppen ließ, so war das seine Guttheit, er war zu gut, immer zu gut. Aber er war kein Narr und Blinder; er wußte, was er wußte. Wenn eine es mit den Logisburschen hält, dann ist's kein Wunder, wenn der Mann wird, wie er wird. Aber er erwischte sie schon noch und versalzte ihnen den Spaß. So 'ne hoffärtige Prinzessin, die das Maul nicht mal aufthut, sich zu

verantworten, wenn der Mann so 'ne schwere Anklage gegen sie erhebt! „Verantworte dich!“ brüllte er, ihren Arm loslassend.

„Puff, da rannte er gegen einen andern nächtlichen Wanderer.“

„Tölpel! achten Sie auf Ihre Füße!“ — Der Stoß, der ihn zurückschleuderte, war so kräftig, daß Boxer zu Boden kollerte. Fluchend, stöhnend krabbelte er wieder in die Höhe, auf den Nacken seiner stumm dastehenden Frau gestützt.

Der ihn niedergeworfen hatte, wandte nicht einmal den Kopf. Gleichgültig setzte er an der Seite seines Begleiters seinen Weg fort. Die beiden waren keine Arbeiter. Von ihren Rücken schon ließ sich im ungewissen Laternenschimmer ablesen, daß sie dem Handelsstand angehörten, modisch gekleidet, wohl frisirt, mit Monocle und Gigerlstöcken.

„Gehen Sie direkt nach Hause, Mordhammer?“ fragte der Kleinere, ein untersehter, muskelfräftiger Dreißiger. Es sollte gleichgültig klingen, aber etwas Lauerndes lag in der Frage. Und die Antwort des Andern klang gereizt.

„Ja. Direkt. Meine Frau erwartet mich.“

„Selbstverständlich.“

„Warum fragen Sie denn?“

„Wie man so fragt.“

„So. Und Sie?“

„Lieber Mordhammer, ich bin Junggefelle. Was soll ich Gloc' elf in meiner Wohnung?“

„Nun, ich dachte, weil Sie sich mit Miezi überworfen haben. Wenigstens sagt man's im Börsenklub.“

„Gott, die Leute sagen so viel.“

„Ja. Also sehen wir uns morgen im Anschuß, lieber Braun?“

„Anschuß? — Richtig, um zwölf. Arbeiter-Wohnungen-Aktien-Bau-Gesellschaft, — ein Wort wie ein Bandwurm. Es fiel mir nicht gleich ein. Wir sitzen in so vielen Anschüssen, Papa und ich.“

„Das Unternehmen ist zeitgemäß, sachgemäß, rentabel.“

Der Kleine gähnte. „Vielleicht. Wenn wir den richtigen Baugrund finden.“

„Bester Braun, was haben Sie eigentlich gegen meine Wiesen einzuwenden? Sie liegen keine halbe Stunde von der Stadt. Wenn die Pferdebahn da den Zipfel hinuntergeführt wird —“

„Das wird sie eben nicht.“

„Dho! Dho! Lassen Sie unsre Häuser nur erst stehen. Hören Sie, Sie müssen Ihrem Alten das mal klar machen, ja? Der hat Einfluß bei der Pferdebahndirektion, sitzt im Verwaltungsrat unsrer Baugesellschaft, und — —“

„Na, nu sind Sie doch nu bloß nicht so! Sie verdienen doch an Ihren Papierchen wirklich ganz nett. Bei der Ausgabe der Bau-Aktien werden Sie auch einen guten Schnitt machen. Warum sollen wir Ihnen denn nu noch mit aller Gewalt Ihren alten Froschtimpel abkaufen?“

„Erlauben Sie, das Spierchen Feuchtigkeit macht gar nichts. Kanalisieren müssen Sie doch; ob Sie nun ein bißchen mehr oder weniger kanalisieren —“

„Ja, das möchten Sie wohl! Schlaupopf! — Na, ich muß jetzt um die Ecke da. Nämlich — ich werde auch erwartet.“

„Also doch Miezi?“

„Sind Sie neugierig?“

Mordhammer hielt seinen Gefährten am Rockknopf fest. „Was ich Ihnen da vorschlug, war nicht in meinem Interesse. Das müssen Sie nicht denken. Mir liegt nichts daran, gerade an unsre Gesellschaft zu verkaufen. Wenn ich ein fünf Jahre warte und parzelliere den Grund und Boden und richte da eine Villenkolonie ein, dann schlag' ich das Dreifache heraus.“

„Weiß ich. Natürlich. Sie opfern sich. Aber wir Aktionäre sind zu anständigen Menschen, um so'n blutiges Opfer anzunehmen. Wir kennen einander doch, alter Schwede! — Gute Nacht.“

Sie trennten sich. In dem Maß, wie die Entfernung zwischen ihnen wuchs, wurde Mordhammer's Gang schwerer, schlurfender, sank sein Kopf tiefer auf die Brust. Als er die Stufen zu einer prunkhaften Villa erstiegen hatte und vom Livredieners in eine hellerleuchtete Halle eingelassen worden war, stand er einen Augenblick tief atmend, und die Füße waren ihm so schwer, daß er Mühe hatte sie zu heben. Aber er gab sich gewaltsam einen Stoß, warf Mantel und Hut ab und schritt schwerfällig die teppichbelegte Marmortreppe hinauf. Der erste Raum, den er betrat, war erleuchtet, aber leer. Er durchschritt ihn. Eine Portiere trennte ihn von einem kleinen Gemach, eigentlich einem Riesenruhebett; denn jedes Fleckchen Fußboden, Tapete, Decke, war verhüllt, verhangen, überdeckt von drei-, vierfachen Teppichen, Vorhängen, Palmwedeln und Shawls. Eine rötliche Ampel goß dämmeriges Zwielicht herab. Auf einem Eisbärfell, das über die Ottomane gebreitet war, lag ein Weib, umrieselt von weitem, mattschillerndem Gewand. Ihr süppiges Gelock war gelöst. Ihre schwarzen, dunkel umrandeten Augen hatten einen Augenblick aufgeblitzt beim Rascheln der Schritte auf dem Teppich. Doch das Feuer in ihnen erlosch, sobald sie den Eintretenden erkannten. Gleichgültig fragend ruhten sie auf dem blassen Gesicht, dem hellen Bärtchen, dem stark gelichteten Haar.

„Du bist's, Rudolf? — Du kommst früh.“

Er stand einen Augenblick stumm. Was in ihm lodzte, hemmte ihm die Sprache. Dann brach's heiser hervor: „Komm' ich dir zu früh? Hast du einen andern erwartet?“

„Du bist komisch. Wen sollt ich wohl erwarten?“

„Wen? — Benno Braun.“

Sie antwortete nicht. Siekehrte sich langsam ab und sah ins flackernde Feuer des Kamins.

„Malwa! ich bin ein guter Mensch, ein geduldiger Mensch und Ehemann. Hab' ich dir je einen Wunsch versagt? Hab' ich dir nicht gegeben mit vollen Händen, weit über mein Vermögen? — Aber es giebt Dinge — Dinge, die mich rasend machen könnten!“

„Ja, das scheint so.“

„Die Ehre meines Hauses ist kein Wahn und kein Spiel. Wer mir an meine Ehre tastet, der — der — der — —“

„Du machst mich nervös mit deinem Auf- und Niederrennen. Sei so gut und setz' dich. Was willst du eigentlich von mir?“

„Der junge Lasse schneidet dir die Cour. Meine Freunde sagen — nein! sie sagen nicht, sie zischeln, sie lassen vermuten — Ich erriet's zum Glück noch gut genug! Er hat mit seiner Tänzerin gebrochen und du — du! bist der Ersatz.“

„Du hast Burgunder getrunken, nicht wahr? Mein armer Freund, du verträgst keinen Burgunder.“ Sie tippte auf den Knopf der elektrischen Klingel. „Johann soll dir Selterwasser bringen.“

„Mach' mich nicht toll! Der Mensch kommt nicht mehr über meine Schwelle, ich sag' dir's in allem Ernst. Wagt er's doch, soll er mich kennen lernen. Überhaupt all' diese wüsten jungen Leute, die dir schön thun wie einer Operettenkönigin! Du bist wohl gar noch stolz auf ihre Huldigungen? Stolz! Ha! Ha! Wenn du wüßtest, mit wem du sie teilst! Wenn du diese jungen Taugenichtse kenntest wie ich —“

„Du kennst sie ohne Zweifel sehr genau.“

„Ja, das thu' ich. Übrigens muß bei uns alles anders werden! In erster Linie der Fuß, auf dem wir leben. Ich muß mich einschränken, du mußt dich einschränken. Dies Prinzessin spielen, diese sinnlose Verschwendung müssen aufhören. Ich kann sie nicht länger bestreiten. Ich will's nicht! —“

„Ah!“

„Ich habe Verluste gehabt. Ja. Dabei ist gar nichts Verwunderliches. Das kann jedem Geschäftsmann passieren.“

„Also büße ich jetzt geschäftlichen Ärger. Verzeih' die Bemerkung: ich finde das nicht geschmackvoll.“

„Geschmackvoll hin, geschmackvoll her — — Was wollen Sie, Johann?“

„Gnädige Frau haben geklingelt.“

„Ja, eine Flasche Selterwasser für den Herrn.“

Der Diener trat respektvoll näher zu Mordhammer. „Ich soll dem Herrn melden, Buchhalter Potter wär' unten.“

„Potter? Jetzt ist doch keine Geschäftsstunde.“

„Er wollte den Herrn Prinzipal erwarten, sagte er, und wenn's Morgen darüber würde.“

„Gut, gut. Wird wieder irgend eine Lappalie sein. Der Mann wird alt. Ja, ich komme. Du entschuldigst mich, Malwa?“

„Genier' dich nicht. Wie du gestimmt bist, verschmerze ich wohl deine Abwesenheit. Wund're dich nicht, wenn du mich nachher nicht mehr findest. Ich bin angegriffen. Ich geh' schlafen. Gute Nacht.“

Während Mordhammer die Treppe hinunterstieg, schwer, als schleppte er eines Galeerensträflings Kugel am Bein nach, schwand der letzte Tropfen Blut aus dem jungen, verlebten Gesicht. Mit dem Batisttaschentuche betupfte er die Stirn, auf der feuchte Tropfen perlten.

Prälerisch, prophenhaft wie die Villa war das Arbeitszimmer ihres Besitzers, und seltsam hob sich von den grellfarbigen Behängen, den kostbaren Leder-, und Goldstoffen der schmale, feine Kopf des Buchhalters und Prokuraführers des Bankhauses Mordhammer ab, der traurig gekunkte Kopf mit den dünnen, weißen Haaren und dem Ausdruck immervährender Sorge in den hängenden Zügen.

Mordhammer drückte die Thür hinter sich ins Schloß und trat dicht vor den Herren.

„Was ist denn passiert?“ fragte er mit unterdrückter Heftigkeit, „daß Sie nicht warten können bis morgen, daß Sie mich vor meiner eigenen Dienerschaft kompromittieren? Begreifen Sie nicht, daß Ihr unbesonnenes Gebahren unsern Kredit untergräbt?“

Mit gebeugten Schultern stand der alte Mann vor dem Zürnenden.

„Müller aus der Parkstraße ist dagewesen.“

„Nun und? So reden Sie doch!“

„Er forderte sein Depot zurück.“

„Nun ja!“

„Österreichische Staatsschuldcheine, Silberrente. Dreißigtausend Gulden nominell. Ich habe die Nummern der Stücke hier aufgeschrieben.“

„Ja doch! Ja doch!“

Eine Pause entstand. Mordhammer giug mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Der Buchhalter stand regungslos. Endlich hob der Chef wieder an:

„Was haben Sie also gesagt?“

„Ich habe gesagt, Sie wären nicht da.“

„Gut.“

„Nein, das war nicht gut. Denn er kam wieder.“

„Heute?“

„Heute.“

„Zum zweitenmal?“

„Zum viertenmal.“

„Ei nun, heilig Donnerwetter! Wenn der Mann kein Vertrauen zu uns hat, muß man ihm seinen Bettel zurückgeben. Sie hätten nach der Bank schiden, Silberrente kaufen und ihm die Stücke hinschmeißen sollen.“

„Glauben Sie, daß die Bank sie uns gegeben haben würde?“

„Für solch' eine Bagatelle werden wir doch wahrhaftig Kredit haben?“

Jetzt richtete der Buchhalter sich auf. „Nein, Herr Mordhammer, das haben wir nicht. Ich weiß es, denn ich hab's versucht. Wir haben nicht für dreitausend Mark Kredit, nicht für dreißig Pfennige! Und deshalb kam ich in der Nacht noch zu Ihnen.“

Der Bankier schwankte, seine Augen zwinkerten unsicher. Aber mit übermenschlicher Kraft hielt er sich aufrecht. Die Maske trotziger Zuversicht wollte er nicht fallen lassen, nicht vor dem andern, nicht einmal vor sich selbst.

„Nun ja, die Ultimoregulierung war niederschmetternd. Dies verdamnte Argentinien! Ich hatte mich in der Kombination geirrt. Sie haben damals abgeraten, Potter; ich glaubte Ihnen nicht. Wenn man jung ist, Unternehmungsgeist besitzt. — Übrigens sind wir nicht am Rande, glauben Sie das ja nicht! Eine vorübergehende Flaueheit. Ich habe einen Coup vorbereitet, einen Coup! Noch mag ich nicht darüber reden, aber faktisch, wenn ich nur vier Wochen Zeit behalte, zehn Tage nur! so sind wir endgültig aus der Misere heraus. Freilich, freilich! Meinen Kredit darf man mir nicht untergraben. Dieser Müller! Wie kommt der Einfaltspinsel zu solchem Mißtrauen? Als ich sein Depot in die Spekulation warf, da dachte ich, es wär' für einige Tage. Er muß es zurückbekommen! Morgen mit dem frühesten, hören Sie, Potter! Sofort! Sie haben mit mir geredet, ich bin sehr ungehalten, daß Sie's ihm nicht gleich auf den Tisch gezahlt haben, verstehen Sie? — Da! Da!“

Er zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete den kunstvollen eisernen Geldschrank in der Ecke und nahm eine Handvoll Papiere heraus. Nur wenige blieben in den gährend leeren Fächern zurück.

„Da! das wird reichen! Kaufen Sie Silberrente. Stopfen Sie dem Schreier das Maul! Nehmen Sie doch! Was fürchten Sie denn schon wieder? Es wird ja nicht die ganze Sündflut auf einmal uns über den Hals kommen! Und kauft der Ausschuß der Baugesellschaft meine Wiesen, dann ist alles gewonnen. Gewiß, Potter, in vier Wochen haben wir festen Boden unter den Füßen.“

Der alte Mann stand noch immer regungslos. Unter seinen Brillengläsern hervor sah er seinen Chef an. Diese stumpf blickenden Augen thaten die Frage, welche die Lippen auszusprechen sich scheuten, eine furchtbare Frage; der Chef verstand sie auch ohne Worte: „Sollten wir nicht lieber Konkurs ansagen, Herr Mordhammer?“

Konkurs! Als ob's dazu noch Zeit wäre! Konkurs angefaßt dieses von Depots entblöhten Schreins! Das ist kein ehrlicher Bankbruch mehr, dahinter gähnt das Zuchthaus. Und darum giebt's hier kein Zurück, keine Wahl. Mit dem Eigentum des einen Gläubigers muß der andre zum Schweigen gebracht werden, — so lange es reicht.

Auch Potter verstand die Sprache der nervös zuckenden Lippen seines Chefs, die furchtbar deutliche Sprache des leeren Depotschreins. Er nahm mit spitzen Fingern, als brennten sie, die Stücke, die Mordhammer ihm reichete.

Keiner sprach mehr ein Wort. Gebengt ging der Buchhalter aus der Thür. Der Chef des Bankhauses warf sich auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch, stützte die Hände auf und starrte ins Leere. Lang war die Gedankenreihe, die durch seinen schmerzenden Kopf zog. Als Schluß nahm er aus einem verschlossenen Fach ein sehr schön poliertes Kästchen. Ein Druck auf eine Feder, der Deckel sprang auf. Zwei Pistolen lagen sorgsam eingebettet in blausamtem Gehäuse. Rudolf Mordhammer nickte ihnen melancholisch zu und schloß den Kasten wieder. „Werd' ich die Courage haben? Der Doktor soll mir zeigen, wie ich zielen muß. Fehlschießen? — Psui! Abgeschmackt und qualvoll —“

Frau Nordhammer war inzwischen von ihrer Ottomane aufgestanden mit zusammengezogenen Brauen, eine Falte auf ihrer niedrigen Stirn.

„Minna!“

„Gnädige Frau?“

„Wartet wirklich Potter unten?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Zeit wann?“

„Zeit fünf.“

„'s ist gut.“

Die schöne Frau ging in das anstoßende Gemach und noch zwei Zimmer weiter, bis sie über dem Arbeitszimmer ihres Mannes stand. Sie hielt den Atem an und horchte. Nichts. Kein Laut. Nach einer Weile klingelte sie wieder.

„Ist Potter fort?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Ist der Herr noch bei ihm?“

„Ja, noch immer.“

„'s ist gut. Du kannst schlafen gehen. Ich kleide mich allein aus.“

Grübelnd trat sie an ihren Schreibtisch. „Das war mehr als schlechte Laune. Das war — der Anfang vom Ende. Sollte er wirklich ernstlich in Verlegenheit sein?“ Eine eisige Beklemmung presste ihr die Kehle zusammen. „Einschränkung! Eine Hütte und ein Herz — mit ihm!“ Sie schauderte. Dann zog eine andre Erwägung durch ihren rasch arbeitenden Kopf.

„Wer mag ihm das mit Benno Braun gesteckt haben?“ Sie klemmte in düstern Sinnen die Unterlippe zwischen die Zähne, bald aber lächelte sie. Im Grunde, um so besser! Die Sache war einfach.

Rasch zog sie einige Fächer auf. Sie suchte einen Briefbogen, einen Briefbogen, wie jedermann sie benutzt, ohne Abzeichen, ohne das dumme prokige Monogramm, das Nordhammer auf all' ihren Sachen anbringen ließ. Zudem sie kramte, fiel ihr ein Bild in die Hand. Ganz unten auf dem Boden des Geheimfach lag's, ein schönes, feines Mannesgesicht. Wie lange hatte sie nicht mehr in diese Züge geblickt, — blicken wollen! Heute nahm sie's heraus, betrachtete, verglich es mit dem Bild des Gatten, das in prunkendem Rahmen den Schreibtisch schmückte. Was für ein Abstand! O, die längst vergangene schöne Zeit, die Märchenzeit ihres Lebens! Wie sie aus diesen Zügen vor ihr aufstieg in ihrem schillernden Glanz, fernhaft und vergänglich, bunt und flüchtig wie der Farbenschmelz einer Seifenblase. Er hatte das Märchen für Wirklichkeit genommen, die Seifenblase für eine Weltkugel. Thor, der er war! Man liebt einen Apollo, aber man heiratet einen Krösus. Und manchmal opfert man einen Apollo, um einen Krösus heiraten zu können. Wenn er das nicht verstand, der mit dem Göttertopf, wenn er die Welt nicht verstand, die liebe, lustige, amüsante, um so schlimmer für ihn! Malwa verstand sie. Sie liebte sie, ihre Heimat, ihr Königreich, das Element, in dem sie atmete. —

Und da lag der Bogen, den sie suchte. Ohne Besinnen schrieb sie.

Geliebter!

Meinem Grundsatz entgegen schreib' ich dir. Ich weiß nicht, was vorgefallen ist. Er schämmt vor Eifersucht, du sollst unsre Wohnung nicht mehr betreten, er schimpft wie ein Hausknecht. Für mich ist das sehr langweilig. Ich bitt' dich, stell' dich doch gut mit ihm! Je n'aime guère le bruit; c'est du dernier goût. Da fällt mir ein, er steckt in einer geschäftlichen Krisis. Erweise dich ihm gefällig, mach' dich unentbehrlich. Ich wünschte sehr, daß ihr Freunde wäret. Es würde vieles vereinfachen.

Deine

Brillantfee.

Dies Schreiben trug am andern Morgen der Briefbote in ein großes Haus nicht weit vom Backhof, doch mit seiner Front der breiten Schombergstraße zugekehrt, die schnurgerade auf das Villenviertel zulief, in dem die Nordhammer'sche Behausung lag. Das Haus hatte eine ungewöhnlich weite Einfahrt. Darüber auf einem zwei Meter hohen Schild waren in bunten Farben einige Möbelwagen abgebildet, die, von einer Lokomotive gezogen, auf Eisenbahnschienen hinrollten. „Internationales Möbeltransportgeschäft. Heinrich Braun“ stand darunter.

Im Erdgeschoß lag das Kontor und die höchst einfach ausgestattete Wohnung des alten Herrn. Oben hatte Benno sich eingerichtet, üppig, kostspielig, wie es seinem Geschmack und seinen Mitteln entsprach. Er betrieb kein im Adreßbuch angegebenes Gewerbe. Er war eine Art Volontär des Handels, eine Existenz, wie die Großstadt sie zeitigt. Morgens besuchte er die Lokale, in denen reiche Leute ihren Frühshoppen tranken. Wenn er dann heimkam, hatte er in der Regel einige tausend Mark verdient. Er besaß Vermögen und spekulierte damit, wie er auf der Schulbank mit Stahlfedern, Papierdrachen, Briefmarken und Münzen spekuliert hatte. Auch der alte Braun spekulierte; aber er behielt sein ursprüngliches Geschäft bei, aus Gewohnheit, aus Schlanheit, weil es gleichsam einen Mantel bürgerlicher Ehrbarkeit über seine sonstigen Operationen deckte.

Den jetzigen Bankier Nordhammer kannte Benno schon von Quarta her, wo die beiden, von gleichen Instinkten beseelt, einander im Verkauf von Briefmarken zu übergaunern suchten. Später hatten sie sich dann aus dem Geschäftskreis verloren, bis das Weib sie wieder zu einander führte. Benno sah Frau Nordhammer und nahm sie. Als entragierter Freihändler schwur er auf das Evangelium des ungehinderten Kreislaufs aller Waren. Diese kam ihm nicht einmal aus erster Hand. Nordhammer selbst hatte sie ihrem früheren Verlobten abgejagt, seinem ehemaligen Freund und Mitangestellten in einem großen Bankhaus. Es spielte da auch noch eine nicht völlig aufgeklärte Wechselgeschichte hinein, die den beraubten Bräutigam aus seinem Beruf, aus der bürgerlichen Gesellschaft schleuderte.

Braun junior trank gerade seinen Kakao, als Frau Nordhammer's Brief ihm gebracht wurde. Er las ihn zweimal, runzelte die Stirn und warf ihn ins Feuer. Der Inhalt verdroß ihn, denn er war geizig, ein genauer Rechner, auch den Frauen gegenüber. Er war auch mißtrauisch, ganz erfüllt von der naiven

Nichtachtung aller Lebemänner für die Frau, die sie besitzen. Hatte die Schlaue ihn etwa dazu ausersehen, ihr und ihres Gemahls lebendiges Portemonnaie abzugeben? Er dankte!

Nach kurzer Erwägung beschloß er den Brief als nicht empfangen zu betrachten. Das sparte Erörterungen. Sie würde verstehen und sich künftig danach richten. Frauen begreifen leicht.

Im Ausschuß der Arbeiterwohnungsbaugesellschaft sprach er mit Energie gegen den Ankauf des Baugrundes, den Bankier Mordhammer der Gesellschaft antrug.

Mordhammer selbst war's, der, in übelster Laune zu Tisch heimkehrend, Malwa unbewußt diese Antwort auf ihr Schreiben übermittelte. Sie preßte die Rippen zusammen, und ihre schwarzen Augen funkelten zornig. Dann lächelte sie. Der junge Mann kannte sie nicht. Nun gut, er würde sie kennen lernen! —

Als Boxer spät am nächsten Morgen aufwachte, befühlte er verwundert sein Kissen, sein Deckbett, hob mit jähem Ruck den bleischweren Kopf und ließ ihn stöhnend zurücksinken. Ungelenkig, schwer wie Bretter, lagen die geschwellenen Lider ihm über den Augen, Schultern und Rücken schmerzten von den empfangenen Schlägen. Er erinnerte sich an nichts, er konnte sich nicht besinnen. Was er griff, waren ohne Zweifel Federbetten; die dumpfe, beengte Luft eines von Möbeln überfüllten, fest verschlossenen Raumes nuzte seinen schmerzenden Kopf. Warum? Wo war er? Wie kam er her? Sonst, wenn er aufwachte, scholl das Summen des Pachthofes an sein Ohr, das schrille Pfeifen der Züge. Er mußte sich tummeln, daß er zwischen den alten Decken hervor und ungesehen aus dem leeren Möbelwagen entkam, in dem er eine vom Eigentümer unwissentlich und ungen gewährte Gastfreundschaft erlistet hatte. In langen Reihen füllten diese auf Rädern ruhenden Häuser den Pachthof, ihrer Ladung harrend, ein beliebtes Nachtquartier der Obdachlosen.

Heute aber lag Boxer zweifellos in einem richtigen Bett. Sollte —? Es gab auf der Welt nur eine einzige, die — mit Gewalt klappte er seine dicken Lider auf. Richtig, er stand einmal wieder am Anfangspunkt des oft durchtanzelten Kreises. Das war das Sofa, das er kannte, der kleine Spiegel, das Spind. Er seufzte. Traurige, öde Geschichten erzählten ihm aufdringlich diese wohlbekannten Dinge. Da hingen über einer Stuhllehne ein Hemd, reine Beinkleider, ein warmes Kamisol. Auf dem Stuhl stand eine Schale voll Wasser, ein Stück Seife, ein Kamm lagen daneben. Wie gut er das alles kannte! Gleich würde sie durch die Thür dort treten und ihm die gewohnte Predigt halten, endlos, unnütz, von der Rechtschaffenheit seiner Eltern, von ihrer Treue, wie sie geduldig noch einmal ihm vertrauen wolle und wie er ein anderer Mensch werden müsse. Ein anderer! Nichts hätte Christoph Römer willkommener sein können. Ein anderer Mensch! Aber er blieb eben der nichtsnutzige Christoph, blieb Boxer, der Lump, der Säufer! blieb der alte bis an sein Ende. Wer kam denn aus seiner Haut fahren? Und zuletzt Thränen und Jammer über ihr Unglück — Wozu? Wozu? Wenn ein Mann ohnehin Kopfschmerzen hat, ohnehin weiß,

daß es den alten Weg mit ihm nehmen wird wieder und wieder trotz guter Vorsätze und Nührung, Sündenvergebung und all dem Wischwaschi! — Er verabscheute Abwaschungen wie eine Kasse, die äußeren, und die inneren erst recht.

Trat sie am Ende da schon herein? Nein, noch rasselte ihre Nähmaschine in der Küche. Das war auch nur eine boshafte Art ihm zu Gemüt zu führen, daß sie arbeitete, während er bummelte. Er haßte die Frau in diesem Augenblick, ihre Geduld, ihren Fleiß, ihre Rechtschaffenheit, die Treue sogar, die sie ihm bewahrte, auf die er zu andern Zeiten unbändig stolz war, während doch tief in seinem Herzen der brennende Meid sich emporbäumte, der Meid, daß er nicht sein konnte wie sie.

Jetzt verstummte die Maschine, ein Stuhl wurde gerückt. Inneres und äußeres Bad. Nun die Ohren steif! Immer feste Schlaf geheuchelt!

Sie trat in die Thür, einen Kessel mit kochendem Wasser in der Hand.

„Wenn du aufstehen willst, Römer, gieße ich dir heißes Wasser zu.“

„Sinn — — Ach — —“ Er kniff die Augen zusammen und zog die Decke über den Kopf.

„Willst du noch liegen bleiben, dann klopfе nachher an die Wand, dann komme ich wieder.“

Jetzt riß er die Augen weit auf. Was? Klappte da wahrhaftig schon die Thür hinter ihr zu? Weiter sagte sie nichts? gar nichts? Das war noch nicht dagesewen. Er fuhr in die Höhe, er schrie: „Anna! Anna!“

Sie kam wieder herein.

„Wo is mein — mein Zeug?“

„Verbrannt.“

Sie verbrannte immer jeden Feszen, den er getragen hatte, wenn sie ihn heimholte. Es verdroß ihn, aber er wagte nicht dagegen aufzumucken.

„Gieb mir meine Stiefel“, knurrte er.

„Die hat der Schuster. Sie sind entzwei.“

Er ereiferte sich. „So ein Unverstand! Wie soll denn nu ein Mensch auf Arbeit gehen, wenn er keine Stiefel hat! Mit deinen Schlumpfen etwa, he? Un Kohlentragen kann einer doch auch nich im Sonntagsstaat. Keine Vernunft steckt in dem Weibsvoll!“

„Wenn du arbeiten willst, so liegt Schreiberei genug für dich im Schrank.“

„So, wirklich? Jetzt schon! Sieh mal an! Die hast du mir wohl besorgt?“

„Ja!“

„Natürlich. Und wenn ich nicht will, he?“ Er setzte sich troßig auf den Bettrand. „Un wenn's mir nu nich paßt, was dann?“

Sie antwortete nicht. Sie machte sich im Zimmer zu schaffen, zog das Rouleau in die Höhe, daß das blendende Tageslicht hell auf seine schmerzenden Augen fiel.

Er blinzelte stöhnend. „Du lieber Gott! Da wär' man nu mal wieder zu Hause. Wie lang das wohl dauert? — He, wie lang meinst du wohl, daß das dauern wird, was?“

Ihr Schweigen war ihm neu, es beleidigte ihn. So viel wird ein Kerl doch wohl noch wert sein, daß seine Frau sich wenigstens über ihn ärgert!

„Nu weiß ich schon, wie das kommt. Nu wirfst du mich wieder hier anbinden wollen wie einen Naikäfer an einen Faden. Schmieren soll ich, schmieren, schmieren! für fünf Pfennige die Seite, wo ich dort das Doppelte verdiene. Aber du gönnt mir's bloß nich, daß ich mir einen guten Tag mache mit meinen Freunden — Freunden, hörst du wohl! Wenn du sie auch nicht leiden kannst. Hübsch, — eine Frau, die ihres Mannes Freunde nicht leiden kann!“

Anna wandte sich um. „Wer war der Blonde, Schlanke?“

„He? Was?“ Boxer glaubte nicht recht verstanden zu haben. Von allem, was er zu hören erwartete, war diese Frage das Letzte.

„Wer der Blonde ist, der Große? Ich glaube, sie nannten ihn, ja — was von Schlingel und Fittich.“

Im Heimd auf dem Bettrand sitzend, starrte Boxer seine Frau an. Die fragte nach einem Mann! Seine Frau?! Und wahrhaftig, sie wurde rot unter seinem forschenden Blick, rot über das ganze Gesicht. Er brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Bist du mit deinen Logisburschen rund, liederliches Mensch? Will dein lauger Schmied nichts mehr von dir wissen, daß du dich nach einem neuen Schatz umsiehst?“

Mit einem Zornschrei stand die Frau vor ihm, und er duckte wie ein gezüchtiger Hund vor ihrem flammenden Blick.

„Du weißt, daß du lügst! Wenn du's in der Betrunktheit sagst, verzeih dir's Gott! Nüchtern sollst du mir das nicht sagen!“

„Nu, nu, nu! — Übrigens wär's bei dem verlorene Müh. Der kennt euch Weiber, geht keinem Frauensstück mehr auf den Leim, hat ein Haar drin gefunden — — Mich, wie du dir denkst, nee! 's is 'ne Mondscheingeschichte für'n Töchteralbun, eine Braut, die mit einem andern durchgegangen is. Zu komisch! Aber ein Feiner is er. Soll mal ein großes Tier gewesen sein, so was von einem Dichter — Ich weiß nich, ich frag' nich. Fragen überlaß ich den Weibsleuten. Man muß einen Mann nicht mit Fragen molestieren. An dann, — auf der Gasse gefunden sind sie alle nich, die vom Backhof, was meine Freunde sind, das muß man keiner denken, forsche Jungens, erste Familien. Aber kommt heutzutage ein braver Kerl wohl hoch?“

„Wie heißt er denn?“

„Wer? — Ach so! — Weiß ich nich. Schiert mich auch nich. — Himmel-sakrament! is das 'ne Engigkeit hier! und 'ne Muffitüde. Da is rein das Ende von weg!“

Anna ging in die Küche zurück, schob den Kaffee für den aufstehenden Mann auf's Feuer und setzte sich wieder an ihre Nähmaschine. All' die kleinen Erwerbsmittel alleinistehender Frauen hatte sie zu Hilfe genommen, gezwungen, zu verdienen für sich und für den Glenden drinnen. Sie nahm Gefellen in Kost und Logis, sie nähte für ein Geschäft, sie trug Zeitungen umher am Morgen

und am Abend. Ihr einziges Kind war tot, früh einer Kinderkrankheit erlegen. Boyer redete von ihm nie, ohne in richtiger Selbsterkenntnis hinzuzusetzen: „Un gut is es, wie's is.“ Aber die Frau stimmte ihm nicht bei. Mit dem Kinde starb ihre Hoffnung, der Zweck ihres Lebens. Müde, gleichgültig, stumpfsinnig ertrag sie seitdem die Schande, die Erniedrigung, die Mißhandlungen, das stufenweise, unaufhaltsame Herabsinken des Mannes.

Aber gestern war ihre eingeschlafene Seele plötzlich wieder zum Leben erwacht. Seit gestern Abend stand ein Bild vor ihrer Phantasie, unverrückbar, wie eingebrannt, das rüttelte jede Empfindung in ihr auf. Während sie den Betrunkenen umkleidete und bettete, nachts im Traum, und am Morgen, während sie, den Zeitungspacken unterm Arm, durch die dümmlichen Straßen eilte, sah sie ein weißes Gesicht vor sich, fornbuntenblaue Augen, in deren Tiefe voll zärtlichen Mitleids sie und ihr Jammer versanken, untertauchten, und neugeboren, getröstet, geläutert, eine Hoffende stieg sie daraus hervor. Und wieder und wieder, zum hundertsten Mal dasselbe Spiel, das selige Versinken und Anstehen wie in jenem unvergeßlichen Augenblick. Schwindelnd schloß sie die Augen, sie griff sich an die Schläfen, schüttelte sich, — das Bild schwand nicht. Lockend stand es vor ihr und abwehrend zugleich, sie mit scheuer Furcht erfüllend. Denn eine Liebe sprach aus diesen Augen, das begriff sie wohl, die nicht das Weib und seiner Schönheit Reiz umfing, nur das treue Weib, nur die seelische Schönheit der Irene. So mochte der Heiland am Brunnen die Samariterin angesehen haben. Bis ins Herz hinein fühlte sie sich beseligt, verstanden zum erstenmal von Einem unter Tausenden! gewürdigt in ihrer Erniedrigung, geehrt unter dem brennenden Mal der Mißhandlung auf ihrer Wange. Zugleich schämte sie sich, daß diese Huldigung, die ihrer Tugend galt, ihre Tugend vernichtete. Denn dieser erste Blick voll Verständnis, Mitleid, Bärtlichkeit nach Jahren der Höllequal, der Vereinsamung einer Verdammten, sprengte alle Kiegel von ihrem dumpfverschlossenen Herzen, und was von warmem Gefühl sich darin aufgestaut hatte, das wogte hervor übermächtig, unwiderstehlich dem Erwecker entgegen. Aber sie wollte sich dem Zauber nicht hingeben. Ihr Selbstgefühl, ihr klarer Verstand wehrten sich gegen den Zauber, der unvernünftig und unwiderstehlich sie umspann. Sie nahm eine Besorgung zum Vorwand, schlug ihr Tuch um die Schultern, nahm den Henkelkorb an den Arm und schritt geradeswegs zum Nachhof. Dort hatte er ja wohl seinen Stand mit den andern. Sie würde ihn sehen, sehen bei nüchternem Tageslicht, mit klarem Blick und ruhigem Gemüt, ohne die Angst, die Qual, die Verzweiflung des gestrigen Abends, die ihre Sinne bis zum Wahnsinn überreizte.

(Schluß folgt.)



Ein Franzose vor dreihundert Jahren über Rußland.

Von

Karl Blind.

I.

Wahrlich, der alte Hauptmann Margeret würde sich sozusagen auf den Kopf stellen, könnte er heute, nach dreihundert Jahren, sehen, wie seine Franzosen sich vor dem Willkürherrscher des halb-barbarischen Russen-Reiches erniedrigen. Die Schilderung, die er von dem Lande und seinen Bewohnern und von den dortigen tyrannischen Einrichtungen entwarf, paßt nämlich in vielen Stellen auf die heutigen Zustände noch bis aufs Haar.

Es ist ein merkwürdig fesselndes Buch, diese Denkschrift des viel umhergeworfenen Handdegens und Landsknecht-Führers, der am Ende des sechzehnten und am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts lebte. Gedruckt wurde das Werk auf den Wunsch Heinrichs IV. von Frankreich. Es führt die Überschrift: „Estat de l'Empire de Russie et Grande Duché de Moscovie. Avec ce qui s'y est passé de plus memorable et tragique, pendant le regne de quatre Empereurs: à sçavoir depuis l'an 1590, jusques en l'an 1606, en Septembre. Par le Capitaine Margeret. Paris 1607.“ Lebhaft angeregt durch die persönlichen Erzählungen des Verfassers, der eine hervorragende Rolle in den Erbfolge-Kriegen gespielt hatte, welche als die Empörungen der falschen Demetriusse bekannt sind, sprach Heinrich IV. den Wunsch nach einer Veröffentlichung aus.

Zu Margeret's Zeit war die ganze Grundlage der Regierung des Russen-Reiches durch die häufigen Bürgerkriege und das wiederholte Auftauchen von schwindelhaften Kronbewerbern aufs tiefste erschüttert worden. Unter solchen Umständen hätte man wenigstens einen gewissen Grad von Unabhängigkeitsinn unter dem regeren Teile der Bevölkerung erwarten mögen. Einen ganz andern Eindruck macht jedoch Margeret's Darstellung. Klar zeigen seine Bemerkungen, daß er die despotische Regierungsform als in Rußland tief eingewurzelt betrachtet. Die bedeutendsten Männer vom hohen Adel, die Knäse — erzählt er — wohnen stets in Moskau; ebenso gewisse Mitglieder des Staatsrates, aus dessen Mitte die Stadt-Hauptleute und Statthalter ernannt werden. Er fährt dann fort:

„Für diesen Staatsrat giebt es keine festbestimmte Anzahl; denn es hängt ganz von dem Kaiser ab, ihrer so viele zu ernennen, als es ihm gefällt. Der Geheime Rat ist gewöhnlich aus Prinzen von Geblüt zusammengesetzt, wenn es sich um Angelegenheiten von großer Wichtigkeit handelt. Der Form halber zieht man die Geistlichkeit zu Rate, indem man den Patriarchen mit einigen Bischöfen einberuft. Eigentlich gesprochen, giebt es jedoch weder Gesetz noch Beratung. Lediglich der Wille des Kaisers, sei dieser Wille gut oder schlecht, entscheidet; ihm steht es frei, alles mit Feuer und Schwert zu zerstören, Unschuldige wie Schuldige (combien qu'il n'y a à parler proprement nulle loy, ny conseil, que la volonté de l'Empereur, soit bonne ou mauvaise, à mettre tout à feu et

à sang, innocens ou coupables). Ich halte ihn für einen der unumschränktesten Fürsten, die es giebt; denn alle Einwohner des Landes, seien sie Adlige oder Nicht-Adlige, sogar die Brüder des Kaisers, nennen sich „Clops Hospodaro“¹⁾, das heißt: *Slaven des Kaisers*.“

Diese Schilderung trifft ganz mit dem Berichte des Freiherrn von Herberstein zusammen, der fast ein Jahrhundert vor der Veröffentlichung von Margeret's Buch als Gesandter des deutschen Reiches nach Moskau ging. Es war im Jahre 1516, bald nach dem schließlichen Sturze der Mongolen-Herrschaft, welche Jahrhunderte lang auf Rußland gelastet hatte. Mit äußerstem Erstaunen berichtet Herberstein²⁾: „Der Großfürst (der damalige Titel des Staatsoberhauptes) gebietet, und alles ist gethan. Das Leben, das Eigentum der Laien und der Geistlichen, der Edelleute und der Bürger, alles hängt von seinem höchsten Willen ab. Er kennt keinen Widerspruch, und alles erscheint an ihm gerecht, wie an Gott; denn die Russen sind überzeugt, daß der Großfürst der Vollzieher der himmlischen Entschließungen ist. „Gott und der Fürst haben es so gewollt!“ ist ein gewöhnlicher Ausdruck unter ihnen. „Ich weiß nicht“ — bemerkt Herberstein ferner mit einer Art philosophischer Trauer — „ob es die Sinnesart des russischen Volkes ist, welche solche Willkürherrscher erzeugt hat, oder ob die Willkürherrscher diese Sinnesart dem Volke aufgeprägt haben.“

Über das Polizeispizel- ja, Lockspizelwesen in Rußland, die Abführung von Gefangenen nach Sibirien und die unruhigen Völkerschaften im Süd-Osten enthält Margeret's Werk eine Menge Mitteilungen, welche sich noch heute auffallend frisch lesen. Doch vor allem sei nun hier seiner eigenen Persönlichkeit etwas genauer gedacht.

Einer alten Familie in Arbonne entstammend, nahm er zuerst an den Kriegen der Liga auf seiten des Königs von Navarra teil. Nachdem der Sieg Heinrichs IV. zur Gewißheit geworden, trieb es den unruhigen Landsknechtsgeist zu neuen Abenteuern. Wir finden ihn dann im Dienste des Fürsten von Siebenbürgen und des deutschen Reiches. Unter dem deutschen Reichsbanner kämpfte der tapfere Hauptmann in Ungarn gegen die Türken, die damals der Schrecken Mittel-Europas waren. Bald nachher taucht er im Heere der polnischen Republik auf. Er verließ es im Jahre 1600, um als echter Abenteurer, auf den Wunsch des russischen Gesandten Wlasieff, nach Moskau zu gehen, wo er unter dem Zaren Boris Godunoff eine Befehlshaberstelle in der Reiterei erhielt.

Von da an war der ruheloße Soldat in alle bedeutenden Ereignisse in Rußland verflochten. Beharrliche Treue zu einer Sache war jedoch nie ein hervorstechender Zug an ihm. Im Jahre 1605 sieht er, an der Seite von Boris, gegen den ersten falschen Demetrius, welchen einige als einen ehemaligen Mönch, namens Grischka Otrepieff, betrachteten, andre als einen einfachen Soldaten aus der Ukraine, andre als einen Betrüger aus Siebenbürgen. Margeret selbst hielt

¹⁾ Kloptsi gosudaria.

²⁾ *Rerum Moscoviticarum Commentarii*. Wien 1549.

ihn für den wirklichen Sohn Zwans des Schrecklichen. Gleichwohl schlug er sich für Boris, der, obwohl ein Anverwandter des alten russischen Fürstenhauses aus Kurik'schem Stamme, der Abkömmling eines tatarischen Edelmannes war.

Bei Dobrynitschi, als der falsche Kronbewerber auf dem Punkte stand, die Reichen des die Mitte des russischen Heeres bildenden Fußvolkes zu durchbrechen, stellten zwei fremde Landsknechts-Führer die Schlacht wieder für Boris her. Der eine war ein Deutscher aus Livland, Walther von Rosen; der andre der Franzose Margeret. Die deutschen Söldner bildeten die Mehrheit unter den Hilfstruppen des Zaren. Ihr Schlachtruf war: „Hilf, Gott!“ Dies wurde nachher zum Schlachtruf der Russen, ohne daß sie die Bedeutung verstanden.

Nach dem Tode des Zaren Boris und der Thronbesteigung des Demetrius trat Margeret ganz gemüthlich in den Dienst des Letzteren. Er erhielt den Oberbefehl der ersten Heerschar in der Leibwache, welche aus hundert Bogenschützen und zweihundert Hellebardieren bestand — lauter Ausländer. Während der Empörung, welche 1606 gegen Demetrius in Moskau von dem russischen Edelmann Schuiski angeregt wurde, der später als Zar ausgerufen wurde, fand eine Niedermeßelung aller Polen und fremden Soldtruppen statt. Durch zufällige Krankheit rettete Margeret sein Leben und verweilte sogar noch einige Monate in Moskau. Er schiffte sich dann in Archangel ein, um nach Frankreich zurückzukehren, nachdem er mit Mühe von dem neuen Zaren, der ihn an seine Person zu fesseln wünschte, die Erlaubnis dazu erhalten hatte. In Paris wurde er dem König Heinrich IV. vorgestellt, der seinen merkwürdigen Erzählungen mit Anteil lauschte.

Nach kurzen Aufenthalt in Burgund trat Margeret in den Dienst des zweiten falschen Demetrius, der die Erbfolge Fedor Zwanowitsch's beanspruchte. Bald wechselte der Hauptmann jedoch wieder die Fahne. Als Sigismund III. von Polen mit Waffengewalt den Anspruch seines eigenen Sohnes Wladislas auf die russische Krone unterstützte, diente Margeret im polnischen Heere und zeichnete sich bei der Einnahme von Moskau aus.

Während der Abwesenheit Sigismunds versuchte Prinz Woiarski eine Erhebung in Moskau, wobei 7000 polnische Soldaten, welche die Vorstadt Kitai-Gorod (Chinesen-Stadt) besetzten, nahe daran waren, niedergemetzelt zu werden. Mit einer einzigen Abtheilung von hundert Musketicern rettete Margeret die Stadt und machte es den Polen möglich, sich noch ein Jahr lang in Moskau zu halten. Für diese glänzende That wurde er mit dem Titel eines königlichen Rates an den polnischen Hof berufen.

Außer stande jedoch, lange auf einem Fleck zu verweilen, verließ Margeret Polen im Jahre 1602 und ging nach Hamburg. Von da aus richtete er einen Brief an die russischen Boyaren, welche gerade zur Wahl eines neuen Herrscherhauses versammelt waren, um die Erlaubnis zur Rückkehr zu seinen russischen Kameraden zu erhalten. Dieser Wunsch des viel umhergetriebenen Kampfhahnes, obwohl mehrmals wiederholt, wurde nicht gewährt. Von da an verschwinden alle Spuren seines weiteren Lebenslaufes. Wie, wann und wo Margeret starb, ist nicht bekannt.

Es war vor den zuletzt erwähnten Ereignissen, durch welche er sich den Russen entfremdet hatte, daß er sein Werk während eines kurzen Aufenthaltes in Frankreich (zwischen 1606 und 1607) verfaßte. De Thou, der französische Geschichtschreiber, kannte ihn persönlich und spricht von ihm als von Jacques Margeret aus der Freigravität. („Historia“, Buch CXXXV.)

Als im Jahre 1668 eine Gesandtschaft des Zaren Alexis an den Versailler Hof kam, um für die Wahl eines russischen Fürsten auf den Thron von Polen Kante anzuspinnen, erfolgte auf Befehl Ludwigs XIV. der Wiederabdruck des Margeret'schen Buches. So selten war es geworden, daß der Buchhändler Langlois, der es wieder auflegen sollte, nur einen einzigen älteren Abdruck aufzutreiben vermochte, und zwar von dem Großneffen Margeret's. In unserm Jahrhundert wäre die Schrift abermals der Vergessenheit anheimgefallen, hätte nicht der deutsche Orientalist Klaproth ein paar Abdrücke für einen ausgewählten Gelehrtenkreis herstellen lassen. Im Jahre 1855, während des Krim-Krieges, veranstaltete H. Chevreuil eine neue Ausgabe.

Niemand, der das Werk gelesen, wird ihm seinen Reiz absprechen. Der Feder wenig kundig, warf der abenteuernde Kriegsmann alles, was er über Rußland wußte, ohne Plan und Anordnung hin, und sein Satzbau ist häufig so regellos wie nur möglich. Die ganze Darstellung ist jedoch von außerordentlicher Frische. Sie zeugt von trefflicher Beobachtungsgabe; und durchweg gewinnt man den Eindruck, daß der Verfasser frei von der Leber weg spricht und man ein getreues Bild der damaligen Zustände Rußlands vor sich hat.

II.

Es mag auffallen, daß Margeret von den Zaren als von „Kaisern“ spricht; denn in allen neueren Geschichtswerken ist gesagt: Peter der Große habe diesen Titel gegründet. Selbst Herr Kasimir Delamarre, der diese Dinge gewöhnlich mit genau forschendem Auge prüft, behauptet: „Der Titel „Kaiser von Rußland“ wurde zum ersten Male von Peter I. im Jahre 1721 angenommen“. Das ist jedoch entschieden ein Irrtum. Margeret, den neuere russische Schriftsteller der Unwissenheit haben zeihen wollen, weil er, der gewiß kein Sprachgelehrter war, russische Wörter nach dem Eindrucke des Ohres, also „phonetisch“, niederschrieb, hatte mit seiner Darstellung vollkommen Recht.

Schon Herberstein meldet, daß die Zaren, wenn sie dem (deutschen) Kaiser oder dem Papst schreiben, sich Könige und Herren von ganz Rußland nennen; wenn aber Briefe aus der ruthenischen Sprache in das Lateinische übersezt würden, so gäben die russischen Dolmetscher das Wort „Zar“ durch „Imperator“ wieder. „Auf solche Weise“, bemerkt Herberstein, „macht sich der Zar zugleich zum König und Kaiser.“

Indessen fügt Herberstein bei: Das heilige römische Reich deutscher Nation erkenne weder die Königs- noch die Kaiservürde der Zaren an und habe nichts mit der Schaffung dieser Titel zu thun gehabt, obwohl man manchmal irrthümlicher Weise das Gegenteil annehme. Einen solchen Titel anzuerkennen, wäre eine

Schädigung des Königs von Polen gewesen, mit welchem sein (Herberstein's) erhabener Herr, Kaiser Maximilian, in aufrichtiger Freundschaft gelebt.

Herberstein's Buch wurde 1549 zu Wien veröffentlicht — also 172 Jahre, ehe Peter I. den Kaiser-Titel an- oder wieder aufnahm. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts aber giebt es eine Menge Beweise, daß der Kaiser-Titel von den Zaren beansprucht und getragen, auch wenigstens von englischen Staatsoberhäuptern, wie von Eduard VI., Mary und Elisabeth anerkannt worden war. Richard Hakluyt, Richard Chancellor, John Haffe, Anthony Jentinson bezeugen es. Ein von dem Zaren Iwan Wassiljewitsch an Eduard VI. durch die Hand von Richard Chancellor gesandter Brief beginnt so: „Wir, Großfürst Iwan Wassiljewitsch, von Gottes Gnaden Oberherr und Kaiser von ganz Rußland, Großfürst von Wolodomer, Mosko und Novograd, König von Kasan, König von Astracan, Herr von Plesko und Großfürst von Smolensko“ u. s. w.

Anthony Jentinson sagt, indem er des von den russischen Fürsten getragenen Titels „Dtesara“ erwähnt: „Dies Wort „Dtesara“ haben seiner Majestät Dolmetscher in letzterer Zeit als „Kaiser“ bedeutend ausgelegt, so daß er jetzt Kaiser und Großfürst von ganz Rußland genannt wird (so that now he is called Emperour and great Duke of all Russia). Vor der Regierung seines Vaters nannte man sie weder Kaiser noch Könige, sondern „Ruese Velike“; das heißt: „Großfürsten“ („Ruese“ halte ich für einen offenbaren Druckfehler statt „Knese“; das heißt: Fürsten).

Die Anerkennung des russischen Kaiser-Titels durch England erhellet noch deutlicher aus „Briefen des Königs Philipp und der Königin Marie an Iwan Wassiljewitsch, den Kaiser (Emperour) von Rußland“ (1555). Derselbe Titel kommt vor in den „Ersten Vorrechten, welche der Kaiser von Rußland den englischen Kaufleuten im Jahre 1555 gewährt hat“ (The First Privileges graunted by the Emperour of Russia to the English merchants, in the yere 1555). Ebenso in den „Bestimmungen, welche für den Ausdruß der in Rußland wohnenden Kaufleute dieser (englischen) Gesellschaft entworfen und festgesetzt sind.“

Ich unterlasse es, die weiteren, in dieser Sache von mir gesammelten, unwiderlegbaren Beweise näher anzuführen. Erwähnt sei nur, daß die große, von englischen Königen und Königinnen den Zaren bewiesene Gunst damals in Polen übel vermerkt wurde. In einem Schreiben des Königs Sigismund von Polen an die Königin Elisabeth, vom 3. März 1568, wird besondere Klage in Bezug auf Handelsangelegenheiten geführt. Der Brief kennzeichnet „den Moskowiter“ als „nicht bloß den zeitweiligen Feind unseres (polnischen) Reiches, sondern als den Erbfeind aller freien Völker.“

Margeret spricht von den älteren Herrschern Rußlands als von „Großfürsten“; von den späteren als von „Zaren Rußlands und Großfürsten Moskowiens.“ Er behauptet: Iwan II. Wassiljewitsch habe den Kaiser-Titel von Maximilian, dem Kaiser der Römer (d. h. vom deutschen Kaiser, wie der gewöhnliche, aber in der diplomatischen Staatsprache eigentlich nicht genaue Ausdruck lautet),

nach der Eroberung von Kasan, Astrachan und Sibirien erhalten. In dieser besonderen Angabe mag Margeret allerdings Unrecht haben. Er wiederholte ohne Zweifel nur, was er in Rußland gehört hatte, ohne in der Lage zu sein, die Wahrheit der Angabe zu prüfen. Es war ein Kniff russischer Fürsten, das Volk glauben zu machen, ihr Kaiser-Titel stamme von einem Lande her, welches damals ganz eigentlich das Kaiserreich war.

Über die Streitigkeiten, welche russische Gesandte mit denen von Schweden über die Anerkennung der von dem Zaren beanspruchten Kaiserwürde hatten, findet man bei Margeret allerhand Nachrichten. „Der Regel nach“, bemerkte er in seiner kunstlosen Schreibart, „gibt der Kaiser der Römer ihm (dem Zaren) den Titel „Kaiser“; und die verstorbene Königin Elisabeth that das Gleiche. Dasselbe thut der König von Großbritannien, der König von Dänemark, der Großherzog von Toskana, der König von Persien; und alle diejenigen von Asien geben ihm den Titel, den anzunehmen ihm beliebt. Was den Türken betrifft, so weiß ich — in anbetracht, daß zwischen ihnen“ (dem Sultan und dem Zaren) „zu meiner Zeit kein Briefwechsel stattfand — nicht, welchen Titel er ihm giebt.“

Margeret spricht stets von dem „kaiserlichen Throne“, dem „Kaiserreich“, dem „Kaiser“, der „Kaiserin“ von Rußland. Es geschieht das auch keineswegs etwa aus Liebedienerei gegen den Hof; denn er drückt sich in den stärksten Worten über die barbarischen Zustände des Landes, die Tyrannei seiner Herrscher und die Zurückgebliebenheit des Volkes aus. Polen stellt er in günstigen Gegensatz dazu. Er nennt es „ein freies Land“, von „edlen und angenehmen Sitten“, wo die Leute wenigstens wüßten, was guter Ton ist (que c'est que du monde).

Unter dem Hause Romanoff, welches aus einer von hervorragenden Leuten am Ende der langen Bürgerkriege (1612) veranstalteten Wahl hervorging, geriet der Gebrauch des kaiserlichen Titels in Abgang. Die ersten Fürsten aus Romanoff'schem Geschlechte besaßen keinen hohen Ehrgeiz. Überdies wurden sie durch Adel und Geistlichkeit einigermmaßen verfassungsmäßig eingeschränkt. Peter I., einer der ehrgeizigsten Gewaltherrscher, nahm den Kaiser-Titel 1721 wieder auf; unter ihm erlangte die Despotie in der äußersten Gestalt wieder die Oberhand. Abgesehen von einem kurzen, erfolglosen Versuche des Adels, verfassungsmäßige Einrichtungen unter der Zarina Anna (1730) einzuführen, hat das Selbstherrschertum seitdem zügellos geschaltet und gewaltet — sogar noch schlimmer als in den Tagen Margeret's.

Es finden sich in dem Buche des französischen Hauptmanns einige merkwürdige Abschnitte über die griechisch-katholische Kirche und die religiöse Duldung oder vielmehr Anduldsamkeit in Rußland, welche uns die Zustände ganz so zeigen, wie sie heute noch sind. Er sagt: „Der Patriarch, die Bischöfe und die Äbte werden nach dem Willen des Kaisers ernannt.“ Alle kirchlichen Angelegenheiten von irgend welcher Bedeutung müssen dem Kaiser unterbreitet werden. Von den Gewohnheiten der Priesterschaft erhalten wir aus Margeret's Darstellung kein schönes Bild. Ihm zufolge „ergiebt sich die russische Geistlichkeit dem Laster der Trunkenheit eben so sehr, oder sogar noch mehr als die sonstige Einwohnerschaft

des Landes.“ Das Russen-Volk im allgemeinen beschreibt er als das trunfsüchtigste, das er je kennen gelernt.

Das alles stimmt mit den Berichten neuerer Reisenden, welche oft erzählt haben, wie der Pope (Priester) einer russischen Gemeinde von den Bauern am Samstag in eine Scheune eingeschlossen wird, damit er am Sonntag fähig sei, den Gottesdienst nüchtern zu versehen. Am Montag werde er dann wieder freigelassen und könne während der Woche seinen bacchanalischen Neigungen fröhnen.

Die Unwissenheit der Massen, welche unter dem Krummstab der rechtgläubigen Kirche lagen, erfüllte den französischen Hauptmann mit Erstaunen. Die Einrichtung der sogenannten „stummen Kirche“ ist in Rußland eine alte. „Eine Kanzelrede“, schreibt Margeret „wird nie gehalten. Nur an gewissen Festtagen lesen sie ein Kapitel aus dem alten oder neuen Testament vor; aber die Unwissenheit unter dem Volke ist so groß, daß kaum ein Drittel desselben weiß, was das Vaterunser oder das apostolische Glaubensbekenntnis ist. Kurz, man kann sagen, daß die Unwissenheit die Mutter ihrer Andacht ist. Das Lernen verabscheuen sie (die Priester), besonders das der lateinischen Sprache. Schulen oder Hochschulen giebt es nicht bei ihnen. Die Priester allein lehren die Jugend lesen und schreiben; aber der Zöglinge sind es wenige. Erst vor etwa zehn oder zwölf Jahren lernten sie die Buchdruckerkunst; aber selbst jetzt sind geschriebene Bücher bei ihnen mehr gesucht als gedruckte.

Hier sei erwähnt, daß es Beweise einer früheren Einführung der Buchdruckerkunst in Rußland giebt, als Margeret meinte. Deutsche waren es, welche sie dort, wie in Italien und Frankreich, einführten. Allein so wenig faßte die Buchdruckerkunst in Rußland längere Zeit hindurch Wurzel, daß Margeret fast berechtigt ist, die Zustände so darzustellen, wie er es thut.

Die verheiratete russische Geistlichkeit verfuhr mit ihren Ehefrauen, zufolge Margeret, aufs willkürlichste und grausamste. „Gleichviel unter welchem Vorwand ein Mann seine Gattin von sich weist: er schickt sie einfach, gegen ihren Willen, in ein Kloster, und der Klöster giebt es sehr viele. Einige von diesen Ehemännern heiraten nicht weniger als dreimal wieder.“

III.

Die religiöse Duldung in Rußland, wie Margeret sie schildert, versetzt uns gewissermaßen schon wieder in die Gegenwart. „Der Kaiser,“ sagt er, „gewährt jedermann Gewissensfreiheit, sodaß es allen gestattet ist, ihre Andacht und Religion öffentlich auszuüben — ausgenommen der römisch-katholischen; auch wird seit der Zeit von Wassiljewitsch kein Jude unter ihnen geduldet.“

Wir hören weiter, daß auch Protestanten die furchtbarsten Verfolgungen zu erdulden hatten. „Aber,“ schreibt Margeret, „es giebt Tataren, Türken und Perser, abgesehen von Nordwinen und andern mohammedanischen Völkern unter der Herrschaft der Russen; diese beobachteten alle ihre eigene Religion — nicht zu gedenken der Sibirier, Lappen und anderer, welche weder Christen noch

Mohammedaner sind, sondern gewisse Tiere anbeten, jeder nach seiner eigenen Art, ohne daß sie in ihrer eigenen Religion belästigt werden.“

Margeret erzählt: alle Juden in Rußland seien, nachdem man sie, an Händen und Füßen gebunden, auf eine Brücke geführt habe, dort gezwungen worden, ihren Glauben abzuschwören und zu erklären, daß sie getauft werden und an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist glauben wollten. Kann hätten sie dies jedoch gesagt, so seien sie im selben Augenblick ins Wasser geworfen und ertränkt worden! Darin bestand ihre Taufe.

Von livländischen Protestanten, welche etwa vierzig Jahre lang als Kriegsgefangene in Moskowien gewohnt hatten und dort allmählich zu Reichtum gelangt waren, berichtet Margeret: man habe, weil sie stolz und üppig geworden, ihre Kirchen zerstört, ihre Häuser geplündert. Alle diese Protestanten wurden, „ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht, nackt ausgezogen, obwohl es Winter war, gleich Kindern, die aus dem Mutterleibe kommen“ (sans respect d'âge ny de sexe, et bien qu'en hyuer furent mis à nud comme les enfans sortans du ventre de leurs mères).“

Margeret meint: diese Protestanten hätten sich selbst die Schuld daran zuzuschreiben. Denn da sie aus ihrem Vaterlande fortgeführt, ihres Vermögens beraubt und in Sklaverei unter die Macht eines ganz rohen und barbarischen Volkes gebracht worden, das überdies von einem fürstlichen Tyrannen regiert sei (reduits en seruitude sous la puissance d'un peuple du tout grossier et barbare, et outre gouvernés par un Prince tiran): so hätten sie sich wegen dieses ihres Unglücks demütig zeigen sollen. Statt dessen seien sie durch den erlangten Wohlstand hoffärtig geworden, und ihre Frauen seien in kostbaren Gewändern in die Kirche gegangen.

Erinnert nicht das alles an neuere Vorgänge im Zaren-Reiche?

Es ist von jeher ein Staatsgrundsatz russischer Herrscher gewesen, eine rechtgläubige Propaganda durch Dragonnaden mit Feuer und Schwert unter christlichen „Kettern“ zu vollziehen, dagegen von harter Bedrängung der mohammedanischen Religion und der heidnischen Bekenntnisse ihrer Unterthanen abzusehen. Die Erklärung ist einfach. Christliche Sekten werden als eine Gefahr betrachtet, welche allmählich die Grundlage des russisch rechtgläubigen Katholizismus, also die Herrschaft des als Papst auftretenden Zaren, untergraben könnten. Das Gleiche fürchtet man nicht von einer Religion, welche vom Christentum so verschieden ist wie der Islam.

Während daher die Autokraten (so lautet ja der wirkliche Titel der russischen Fürsten!) sich stets bemühten, die „Keterei“ auszurotten, welche sie als die Frucht des „ungläubigen, anti-monarchischen, anti-russischen Geistes von West-Europa“ betrachteten, hätschelten sie sogar den Fetisch- und sonstigen groben Götzendienst roher Völkerschaften, mit denen das ungehorfame Europa in Schrecken versetzt werden sollte.

„Wir werden die asiatischen Horden loslassen!“ war die beliebte Drohung des Kaisers Nikolaus im Völkerfrühling des Jahres 1848.

Er sollte es freilich ein paar Jahre nachher erleben, im Krim-Krieg seine erträumte Weltgebieter-Stellung plötzlich zusammenbrechen zu sehen. Wäre jener Krieg nicht als bloßer Kabinettskrieg geführt worden; hätte man sich der Polen, der Finnen, der damals noch so drohend dastehenden kaukasischen Völker bedient: sicherlich, das Zaren-Reich wäre ganz von seiner Macht herabgesunken. Gaben sich doch schon im Innern dumpfe Erregungen zu Gunsten verfassungsmäßiger Einrichtungen kund, so daß der Nachfolger von Nikolaus, Alexander II., einerseits eine gewisse Lockerung in den Preß-Zuständen eintreten lassen, und andererseits die Hörigkeit der Banernschaft verordnen mußte, um durch letztere Maßregel sich eine Stütze gegenüber dem parlamentarisch aufgelegten kleinen Adel zu verschaffen.

Das selbstherrliche Zarentum hat sich bekanntlich auf den Trümmern der Herrschaft der „Goldenen Horde“ aufgebaut, nachdem diese nicht sowohl durch die Tapferkeit russischer Heere als durch die inneren Zwistigkeiten unter den einzelnen Stämmen des mongolischen Kiptschak zusammengebrochen war. Den tiefen Stempel der mehrhundertjährigen Knechtschaft aber, welche Fürsten, Adel und Volk in Rußland unter dem mongolischen Fremdjoch erduldet hatten, erkannten alle Reisenden, welche das Land nach dem Abzuge der Tataren besuchten.

Von einem „jungen Volke“, das etwa nach Art der Germanen in die Weltgeschichte einzutreten bestimmt sei — bekanntlich ein beliebtes Stück panslavistischer Schriftsteller, die uns gern etwas weiß machen möchten — wußte keiner dieser Reisenden zu melden, ob wir nun die Mitteilungen deutscher Gesandten, wie Georg Thurn (1492) oder Herberstein, oder das Werk Margeret's, oder die Berichte von englischen Botschaftern und Bevollmächtigten von Londoner Handelsgesellschaften durchmustern. Keiner von ihnen fand irgendwelche Spuren der Naturfrische, von welcher die russischen Weltverfälschungs-Schwärmer der Neuzeit gefaselt haben. Alle erzählten vielmehr von alter Tyrannei, von großer Fäulnis und Verderbtheit, von Sklavensinn in der abschreckendsten Gestalt.

Von den Moskowitern als Volk behauptet Margeret: „sie besäßen keinerlei Arbeitsamkeit, sondern seien sehr träge; denn sie widmen sich nicht dem Geschäft, sondern der Trunkenheit mehr, als irgend etwas andern.“ Er nennt sie „roh und klobig, ohne irgend welche Höflichkeit;“ es ist „ein falsches Volk, ohne Glauben, Gesetz und Gewissen . . . und besteckt mit einer endlosen Zahl andrer Laster und viehischer Gewohnheiten.“

Einzelnes läßt sich hier nicht wiedergeben. Man möchte die Darstellung gern als zu dunkel gefärbt betrachten. Erinnern muß man sich immerhin, daß Margeret Jahre lang ein aufmerksamer Beobachter an Ort und Stelle gewesen war, und daß er, als er sein Buch schrieb, den Gedanken, in Rußland wieder Dienst zu nehmen, noch nicht aufgegeben hatte.

Zieht man aber von seiner Darstellung noch so viel ab, so bleibt doch gewiß nicht der Eindruck zurück, als habe man es mit einem Seitenstück zu der „Germania“ des Tacitus zu thun. Auch würde ich meinerseits diese Stellen in dem Werke des französischen Hauptmanns nicht betonen, hätten wir nicht ab und zu, seit etwa vierzig Jahren, so viel ekelhafte Abgeschmacktheiten über die

Wiederverjüngung der „blutarm gewordenen germanisch-romanischen Welt“ (wie Alexander Herzen es ausdrückte) durch den angeblich „jugendfrischen Niesen des Nordens“ hören müssen. In den letzten Wochen freilich ist die „romanische Welt“ — wenn der Ausdruck auf die nur sprachlich romanisierten Franzosen überhaupt passen würde — in Petersburg wieder merkwürdig im Preise gestiegen. Die Worte müssen aber immer für den jeweiligen Zweck gehalten.

Den russischen Adel zeichnete Margeret als wahre Falstaffe. Leibesübungen kamen unter den dortigen Edelleuten damals gar nicht vor. „Das macht sie fett und wanstig; ja, sie halten diejenigen in hohen Ehren, welche die Dickbäuchigsten (les plus ventrus) sind, indem sie sie ‚Dorotney Schalouec‘ (dorotney tschelovek) nennen, was einen tapferen Mann bedeutet.“ Die knechtische Unterwürfigkeit der Massen ergiebt sich, unter andern, aus der Äußerung: „Wenn ein Untergebener etwas von seinem Vorgesetzten zu erlangen wünscht, so wirft er sich der ganzen Länge nach hin, mit dem Gesicht auf dem Boden, wie sie es auch in ihren Gebeten vor einigen Bildern thun.“ Die Kniebengung war damals nicht Sitte. Man betrachtete sie als einen mohammedanischen Gebrauch, weil die Türken mit gekrümmtem Knie niederhockten. Die russischen Frauen jedoch, sagt Margeret, haben dieselbe Gewohnheit des Niederhockens mit gekrümmtem Knie. Ohne Zweifel hatte der lange tatarische Einfluß diese asiatische Sitte in Rußland eingeführt, wo die weibliche Bevölkerung sie noch zu Margeret's Zeit beibehalten hatte.

Abgesehen von dem allgemeinen Zustande der Barbarei, war Margeret betroffen von dem Mangel an Tapferkeit und an persönlichem Ehrgefühl unter den Russen. Selbst in den höheren Ständen sei es Übung, wenn sie einander widersprechen, kurzweg auszurufen: „Du lügst!“ statt zu sagen: „Nun, das mag Ihre Meinung sein!“ oder: „Entschuldigen Sie!“ Sogar der Diener werfe dem Herrn die Lüge vor. Der Zar Iwan Wassiljewitsch, obwohl ein Tyrann, nahm derlei kaum als eine Beleidigung auf. Die Anwesenheit zahlreicher Fremden in Rußland — schreibt Margeret weiter — habe jedoch in jüngster Zeit den gesellschaftlichen Ton etwas verbessert. Thätliche Angriffe würden durch Stockprügel gerichtlich geahndet, und zwar so, daß sowohl der Angreifer als auch derjenige, welcher sich wehrte, entweder eine Geldbuße an den Kaiser zu entrichten habe, oder so lange gehauen werde, bis der Richter ein: „Halt, genug!“ rufe.

Schuldner wurden ebenfalls von Gerichts wegen geprügelt, bis sie zahlten. Es war dies eine förmliche Einrichtung. Polizeibeamte fanden sich an gewissen Tagen zu diesem Zweck von Sonnenaufgang an auf einem öffentlichen Platze mit Stöcken oder Ruten ein, um das Geschäft des Hauens auf die Waden bis zehn oder elf Uhr fortzusetzen. Wer jedoch dem Kaiser zu Pferde diene, war von dieser Leibesstrafe entbunden, indem er sich einen Ersatzmann dafür stellen durfte! Solche Züge malen die ganze Entwürdigung eines Volkes.

Zweikämpfe, sagt Margeret, kämen nicht vor; Waffen trügen die Russen nicht, ausgenommen im Krieg oder auf Reisen. Ist auch der Zweikampf wegen

Beleidigung gewiß eine Thorheit, so spricht doch das frühe Aufgeben desselben unter einem sonst so barbarischen Volke nicht für das Vorhandensein von Ehrgefühl.

IV.

Die kriegerischen Eigenschaften der Russen schienen dem französischen Hauptmann sehr gering. In einer der Schlachten, in welcher die polnischen Truppen des Kronbewerbers sich von einer an Zahl überwältigenden Feindesmacht bedrängt sahen, geriet der russische Befehlshaber gleichwohl in die größte Gefahr, zum Gefangenen gemacht zu werden. Drei polnische Scharen griffen das Russenheer mit todesverachtendem Ungestüm an. Von seinem Rosse heruntergezogen, wurde der russische Feldherr drei- oder viermal über den Kopf gehauen und wäre von Demetrins gefangen genommen worden, hätten ihn nicht ein Duzend fremder Armbrust-Schützen gerettet. „Ohne Zweifel“, sagt Margeret, „würden vier polnische Compagnien das ganze Heer des Kaisers besiegt haben. Man hätte glauben sollen, die Russen besäßen keine Hände, mit denen sie schlagen könnten, obgleich es ihrer zwischen 40—50 000 Mann waren.“

Rußlands große räumliche Ausdehnung macht auf Margeret bedeutenden Eindruck, obwohl der Umfang des Reiches während der Mongolen-Herrschaft sehr gekürzt worden war. Über die Heereszustände des Landes finden sich bei ihm viele bedeutsame Schilderungen. In den Kämpfen gegen die Dsmanli war er an den Anblick einer gewaltigen Kriegsmacht gewöhnt worden; nichtsdestoweniger schien ihm die Zahl der die Grenzen des Zarereiches bewachenden Truppen außerordentlich. Den Wert derselben, soweit es sich um die eigentlichen Moskowiter handelt, schätzte er jedoch ganz gering.

Er geht in genaue Einzelheiten über die Festungen, die Schlösser, die kaiserlichen Truppen und die städtische Volkswehr ein, zunal in demjenigen Teile Rußlands, welcher eine Art streng bewachter „Militär-Grenze“ gegenüber den noch unabhängigen Khanaten der Krim'schen und Nogai'schen Tataren bildete. Außer den eingeborenen Soldaten gab es bereits damals Heerscharen von ausländischen Söldnern: Deutschen, Polen, Griechen und andern Landsknechten.

Es ist ja ein gänzlicher Irrthum, zu meinen, Peter der Große habe zum ersten Male sein halb-asiatisches Reich mit solchen europäischen Kräften durchsetzt. Die ganze Geschichte Rußlands ist vielmehr eine Geschichte fremder Einflüsse: von seiner Gründung durch die germanischen Waräger an, welche aus skandinavischen und deutschen Kriegerstippen zusammengesetzt waren, durch die lang andauernde Herrschaft der tatarischen Goldenen Horde hindurch, bis in die Zeit der Erbfolgekriege hinein, während derer die Hauptstadt Moskau in die Hände der Polen fiel, deren Fürsten damals über die Besetzung des russischen Thrones entschieden; und dann wieder seit Peter I., der in manchem, was ihm als ur-eigene und vollkommen neue That zugeschrieben wird, doch nur ein Nachahmer, wenn auch von eisernter Willenskraft war.

Nachdem Margeret die Ummassen der russischen Truppen aufgezählt hat, bemerkt er: „Das macht eine unglaubliche Zahl aus, aber eher von Schatten-

gestalten als von Kriegsmännern.“ (Cela fait un nombre incroyable d'ombres, plutost que d'hommes). Einige dieser Truppen, die mit Harnisch, Helm und Lanze, und mit Bogen und Pfeil bewaffnet waren, beschreibt er als schlecht beritten, ohne Ordnung, ohne Mut und Manneszucht, und dem Heer oft mehr Schaden als Nutzen zufügend.“ Das russische Heer bestand damals vorzugsweise aus Reiterei, was sich aus den Kämpfen gegen die Tataren erklärt. Unter den Hilfstruppen nennt Margeret Tscherewissen, Mordwinen, Tataren und Tscherkessen (Scherassi). Klar unterscheidet er zwischen den finnischen Völkerschaften und den eigentlichen Russen. Ebenso weiß er, wo der unverkennbare tatarische Stamm beginnt.

Als das beste Fußvolf des Zaren bezeichnet er die Strelizen und die Kosaken. Er unterscheidet zwischen den im Solde Rußlands stehenden Kosaken, welche im Winter in den Städten als Besatzung liegen, und den echten Kosaken, welche sich entlang der Flüsse in den tatarischen Bezirken halten, an der Wolga, dem Don, dem Dniepr, und welche den Tataren oft mehr Schaden zufügen als das ganze russische Heer.“ Auch nennt er Kosaken zwischen Kasan und Astrachan, welche nicht in der Weise beritten und bewaffnet seien wie die in Podolien und Schwarz-Rußland wohnenden, obwohl sie früher nach Tataren-Art gemustert gewesen. Hier mag erwähnt werden, daß all' diese Kosaken gemischt ruthenisch-slavischer und tatarischer Abstammung waren. Unter vielen wog vielleicht das tatarische Blut eher vor. Das Wort „Kosak“ ist anscheinend türksch-tatarischen Ursprungs und bedeutet einen Räuber.

Von den echten Kosaken, welche Rußland nur zeitweilig dienen, berichtet Margeret: „sie hätten keine große Anhänglichkeit an den Kaiser, ausgenommen wenn er ihnen die Freiheit lasse, ihr Schlimmstes zu verüben.“ Allmählich ist es den Autokraten allerdings gelungen, die kriegerischen Steppenvölker zur noch schärferen Knechtung der Nord- oder Groß-Russen zu verwenden. Man ließ dem Kosaken eine Zeit lang eine gewisse Unabhängigkeit, damit er mit um so freudigerem Eifer die Knute über den Moskowiter schwinde. Nachdem der Muschik in die despotische Einförmigkeit ganz hineingepeitscht war, benutzte man Kosaken und Baschkiren in gleicher Weise gegen die noch unabhängigen Kirgisen: und dies Verfahren ist in neuerer Zeit durch die Khanate der unabhängigen Tatarei hindurch bis an und über die Grenze von Afghanistan fortgesetzt worden.

Der Kämpfe mit den noch freien Kosaken, Krim'schen Tataren und Tscherkessen gedenkt Margeret wiederholt und eingehend. Die Letzteren, welche er zwischen das Kaspische und Schwarze Meer setzt, wurden damals „Petigorski-Tscherkessen“, Tscherkessen der fünf Berge, genannt. Von ihnen sagt Margeret: „Es ist ein kriegerisches Volk, außerordentlich gut zu Pferde, mit einer Art leichter Harnische versehen, sehr kühn, sehr behend, sämtlich Lanzen oder Speere tragend, und fähig, Rußland großen Schaden zuzufügen, wenn sie in eben so großer Zahl wären wie andre ihrer Nachbarn.“ Dem beobachtenden Geiste des französischen Kriegers war Rußlands Achilles-Ferse nicht entgangen.

Während der Regierungen, unter denen Margeret in Rußland lebte, gab es Schwierigkeiten nach fast allen Seiten hin — mit Schweden, mit Polen, mit den tatarischen Reichen, wie auch nach dem Kaukasus hin. Nur in Sibirien machte der Moskowiter erobernde Fortschritte. Dies Land schildert Margeret „als noch nicht vollkommen entdeckt“ oder erschlossen, als reich an Korn und als eine Quelle großer Einnahmen für die Zaren durch sein Pelzwerk. Es werden Befehlungen erwähnt, welche in vier Städten liegen, um die Eingeborenen im Zaume zu halten. Es sei das ein außerordentlich einfaches Volk, von kleinem Wuchse, an Gesichtszügen den Nogai'schen Tataren ähnlich; das heißt, mit flachem, breitem Gesicht, eingedrückter Nase, kleinen Augen und sonnverbrannt; das Haar trägt es lang, aber wenige hätten einen Bart.

Man fühlt sich eigentümlich berührt, bei Margeret, der zu einer Zeit schrieb, wo kaum erst Teile von Sibirien in die Hände des Zaren gefallen waren, schon zu lesen, daß es „die Hauptgegend ist, wohin sie diejenigen verbannen, welche bei dem Fürsten in Ungnade gefallen sind.“

Der französische Hauptmann kannte offenbar nicht die ältere Geschichte Sibiriens. Andersfalls hätte er nicht umhin gekonnt, die despotische Staatskunst des Zaren gegenüber diesem Lande in Gegensatz zu den erleuchteteren Grundfäßen der ehemals freien, mit der deutschen Hansa in Verbindung stehenden Stadt Nowgorod zu setzen, welche die ersten Erforschungszüge nach West-Sibirien ausgesandt hatte. Der durch Nowgorod eingeleitete friedliche Handelsverkehr würde für die Sittigung dieses nordöstlichen Gebietes gewiß gute Früchte getragen haben, hätte sich das freie bürgerliche Gemeinwesen gegenüber den scheußlichen Tyrannen Zwan III. und Zwan IV. halten können.

Mit Hilfe mongolischer Horden und durch listige Schürung von Klassenkämpfen unter dem Bürger- und Arbeiterstande von Nowgorod gelang es dem Zaren, die freie Stadt zu überwinden. Zu einem grausam blutigen Trauerspiel ging ihre alte Unabhängigkeit durch Schwert und Henkerbeil unter. Die Folgen zeigten sich bis nach Sibirien hin, welches nun zu einem Schreckensorte für politische Gegner und Verdächtige wurde, vor dessen bloßem Namen man sich in Todesfurcht abwandte.

In Margeret's Zeit hatte die bürokratische Einrichtung des „Tschinn“ noch nicht Rußland zu einer riesigen Regierungsmaschine gemacht. Gleichwohl war das Land bereits so von Beamten-Vestechlichkeit durchfressen, daß weder die Angestellten der Verwaltung, noch die Richter, noch irgend sonst ein im Amte Befindlicher gegen die niedrigsten Versuchungen stand hielten. „Geld, Perlen, Pelzwerk, sogar gefalzene Fische,“ wurden als Bestechungsmittel gebraucht und allgemein angenommen. Öffentliche Anspeisung, sogar Abführung nach Sibirien erwies sich als unzureichend, um dem schmählischen Unfuge Einhalt zu thun.

Durch harte Bestrafungen in die Enge getrieben, erfanden die gewissenlosen Beamten und Richter zuletzt ein eigentümliches Mittel, ihre Geldgier zu befriedigen. Sie stellten in ihren Häusern eine Menge religiöser Gemälde auf, an denen derjenige, welcher das Ohr des Beamten oder Richters zu gewinnen suchte, seine

Geschenke gewissermaßen als eine Gabe für die Gottheit oder für die Heiligen aufhängte. Ein Ukas wurde darauf erlassen, daß man nur Dinge im Werte von sieben oder acht Rubeln an den Bildern aufhängen dürfe.

Peter I. sagte einmal: „Wäre die Sache ausführbar, wahrhaftig, meine Russen würden sogar meine Linienfahrer stehlen!“ Auch das deutet nicht auf die Jugendfrische einer Nation.

V.

Man wird sich nach dem Vorstehenden kaum wundern, daß Rußland — das angebliche Land der „jungen kräftigen Barbaren“ — schon früher ein umfassenderes öffentliches und geheimes Polizei- und Spitzelwesen gehabt hat als irgend ein europäisches Land. Die Tataren-Khane mögen den Anfang damit gemacht haben; denn die ganze Regierung und Verwaltung dieser strengen Zucht-herren war eine viel planmäßiger ausgedachte und geordnete, als manche glauben mögen, die von der „Goldenen Horde“ nichts kennen als den Namen. Mit Eifer aber setzten die Zaren die vorgesehnen tyrannischen Einrichtungen fort.

Unter dem Zaren Boris Godunoff war die Polizeiwirtschaft eine allgemein ausgebildete. Der größere Teil der Dienerschaft in den Adelshäusern stand im geheimen Regierungsfolde. Die Vorbilder Fouche's und Vidocq's sind schon im alten heiligen Rußland zu finden. Um nur ein Beispiel anzuführen, so ließ Boris Godunoff, damit die Aufmerksamkeit von einer seiner eigenen Bluttthaten abgelenkt werde, durch seine Sendlinge insgeheim nachts die Gewölbe und Häuser gewisser reicher Kaufleute anzünden, um ihnen gehörige Beschäftigung zu geben (pour leur tailler de la besogne). Nachdem seine eigenen schmutzigen politischen Zwecke erreicht waren, habe er — sagt Margeret — sich über die Brandstiftungen sehr betrübt gestellt und den davon Betroffenen aus dem Staatschatze Entschädigung gewährt, um sich als Volkswohlthäter zu geben.

„Es giebt wenige gute Familien“, schreibt Margeret, „welche es nicht haben fühlen müssen, was es heißt, unter dem Mißtrauen eines Tyrannen zu leiden, obschon er (Zar Boris) als ein sehr milder Herrscher galt; denn unter seiner Regierung waren, vor der Ankunft des Demetrius, keine zehn Personen hingerichtet worden — ausgenommen einige Diebe, die man hängte.“ „Aber insgeheim“, heißt es weiter, „sind eine große Zahl Menschen auf die Folter gespannt, in die Verbannung geschickt oder auf dem Wege vergiftet worden; und eine unzählige Menge Leute sind ertränkt worden, ohne daß ihm dadurch Erleichterung geworden wäre.“

Die scharfe Aufsicht, welche schon damals über alle Einwohner geführt wurde, ergibt sich aus folgender Stelle: „Alle Wege, welche aus dem Lande führen, sind so geschlossen, daß es unmöglich ist, dasselbe ohne die besondere Erlaubnis des Kaisers zu verlassen.“ War Krieg mit Polen in Sicht, so schickte man sämtliche Fremde an die Grenze der Tatarei, damit sie nicht etwa mit dem Feinde ins Einvernehmen treten; denn „dies Volk ist das mißtrauischste, am meisten zum Verdacht geneigte auf der ganzen Welt.“

Wiederum an anderer Stelle: „Rußland ist kein Land mit freiem Zugang, in das man eintreten kann, um die Sprache zu erlernen und sich über dies und das zu unterrichten, und es dann wieder zu verlassen; denn abgesehen davon, daß es, wie ich schon berichtet habe, so verschlossen ist, wird dort alles so geheim gehalten, daß es schwierig ist, die Wahrheit über irgend etwas zu erfahren, wenn man es nicht mit eigenen Augen sieht.“

Freilich ist auch der Augenschein in Rußland manchmal recht täuschend gewesen, wie die berühmten pappendeckelten Dörfer und die Schein-Kanäle mit den daraus hervorragenden Schiffsmasten gezeigt haben, mit welchen Potemkin in der Krim die Kaiserin Katharina von der Entfernung her erfreute.

Von der Tapferkeit des eigentlichen Moskowiter-Stammes hatte Margaret keinen hohen Begriff. Um so mehr weiß er von entsetzlicher Grausamkeit zu berichten. Er erzählt die Ermordung des Zaren Demetrius infolge der von Wassili Schuiski angeführten Empörung. Siebzehnhundert und fünf Polen, welche zu Moskau in weit auseinander liegenden Häusern wohnten, wurden dabei überumpelt und abgeschlachtet. „Der tote Demetrius wurde dann nackt vor das Kloster der Kaiserin, seiner verwitweten Mutter, an einen öffentlichen Platz geschleift, wo Schuiski früher hatte enthauptet werden sollen. Dort wurde der erwähnte Demetrius auf einen etwa eine Elle langen Tisch gelegt, mit dem Kopfe auf der einen, den Beinen auf der andern Seite herabhängend; und der Leichnam des Peter Basmanoff wurde unter diesen Tisch geworfen. So blieben die Leichname als ein Schauspiel für jedermann bis zum dritten Tage, wo das Haupt der Verschwörung, Wassili Zwanowitsch Schuiski, von dem wir gesprochen haben, zum Kaiser erwählt wurde.“

Den Körper des Demetrius begrub man dann an der Landstraße. Da in der Nacht, in welcher er ermordet worden, ein furchtbarer, um diese Jahreszeit ungewöhnlicher, acht Tage andauernder Frost begann, welcher alles Korn, die Bäume und selbst das Gras verdarb, so grub man, aus irgend welchem abergläubischen Grunde, den Leichnam wieder aus und verbrannte ihn. „In jenen Tagen,“ sagt Margeret in fast Taciteischer Schreibart, „hörte man nichts als Gemurmel. Die einen weinten; die andern brachen in laute Klagen aus; wieder andre freuten sich. Kurz, es war eine ganze Verwandlung. Der Staatsrat, das Volk und das Land, unter einander gespalten, einer gegen den andern, ergingen sich in neuen Verräthereien. Die Provinzen empörten sich, ohne daß man längere Zeit wußte, was daraus werden würde. Der polnische Gesandte beobachtete alles genau. Aber diejenigen, welche von dem Verstorbenen irgendwie begünstigt worden waren, mußten in die Verbannung wandern. Endlich wurde die Kaiserin, die Mutter des Kaisers Demetrius Johannes, in das Haus ihres Vaters gebracht, streng bewacht mit all' ihren Ehrendamen und andern Polinnen.“ Dann wurde der Leichnam desjenigen, welcher als der echte Demetrius betrachtet wurde und siebzehn Jahre vorher in Uglitsch ermordet worden war, auf Befehl des Usurpator-Zaren Schuiski wieder ausgegraben, und alle Arten von

Wundern wurden mit diesem heilig gesprochenen Leichnam in Gegenwart des Patriarchen und der Geistlichkeit vollzogen.

Die Verwirrung im Lande, die blutgierige Wildheit der Parteien und der abergläubische Sinn des armen, geknechteten Volkes sind in solchen Stellen außerordentlich eindrucksvoll geschildert. Margeret's gewöhnlich verwickelte Schreibart erreicht da einen klaren, knappen oder kräftigen Stil. Das Ganze liest sich wie ein Stück Palast-Umwälzung in einer hinter-asiatischen Despotie. Wer weiß, ob nicht einmal in Rußland sich noch ähnliche Auftritte abspielen werden?

Koheit, Verderbniß, Sklaverei und Tyrannei: so sieht sich Rußlands Bild in Margeret's Werk an. Als Gegenstück zu der panславistischen, auf die Welt-herrschaft des Zarentums hinarbeitenden Lehre von der ureigentümlichen Jugendkraft Rußlands ist das Buch recht bemerkenswert. Übrigens sagt ja auch Voltaire: „Rußland war schon verfault, noch ehe es reif geworden war.“ (*La Russie a été pourrie avant d'être mûre*). Turgenieff, der die Zustände seines Landes so gut kannte, schrieb: „Wie der Moschusgeruch nicht aus einem Zimmer herausgebracht werden kann, so fühle ich mich in Rußland von einem beständigen Verwesungsgeruche umgeben, von einer Neigung zum Nichts.“

In seinem französisch abgefaßten Werke: „Die Wahrheit über Rußland“ (*La Vérité sur la Russie*) sagt Fürst Peter Dolgorukoff:

„Seit der Zeit des Mongolen-Einbruches im dreizehnten Jahrhundert ist Rußland nichts gewesen, als eine ungeheurere Pyramide der Unterdrückung. In diesem riesigen Bau herrschen sklavische Unterwürfigkeit und willkürliche Gewalt von oben bis unten; und von unten bis oben ist in furchtbarem Maßstabe die amtliche Verlogenheit, die zur Staatseinrichtung gewordene Verlogenheit, entwickelt. Es ist die bittere und traurige Frucht der Abwesenheit aller Freiheit des Einzelnen, aller Öffentlichkeit, aller wirklichen und ernsthaften Nachprüfung im Verwaltungswesen. Dieser Despotismus, häßlich an sich selbst, übt eine zerrüttende Wirkung auf die Sittlichkeit aus.“

Und weiter:

„Was ist Rußland, vom staatlichen und Verwaltungs-Standpunkte aus betrachtet? Es ist ein ungeheueres Gebäude mit europäischem Äußeren, verziert mit einer europäischen Stirnseite, innen aber nach asiatischem Muster eingerichtet und verwaltet. Die überwiegende Mehrheit der russischen Beamten, in mehr oder weniger europäische Tracht verkleidet, verfährt in der Ausübung ihres Amtes wie leibhaftige Tataren. Auf welcher Grundlage ruht die russische Verwaltung? Auf dem Gesetze? Sicherlich nicht. Kein Land ist freilich reicher an Gesetzen, Verordnungen und Erlassen jeglicher Art als Rußland. Das russische Gesetzbuch ist das umfangreichste der Welt; es besteht aus fünfzehn dicken Bänden, jeder von mehr als tausend Seiten. Jedes Jahr werden neue Ergänzungen veröffentlicht. Dies Gesetzbuch aber, das so nützlich ist für den Wohlstand der Papiermühlen, ist ein toter Buchstabe für das Land. Der erste Abschnitt des ersten Bandes, welcher den Kaiser über alles Gesetz stellt, verwandelt diese fünfzehn dicken Bände in den umfangreichsten Scherz. Die russische Verwaltung gründet sich nicht auf

die Gleichheit vor dem Gesetze wie in Europa, sondern auf die Gleichheit vor der Laune der Regierungsgewalt und vor der Künstlichkeit der Beamten — gerade wie in Asien. Um ihrer Macht zu enttrinnen, muß man ein Mitglied der Hof-Kamarilla oder von ihr unter die Fittige genommen sein — ganz wie in Asien."

So schreibt, nicht etwa ein Nihilist, sondern ein Gegner des Nihilismus; nicht ein Sozialist oder Republikaner, sondern ein verfassungsmäßig gemittelter einfacher Liberaler aus altem Geschlechte, das seinen Stammbaum auf die germanischen Gründer des Russen-Reiches, auf die warägischen Kuriks, zurückführt.

Läse man in Frankreich all' diese, größtenteils in französischer Sprache geschriebenen Zeugnisse aus alter und neuer Zeit, so müßte man doch über das jetzige eigene Gebahren eine gewisse Scham empfinden. Nur der einzige Barthélemy St. Hilaire aber trat, das heißt: vor zwei Jahren, doch nicht bei dem heutigen Anlasse, gegen den widerlichen Taumel heraus — und er steht in den Achtzigen! In der That, das sind keine guten Anzeichen für die innere Gesundheit der französischen Republik; und die gesamten Volksparteien Europas, die ihre Erhaltung aufrichtig wünschen, können das nur beklagen.



Lothar Bucher.

Von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

Der Cobden-Klub¹⁾.

Bemüht, sich von dem innern Leben des Cobden-Klub Kenntnis zu verschaffen, gelangte L. Bucher durch einen englischen Buchhändler in den Besitz eines Exemplars der für die Mitglieder gedruckten Auszüge aus den Jahresberichten, die zu der oben erwähnten Broschüre Anlaß gegeben haben. Sie wirkte im Freihandelslager wie die Enthüllung eines sorgsam gepflegten Geheimnisses und rief in Hildebrand's Jahrbüchern eine Erwiderung des Professors Erwin Rasse in Bonn hervor²⁾, die von der Voraussetzung ausging, der Verfasser des „Cobden-Klub“ wünsche, daß England eine Schutzzollpolitik annehme und die Nachteile aueinandersehte, die das für Deutschland haben würde. Diese Voraussetzung war eine ganz willkürliche; ein Wunsch der Art kommt in der Schrift nirgends zum Vorschein, wohl aber die Ansicht, daß die Engländer anfangen, sich bei der Cobden'schen Zollpolitik unbehaglich zu fühlen, eine Ansicht, welche in dem chicanösen englischen Markenschutzgesetz und inzwischen in manchen andern Symptomen ihre Bestätigung gefunden hat.

¹⁾ Berlin 1881, Verlag von Hermann Bahr. 48 Seiten. (Jetzt Verlag von C. Krabbe in Stuttgart, auch abgedruckt in „Kleine Schriften von L. Bucher“.)

²⁾ Vergl. das 5. Heft der „Jahrbücher“. Rasse war Ehrenmitglied des Klubs.

Eine sachmännische Erwiderung blieb nicht aus. In dem Schmoller'schen Jahrbuch widerlegte Gustav Luch die von Raffe aufgestellte Rechnung, wonach wir England zu besonderer Dankbarkeit für die Aufnahme eines überwiegenden Teils unserer Ausfuhr verpflichtet wären, Posten für Posten, indem er nachwies, daß der weitaus größte Teil der nach England versandten Waren dorthin nur in der Durchfuhr nach überseeischen Plätzen gelangt, daß wir also auf eine stärkere Entwicklung des deutschen Eigenhandels nach den andern Weltteilen hingewiesen sind.

Diese Nutzenwendung, für deren Ausführung seitdem einiges durch Errichtung überseeischer Banken geschehen ist, paßt freilich sehr schlecht in das System Cobden's, der am 26. Juni 1861 in Rochdale lehrte:

„Die Regierung hat den letzten Rest von Schutzzöllen in unserm Tarif beseitigt. Nun beachtet wohl, welchen Vorteil das für uns als ein Handelsvolf haben wird, einen Vorteil, der, wie ich zu behaupten wage, bisher nicht gehörig gewürdigt ist. Wir haben England jetzt zu einem Freihafen für Fabrikate gemacht, nachdem wir es schon zu einem Freihafen für Korn und Rohstoffe gemacht hatten. Die Folge ist, daß alle fremden Fabrikate frei eingehen. Viele verbrauchen wir selbst; Ausländer und Kolonisten von Australien, Kanada, Amerika finden in unsern Lagern nicht nur alle unsre Erzeugnisse, deren sie bedürfen, sondern auch schweizerische, deutsche und französische und können sie hier kaufen, ohne zum Zweck des Einkaufs nach dem Festlande zu gehen.“

Die „Vossische Zeitung“ brachte, wenn ich nicht irre, im August 1881 aus Anlaß der Bucher'schen Broschüre, einen Artikel, der, ohne auf das Sachliche einzugehen, sich darüber entrüstete, daß ein solcher Biedermann wie Cobden schlecht behandelt werde, auf seine Lebensbeschreibung von Frau Salis Schwabe¹⁾ verwies und mit dem Seufzer schloß: „Ach, hätten wir nur einen Minister wie Gladstone!“ Weder Raffe noch die „Vossische Zeitung“ berührten aber die Stelle, in welcher Cobden überführt wurde, wider besseres Wissen den Arbeitern gesagt zu haben, daß der Lohnsatz nicht mehr Zusammenhang mit dem Preise der Lebensmittel habe als mit den Mondwechseln. Die übrigen freihändlerischen Zeitungen wußten, weshalb sie die Schrift beschwiegen haben.

L. Bucher gelangte auf Grund der von ihm beigebrachten Quellen zu dem Schlusse, daß die von Cobden resp. von Manchester aus in andern Ländern betriebene Freihandels-Agitation die großartigste und verwegenste Täuschung war, welche die Welt je auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete erlebt hatte.

Besonderes Interesse beansprucht jener Teil der Schrift, welcher untersucht, welche Gründe wohl die ausländischen Mitglieder des Cobden-Klubs bestimmt haben mögen, sich durch ihre Dienste in Beförderung der Zwecke desselben auszuzeichnen.

¹⁾ Wer sich über Cobden gründlich unterrichten will, thut besser, zu John Morley, *The Life of Richard Cobden*, 2 vols, London 1881, zu greifen. Während der Verfasser viel Gutes von Cobden zu sagen hat, was wir nicht bestreiten wollen, bezeichnet er dessen Weisheit als the verbal jingle of an abstract dogma, das Wortgeklingel eines abstrakten Dogmas.

Der Erfolg der manchesterlichen Agitation war in Norddeutschland und seit dem Jahre 1871 im Deutschen Reiche, wie wir gesagt haben, beifpiellos, und es erschien Bucher als eine Undankbarkeit des Cobden-Klubs, daß er bei der Erteilung von Ehrendiplomen Deutschland weniger reichlich bedacht hatte als Frankreich. Die deutschen Mitglieder des Klubs waren beim Erscheinen der Schrift vollständig: Schulze-Delitzsch (1869, die Zahlen hinter den Namen bedeuten das Jahr der Aufnahme), Georg von Bunsen, Hermann Wille (beide 1870), von Behr, Karl Brann, Otto Michaelis, Erwin Raffe in Bonn, Freiherr von Stauffenberg (alle 1871), Delbrück (1872), Rickert (1874), von Keudell in Rom, Albert Gröning in Bremen (beide 1875), Karl Blind in London (1876), Leo von Romberg (1877). Ein Diplomat hat beim Anblick dieser Liste gesagt: *Mais, c'est un ministère Gladstone tout prêt!*

Erwähnen wir schließlich noch die in der „Times“ vom 8. Oktober 1881 mitgeteilte Thatfache, daß Th. B. Potter, der Sekretär des Cobden-Klubs, damals einen besonderen Fonds von 2000 Pfd. Sterl. sammelte, um in der Presse die Grundsätze des Freihandels zu vertreten und die „Irrtümer“ der reaktionären Bewegung darzulegen. Da in England damals nichts vorging, was die Freihändler beunruhigen konnte, so kann man fragen, ob das Geld etwa für das Ausland bestimmt war, vielleicht für die damals bevorstehenden Reichstagswahlen in Deutschland¹⁾.

Bei dem Satze Cobden's: „kein Land kann große finanzielle Geschäfte anders betreiben als durch die Vermittelung von England,“ werden die Leser sich des Staunens und der Entrüstung erinnern, welche sich 1886 in der englischen Presse darüber kundgaben, daß Rußland und Schweden aufingen, ihre Anlehen in Berlin zu machen.

Eine Wirkung der Bucher'schen Schrift war es, daß laut einer Notiz der „Morning Post“ der deutsche Botschafter in Rom, Herr von Keudell, und laut dem Nekrolog in der „Times“ vom 26. Oktober 1884 Lord Anphtill, der englische Botschafter in Berlin, ihren Austritt aus dem Cobden-Klub erklärten²⁾.

¹⁾ Der Herzog Ernst von Gotha erzählt im zweiten Bande seiner Denkwürdigkeiten: Lord Clarendon, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, habe dem vom Herzog gestifteten Freiverein 12000 Pfd. Sterl. angeboten unter der Voraussetzung, daß der Verein in englischem Interesse wirken werde.

²⁾ Ein Bismarck gegenüber sehr gehäßiges Blatt suchte den Schritt des Herrn von Keudell in folgender Weise abzuschwächen: „Die Gerechtigkeit erfordert es, anzuerkennen, daß Herr v. Keudell einen Abfall von wirtschaftlichen Prinzipien nicht begeht, indem er aus dem Cobden-Klub austritt. Schon damals, als ihm die Mitgliedschaft desselben angetragen wurde, ging die allgemeine Meinung dahin, daß die Auszeichnung ihm nur dem Namen nach, in Wirklichkeit aber niemand geringerem als dem Fürsten Bismarck gelten sollte. Herr von Keudell war zu jener Zeit der intimste der Intimen des Reichskanzlers, er stand ihm persönlich näher als selbst Lothar Bucher, und er hatte in den Augen der englischen Freihandelspartei Führer vor diesem den Vorzug voraus, daß er als Diplomat quand même in Wirtschaftsfragen nach keiner Seite hin engagiert war. Zu einem Augenblick, wo Delbrück die Handelspolitik des Reichs leitete, wo also Fürst Bismarck als Anhänger der Prinzipien, die der Cobden-Klub vertritt, sehr wohl gelten durfte, hatte es an und für sich nichts Überraschendes, wenn dem letzteren von

In Paris, wo zur Zeit des Erscheinens der Bucher'schen Schrift die Erneuerung des englisch-französischen Handelsvertrages in Frage stand, fand eine unter dem Titel „Le Cobden Club. Traduit de l'allemand, Paris, Sandoz et Fischbacher, Berlin R. Voll 1881“ (62 Seiten) erschienene Übersetzung der Schrift in das Französische guten Abfaß.

In Bezug auf den erwähnten Handelsvertrag stellte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ einen Umstand fest, der des Erinnerns wert ist. Die „Ball Mall Gazette“ vom 20. Februar 1869 besprach ein Buch des Professors Bonamy Price über die Umlaufsmittel (on Currency) und teilte ein Stück eines darin abgedruckten laugen Briefes von Michel Chevalier an den Verfasser vom 8. Januar 1869 mit, inhalts dessen der englisch-französische Handelsvertrag durch eine mit der größten Heimlichkeit betriebene Verschwörung — man kann es nicht anders nennen — zwischen Louis Napoleon, Chevalier, Cobden und Gladstone zu stande gebracht war. Alle Bemühungen L. Bucher's, sich durch den Berliner und den Londoner Buchhandel dieses Werk zu verschaffen, waren erfolglos; auf wiederholte Bestellungen mit genauer Bezeichnung ging jedesmal ein späterer Abdruck ein, in welchem der Brief Chevalier's fehlte und nicht erwähnt wurde. Begreiflich, daß der Brief den Freihändlern und vielen andern Leuten unbequem war, weil er mit den Vorstellungen von dem englischen Staatswesen im Widerspruch steht, welche die Engländer der Welt und sich selbst einzureden lieben. In der oben erwähnten französischen Ausgabe des „Cobden-Club“ ist der Artikel der „Ball Mall Gazette“ angehängt.

Macht ohne Verantwortlichkeit,

eine politische Studie über Gladstone's auswärtige und innere Politik. Der Aufsatz erschien in der Deutschen Revue, VI. Jahrgang 1881, II. Band, S. 137 bis 145, („Kleine Schriften“, Stuttgart 1893) und wurde dann auch in das Italienische übersezt, unter dem Titel Potere senza risponsabilità. Pistoja Frat. Bracali. 1881.

Die Ara Gladstone.

Unter dieser Überschrift hat Bucher unter dem pseudonymen Namen Bogislaw im zweiten Quartalbande des VII. Jahrgangs der „Deutschen Revue“ (1882) eine Zusammenstellung der merkwürdigen Veränderungen gegeben, welche seit etwa zwei Jahren an der parlamentarischen Regierung Englands teils vorgegangen, bezw. noch im Werke waren. Gruppiert ist die Beleuchtung um die damals von Gladstone betriebene Reform der Geschäftsordnung des Unterhauses. Früher ein Feind der clöture, war dieser Staatsmann 1882 als Premierminister mit großer Lebhaftigkeit für eine Reihe von Änderungen der Geschäftsordnung eingetreten, voran mit dem Antrag auf Schluß der Debatte. Mit Aufwand großer England auch Perweise der Sympathie entgegengetragen wurden. Ihm selber konnte man aus naheliegenden Gründen die Mitgliedschaft jener Vereinigung nicht antragen, und so ehrte man ihn indirekt, indem man denjenigen auszeichnete, der ihm politisch und persönlich am nächsten stand.“ Etwas Abgeschmackteres ist selten geschrieben worden.

Gelehrsamkeit analysiert Bucher die Zwangsmittel, durch welche Gladstone die Volksvertretung unter seinen Willen beugte.

Der Rücktritt Bunsen's von dem Londoner Posten.

In den letzten Tagen des Jahres 1881 veröffentlichten die Münchener „Neuesten Nachrichten“ einen bisher ungedruckten Brief des Prinzen Albert an den Freiherrn von Stockmar vom 9. Mai 1854, in welchem der Prinz die von dem Letzteren gewünschte Auskunft über den Rücktritt Bunsen's erteilte¹⁾.

Der Prinz schrieb darin, er glaube ganz bestimmt, daß Bunsen's „Sturz“ eine dem Kaiser von Rußland versprochene Concession sei. Daß Bunsen russischen Einflüssen zum Opfer gefallen sei, wurde auch in dem Werke über ihn behauptet, welches von seiner Witwe zuerst englisch im Jahre 1868 herausgegeben und in den folgenden Jahren von Friedrich Rippold ins Deutsche übersetzt und vermehrt ist, mit dankbarer Anerkennung der Hilfe, welche ihm die Mitglieder der Bunsen'schen Familie, namentlich durch „kenntnisreiche Begutachtung des auszuwählenden Stoffes“ geleistet hätten. Den betreffenden Abschnitt dieses Buches, der aus einigen dem Archiv der deutschen Botschaft in London angehörigen Aktenstücken, aus Privatbriefen, welche Bunsen mit politischen Freunden gewechselt, und aus Aufzeichnungen, die er hinterlassen hat, zusammengesetzt ist, mußte bis dahin ein vorsichtiger Geschichtschreiber als eine Verteidigungsschrift betrachten und danach würdigen. Wenn aber jetzt dieser Darstellung die Beglaubigung des Prinzen aufgedrückt wurde, so war es an der Zeit, aus archivalischen Quellen den Nachweis zu führen, daß der Gemahl der Königin Victoria in wesentlichen Punkten falsch berichtet war und daß seine Vorstellung von den Gründen, welche zur Enthebung Bunsen's geführt hatten, mit der Wirklichkeit in direktem Gegensatz steht. Der Aufgabe einer solchen archivalischen Studie unterzog sich L. Bucher in einem Artikel, „Der Rücktritt Bunsen's von dem Londoner Posten“, welcher im Februarhefte der „Deutschen Revue“ 1882 erschien. Bucher nannte sich nicht als Verfasser, sondern schrieb unter dem Namen Bogislaw²⁾. Der Artikel ist ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte der preussischen Politik im Jahre 1854 und er gewinnt an Interesse durch die Mitteilung, daß er auf amtlichen Quellen beruht, deren litterarische Benützung Fürst Bismarck seinem vortragenden Räte erlaubt hatte. — —

Bereits im Herbst 1882 ging durch die Zeitungen das Gerücht, daß Bucher am 1. Oktober aus dem Reichsdienste austreten wolle. Dazu bemerkte der Berliner Korrespondent der „Weser-Zeitung“: „Die Nachricht von der bevorstehenden Trennung des Geheimrats Lothar Bucher vom Fürsten Bismarck war anfänglich bezweifelt worden, man ist jetzt aber geneigt, sie für wahrscheinlich zu halten. Irgend eine Einzelheit, welche etwa das fast zwanzig Jahre lang

¹⁾ Der betreffende Brief findet sich auch abgedruckt in der „National-Zeitung“ vom 7. Januar 1882.

²⁾ Mit diesem Namen taufte sich Bucher selbst schon früher einmal in dem in Bd. II. S. 217 ff. abgedruckten Aufsatz „Nur ein Märchen“.

dauernde intime Verhältnis gestört haben könnte, scheint nicht vorgefallen zu sein, wenigstens ist darüber nichts bekannt geworden. Während langer Zeit hindurch war Lothar Bucher der einzige sozialistische Politiker in oberen Regierungssphären gegenüber der liberalen oder wenn man will manchesterlichen altpreussischen Schule, die von Hardenberg bis Delbrück keine Unterbrechung erlitt. Jetzt sind viele andre Sozialisten aufgerückt, und von außerhalb hört der Reichskanzler auf die Professoren Adolf Wagner, Schmoller und Schäffle. Da kann es nicht wunder nehmen, wenn Bucher schließlich das Monopol am Ohr des Reichskanzlers nicht mehr behaupten konnte. Durch die kluge, persönlich zurückhaltende, ganz und gar nicht ehrgeizige Art seines Auftretens hat Bucher sich die Jahre hindurch behauptet, nicht etwa durch Geschmeidigkeit. So scheidet er ohne alle Einbuße an persönlicher Ehre. Die Episode seiner Wirksamkeit wird zweifelsohne allseitig gehörig gewürdigt werden, denn er ist im wesentlichen der Mann gewesen, der den Fürsten Bismarck von den wirtschaftlich liberalen Grundsätzen der Schule der alten preussischen Staatsmänner zum modernen Staatssozialismus bekehrt hat.“ Ich habe diesen Zeitungsausschnitt seiner Zeit Bucher vorgelegt, und mit folgender Bleibemerkung denselben am Rande der letzten Zeilen zurückgehalten: „Ganz irrig. Ich habe dazu keine Gelegenheit gehabt.“

Der Verlauf der Sache war nach der Mitteilung seines Bruders Bruno folgender:

Ein harter Winter in einem neuen Anbau des Herrenhauses zu Varzin hatte Lothar Bucher ein rheumatisches Leiden zugezogen, das sich allen Kuren zum Trotz endlich zur Gicht in beiden Händen ausbildete. Mit Beziehung hierauf und auf eine stets wachsende Nervosität, die ihn befürchten lassen mußte, „nicht ferner an dem Geschäftsbetrieb im Auswärtigen Amte in der dem allerhöchsten Dienste schuldigen und ihn selbst befriedigenden Weise teilnehmen zu können“, bat er beim Antritt seines Urlaubs an 1. August 1882 um seine Verziehung in den Ruhestand. Gleich am nächsten Tage antwortete der Fürst in folgendem Schreiben:

Varzin, 2. August 1882.

Ich habe Ihren Brief von gestern mit Leidwesen erhalten, da es danach mit Ihrem Gesundheitszustand wirklich nicht gut zu stehen scheint. Ich hoffe und wünsche aber von Herzen, daß der Urlaub, den Sie gestern angetreten haben, Ihnen neue Kräftigung bringen wird, denn ich würde mich nur schwer und ungern von Ihnen trennen. Jedenfalls möchte ich Ihr Gesuch nicht amtlich behandeln, ehe ich mich nicht mündlich mit Ihnen besprochen habe, und ich bitte Sie deshalb, falls es Ihnen jetzt nicht passen sollte, mich nach Ablauf Ihres Urlaubs hier zu besuchen. Ich denke, daß es Ihnen vielleicht auch Freude machen wird, Varzin nach so langer Zeit einmal wiederzusehen.

Der Ihrige

v. Bismarck.

Der Brief kam erst nach drei Wochen in Lothar Bucher's Hände, da dieser auf einem längeren Umwege zum Kurgebrauche nach Bormio gegangen war.

Als er im Herbst nach Varzin kam, sah er sich von vornherein in eine schwierige Lage versetzt, da ihn der Fürst mit der Erklärung empfing, unter Alter, Krankheit und Arger, die Lothar Bucher anführen könne, habe er selbst in noch höherem Grade zu leiden, und doch halte er aus. So blieb das Gesuch unerledigt.

Er arbeitete weiter und bekämpfte sein Leiden durch Bäderbesuch und angreifende Kuren. Gegen Ende des folgenden Jahres nahm der Kanzler Gelegenheit, ihn in besonders schmeichelhafter Weise dazu zu beglückwünschen, daß die Wiederkehr seiner Gesundheit „alle Zweifel bezüglich der Fortsetzung unsrer langjährigen gemeinsamen Thätigkeit beseitigt“ habe.

Was im Collegium Germanicum gelehrt wird.

Grenzboten II. 1883 S. 633—643.

Wegen gewisser Vermögensverhältnisse, die in sehr alte Zeiten zurückgreifen, war das Collegium Germanicum in Rom in einem römischen Berichte zur Sprache gekommen. Der Name veranlaßte Bucher, der innern Geschichte derselben nachzuforschen, und nachdem er die lange Reihe von Söglingen ermittelt hatte, die die von Ignaz von Loyola gestiftete Schule besucht, lag der Wunsch nahe, die Textbücher zu kennen, die bei dem Unterricht benutzt werden. Mit Hilfe eines Buchhändlers gelang es, erst das gedruckte Jus ecclesiasticum und dann auch das metallographierte, nicht im Handel befindliche Jus ecclesiasticum privatum zu ermitteln und zu beschaffen. Bucher faßte das Ergebnis seiner Studien in einem Artikel zusammen, um auf diese, bis dahin nirgends erwähnten Lehrbücher des kanonischen Rechts aufmerksam zu machen. Obwohl sich derselbe so gemeinverständlich ausgedrückt hatte, wie der Stoff es irgend zuließ, so hat er die kleine Arbeit nirgends benutzt gesehen.

Die „Revue des deux mondes“ brachte seiner Zeit eine interessante Besprechung des von Olivier Wendell Holmes herausgegebenen Werkes über den amerikanischen Geschichtschreiber John Lothrop Motley. Da der letztere ein Studiengenosse des Fürsten Bismarck war, wandte sich Holmes direkt an den deutschen Reichskanzler, um einige Einzelheiten über Motley's Aufenthalt in Göttingen und Berlin zu erfahren. Darauf erhielt der Biograph des letzteren vom Geh. Rat Bucher die Antwort, daß Fürst Bismarck leidend und mit Geschäften überhäuft wäre; Bucher übermittelte aber zugleich im Auftrage desselben an Holmes einige Einzelheiten, welche also lauteten: „Fürst Bismarck sagte mir: „Ich machte die Bekanntschaft Motley's im Jahre 1832 in Göttingen; ich weiß nicht mehr genau, ob es Anfang der Osterzeit oder Michaelis war. Er verkehrte mit den deutschen Studenten, obgleich er sich mehr den Studien widmete als wir Mitglieder des kampfbereiten Corps. Obgleich er die deutsche Sprache noch wenig beherrschte, zog er doch die Aufmerksamkeit auf sich durch eine von Geist, Humor und Originalität sprudelnde Unterhaltung. Im Herbst des Jahres 1833 nahmen wir, nachdem wir beide von Göttingen nach Berlin gegangen waren, unsre Wohnung in denselben Hause Nr. 161 der Friedrichstraße. Wir lebten daselbst im innigsten Verkehr mit einander, indem wir unsre Mahlzeiten und unsre

Übungen gemeinschaftlich hielten. Motley war dahin gelangt, das Deutsche geläufig zu sprechen; er arbeitete nicht bloß daran, Goethe's Faust zu übersetzen, sondern er übte sich auch, indem er deutsche Verse schrieb. Leidenschaftlicher Verehrer Shakspeare's, Byron's, Goethe's, hörte er nicht auf seine Lieblingschriftsteller zu citieren. Ein hartnäckiger Dialektiker, welcher so weit ging, zuweilen mein Wiedererwachen zu erspähen, um eine Diskussion über einen Gegenstand der Wissenschaft, der Poesie, des praktischen Lebens fortzusetzen, welche beim herannahenden Morgen unterbrochen war, verlor er doch niemals seine Anmut und Liebenswürdigkeit. Unser treuer Gefährte war Graf Alexander von Knyserling aus Kurland, welcher seither als Botaniker berühmt geworden ist. Motley war in die Diplomatie eingetreten; wir hatten oftmals Gelegenheit, unsre freundschaftlichen Beziehungen zu erneuern; in Frankfurt blieb er gewöhnlich bei mir und war meiner Frau ein willkommener Gast; wir sahen uns auch in Wien und später hieselbst. Das letzte Mal sah ich ihn im Jahre 1872 in Vargin bei der Feier meiner silbernen Hochzeit. Der am meisten in die Augen fallende Zug seines schönen und zarten Gesichtes waren auffallend große und schöne Augen. Er trat niemals in einen Salon, ohne die Aufmerksamkeit und Sympathie der Damen zu erregen." — —

Ende Dezember 1884 überreichte ich Lothar Bucher den vierten Teil meines Werkes „Preußen im Bundestag“. Darauf ging mir von demselben folgendes Billet von seiner Hand zu:

17. Dezember.

Hochgeehrter Herr!

Für die gütige Übersendung der Bismard'schen Korrespondenz sage ich meinen verbindlichsten Dank, und möchte denselben durch einen kleinen Beitrag zu der zweiten Auflage, die nicht lange auf sich warten lassen wird, bethätigen.

E. 117 B. 18 v. o. ist statt Tonatschef zu lesen Tomatschef¹⁾. Ein Schneider des letzteren Namens hier hatte sich in eine Lebensversicherung eingekauft, war angeblich gestorben, in der That aber unter einem andern Namen nach Kopenhagen gegangen, wo er die Versicherungssumme vergnüglich verzehrte. Die Sache wurde aber verraten, man grub den Sarg aus und fand darin ein Plättbrett und eine Rindskalbaune. Der Prozeß muß um das Jahr 1852²⁾ gespielt haben.

Mit vorzüglicher Hochachtung.

Bucher.

¹⁾ Herr von Bismard brachte die Sache in folgenden Zusammenhang. „Mit Überraschung habe ich in der Zeitung gelesen, daß Graf Hagfeldt doch abgehen würde; er war vor einiger Zeit bei mir, sehr wohl aussehend, und aufgeräumt über den Gedanken, daß man, wie er in Baden gehört hätte, seinen Nachlaß schon hätte teilen wollen; er verglich sich mit Tonatschef in dieser Beziehung.“

²⁾ Wer sich näher über diese späßhafte Geschichte orientieren will, den verweise ich auf die damals in Berlin erscheinende Zeitschrift „die Tribüne“ (Jahrg. 1852), wo der amüsante Fall ausführlich beschrieben ist.

Bucher hatte auch seine Eitelkeit. Er liebte es, mit seinem großartigen Gedächtnis zu prunken. Wenn es mitunter im Auswärtigen Amte sich darum handelte, schnell einen Punkt festzustellen, z. B. wer war unter einem gewissen Papst Staatssekretär, oder wie ließ Bismarck eine bestimmte Frage behandeln, so kamen die Referenten gern zu Bucher, und selten vergebens. Oft wußte er nicht sofort Bescheid; aber er wollte solchen in fünf Minuten bringen. Und er hielt meist Wort; eine Art Privatregistratur, die sich Bucher mit Aufwand vieler Mühe angelegt hatte, ermöglichte es ihm, stehenden Fußes über einen beliebigen politischen Vorgang Aufschluß zu geben.

In seinen Angaben war Bucher vielleicht mitunter etwas zur Härte geneigt. Dem Fürsten Bismarck, dem Meister in der Nuance, erwuchs alsdann die Aufgabe, mit seinem gewaltigen Bleistift den Text zu glätten. Von Bismarck nahm Bucher jede Änderung seines Textes, die sich doch stets als eine Verbesserung darstellte, willig hin, aber wenn z. B. Hafffeldt, den er doch in die Geschäfte des Centraldienstes eingeführt hatte, das Korrigieren nicht ließ, so konnte den stillen Mann ein Grimm erfassen, den für sich zu behalten nicht immer in seiner Disposition lag¹⁾.

Bucher war früh bei der Arbeit. Um 11 Uhr trat er meist schon im Bureau an, um dann bis 5 Uhr durchzuarbeiten. Das Mittagessen²⁾ sah ich ihn meist in Töpfer's Hotel in der Dorotheenstrasse einnehmen. Die geistige Nahrung schien ihm aber selbst hier über die körperliche zu gehen. Sein erster Griff war nicht nach der Speisefarte, sondern nach einer Zeitung. Nach Tisch sprach er auf dem Wege nach Hause noch immer im Auswärtigen Amte vor.

Den Urlaub benützte Bucher stets zu Reisen im In- und Auslande. Von ihm selbst rühren in einem Notizbuche folgende Aufzeichnungen hierüber her:

- 1868 in Elgersburg, Bad in Thüringen.
- 1873 Wiesbaden (Herrenalb).
- 1874 Lanfen, Besichtigung Hanfemann's auf Rügen.
- 1875 Aussen.
- 1876 Peterwiß (Besichtigung von Limburg-Stirum). Olion.
- 1877 Zermatt. Venedig.
- 1878 Peterwiß, Rügen.
- 1879 Pegli.

¹⁾ In einer der Erinnerungen an Bucher wird gesagt, er habe mit Bülow Differenzen gehabt, weil dieser in Staatschriften so wenig höflich gewesen sei. Hierzu bemerkte die „Neue Züricher Zeitung“ vom 28. Oktober 1892, Nr. 302: Darüber läßt sich schwer etwas Bestimmtes sagen, da die Urheberchaft von Staatschriften, namentlich in Bezug auf Einzelheiten, im Dunkel gehüllt bleibt; aber übergroße Höflichkeit ist Bucher's Fehler nicht gewesen. Er wurde wenigstens seiner Zeit als der Urheber der allerschlimmsten Artikel in der Presse gegen Cobden und dessen Anhänger betrachtet, die an göttlicher Grobheit nichts zu wünschen übrig ließen.

²⁾ Nach seiner Verabschiedung nahm er das Mittagessen in einem einfachen Restaurant der Potsdamerstrasse ein.

1880 Weid.

1881 Badenweiler (London). 7. Dezember 1881 Reise nach dem Genfer See auf einige Wochen. 13. Dezember 1881 in Montreux, Hotel National.

1882 Reinstädt im Harz. Bormio.

Winter 1885/86 Clarens.

Den Hang zur Einsamkeit hatte Bucher mit allen größeren Geistern gemein. Gar bald hatte er wahrgenommen, daß er beim Zusammensein mit andern, seltene Fälle ausgenommen, der ausgebende, nicht der gewinnende Teil war. Auch äußere Umstände begünstigten noch seinen Hang zur Einsamkeit. Mit den Freunden von ehedem, die meist von der Geschichte nichts gelernt hatten, war er auseinander; neue Freunde wollen gewonnen sein; Bucher gab sich keine Mühe; er war sich selbst genug. Auch die Beschäftigung im Auswärtigen Amte begünstigte noch seine Menschenscheu. Wenn man — ein Fünfziger, oder gar ein Sechziger — seine Büreaustunden angestrengt geistig zu arbeiten, wenn man Tag ein Tag aus ein gewisses verantwortungsvolles Arbeitspensum zu erledigen hat, dann sehnt man sich nach vollbrachter Tagesarbeit nach etwas anderm als nach seichter Unterhaltung und oberflächlicher Geselligkeit. Die Zeitungen sind es, in deren Hand ein angestrengt arbeitender Politiker ausruht. Dazu kommt noch die besondere Stellung der Räte in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes. Ihr ausschließlicher Beruf ist, in Politik zu arbeiten, und doch sind es meist keine zumftmäßigen Diplomaten. Den Verkehr mit den fremden Gesandten führt in der Regel der Staatssekretär, in seiner Verhinderung ein besonders dazu designierter und qualifizierter Vertreter aus der Zahl der vortragenden Räte der politischen Abteilung. Daß die andern Räte mit den fremden Gesandten gesellschaftlichen Verkehr haben, ist unter Bismarck nicht häufig gewesen. Es verbietet sich bis zu einem gewissen Grade von selbst, da es nicht angenehm sein kann, von zehn indiscreten Fragen vielleicht kaum auf eine eine Antwort geben zu können.

Auf seine Eigenheit hindentend, bemerkte die „Nation“ in dem bereits erwähnten Nekrologe Bucher's treffend: „Dem persönlichen Ansehen Bucher's hat sein Zurücktreten aus der Öffentlichkeit nicht geschadet; im Gegenteil; seine Person und seine Individualität, die den Augen entschwunden war, wurde mit dem Schimmer des Geheimnisvollen und Mythischen umgeben, und erschien darum nur um so reizvoller. Er wurde eine Größe, die man für um so größer halten konnte, weil man ihren bestimmten Wert nicht kannte. Nicht allein das Amt, in dem sich Bucher befand, zwang ihn zu seiner Zurückhaltung, sondern wie es scheint, auch seine allerindividuellste Neigung, die ihn in einer versteckten Stellung als kleinen oder großen Maschinenmeister — wer weiß es — hinter den Coulissen an einem Orte hielt, wo er aus dem Zuschauerraum nicht erblickt werden konnte. Gerade dieses verdeckte Spiel ist für den Charakter Bucher's überaus bezeichnend.“ — —

Im Parlament als Kommissar zu sprechen hat Bucher, so lange er im Amte war, keine Gelegenheit genommen. Niemals sah man ihn im Reichstag am

Bundesrätische unter dem Gefolge, das sich hinter Bismarck gern aufpflanzte, wenn derselbe seinen Platz dort einnahm. Aber hinter den Coulissen hat er auch hier geschoben. Als das Provisorium des Militäretats mit dem Jahre 1874 zu Ende ging und es unerlässlich war, daß vor Ablauf dieser Frist eine Entscheidung über den künftigen normalen Zustand getroffen werde, beschloß die damals tonangebende nationalliberale Partei am 9. April, die Präsenzzeit statt auf unbestimmte Dauer auf sieben Jahre zu bewilligen. Man war somit in der Lage, der Regierung eine Verständigung anzubieten, welche die ganze große Partei hinter sich hatte. Nicht ohne Sorge sah man der Entscheidung entgegen.

Am Nachmittage des nächsten Tages, 10. April, saß eine Anzahl National-liberaler beim Mittagessen. Dorthin kam Legationsrat Lothar Bucher, um Bennigsen aufzusuchen und ihm die Botschaft von Bismarck zu bringen, daß der Kaiser das Kompromiß unter der Bedingung genehmigt habe, daß die National-liberalen die Aufhebung der Kommunalsteuerefreiheit der Offiziere aufgäben. — —

Bei der Naturanlage Bucher's ist es nicht zu verwundern, daß er keinem seiner Kollegen näher trat; Männern gegenüber war er überhaupt oft zugedröhnt und verschlossen. In ganz andern Lichte zeigte er sich Frauen, denen gegenüber er durch seine Unterhaltungsgabe glänzte.

Am nächsten stand ihm unter den Beamten des Auswärtigen Amtes Busch, der kürzlich nach Bern versetzte deutsche Gesandte, ferner Graf Limburg-Stirum, zeitweilig der Leiter der politischen Abteilung, endlich H. von Schlözer, der langjährige Gesandte Preußens beim Vatikan, und Herr von Kufferow, der frühere preußische Gesandte in Hamburg. — —

Aus den hinterlassenen Schriften von Rodbertus wissen wir, daß er auch nach dem Eintritt Bucher's in das Auswärtige Ministerium noch mit demselben verkehrte. Rodbertus wußte, daß Bucher über die soziale Frage im allgemeinen ebenso dachte wie er¹⁾; was aber Bismarck darüber dachte, vermochte er aus seinem Mute nicht herauszubringen. Der Grad seiner Verschwiegenheit entlockte Rodbertus keine schmeichelhaften Äußerungen. „Bucher ist der reine Staatsmönch, oder vielmehr Staatstrappist geworden.“ Das Werk: „Zur Erklärung und Abhilfe der heutigen Kreditnot des Grundbesitzes“ schrieb Rodbertus auf Veranlassung von Bucher²⁾.

Auch mit Julius Fröbel, den Bucher von der Zeit seines Londoner Exils kannte, blieb er nach dessen Rückkehr nach Deutschland in freundschaftlichen Beziehungen. Bucher war es, der Julius Fröbel zweimal im Jahre 1868 und 1869 eine Audienz bei dem Fürsten Bismarck vermittelte. (Julius Fröbel. Ein Lebenslauf, Stuttgart 1891, Bd. II, S. 541 und 544). Auch er beklagte sich über Bucher's Verschlossenheit, die nach seiner Anstellung bei Bismarck noch wuchs. „Schon von London hatte er seine an mich gerichteten Briefe, so unbedenklich deren Inhalt war, fast niemals unterschrieben, und in Berlin habe ich gesehen,

¹⁾ Rodbertus-Zagepow, Briefe und sozialpolitische Aufsätze, I. Bd., S. 106.

²⁾ a. a. D. S. 133.

³⁾ Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. 35. Jahrgang 1879, S. 223.

wie er ein Blättchen Papier, auf welchem einige Worte geschrieben standen, in kleinste Stückchen zerplückte, die er dem Winde preisgab.“ Bei einer Vergleichung Bucher's mit David Urquhart¹⁾ meint Fröbel, sowohl in der Stärke der Überzeugung und des politischen Willens wie in der Kenntnis von Thatsachen, welche sich der gemeinen Wissenschaft entziehen, sei Urquhart der überlegene Mann gewesen. „Bucher jedoch war der feinere und am Ende freiere Geist, dessen Urteil nicht auf die Dauer abhängig bleiben konnte.“

Die völlige Entfremdung von seinen alten politischen Freunden hat Bucher gelegentlich öffentlich damit gerechtfertigt, daß diese das allgemeine Wahlrecht preisgegeben hätten, indem sie auf dem Boden des oktroyierten Wahlgesetzes von 1849 Wahlen vorgenommen und angenommen hätten²⁾.

Im Oktober 1885 sah sich Bucher gezwungen, das vor Jahren gestellte Abschiedsgesuch zu erneuern, worauf ihm ein sechsmonatlicher Urlaub erteilt wurde, nach dessen Ablauf, da ihm der Aufenthalt in Clarens am Genfersee nicht die erwünschte Kräftigung verschafft hatte, der Kanzler ihm Vorschläge machte, um ihm den Dienst zu erleichtern und ihn vor Störungen zu bewahren. Doch wurden diese Vorschläge nach reiflicher Erwägung als unausführbar erkannt, und nachdem Bucher auf die wiederholte Bemerkung des Kanzlers, er sei bereit, mehr für ihn zu thun, erklärt hatte, zur Disposition gestellt würde er völlig zufrieden sein, wurde dahin eine Vereinbarung getroffen. Die Verfügung in den einseitigen Ruhestand erfolgte am 17. Mai 1886; die Verfügung enthält nachstehenden Satz: „Ich bedaure, Sie als aktiven Mitarbeiter verlieren zu müssen, und rechne geru auf Ihre Zusage ferneren Beistandes für besondere Aufgaben und Fragen.“

So lange Bismarck im Amte war, hat er aber den Beistand seines ehemaligen Hilfsarbeiters nicht mehr in Anspruch genommen. Dies hat mir wenigstens eine Persönlichkeit gesagt, welche stets in der Nähe des Reichskanzlers arbeitete, und die es hätte wissen müssen, wenn in politischen Fragen Bucher's Rat nachträglich noch eingeholt worden wäre.

Es ist behauptet worden, daß Bucher schließlich seinen Abschied aus Groll darüber genommen habe, daß Graf Herbert Bismarck als Staatssekretär über ihn gesetzt wurde; diese Annahme verrät eine vollständige Unkenntnis der Sachlage. Nicht diese Ernennung, sondern andre interne Dienstverhältnisse waren es, welche ihm die Schaffensfreudigkeit in der Wilhelmstraße beeinträchtigten. Ich erinnere mich noch eines Gespräches vom Mai 1889, da er mehr als sonst aus sich herausging und sich über sein Schicksal bitter beklagte: „Ich bin eben stets vom Unglück verfolgt worden; nur die Zeit vor 1850 kann ich zu den guten Tagen zählen und die Jahre, in denen ich mit Bismarck in direkter Beziehung lebte, was mit Bülow's Erscheinen im Amte aufgehört hat.“ Bülow hatte ihm den Dienst sauer gemacht, nicht gerade als unfreundlicher Vorgesetzter, sondern dadurch,

¹⁾ Vergl. über denselben und sein Werk das Portfolio Bd. I, S. 294—302.

²⁾ Fröbel. Ein Lebenslauf, Bd. II, S. 36.

³⁾ Nation, 7. Jahrgang 1890, Nr. 43.

daß seit der Ernennung desselben zum Staatssekretär der persönliche Vortrag der Räte beim Chef in engeren Grenzen zurückgedrängt wurde; bis dahin hatte Bucher jede mit dem bekannten V. bezeichnete, in sein Decernat fallende Sache selbst dem Kanzler vorgetragen, nun riß Bülow alle Vortragssachen an sich — die Räte Bismarck's wurden zu Sekretären Bülow's. Diese Empfindungen Bucher's steigerten sich unter dem Regimente des Grafen Hapsfeldt, mit welchem der gewöhnliche Verkehr der Räte sich für eine selbstbewußte Natur wie Bucher noch schwieriger gestaltete als mit Bülow. Dazu kam, daß auch die unmittelbaren Beziehungen Bucher's zum Reichskanzler, welche der Landaufenthalt des letzteren mit sich brachte, dadurch eingeschränkt wurden, daß Bucher's Arzt den Aufenthalt in Varzin wegen angeblicher Feuchtigkeit des Places für das bereits vorhandene Sickleiden seines Patienten für schädlich erklärte. So lange er sich größerer Rüstigkeit erfreute und durch seinen Krankheitszustand weniger präoccupiert war, hatte Bucher denselben gerade in Varzin durch meilenweite Fußtouren über die dortigen waldigen Hügel bekämpft und zugleich das Gefühl der Einsamkeit überwunden, welches in dieser Abgeschlossenheit auf dem Lande den an großstädtischen Verkehr Gewöhnten gelegentlich beschlich und dadurch bestärkt wurde, daß der Fürst und seine Hausgenossen den größeren Teil des Tages zu Pferde im Freien verbrachten.

Der Streit über den Grund der Veretzung Bucher's in den einflussreichen Ruhestand, die am 17. Mai 1886 erfolgte, ist hauptsächlich erst nach seinem Ableben und zwar mit einer Schärfe ausgebrochen, die schließlich den Fürsten Bismarck selbst zwang, das Wort in den „Hamburger Nachrichten“ zu ergreifen. „Die geistige Bedeutung von Bucher — so heißt es in dem Leitartikel vom 21. Oktober 1892 — ist so gewichtig, daß auch die Gegner der Politik, an welcher dieser seit 1864 mitgearbeitet hat, sich gedrungen fühlen, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es liegt in ihrer Natur, daß sie auch das nicht vermögen ohne Seitenhiebe auf den Fürsten Bismarck und den Grafen Herbert. Es ist unwahr, daß letzterer in seiner Stellung als auswärtiger Minister Bucher's Neigung, aus dem Dienste zu scheiden, irgendwie verstärkt habe. Bucher ist mit dem Grafen Herbert befreundet geblieben bis an sein Ende und hat auch, so lange beide im Dienste waren, mit ihm keine Differenzen gehabt, wohl aber mit seinem Vorgänger, Herrn von Bülow, noch mehr mit dem Grafen Hapsfeldt, und am meisten vielleicht mit intriganten Kollegen gleichen Ranges. Um im letzten Punkte ein Urteil zu haben, muß man mit der arbeitslustigen Rivalität geheimräthlicher Decernenten vertraut sein.

Die bescheidene und vornehme Natur Bucher's litt unter den Kämpfen mit Kollegen, die zur Kategorie der sogenannten Aktentiger gehörten, und die Vorgesetzten waren nicht immer im Stande, das Bucher'sche Decernat gegen Übergriffe von Mitarbeitern zu schützen, welche mehr Unverfrorenheit und Gewandtheit im gesellschaftlichen Verkehr besaßen, als unser verewigter Freund.

Gänzlich aus der Luft gegriffen ist die Insinuation, welche die „Weser-Zeitung“ in ihrer mehrlichen Schässigkeit bietet, wenn sie den früheren Reichskanzler beschuldigt, daß er seinen treuen Berater „kühl fallen gelassen“ habe.

Bucher hat niemals einen Augenblick die Empfindung der Kälte dem Reichskanzler gegenüber haben können, aber es lag außerhalb der Möglichkeit für letzteren, ihn gegen bürokratische Unannehmlichkeiten jeder Zeit zu schützen, namentlich weil das Selbstgefühl und die Abgeschlossenheit Bucher's diesem nicht gestatteten, in persönlichen Fragen sich jemals klagend an die Vorgesetzten zu wenden. Es kam dazu die Tatsache, daß Kaiser Wilhelm I. bis an sein Ende diesem treuen und hervorragend brauchbaren Beamten die Zeit der Steuerverweigerung und seine damalige Haltung niemals vergessen hat.

Fürst Bismarck hat seinen Freund und Mitarbeiter in allen amtlichen Beschwerden jederzeit mit Wohlwollen vertreten, und unzweifelhaft würde ein Mann von so stolzem Selbstgefühl, wie es Bucher mit Recht besaß, niemals die Neigung gehabt haben, die letzte Zeit seines Lebens zum größten Teile in dem Hause und dem Familienkreise des Exkanzlers zuzubringen, wenn er das Gefühl gehabt hätte, von demselben „kühl fallen gelassen“ zu sein; und er würde diese selbe Zeit nicht in freundschaftlichem Verkehr mit dem Grafen Herbert zugebracht haben, wenn es dieser gewesen wäre, der ihm die Fortsetzung amtlicher Tätigkeit verleiden hätte. Nur ein Blatt von der Gehässigkeit der „Weser-Zeitung“ gegen alles, was Bismarck heißt, kann es übersehen, daß seine Verdächtigungen durch diese Thatfachen vollständig entkräftet werden.“

In einem von anonymen Seite entstammenden Artikel in „Schorer's Familienblatt“ war behauptet worden, Fürst Bismarck habe es nicht für angezeigt gehalten, für seinen getreuen Mitarbeiter Bucher irgend eine Stellung ausfindig zu machen, welche ihn in direkter Beziehung zu seinem Chef gehalten habe. Hierauf erwiderten wiederum die „Hamburger Nachrichten“: Bucher war vortragender Rat und rückte in dieser Stellung auf, so hoch er konnte; ihn zum Wirklichen Geheimen Rat zu bringen, nachdem er Rat I. Klasse geworden war, ist dem Kanzler im königlichen Kabinett niemals gelungen. Daß es für den Fürsten Bismarck thutlich gewesen wäre, die allerhöchste Zustimmung zur Verwendung Bucher's in einer Stellung zu finden, die ihn mit Kaiser Wilhelm I. in persönliche Beziehung gebracht haben würde, kann nur jemand glauben, der mit dem Charakter und den Gewohnheiten des verewigten Kaisers absolut unbekannt war. Auch hat Bucher niemals Wünsche in dieser Richtung gehabt. Wünsche, die er ausgesprochen oder angedeutet hat, sind der Erfüllung stets sicher gewesen; Bucher war aber von zu vornehmer Bescheidenheit, um einen Wunsch, der seinem Chef hätte Verlegenheit bereiten können, auch nur anzudeuten, oder auf Anerbietungen einzugehen, von deren Annahme er solche Verlegenheit vorausah. Der vorgebliche Freund und Lobredner Bucher's im Familienblatt unterschätzt diese Vornehmheit in hohem Maße, vielleicht weil sie ihm selbst abgeht; er schildert seinen angeblichen Klienten als einen neidischen, empfindlichen, bürokratischen Streber und thut ihm damit das schändeste Unrecht an. Es ist ein hoher Grad von psychologischer Urteilslosigkeit erforderlich, um anzunehmen, daß das bis zuletzt freundschaftlich-intime Verhältnis des Fürsten zu Bucher

aufrecht erhalten sein würde, wenn letzterer der Mann gewesen wäre, als den ihn der übelwollende Artikelschreiber schildert.

Daß der ganze Artikel im Familienblatte auf die Giftmischerei gegen den Fürsten Bismarck hinausläuft, ergibt sich aus dem Zusammenhange, worin der Name Bleichröder erwähnt wird; dieser Bankier sei sofort vorgelassen, wenn Bucher schon stundenlang antichambriert habe. Die Besuche Bleichröder's, der die Privatgeschäfte des Fürsten Bismarck besorgte, fanden niemals in der Vorzugszeit statt; daß Bucher stundenlang im Vorzimmer habe warten müssen, ist unwahr, es sei denn, daß die Kanzleidiener vergessen hätten, ihn anzumelden. Von einer Zurücksetzung Bucher's ist nie die Rede gewesen, und wenn seine Begleitung des Fürsten auf das Land unterblieb, so geschah es nicht, weil Bucher nicht eingeladen wurde, sondern weil er damals von dem Aufenthalte in Varzin und Friedrichsruh Zunahme seines Sichteidens befürchtete.

Daß Akte der Abneigung zwischen älteren Räten, wie z. B. Abeken und Bucher, vorkamen, war natürlich, ebenso erklärlich war im Rückblick auf die Geschichte der Gräfin Hatzfeldt und Lassalle's die Schwierigkeit, die es für Bucher hatte, mit der Person des Sohnes der ersteren als Vorgesetzten sich einzuleben. Graf Hatzfeldt war übrigens ebensowenig ein „Schüler“ Bucher's, wie Graf Herbert Bismarck; Bucher hatte überhaupt keine Schüler; sein zurückhaltendes Wesen stand dem ebenso entgegen, wie der Entfaltung persönlicher Initiative. Bucher soll nach dem Familienblatt-Artikel auch gesagt haben, Fürst Bismarck hätte seinen Sturz selbst herbeigeführt. Wir sind der Ansicht, daß Bucher die Bedürfnisse der europäischen Politik zu genau kannte, um nicht zu wissen, woher die Kräfte stammten, die beim Kaiser die Neigung, sich von dem ersten Kanzler zu trennen, beförderten. Für die englische Politik ist es erwünscht, daß im Berliner Kabinett ein antirussischer Wind weht, für die deutsche ist es eine Notwendigkeit, weder antenglisch noch antirussisch, sondern einfach deutsch und nichts als deutsch zu sein.

Es ist auch nicht richtig, daß Bucher in der Tagespresse eine hervorragende Thätigkeit entwickelt habe; letztere beschränkte sich auf die höhere Politik. Bucher war kein Artikelschreiber für den täglichen Bedarf. Ebenso ist es unzutreffend, daß Bucher von seinem Chef aufgefordert worden sei, seine alten Beziehungen zur englischen Presse wieder aufzunehmen; Fürst Bismarck hat auf die englische Presse niemals Wert gelegt und Bucher auch nicht.

Bucher hat übrigens bereits im Jahre 1886 die Annahme, daß wegen des Avancements des Grafen Herbert Bismarck und anderer eine Entfremdung zwischen ihm und dem Reichskanzler eingetreten sei, als „Unsinn“ bezeichnet. „In Anbetracht meiner politischen Vergangenheit — bemerkte er seinem Arzte Dr. Gittermann gegenüber — hatte ich mit meiner Stellung als erster vortragender Rat die höchste Staffel erreicht, welche mir überhaupt offen stand. Aber selbst wenn man mich hätte zum Staatssekretär avancieren lassen wollen, so wäre das gar nicht möglich gewesen, denn ich würde mich niemals dazu verstanden haben, im Parlament zu verhandeln.“ — —

Auch in einer andern Hinsicht ist von Bucher's Verhältnis zu Bismarck über seinem Grabe Streit entstanden. Die einen wollten ihn zum reinen Schreiber Bismarck's herabdrücken, andre sind auf die tolle Idee gekommen, die ganze Bismarck'sche Politik, soweit sie von Erfolgen gekrönt wurde, sei eigentlich gar nicht die Politik Bismarck's, sondern diejenige Lothar Bucher's. So ein Pariser Blatt, nach dessen Ansicht eigentlich der Name Bismarck's als der eines höchst untergeordneten Geistes von den Tafeln der Geschichte ganz verschwinden müßte. Treffend ist hierauf bereits von anderer Seite erwidert worden: „Es ist merkwürdig, daß man diese Bedeutungslosigkeit des ersten deutschen Reichskanzlers erst jetzt erkennen will, und daß man nicht früher schon anstatt des harmlosen Bismarck Lothar Bucher als den Schöpfer der deutschen Politik bekämpft hat. Wie man zu der lächerlichen Entdeckung gekommen ist, läßt sich leicht erklären. Ihre Weisheit über deutsche Verhältnisse schöpfen unsre westlichen Nachbarn jenseits der Vogesen vorwiegend aus der freisinnigen deutschen Presse. Sie haben dabei den Vorzug, die Speise für sie mundgerecht zu bekommen. Alles, was den Fürsten Bismarck betrifft, wird in einem großen Teile der deutsch-freisinnigen Presse mit einer scharfen Lauge gehässiger Kritik übergossen, gerade so, wie es die französischen Zeitungsschreiber brauchen, die nur nötig haben, etwas revanchepfeperige Würze dazu zu thun“.

Als Bucher aus dem Amte schied, nahm er die Freundschaft Bismarck's mit sich, und zwar so sehr, daß ihm derselbe beim persönlichen Abschied sagte:

„Lieber Bucher, ich lasse Sie nur gehen, wenn Sie mir fest versprechen, daß Sie wiederkommen, sobald ich Sie brauche und rufe.“

„Wenn Sie mich brauchen und rufen, gewiß, Durchlaucht“, soll darauf Bucher geantwortet haben.

Auf die Verleihung des Titels „Excellenz“ bei seinem Rücktritt verzichtete Bucher: „Er hätte sich dann nicht mehr selbst Knöpfe annähen und mit der Botanisiertrommel in der Jungfernhöhe herumlaufen können.“ Auch eine ihm zugedachte hohe Ordensauszeichnung lehnte Bucher mit Hinweis auf seine, solchen Auszeichnungen widerstrebende Überzeugung ab. Es waren ihm deren während der Amtszeit genug angefliegen! Nach dem Handbuch über den königlichen preussischen Hof und Staat für das Jahr 1885/86, wobei L. Bucher zum letzten Male und als ältester der vortragenden Räte des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten vorgetragen ist, besaß derselbe: den Roten Adler Orden II. Klasse mit Stern, das eiserne Kreuz II. Klasse am weißen Bande (Nicht-Kombattanten), den St. Mauritius- und Lazarus-Orden Groß-Offizier, den Orden der Italienischen Krone Groß-Offizier, den Franz-Joseph-Orden Großkreuz, den Persischen Sonnen- und Löwen-Orden Groß-Offizier und den Russischen Stanislaus-Orden I. Klasse.

Der zur Dispositions-Stellung Bucher's ging, wie dies ja bei verdienten Beamten üblich ist, ein sechsmonatlicher Urlaub voraus, den derselbe zum Teil an den geliebten Ufern des Genfer Sees zubrachte. Über diesen Winteraufenthalt

in Clarens hat mir eine Dame, welche mit ihm in demselben Hotel überwinterte, einige Mitteilungen gemacht, die ich hier noch einschalten will.

„Am 15. November 1885 traf Herr Bucher in Clarens — Hotel Roy — ein, wo ich mit meinem Mann und meiner Mutter die Winter-Monate zubrachte. Wir wußten damals nichts von seiner hervorragenden Persönlichkeit, fühlten uns aber gleich sehr von dem ernstern, sinnigen Manne angezogen, der sich fast niemanden angeschlossen, und dessen wenige Worte immer so kennzeichnend waren. — Anfangs wollte er nach Italien gehen, weil er statt des „mi-hauteur“ Klimas von Clarens für seine Gesundheit eine mildere Bergluft verlangte; er gab aber sehr bald seine weiteren Reisepläne auf, um bis Ende April im Hotel Roy zu bleiben. — Der lange Winter, den wir damals mit einander verlebten, gehört allerdings zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Lothar Bucher war für diejenigen, denen er sich angeschlossen, eine außerordentlich anziehende Figur. Er machte den Eindruck, ein schweigsamer Mann zu sein — „très réservé“, wie die meisten Fremden im Hotel Roy von ihm sagten, was um so mehr den Reiz seiner Gemüthlichkeit, wenn er mit Freunden verkehrte, erhöhte. Sein gesunder Humor gab uns manche heitere Stunde, und niemand verstand sich besser darauf, mit launigen Scherzen und witzigen Neckereien seine Gespräche und seine Briefe zu würzen. — Sein klarer Blick hatte bald den Charakter derjenigen durchschaut, mit denen er verkehrte, aber trotz seines Scharfsinns blieb sein Urtheil immer sehr gemäßigt. — Wenn er so ganz unbefangen, aus dem unerschöpflichen Schatz seiner Lebenserfahrungen, uns dies und jenes mittheilte, oder über seine Reisen zu sprechen anfing, belebte sich sein ganzes Wesen; dann wußte ich kaum, was ich am meisten in Lothar Bucher bewundern sollte: seine ungeheure Gedächtniskraft, seine Gelchtheit und Belesenheit, seinen feinen Takt, oder seine fast ängstliche Bescheidenheit. Nie stellte er sich auf den Vordergrund, und von ihm selbst würden wir freilich auch niemals erfahren haben, wie hoch er beim Fürsten Bismarck in Ehren stand, wohl aber bemerkten wir schon sehr bald, daß er eine große Freundschaft und warme Verehrung für den damaligen Reichskanzler hegte, und daß er bei der größten diplomatischen Vorsicht und Verschwiegenheit eine seltene Treuherzigkeit und Biederkeit besaß, die man nur bei edlen Naturen zu finden pflegt. — Wie oft hat er uns nicht den Weg auf unsern häßig sehr langen Spaziergängen in Glion und Umgegend mit seinen interessanten Mitteilungen und Anekdoten verkürzt! Vor allem war er aber ein warmer Naturfreund, und auch als tüchtiger Botaniker machte er uns öfters aufmerksam auf den reichen Schatz der Schweizer Flora. Wir sagten immer: „Herr Bucher weiß alles“ — sagten es aber ganz leise, um ihn nicht zu verstimmen, denn er scheute alles, was nur im geringsten an Schmeichelei oder Phrasenmacherei grenzte. Ich hörte einmal einen Engländer ausrufen: „All what Mr. Bucher says is so pithy!“ — Ein Urtheil, dessen ich mich gar oft erinnerte, wenn er sich mit mir unterhielt.“

Dieserjenigen, die also glauben, Bucher sei ganz einsam durch das Leben gegangen, schweigsam, zugeknöpft, herz- und gefühllos — haben sich an ihm sehr getäuscht. Er konnte — wenn er wollte — ein trefflicher Gesellschafter sein, er war für die-

jenigen, die er ins Herz geschlossen, ein treuer, aufopfernder Freund; er war nicht bloß für Bismarck, auch für seine Verwandten eine Perle, er liebte den Umgang mit geistreichen Frauen — mit einem Worte, er besaß auch die schönsten Privat-eigenschaften, nur daß er auch diese mehr zu verstecken als zu zeigen liebte.

(Fortsetzung folgt.)



Britische und deutsche Universitäten.

Von

Alexander Tille.

II.

In keinem Kulturlande Europas war vor zwanzig Jahren das Schulwesen so weit zurück wie in Großbritannien und Irland. Noch immer konnte sich das Volk nicht entschließen, die Schule als etwas zu betrachten, das unter Staatsaufsicht zu stellen, ja vom Staate selbst in die Hand zu nehmen sei, und dieser Verspätung dankt das Vereinigte Königreich auch noch heute seinen Reichtum an individuell verschiedenen Schulen — vielleicht könnte man ebenso gut sagen, seine bunte Musterkarte von Lehranstalten mit hohen und niederen Preisen und gutem und schlechtem Unterricht. Aber kein Land hat auch in diesem Zeitraum so viel für seine Schulen gethan. Wer heute das englische Schulwesen als abgeschlossen betrachten wollte, ja auch nur als vorübergehend bei einer bestimmten kurz dauernden Entwicklungsphase angelangt, der würde weit irre gehen. Hier ist alles noch unablässiges Fortschreiten von der Volksschule bis nach Oxford, alles im Flusse begriffen, nach neuen Zielen suchend, die alten unmodellend, hier sich der Zeit anpassend, dort auf dem alten Wege nur höher greifend — so viel auch neugeschaffen worden ist. Das Universitätswesen ist in einer gleichen Umbildung begriffen, und hier kann man deutlich vier Strömungen unterscheiden. Sie bestehen einmal in der sogenannten University-Extension-Bewegung, ferner in dem Kampf gegen das Bildungsmonopol der beiden alten Sprachen, in der Hebung der gesamten Universitätsbildung und endlich in den Bestrebungen für das Frauenstudium.

Mit jeder Erhöhung der Anforderungen für das Abiturientenexamen unsrer Gymnasien, mit jedem weiteren Hinaufschrauben des Anfangsstudienalters — (als solches haben wir das 20. Jahr als Durchschnitt bereits überschritten und nähern uns bedenklich der Zahl 20 $\frac{1}{2}$) — mit jedem weiteren Schritte der Arbeitsteilung, die sich namentlich auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete mit reizender Schnelle geltend macht, erweitert sich die Kluft zwischen den Universitäten und den nicht akademisch Gebildeten Deutschlands. Immer mehr setzen

die deutschen Hochschulen alles Allgemeinere voraus, immer spezieller werden ihre Kurse — ein einfacher Vergleich eines Vorlesungsverzeichnisses mit einem vor 20 Jahren lehrte das — immer unzugänglicher für den Außenstehenden, der nicht gerade ganz spezielle Fachbildung auf einem speziellen Gebiet einer abermals speziellen Zeit sucht — immer verwirrender für den Anfänger. Auch hier das andre Extrem in Großbritannien. Als vor zwei Menschenaltern dem Vereinigten Königreich die soziale Revolution drohte, und es bereits zu gewalthätigen Auftritten gekommen war, die die bestehenden Verhältnisse von Besitz und Recht umzukehren drohten, — da that das englische Volk zuerst die Augen auf und wurde gewahr, weld' eine erschreckende Kluft in Bildung und Anschauungen die Besitzenden von den Armen trennte, und sofort begann die Demokratisierung der Bildung. Die englischen Universitäten standen grundsächlich einer solchen Bewegung näher als die deutschen, da sie die eigentliche Fachbildung verhältnismäßig zurücktreten ließen hinter dem, was für allgemeine Bildung galt, einer Art litterarischer Bildung auf griechisch-lateinischer Grundlage. Da das Volk nicht zu den Universitäten kommen kann, kommen die Universitäten zum Volke. In doppelter Weise äußert sich diese Bewegung. Einmal in der Gründung von Abendklassen in jeder einigermaßen bevölkerten Stadt und von populären Sommerkursen während der großen Universitätsferien, und sodann in der Errichtung von Bildungshäusern in der Mitte von Arbeitervierteln der Großstädte. Über das ganze Vereinigte Königreich ist heute ein Netz von University-Extension-Vorlesungen ausgespannt. Jede Universität versorgt ihre Umgebung. Selbst in Städten von 1500 Einwohnern giebt es nicht selten solche Kurse. Im Herbst tritt ein Komitee von Männern und Frauen zusammen und bringt durch Zeichnungen und Sammlungen die erforderliche kleine Summe auf. Dann tritt es mit dem Sekretär der University Extension in Verbindung, äußert seine Wünsche betreffs des Gegenstandes oder auch der Persönlichkeit und erhält den betreffenden Kursus versorgt. Meist sind es die jüngeren Lehrkräfte der Universitäten, die diese Arbeit übernehmen. Die große Zahl und außerordentliche Geschwindigkeit der britischen Eisenbahnzüge an Wochentagen macht es dem Dozenten möglich, noch nachmittags seine Vorlesung in der Universität zu halten, am Abend in einem zehn deutsche Meilen entfernten Orte als Extension Lecturer zu fungieren und um Mitternacht wieder an seinem Wohnort zu sein, der ja immer ein größeres Eisenbahncentrum sein wird. Die niedrigen Preise der Fahrkarten sind dabei natürlich ebenso eine unumgängliche Voraussetzung. Bei deutschen Fahrkartenpreisen dürfte für den Dozenten von den 700 Mark, die er vielleicht erhält, bei dreißigmaliger Fahrt nicht eben allzuviel übrig bleiben. Alle denkbaren Fächer sind in diesen Kursen vertreten, ebenso wie alle Grade, vom plattpopulären bis zum fachwissenschaftlichen. Ein ackerbautreibendes Städtchen leistet sich seinen Kursus über Agrilkulturchemie, ein kleiner Schiffsbauort über naval architecture, ein litterarisch angehauchter Cirkel setzt einen Kursus über Goethe durch, und ein links demokratischer Ort läßt sich Vorlesungen über die erste französische Revolution halten. Eine halbweilsche Gegend läßt sich über feltische Sprache und Litteratur belehren, und im Modebade giebt's im Winter

einen Dantekursus. Diese Vorlesungen stehen jedem offen, der sie besuchen will. Sie werden in kleinen Orten als eine Art Abendunterhaltung der gebildeten Stände betrachtet, die man gerade so gern besucht wie ein Konzert; für das jüngere Geschlecht bedeuten sie nicht selten auch ernste Arbeit. Am Ende steht oft eine Prüfung, über deren Bestehen Zeugnisse ausgestellt werden, und oft wählen sich ganze Kreise das Thema der Vorlesung zugleich auch zum Mittelpunkt für ihre Lektüre — eine Art von Selbstbildung, von der der Deutsche, der seinen Bücherbedarf aus der Leihbibliothek bezieht, wenig Ahnung hat. Im Winter 1891—92 veranstaltete allein die Universität Oxford 393 Kurse mit einer Gesamtzuhörerschaft von 27969 Personen. Jedem Kursus folgt heute eine wandernde, der Universität gehörige Leihbücherei, die alle von dem betreffenden Dozenten empfohlenen Werke über den Gegenstand in zahlreichen Exemplaren enthält und so auch dem ganz Unbemittelten ein gründliches Studium des Gegenstandes möglich macht. Ein Teil dieser Arbeit ist allerdings unter deutschen Verhältnissen, wo die Schulen so viel höher stehen, direkt unnötig, aber hinsichtlich technischer Fächer oder bestimmter Wissensgebiete, die außerhalb des Schulrahmens fallen, sind die Städte Englands, selbst die kleinen, infolge der University Extension doch weit besser daran.

Die andre Seite der Universitätsausdehnungsbewegung wendet sich dem Volke zu. Was Ruskin einst den Geistlichen Großbritanniens zugerufen: „Ihr speißt mit den Reichen und predigt den Armen; es wird nicht besser werden, bis Ihr mit den Armen speißt und den Reichen predigt;“ das haben sich die Universitäten zu Herzen genommen, und vor allem — zu ihrer Ehre sei es gesagt — die beiden alten Universitäten Oxford und Cambridge. Als Arnold Toynbee, der Vorkämpfer dieser Bewegung, starb, da bedurfte es nur noch eines kleinen Anstoßes, und die Universitäten gründeten, um sein Andenken zu ehren, ihre Bildungsheime inmitten des Schmutzes des Ostens. Toynbee starb 1883 in der Blüte seiner Jugend, während er den Bewohnern des Darkest England national-ökonomische Vorträge hielt, und seitdem erstand neben St. Jude's Church in Whitechapel Toynbee Hall, ein stattliches Gebäude, in dem etwa fünfzehn junge Männer wohnen, die eben graduiert haben (B. A.'s, fast ausschließlich von Oxford und Cambridge), und dort mit dem Leben und den Bedürfnissen des Volkes Fühlung zu gewinnen wünschen. Eine unentgeltliche Bibliothek, Hörsäle, Versammlungsräume füllen das Haus aus, in denen zahllose Meetings abgehalten, Vorträge veranstaltet und regelrechte Kurse gegeben werden. Die jungen Bachelors of Arts stehen zu der unwohnenden Bevölkerung in einem echten Vertrauensverhältnis, sind zum Teil Mitglieder ihrer Vereine, ja bekleiden Ehrenämter in denselben, nehmen an ihren Vergnügungen teil und debattieren lebhaft in ihren Versammlungen. Fast alltäglich werden sie über alle möglichen Dinge um Rat gefragt und diskutieren nach echt sokratischer Methode mit einem jeden über seine Meinung. Ebenso ist es in Oxford Hause in Bethnal Green. Neuerdings wird der Versuch gemacht, gleiche Bildungsheime auch im Osten anderer großer Fabrikstädte anzulegen.

Die Kurse der London Society for the Extension of University teaching in London hatten im Jahre 1892 12000 ständige Besucher. Im ganzen wurden 137 Kurse abgehalten, von denen 77 der Geschichte, Nationalökonomie und verwandten Studien gewidmet waren, während 54 naturwissenschaftliche Gegenstände behandelten. In der allerletzten Zeit ist diesen Kursen ein gewaltiger Konkurrent erwachsen, dessen Bekämpfung sie noch weiter stärken wird. Durch einen Act of Parliament wurden nämlich den County Councils die Mittel gegeben, Kurse für sogenannte Technical Education zu unterstützen, und die Folge ist gewesen, daß die University Extension für ihre Kurse ebenfalls um Unterstützung bei den County Councils nachsuchte.

Im Mai 92 hat die Congregation of Oxford University erst wieder einen förmlichen Ausschuß gewählt für die Ausdehnung der Universitätskurse über die Universität hinaus, und im August fand ebenfalls in Oxford eine Konferenz statt über University Extension among working men. In der Oxford University Extension Gazette hat die Bewegung ihr eigenes Organ; und im September 92 wurde von Oxford aus in Reading ein Extension College gegründet.

Auch die andern Universitäten sind in dieser Hinsicht nicht müßig. Alle drei Colleges der Victoria University halten freie populäre Abendkurse, und es gehört zu den Obliegenheiten jedes Professors und Dozenten, an denselben als Lehrer teilzunehmen. Die Universität Aberdeen erhielt erst 91 eine große Summe vermacht zur Einrichtung von Abendkursen für Handwerker und von zwei Professuren für Engineering und Agriculture (Charles Mitchell fund).

Neben den Extension Courses stehen weiterhin die sogenannten Correspondence Classes mit allen möglichen Mittelpunkten. So hat London ein eigenes University Correspondence College, das seine Aufgaben und Vorträge gegen entsprechende Bezahlung allenthalben hin versendet und die eingelieferten Arbeiten corrigiert zurücksendet. Im ganzen Lande giebt es zahllose Halbautodidakten, die sich dieses Systems zur Nachhilfe bei allerlei Lieblingsstudien bedienen; aber auch für ganz bestimmte Fachprüfungen bereitet man in dieser Weise brieflich vor.

Der Kampf um das griechisch-lateinische Gymnasium ist in Großbritannien schon seit einem Jahrzehnt im Gange und hat teilweise bereits weit größere Erfolge gehabt, als er in Deutschland wohl noch innerhalb des nächsten Jahrzehntes anweisen wird, obwohl man jenseits des Kanals weder jenes Stichwort kennt, noch sich um den theoretischen Wert des alten Griechisch und Latein herumstreitet.

Die Gründung der Prüfungsuniversität London im Jahre 1837 ist im Grunde der erste Schritt, in dem deutlich die Überzeugung zum Ausdruck kommt, daß die damals in Oxford und Cambridge vermittelte griechisch-lateinische Bildung eine für den modernen Menschen ganz unzureichende sei, und ihre Umgestaltungen 1863 und 1878 sind ebenfalls in dieser Richtung erfolgt. Während die andern Universitäten nur an solche undergraduates ihren B. A.-Grad verliehen und noch verleihen, welche an ihnen selbst die vorgeschriebene Anzahl Kurse in den vorgeschriebenen 7 Fächern innerhalb der vorgeschriebenen Zeit (von meist drei Jahren)

durchlaufen haben, so erhob es die London University zum Grundsatz, ihre Grade mit Ausnahme von Medizinern an jeden zu verleihen, der das betreffende Examen bestehe, ganz gleich, wo er sich die nötigen Kenntnisse dazu erworben habe, und stellte für diesen Grad zugleich höhere Anforderungen als die beiden alten Universitäten, wodurch sie diese zwang, unter der Hand ebenfalls etwas hinauf zu gehen. Aber das allein hätte keinen sachlichen Fortschritt bedeutet, wenn nicht die University of London zugleich auch das alte Siebengefüß der „Arts“ gesprengt, eine gewisse Wahlfreiheit eingeführt und die modernen Sprachen in den Kreis der Fächer aufgenommen hätte.

Schon 1878 tagte in Harrow eine Head Masters Conference, und T. Carlyle, Matthew Arnold, A. P. Stanley, E. Darwin und Lord Houghton, sowie die Rektoren von Eton, Harrow, Winchester und Westminster richteten eine Petition an den Senat von Cambridge um Aufhebung des obligatorischen Griechisch. Sie wurde abgelehnt. 1890 hat sich dasselbe Schauspiel auf der Oxford Conference wiederholt. Mit 525 Stimmen gegen 185 hat sie der Senat von Cambridge verworfen, obgleich Cambridge 1884 und 91 durch Errichtung und Ausbildung eines eigenen Mediaeval and Modern Languages Tripos zur Hochburg des Fachstudiums der modernen Sprachen für ganz Großbritannien geworden ist. Die ersten Prüfungen in diesen Fächern, die eine dem neuphilologischen Studium in Deutschland bis zum Staatsexamen völlig gleichwertige Bildung voraussetzen, werden im Mai 1894 stattfinden. Zu den Bestimmungen ist einer eingehenden historischen Sprachkenntnis gründlich zu ihrem Rechte verholfen worden. Das Examen (es handelt sich hier natürlich nur um die B. A. Prüfung with honours) im Englischen schließt außer Literaturgeschichte und Sprachgeschichte (einschließlich Phonetik und Morphologie) Angelsächsisch, Gotisch, Altisländisch und vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen ein. Außerdem Anglofranzösisch, den Dialekt der Normannen in England. Das Examen in den romanischen Sprachen umfaßt französische, italienische, spanische und portugiesische Literaturgeschichte und historische Grammatik, Dialektkunde und speziell Provenzalisch, das Examen in den germanischen Sprachen Gotisch, Niederdeutsch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch, historische germanische Grammatik (mit Ausschluß des Nordgermanischen) und Literaturgeschichte. Es steht zu erwarten, daß diese Bestimmungen dem Lande ein ganz neues Geschlecht von Lehrern erziehen werden, und vielleicht werden die schottischen Universitäten diesem Beispiel von Cambridge sehr bald folgen.

Die große schottische Universitätenreform, welche vor mehreren Jahren auf Parlamentsbeschlüß in Angriff genommen wurde, hat von vorn herein die Einschränkung des Griechischen und Lateinischen zu einer ihrer Hauptaufgaben gemacht, so verschiedene Richtungen in der Reformkommission auch vertreten waren. Ist bei weitem auch nicht allen Wünschen zu Gunsten der modernen Sprachen Rechnung getragen worden, so ist doch durch die endgültigen Resultate wie dadurch, daß die Parlamentsdebatten über die völlige Streichung von Griechisch, im Sommer 1892 weithin lebendiges Echo fanden, ein tüchtiger Schritt vorwärts

geschehen. Schließlich wurde Griechisch doch beibehalten und zwar mit der Begründung, daß sonst niemand, der nicht gerade Geistlicher werden wollte, fortan mehr Griechisch lernen werde, da die darauf zu verwendende Zeit mit seinem Nutzen in schreiendem Widerspruch stehe. Sogar gegen den Punkt, Griechisch wenigstens für die Studenten der Philosophie im engeren Sinne obligatorisch zu machen, erhob sich in derselben Debatte starke Opposition. Warum nicht lieber Deutsch? fragte man ganz richtig.

Die Forderung, jeden Studenten durch ein Eingangsexamen (Entrance Examination) seine Befähigung zum Besuch von Universitätsvorlesungen nachweisen zu lassen, ist allerdings nicht erfüllt worden. Die Stimmung ist immer noch grundsätzlich gegen jede Sperre an den Thoren der Wissenschaft. Dagegen muß jeder, der sich einen degree erwerben will, durch ein Preliminary Examination gehen, wenn er nicht ein higher grade leaving certificate, bezw. lower grade leaving certificate des Scotch Education Department besitzt, ein etwa unserm Freiwilligenzeugnis gleichwertiges Certificat mit Ausnahme von Mathematik, wo die Anforderungen wesentlich höher sind, quadratische Gleichungen, Trigonometrie und Logarithmenrechnen einschließen, also etwas dem Examen von Unterprima nach Oberprima des Gymnasiums Gleichartiges bieten. Die Preliminary Examination umfaßt vier Fächer: 1. Englisch. 2. Latein oder Griechisch. 3. Mathematik. 4. Latein, Griechisch (wenn nicht bereits unter 2. genommen), Französisch, Deutsch, Italienisch oder Dynamik. Der Naturwissenschaftler kann jedoch statt Latein oder Griechisch Deutsch oder Französisch einsetzen; der Mediziner muß es in 1. Englisch, 2. Latein, 3. Elementarer Mathematik und 4. Griechisch, Französisch oder Deutsch passieren. Von dem Studenten der Faculty of Arts wird also entweder Latein oder Griechisch, von dem Mediziner nur Latein, von dem Naturwissenschaftler weder Latein noch Griechisch verlangt, damit er zu seinem Fachstudium tauglich sei. Griechisch ist damit für alle, außer den künftigen Theologen und alten Philologen praktisch beseitigt, schon in der Prüfung, die zum regulären Besuch der Universität berechtigt, und den modernen Sprachen ist ein Raum gegeben, wie er praktisch kaum größer sein kann, obwohl anderseits keine moderne Sprache obligatorisch ist. Die Erwartung, daß nun, seit am 26. Oktober 1892 diese Bestimmungen in Kraft getreten sind, Griechisch aus der Preliminary Examination so gut wie ganz verschwinden werde, ist natürlich vorzeitig. Erst in drei Jahren, wenn die Schulen die volle Zeit gehabt haben, ihren Zöglingen von vorn herein die entsprechende Vorbildung zu geben, kann der Umschwung in Zahlen deutlich zum Ausdruck kommen, ja völlig erst in noch späterer Zeit, wenn die Universitäten selbst die nötigen Lehrkräfte für Deutsch und Französisch erzogen haben, und die ihnen im Wege stehenden Griechen und Lateiner durch diese von den Schulen verdrängt sind. Im Herbst 92, wo zuerst die Preliminary Examination unter den neuen Bestimmungen stattfand, bestanden z. B. an der Universität Glasgow es nur 8 in Französisch und einer in Deutsch, gegenüber 69 in Griechisch. Man sollte nicht versäumen, dieses Verhältnis durch die nächsten Jahre zu verfolgen. Die 130 Jünglinge, die durch dieses Examen

Herbst 92 das Recht zum ordnungsmäßigen Studium erlangten, sind freilich nur ein Drittel der Gesamtzahl, die zwei andern Drittel haben dieses Recht von vorn herein kraft ihrer Leaving certificates. Über die Fächer, die ihre Zeugnisse einschließen, fehlt leider jede Statistik.

Die Universitätsreform innerhalb der philosophischen Fakultät selbst hatte zwei Aufgaben, in deren Mittelpunkt die M. A. Examination steht. Einmal nämlich, den bisherigen engen Kreis der sieben Fächer — Latein, Griechisch, Mathematik, Logik, Ethik, Naturwissenschaft und englische Litteratur — entsprechend den Fortschritten der Neuzeit zu erweitern und sodann die sogenannten Private Classes und Honours Classes, die unsern Fachvorlesungen entsprechen, weiter zu entwickeln, ja vielleicht durch Einführung eines neuen akademischen Grades, wie vorgeschlagen Doctor of Letters (entsprechend dem Doctor of Science der naturwissenschaftlichen Abteilung bez. jetzt Fakultät) zu krönen. Die erste Aufgabe ist wenigstens theoretisch in solchem Umfange gelöst worden, wie man nur erwarten konnte. Auch heute sind sieben Fächer notwendig zum Ordinary degree. Aber ihre Wahl ist dem Studenten selbst in die Hand gegeben; vielleicht in zu hohem Maße. Nicht einmal die eigene Muttersprache ist obligatorisch, während eine alte Sprache es ist. Latein und Griechisch also noch immer über Englisch! Statt mit Latein und Griechisch sind Deutsch und Französisch mit — Englisch in Alternative gestellt. Von den sieben zu wählenden Fächern muß sein eins Latein oder Griechisch, eins Englisch oder eine andre moderne Sprache oder Geschichte, eins Logik oder Ethik, eins Mathematik oder Naturwissenschaft. Das fünfte Fach muß so gewählt sein, daß es entweder Griechisch zu Latein, Ethik zu Logik, oder Naturwissenschaft bez. Chemie zu Mathematik fügt, so daß also auf jeden Fall eine näher verwandte Fachgruppe entsteht. Betreffs der übrigen zwei Fächer steht dem Kandidaten theoretisch die Wahl unter 22 weiteren Gegenständen frei, die sich aber praktisch auf etwa zwölf beschränken, weil die betreffenden Universitäten für etwa 10 Fächer, wenigstens heute, noch keinen Dozenten haben. Aber auch diesem Mangel soll in nächster Zeit abgeholfen werden. Als im Sommer 92 im englischen Parlament diese Frage angeregt wurde, waren alle schottischen Mitglieder der Ansicht, daß der Lehrkörper der Universitäten ganz wesentlich zu verstärken sei und zwar nicht durch das sogenannte Extramural teaching (die Anerkennung der Kurse eines Lehrers außerhalb der Universitäten als berechtigt zum Erlangen eines degree), das namentlich in der medizinischen Fakultät mit großem Erfolg angewendet worden ist, indem den Ärzten der großen Krankenhäuser (Royal Infirmarys) das Recht erteilt wurde, Studenten auf die Fachprüfungen der Universitäten vorzubereiten, sondern durch Errichtung neuer Professuren und ständiger Dozentenstellen. Den Verwaltungskörpern der Universitäten (University Courts) ist dann auch ausdrücklich die Vollmacht gegeben worden, Dozenten für noch nicht vertretene Fächer anzustellen. Und dafür besteht auch unter den heutigen Verhältnissen schon ein dringendes Bedürfnis. Die Universität Glasgow mit 2500 Studenten hat nur 28 Professoren. Davon gehören der Faculty of Arts (982 Studenten) 10, der Fac. of Medicine (686 Stu-

deuten) 12, der Fac. of Law (200 Studenten) 2, der Fac. of Divinity (85 Studenten) 4 an, und neben ihnen stehen nur sieben Dozenten. Daß die Arts Faculties der schottischen Univerfitäten nur ein fünfmonatliches Wintersemester haben, macht das Übel noch größer. Nur die Univerfität St. Andrews mit Dundee, die eben auch eine Dozentenstelle für Französisch gegründet hat, hat im Sommer 93 es mit einer Summer Session für den größten Teil ihrer Arts Faculty versucht.

Die Master of Arts Examination with honours kann in acht verschiedenen Gruppen gemacht werden, nämlich 1) alte Sprachen (mit vergleichender Sprachwissenschaft, alter Philosophie oder klassischer Archäologie als wählbare Spezialitäten). 2) Philosophie. 3) Mathematik und Naturwissenschaft. 4) Semitische Sprachen. 5) Indische Sprachen. 6) Englisch (Sprache, Litteratur und britische Geschichte). 7) Moderne Sprachen und Litteraturen. 8) Geschichte. Es wird immer in fünf verschiedenen Fächern abgelegt, davon muß eins ein philologisches, eins ein philosophisches und eins ein mathematisch-naturwissenschaftliches sein, und in diesen sind die Anforderungen dieselben wie für den Ordinary degree. Die übrigen zwei Fächer allein, die aus derselben honours group zu nehmen sind, bilden das Merkmal dieses Examen. An Stelle von vier Fächern mit den niedrigeren Anforderungen des Ordinary degree treten also zwei Fächer mit höheren Anforderungen des degree with honours. Hier setzt in Großbritannien eine Frage ein, die dem deutschen Schulmann fast komisch vorkommt, die Frage: gehört die Ausbildung für das höhere Lehrfach denn überhaupt auf die Univerfität, in die Faculty of Arts? In Deutschland bilden die Univerfitäten unbestritten, und ohne daß ihnen auch nur irgend eine andre Anstalt nahe käme, die höchsten Lehranstalten des Landes. Nicht so in Großbritannien. Hier giebt es beispielsweise eine ganze Anzahl von sogenannten Medical Schools, die praktische Ärzte bilden, ohne Univerfitäten zu sein; in London, Birmingham, Bristol, Glasgow, Edinburgh, um nur einige Belege anzuführen. Hinsichtlich der Naturwissenschaften und namentlich in allen Technischen stehen die sogenannten Technical Colleges, die, ohne jedoch Staatsanstalten zu sein, unsern Polytechniken entsprechen, zum größten Teil hoch über den Univerfitäten. Ebenso ist es mit den Faculties of Arts. Während die andern Fakultäten, die an praktische Berufe geknüpft waren, — vor 1870 hat es einen geordneten höheren Lehrerberuf in Großbritannien überhaupt nicht gegeben, — seit dem vorigen Jahrhundert infolge äußerer Konkurrenz eine ununterbrochene Höherentwicklung durchgemacht haben, hat die Faculty of Arts still gestanden.

Bis vor kurzem hat man jene Frage mit Nein beantwortet. Jetzt schwankt das Zünglein der Waage heftig hin und her, und das Ja tönt bereits so laut, daß es das Nein in kurzem übertönen wird. Wie bisher der Student der Theologie einer non established Church seine Fachausbildung auf dem Church College seines Bekenntnisses erhielt, so hielt der künftige Lehrer, wo man eine besondere Ausbildung für den Lehrerberuf überhaupt für nötig befand, was durchaus nicht allgemein der Fall war, seine Ausbildung auf dem Training

College, dem pädagogischen Seminar, wie wir sagen würden, das mit der Universität in keiner Beziehung stand. Darin ist aber bereits in mehrfacher Hinsicht ein Wandel eingetreten. Ununterbrochen inkorporieren und affiliieren die Universitäten Training Colleges. So wurde erst im Mai 1892 das Bede Training College der Durham University affiliert, oder sie gründen sich selbst solche, wie das in einzelnen Colleges in Oxford und Cambridge geschehen ist. Beim einfachen Einverleiben wird man natürlich nicht stehen bleiben, sondern die so lange grüßlich vernachlässigte praktische Pädagogik wird bald tieferen Einfluß auf die Gesamtbildung des künftigen Lehrers gewinnen, und die starke Konkurrenz des Auslandes, die sich im Lehrerberuf stärker fühlbar macht als in irgend einem andern gebildeten Berufe, wird die Universitäten nötigen, auch mit ihren wissenschaftlichen Ansprüchen an den künftigen Erzieher hinaufzugehen, wenn derselbe auch hoffentlich niemals die ihn als Lehrer höchstens beeinträchtigende Verschulung erhalten wird, die heute in Deutschland Mode ist.

Stehen die britischen Universitäten hierin den deutschen ein gutes Stück nach, so sind sie ihnen beträchtlich voraus hinsichtlich des Frauenstudiums, obgleich durchaus nicht so weit, wie man in Deutschland gewöhnlich annimmt. Nur an vier britischen Universitäten sind die Frauen zum Studium und zu den Prüfungen zugelassen, und das sind wiederum die schottischen. An der Victoria University dürfen sie die Kurse besuchen, sind aber von der B. A. Examination noch ausgesperrt, an der London University und der Royal University of Ireland sind sie zu einer Reihe Prüfungen zugelassen, dafür giebt es aber noch keine Kurse für sie. Oxford und Cambridge verschließen ihnen noch immer die Thore ihrer Prüfungen oder wenigstens deren Ehren. Sie dürfen einige Prüfungen machen, und es wird ihnen bescheinigt, daß sie sie bestanden haben, aber sie bekommen den für Männer damit verbundenen Titel nicht. In ganz Großbritannien giebt es nur ein einziges Ladies College, das einen Teil einer Universität bildet, und das ist das Queen Margaret College in Glasgow. Weber die berühmten Cambridger Damen-Colleges Girton und Newnham, noch Holloway College for Women auf dem Mount Lee bei Egham in der Nähe von London sind daselbe.

Die drei englischen Colleges sind große Alumnate, Girton College ist das älteste von ihnen. Es ist 1869 erbaut, 1875 folgte Newnham College nahe dem Corpus Cricket Ground. Hier wohnen und studieren heute hundert Studentinnen, die alle den höheren Gesellschaftsklassen angehören und deren Ausbildung eine sehr kostspielige ist. In dem Newnham College sind auch die Lehrstühle zum größten Teile mit Damen besetzt, und die erste Rektorin Miß Clough, die voriges Jahr starb, ist noch in ehrenvollem Andenken. Des alten, großen Mannes Tochter, Miß Helen Gladstone, ist heute Konrektorin, und die bekannte Preismathematikerin Miß Philippa Fawcett, die jetzt noch dort studiert, wird bald die Dozentur für Mathematik übernehmen. Nicht selten beschämen die jungen Damen in den Prüfungen die Studenten, was freilich bei den ja nicht sehr hohen Ansprüchen für das B. A. Ex. absolnt genommen noch keine besonders ausgezeichneten Leistungen bedeutet. Juni 1892 stand Miß Read von

Girton College als erste auf der Liste des Moral Science Tripos in Cambridge University, und die Zeitungen melden gewissenhaft jeden solchen Fall.

So reich auch Girton und Newnham sind, Holloway College mit seinen Räumen für 300 Alumninnen übertrifft sie doch noch bei weitem. Sein Gründer, Mr. Holloway, erbaute es mit einem Aufwand von 20 Millionen Mark, und ununterbrochen regnet es Stiftungen. Als die englische Dichterin Mrs. Emily Pfeiffer, deren Souette Wilhelm Jordan in seinen „Andachten“ so meisterhaft überseht hat, im Juli 1892 starb, hinterließ sie neun Ladies Colleges zusammen 700 000 Mark. Maria Crez Training College, Bedford College, Cambridge Training College, London School of Medicine for Women, College for Working Women, College Hall associated with University College London, Somerville Hall, Queens College sind solche Anstalten. Außer der Victoria University wird auch das Bristol University College samt seiner Medical School von Damen besucht. An der Royal University of Ireland wurden 1892 401 Damen geprüft, von denen 297 die Prüfungen bestanden. Im Februar 1892 wurde in Manchester in Verbindung mit Owens College ein neues Day training college for girls (Lehrerinnenfeminar) gegründet, und wo die Universitätsgrade den Frauen noch nicht offen stehen, da findet wenigstens ein enormer Andrang zu den Prüfungen statt, zu denen sie Zutritt haben, wie zu den höheren Lehramtsprüfungen (Senior and Higher Local Examinations). Im Sommer 1892 befanden sich unter den 794 Kandidaten für diese Prüfungen in Cambridge 782 Mädchen! An den entsprechenden Oxford Prüfungen nahmen 372 Jünglinge und 744 Mädchen teil, und davon bestanden sie 287 Jünglinge und 505 Mädchen. 1891 waren in Oxford die betreffenden Zahlen 365 und 268 Jünglinge und 636 und 432 Mädchen.

In Schottland hat die höhere Bildungsbewegung für Frauen drei Centren gehabt, nämlich Edinburgh, Glasgow und St. Andrews, von denen jedes in seiner Weise nach vorwärts gewirkt hat. Bereits 1867 bildete sich in Edinburgh eine Gesellschaft für höhere Frauenbildung und errichtete dementsprechende Kurse, die 1873 erweitert und auf eine noch höhere Stufe gehoben wurden. Die Universität gab den Studentinnen Certificates für ihre Leistungen in besonderen Prüfungen. Aber ein wirkliches Ladies College kam nur in der Handels- hauptstadt Schottlands, in Glasgow, zu stande. Hier begann die Arbeit ebenfalls mit einer Association for the higher education of women, 1877; aber bereits 1883 entwickelte sich ein College daraus, das im folgenden Jahre ein prachtvolles Heim erhielt und nach unsern Begriffen nun etwa eine kleine philosophische Fakultät darstellte. Eine naturwissenschaftliche Sektion entstand dazu, und 1890 konnte auch eine medizinische Fakultät eröffnet werden, der das öffentliche Krankenhaus eine Reihe Betten zu klinischen Demonstrationen der Dozenten zur Verfügung stellte. Die Professoren und Dozenten der Universität Glasgow hielten die betreffenden Kurse. Nach und nach bildete sich die philosophische Fakultät völlig aus. Lateinisch, Griechisch, Englisch, Deutsch, Französisch waren in Sprache und Litteratur vertreten. Logik, Metaphysik, Ethik, Nationalökonomie

und Geschichte kamen dazu. Die naturwissenschaftliche Sektion bot alle Kurse in Mathematik, Naturwissenschaft, Chemie, Zoologie, Botanik, Physik, angewandte Chemie mit all' den nötigen Laboratoriumsarbeiten, und die medizinische Fakultät richtete drei Kurse in Anatomie, je einen in Physiologie, Therapeutik, Pharmacie, Chirurgie, klinischer Chirurgie, praktischer Medizin, klinischer Medizin, Gynäkologie und gerichtlicher Medizin und zwei in Pathologie ein, und das alles langsam im Laufe mehrerer Jahre, die Neuerungen mit den Bedürfnissen ebemäßig fortschreitend.

Die Universität St. Andrews wirkte in ihrer Weise für die höhere Frauenbildung, indem sie einen eigenen akademischen Grad dafür gründete, LL.A., Lady Literate in Arts, der mit dem MA degree gleichwertig sein sollte, es in Wirklichkeit aber nicht ganz war. Auch für ihn waren 7 Fächer vorgeschrieben, die jedoch aus einer Liste von 26 ziemlich frei zu wählen waren. Da man die Prüfung ferner nicht auf einmal abzulegen brauchte, sondern sie auf Jahre verteilen konnte, so erfreute sich der Grad keiner besonderen Achtung.

Im Jahre 1889 trat die ganze Bewegung in ein neues Stadium, durch die nahe Aussicht der offiziellen Zulassung der Frauen zum Studium durch die Universities Commission for Scotland. Im Februar 1892 erschien endlich die Ordinance, die diesen Wunsch zur Thatsache machte, und nun öffneten in rascher Folge Edinburgh, Aberdeen und St. Andrews dem weiblichen Geschlechte ihre philosophischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Fakultäten, durch Einrichtung sogenannter Mixed Classes, d. h. Kurse, in denen wie an der Viktoria Universität beide Geschlechter gemeinsam studieren. Nur Glasgow war in der Lage, einen andern Weg einzuschlagen, durch Einverleibung des Queen Margaret College in die alte Universität mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß es dem weiblichen Geschlechte uneingeschränkt erhalten bleiben solle.

Am 18. bezw. 26. Oktober 1892 hat das erste Semester des weiblichen Universitätsstudiums wenigstens in einem der drei Vereinigten Königreiche begonnen, und damit ist die Frauenbildungsbewegung in ein neues Stadium eingetreten, und mit ihm vielleicht die ganze weitere Entwicklung der britischen Universitäten, ja der Universitäten überhaupt.



Eine Spazierfahrt durch das Meer.

Von

P. von Jech.

Unter all' den gewaltigen Eindrücken, die der Mensch von der ihn umgebenden Natur erleidet, kommt weder an Mannigfaltigkeit noch an Stärke derselben irgend einer denen gleich, welche vom Meere herrühren, und zwar sowohl auf denjenigen, der seit lange mit ihm vertraut geworden, wie auf den, der es zum

ersten Male zu schauen Gelegenheit hat. Der beständige Wechsel für das Auge, diese wandelbaren Bewegungen in den wundersamen Geräuschen, die sie erzeugen, lassen es wie belebt erscheinen, und zu allen Zeiten hat für die Regungen des menschlichen Gemüths und seine verschiedenen Äußerungen die Sprache ihre Bilder von dem Meere entlehnt und umgekehrt dem Meere menschliche Empfindungen verliehen. Es lächelt und trauert, schmeichelt und zürmt, flüstert und brüllt, und das nicht bloß bei Dichtern; ganz allgemein ist diese Personifikation des flüssigen Elements geworden. Aber bei aller Veränderlichkeit seines Anblicks erscheint uns der Ocean auch wieder als gleich und unveränderlich, während alles an ihm einer stetigen Veränderung unterworfen ist. Der Zahn der Zeit, der Berge abgetragen und Länder zerstört hat, geht spurlos vorüber am Spiegel des Meeres, dessen Anblick noch derselbe ist wie zu der Zeit, als Meer und Land sich zum ersten Male sonderte. Alles Feste ist ein Kind des Flüssigen, alle Länder sind im Schoße des Meeres entsprungen und kehren dahin wieder zurück. Alles Wasser auf dem Lande entstammt dem Meere, der verborgenen Quelle aller Quellen.

1. Seespiegel.

Der Ocean bildet im allgemeinen eine einzige zusammenhängende Wassermasse, deren Teile unter dem Einfluß der Schwerkraft eine gleiche Neigung nach unten zu sinken erhalten, so daß der Wasserspiegel überall horizontal steht. Wäre die Erde durchweg mit Wasser bedeckt, so müßte der Meerespiegel eine Kugelfläche darstellen, wenn man absieht von zeitweisen Unebenheiten, welche durch verschiedene Erwärmung, wechselnden Luftdruck, durch Winde und Ebbe und Flut auf das leicht bewegliche Element hervorgebracht werden. Jede Gerade, welche diese Kugelfläche berührt, wäre eine Horizontale, jeder Halbmesser der Kugel für sich oder in seiner Verlängerung eine Vertikale. Aber eine vollkommene Regelmäßigkeit und Horizontalität des Meerespiegels ist nicht wohl anzunehmen, einmal, da bei der ungleichen Dichte der Erde der Zug der Schwerkraft nicht überall gegen den Erdmittelpunkt gerichtet ist, dann aber, da die ungleiche Beschaffenheit des Wassers in den einzelnen Meeresteilen Niveauunterschiede bedingt.

Daß die Erde ungleiche Dichte hat, ergibt sich unmittelbar daraus, daß sie aus verschiedenen Materialien besteht, die verschiedene spezifische Gewichte haben, beispielsweise Sandstein, Kalkstein, Erze u. s. w. Die mittlere Dichte der Erde beträgt 5,6, d. h. soviel mal ist das spezifische Gewicht größer als das des Wassers. Die Gesteine, welche die uns bekannte Erdrinde bilden, haben ein spezifisches Gewicht von 2,4 bis 2,6, es muß also die Dichte nach unten zunehmen. Überall, wo der Ocean an festem Lande anliegt, muß notwendig eine Anziehung auf die Wasserteilchen stattfinden, die von der vertikalen Richtung abweicht. Das ist hauptsächlich an den Küsten der Kontinente der Fall, welche große Gebirgsmassen tragen, so insbesondere bei Nord- und Süd-Amerika. Der Engländer Seigney will gefunden haben, daß hier das Meer um 54 und 76 Meter gehoben werden müsse. Doch ist dies wohl nur eine Schätzung, keine wirkliche Berechnung. Jedenfalls aber ist es als feststehend anzusehen, daß der Meerespiegel an den

Küsten höher steht als in der Mitte des Oceans. Eine weitere Frage ist, ob nicht durch ungleichartige Beschaffenheit des Wassers in den einzelnen Meeren Niveauunterschiede hervorgebracht werden könnten.

Wirkliche Versuche hierüber wurden in den Isthmen von Suez und Panama gemacht, doch sind die hierbei angeführten Nivellements sehr zweifelhafter Natur. Es hat sich z. B. herausgestellt, daß die Niveaudifferenz, welche das von General Bolivar 1829 angeordnete Nivellement zwischen dem Stillen Ocean und dem merikanischen Golf ergeben hat, in Wirklichkeit gar nicht existiert. In Europa sind in Folge der Messungen der Erdmassen nähere Daten vorhanden. Die Ostsee liegt über dem Mittelmeere bei Marseille 0,664 Meter. Der Amsterdamer Pegel liegt 0,242 Meter über der Ostsee. Die Bucht von Biscaya überragt das Mittelländische Meer (bei Alicante) um 0,663 Meter.

Die Abweichungen von einem durchaus gleichen Niveau sind also nach den bisherigen Erfahrungen nicht einmal von gleicher Ordnung, wie die regelmäßig eintretenden Änderungen durch Ebbe und Flut oder durch andauernde Strömungen z. B. in der Ostsee, wo das Niveau um 0,5 Meter von Holftein bis Memel zunimmt. Man kann sie also als Anomalien bezeichnen, und dann ist der mittlere Seespiegel die Normalebene für alle Höhenmessungen.

2. Meerestemperatur.

An der Oberfläche des Meeres, da wo sich Wasser und Luft berühren, können beträchtliche Wärmeunterschiede zwischen beiden Elementen nicht wohl auftreten und jedenfalls nicht längere Zeit fortbestehen. Im Durchschnitt des Jahres pflegt die Temperatur der unteren Luftschicht um 1° niedriger zu sein als jene der obersten Wasserschicht. Es liegt dies an der größeren Wärmecapazität des Wassers (1,015¹⁾, und da das Wasser zugleich die Wärme schlecht leitet und seine Oberflächenschichten sich in einer steten vertikalen Circulation befinden, so ist die Wasser- und Lufttemperatur an der Meeresoberfläche eine weit stabilere als auf dem Festlande. Auch tritt das Maximum der Temperatur viel später ein als auf dem festen Lande, nämlich ein bis zwei Stunden vor Sonnenaufgang. Das süße Wasser hat ein Dichtigkeitsmaximum bei 4° Celsius über Null, so daß bei der Abkühlung die größte Verdichtung bei dieser Temperatur erreicht wird, während von da an wieder Ausdehnung stattfindet. Diese Eigenschaft überträgt man auch auf das Meerwasser und bildet sich danach folgendes System der oceanischen Wärmeverteilung: In den Meeren zwischen Äquator und etwa 56° Breite nimmt die Wärme mit der Tiefe ab, bis sie 4° erreicht, in der Gegend jenes Breitenkreises ist die Temperatur auf beiden Halbkugeln eine durch die ganze Wassermasse hindurch gleichmäßige, nämlich eben 4°, und weiter gegen die Pole hin soll sogar die Temperatur nach unten steigen. Die neuesten

¹⁾ Erwärmt man ein Kilogramm Wasser um 1° Celsius, so braucht man dazu eine Wärmemenge, welche, Wärmeeinheit genannt, als Maß der Wärme dient. Wenn die Erwärmung bei höherer Temperatur erfolgt, braucht man mehr und zwar im Durchschnitt 1,015 Wärmeeinheiten.

Messungen haben gezeigt, daß die Verteilung der Temperatur in den Meeren eine complicirtere ist. Nach Boguslawsky läßt sich folgendes darüber zusammenfassen: Die Temperatur des Meerwassers nimmt gewöhnlich von der Oberfläche zum Boden hin ab und zwar um so langsamer, je tiefer man kommt, am langsamsten von der 730 bis 1100 Meter tief befindlichen Schicht an, in welcher die Temperatur $+4^{\circ}$ beträgt. Die Bodentemperaturen pflegen sich innerhalb der Grenzen $+2^{\circ}$ (in den tropischen Meeren) und -4° (in den Polargewässern) zu bewegen. Die Temperatur des Meeresbodens und der über ihm liegenden Wasserschicht ist, wenn die Gegend nur mit einem der beiden Polarmeere in freier Verbindung steht, niedriger, als nach der mittleren niedrigsten Wintertemperatur an der Oberfläche erwartet werden müßte. Es scheint dies daher zu rühren, daß die unteren Schichten in einer gegen den Äquator gerichteten progressiven Bewegung begriffen sind. Daher sind der Stille und der Indische Ocean in ihren tieferen Theilen kälter als das Atlantische Meer, weil sie mit dem antarktischen Meere in freier Kommunikation stehen.

In den größten Meerestiefen findet sich eine Temperatur, welche nur wenig über dem Gefrierpunkt liegt. Zwischen Bahia und dem Cap der guten Hoffnung fand der Challenger, der hier eine Reihe Beobachtungen ausführte, in den Tiefen von 3000 bis 5000 Meter die Temperatur nicht höher als $1,6^{\circ}$ und nicht niedriger als $0,5^{\circ}$. Im Indischen Ocean fand er in Tiefen von 3000 bis 5000 Meter Wassertemperaturen von $-0,6^{\circ}$ bis $0,7^{\circ}$. An der Oberfläche betrug die Wassertemperatur im ersten Fall $2,0^{\circ}$, im letzten $12,8^{\circ}$. Der Dampfer *Tucarora* fand an der chinesischen Küste in Tiefen von mehr als 3000 Meter überall $1,7^{\circ}$; von den Sandwichsinseln bis zur japanischen Küste schwankten unterhalb 3500 Meter die Tieftemperaturen zwischen $0,6^{\circ}$ und $1,5^{\circ}$.

Das Wasser des Oceans zeigt somit im allgemeinen an der Oberfläche die größte Wärme, also umgekehrt wie Festland und Atmosphäre. Denn je tiefer wir in den festen Boden eindringen, desto mehr steigt die Temperatur, und bei der Luft sind die unteren Schichten die wärmsten, während sie höher hinauf mit der wachsenden Verdünnung merklich kälter werden. Allerdings gilt dies nur im allgemeinen. Denn man hat auch in den tieferen Schichten nicht selten wärmeres Wasser gefunden, welches vermöge seines Salzgehaltes und größern specifischen Gewichts diese Stelle behauptet. Dies Verhältnis haben vorzüglich die in den Polarmeeren angestellten Beobachtungen ergeben. Man muß die klimatischen Verhältnisse des Oceans von einem andern Gesichtspunkt aus betrachten, es ist zu ihrer Beurteilung durchaus eine Kenntnis der Strömungen nötig.

3. Strömungen:

Alles, was die Höhenlage des Seespiegels oder das specifische Gewicht des Seewassers verändert, muß Bewegungen im Meere hervorrufen. Änderungen des Luftdrucks und der Stoß der Winde bringen Unterschiede im Wasserstande hervor; Verdunstung und Niederschlag erniedrigen und erhöhen die Oberfläche und verändern zugleich den Salzgehalt. Ähnlich wirken Eisbildung, Eismelzen, Flüsse

und Ströme, welche in das Meer münden, und endlich die regelmäßigen Niveauänderungen durch Ebbe und Flut.

Dadurch entstehen die Bewegungen, die zu jeder Zeit den Anblick des Meeres so außerordentlich anziehend machen und dem öden und unfruchtbaren Elemente einen so mächtigen Reiz verleihen, wie ihn kaum die schönste Gegend auf den Beschauer ausübt. Am deutlichsten lassen sich dieselben beobachten in einzelnen Binnenmeeren, welche, mit dem Ocean nur durch enge Straßen in Verbindung stehend, einen mehr selbständigen Charakter zeigen.

Die Ostsee empfängt durch Regenfall sowie durch einströmende Flüsse reichliche Zufuhr süßen Wassers, während die Verdunstung verhältnismäßig gering ist. Durch den Sund und die Belte aber ist die Verbindung mit dem Ocean unterhalten. Das leichtere Ostseewasser fließt an der Oberfläche nordwärts durch Sund und Belte in das Kattegat und die Nordsee, während in der Tiefe ein Unterstrom salzigeren Wassers in entgegengesetzter Richtung in die Ostsee dringt. Durch den Oberstrom wird der Überschuss des Niederschlages über die Verdunstung aus der Ostsee abgeführt, während die Höhe des Salzgehaltes durch den Unterstrom aufrecht erhalten wird. Über die Verteilung des Salzgehaltes in der Ostsee haben die Arbeiten der Kieler Kommission zur Untersuchung der Ostsee Anschluß gegeben. Die Ostsee empfängt ihr süßes Wasser von Osten, während das salzige von Westen kommt. Der Salzgehalt steigt deswegen von oben nach unten und fällt von Westen nach Osten. In den westlichsten Theilen beträgt er bis 3 Proz. Bei Rügen beträgt er nur noch 1 Proz., sinkt bei der Erweiterung des Beckens beträchtlich ab und verschwindet fast unter dem Einfluß der süßen Landesgewässer. Der Austausch durch Sund und Belte geht das ganze Jahr hindurch fort, aber nicht immer mit gleicher Stärke, da die Einwirkung des Windes eine beträchtliche ist. Ostwinde vermehren den Abfluß des Ostseewassers, Westwinde verhindern ihn und begünstigen den Andrang des Nordseewassers.

Westwinde sind aber im Herbst und Winter vorherrschend, daher ist das Wasser um diese Zeit salziger und zugleich verhältnismäßig wärmer, weil das Nordseewasser seine mehr oceanische, im Winter höhere Temperatur mitbringt. Im Frühjahr und Sommer dagegen nimmt der Salzgehalt merklich ab, weil namentlich auch durch Schmelzen von Schnee und Eis und die Sommerregen größere Mengen süßen Wassers zugeführt werden. Die großen Schwankungen des Ostseespiegels sind fast allein eine Folge der Winde. Westliche Winde treiben das Wasser an die russische Küste, Ostwinde gegen die Buchten der dänischen und deutschen Küsten an. Bei Stürmen können sogar zerstörende Überschwemmungen der niedrigen Küstenstriche eintreten, wovon der Novembersturm 1872 ein trauriges Beispiel geliefert hat.

Während die Ostsee ein entschiedenes Übergewicht der Niederschläge über die Verdunstung zeigt, findet im Mittelmeer das umgekehrte Verhältnis statt. Die europäischen Gebirge senden den größten Teil ihrer Niederschläge nach andern Meeren, und die syrische und afrikanische Küste ist arm an Wasser. Die Verdunstung übersteigt den Niederschlag. Dagegen findet ein Wasseraustausch statt

durch die Gibraltarstraße und die Dardanellen. Da der Spiegel des Mittelmeeres durch Verdampfung sinkt, so muß das Wasser des atlantischen Oceans durch die Straße von Gibraltar einströmen, um den Verlust zu decken. Da aber nur reines Wasser verdampft, das einströmende aber salziges Meerwasser ist, so müssen die Gewässer des Mittelmeeres einen höheren Salzgehalt besitzen als die des Oceans, so daß sie ihrer höheren Temperatur ungeachtet dennoch schwerer sind als diese. Das schwerere Mittelmeerwasser wird daher in der Tiefe gegen das leichtere des Oceans hindrängen und in der Gibraltarstraße einen der oberflächlichen Strömung entgegengerichteten Unterstrom erzeugen. Die Untersuchungen Carpenter's und Calvert auf der Fahrt der Porcupine 1870 haben gezeigt, daß zwischen Gibraltar und Ceuta, wo die Tiefe ungefähr 500 Faden (900 Meter) beträgt, der östliche Oberstrom nur noch mit der Hälfte der Oberflächengeschwindigkeit fließt und daß in 250 Faden ein entschiedener Weststrom aus dem Mittelmeer in den atlantischen Ocean geht. Das größte spezifische Gewicht zeigte Wasser aus 250 Faden Tiefe, wo der aus dem Mittelmeer ausfließende Unterstrom seine volle Stärke entwickelte. Die Strömung scheint danach das dichtere Wasser nicht nur über den unterseeischen Rücken, der Europa und Asien verbindet, sondern auch über weniger dichte Schichten in einer sanft geneigten Ebene aufwärts zu führen.

Einen zweiten Zufluß erhält das Mittelmeer durch den Bosphorus und die Dardanellen aus dem Schwarzen Meer, welches sich ähnlich wie die Ostsee verhält. Fast ein Viertel der Wassermasse aller europäischen Flüsse geht in das Schwarze Meer. Die ihm zugeführte Menge süßen Wassers ist doppelt so groß als die, welche das Mittelmeer durch die in dasselbe einmündenden Flüsse erhält, während seine Oberfläche über fünfmal kleiner ist. Daher ist der Salzgehalt des Schwarzen Meeres nur halb so groß als der des Mittelmeeres, und es fließt aus jenem das leichtere Wasser an der Oberfläche durch den Bosphorus und die Dardanellen ab. Zum Ersatz fließt ein Unterstrom über die kaum 50 Faden (90 Meter) tiefen Schwellen (unterseeischen Rücken) in jenen Straßen in entgegengesetzter Richtung in das Schwarze Meer, wie neuerdings durch Strommesser nachgewiesen worden ist.

Noch schärfer als beim Mittelmeere macht sich die Wirkung einer überwiegenden Verdunstung bei dem Roten Meere geltend. Zum größeren Teil der tropischen Zone angehörig, von gluthstrahlenden Wüsten umgeben und in einer fast regenlosen Gegend liegend, giebt dieses gegen 1200 Meilen lange, schmale Meer fortwährend große Wassermengen in Dampfform ab, welche ihm durch Regen und Flüsse bei weitem nicht ersetzt werden. In keinem Teil des Oceans findet man daher so salziges Wasser. Die Bab-el-Mandeb-Straße ersetzt den Verlust, indem sie das weniger salzhaltige Wasser in einem Oberstrom dem Roten Meere zuführt, während ein Unterstrom das dichtere Wasser in entgegengesetzter Richtung abführt. Während die Ostsee eine Abnahme des Salzgehalts nach seinen inneren Teilen zeigt, ergibt sich beim Roten Meer eine deutliche Zunahme. Das ein-

dringende Oberwasser wird auf dem langen Wege nach Suez immer dichter, der Salzgehalt steigt von 3,9 bis 4,1 Proz.

Unsre Kenntnisse der Bewegungen des Wassers in der Tiefe sind noch sehr mangelhaft; die Forschungen auf diesem Gebiete haben erst seit kurzer Zeit begonnen. Besser bekannt sind die großen Oberflächenströme, die hauptsächlich Ursachen derselben sind folgende: Beständig in derselben Richtung wehende Winde, welche dem Wasser ihre Bewegung mittheilen; so erzeugen die Passatwinde die äquatorialen, von Ost nach West gerichteten Ströme.

Beträchtliche Unterschiede in der Verdunstung des Wassers und in der Regenmenge, welche Verschiedenheiten im Niveau der verschiedenen Meere erzeugen müssen, bedingen ebenfalls Strömungen. So ergießen sich in das so ungemein stark durch die trockene und heiße afrikanische Luft verdampfende Mittelmeer vom Atlantischen Ocean wie vom Schwarzen Meere her Strömungen zur Ausgleichung der Niveaudifferenz.

Unterschiede in der Temperatur sowie im Salzgehalte und dadurch bedingte Ungleichheit des spezifischen Gewichts erzeugt eine Bewegung, wie wir beim Roten Meer und der Ostsee gesehen haben.

Aus allen arktischen Meeren bewegen sich die Wasser nach den Äquatorialgegenden. Sie bringen die gewaltigen Eismassen, welche die Polargletscher ins Meer geführt, oft hinab bis in die Gegend der Azoren; sie erfordern auf der Fahrt zwischen Amerika und Europa in manchen Monaten große Vorsicht; auch in den Indischen Ocean treiben sie oft weit herauf und sind bis zur südlichen Breite von 37° getroffen worden. Von allen oceanischen Strömungen, die flußähnlich in begrenzten Betten die große Wassermasse durchschneiden, ist uns der Golfstrom nicht allein am besten bekannt, sondern er ist auch unstreitig der merkwürdigste und interessanteste. Maury sagt von ihm: „Ein Strom ist in dem Ocean, er versiegt nie, er tritt nicht aus seinen Ufern, wenn auch die mächtigsten Fluten ihn schwellen. Seine Ufer und sein Grund bestehen aus kaltem Wasser, während seine Strömung warm ist. Der Golf von Mexiko ist seine Quelle, und seine Mündung liegt in den arktischen Meeren. Es ist der Golfstrom. Es giebt in der Welt keine zweite Wasserflut, die ihm an majestätischer Größe gleich käme. Seine Strömung ist reißender als die des Mississippi und des Amazonasstroms.“ Die Schnelligkeit und Breite dieser gewaltigen Strömung ist eine sehr verschiedene. Am Anfang, in seinem engsten Teil bei Florida, zeigt er zuweilen eine Schnelligkeit von 5 Meilen in der Stunde, an der Ostseite Amerikas anfangs noch 50 geographische Meilen täglich, beim Kap Gotteras (in Nord-Carolina) beträgt sie noch täglich 20 bis 24, dann mäßigt sie sich mehr und mehr und wird an den Küsten Norwegens unmerklich, bis sie sich an den arktischen Meeren ganz verliert. Seine Breite wechselt sehr bedeutend, in der engsten Stelle 11 geographische Meilen, bei Kap Hatteras 30, bei Halifax 60 bis 100, weiter östlich im Atlantischen Ocean selbst 250 geographische Meilen. Sehr merklich ist der Unterschied in der Temperatur seiner Gewässer gegen die des begrenzenden Oceans. Sie beträgt im Winter östlich vom Kap Hatteras 16° C.

mehr als die Umgebung. Dieser Unterschied fällt auf 4—5° und verschwindet mit dem Unmerklichwerden der Bewegung. Daß eine so enorme Wassermasse durch ihre höhere Temperatur von dem größten Einfluß auf die klimatischen Verhältnisse der Gegenden sein muß, welche sie berührt, bedarf kaum einer Erwähnung. Wir haben an dem Golfstrom das großartigste Beispiel einer natürlichen Wasserheizung auf der Erde; das milde Klima Europas ist zum großen Teil der erwärmenden Wirkung des Golfstroms zuzuschreiben. Die Gesteade der „grünen“ Insel prangen in immergrünem Schmuck, während unter gleicher Breite die Küste von Labrador in starrendes Eis gehüllt ist. Am meisten ist Norwegen auf gleicher Breite wie Grönland durch die Golfstromheizung begünstigt. Bis zum Nordkap hinauf sind die Häfen und das Meer im Winter von Eis frei, während die von Hamburg und Bremen nicht selten zufrieren. An der Westküste der pyrenäischen Halbinsel wendet sich ein Zweig des Golfstroms nach Süden, der Westküste von Nordafrika entlang; ein Teil dieses Zweiges strömt ostwärts als Guineastrom in den gleichnamigen Meerbusen, ein anderer Teil, bei seinem Fortschreiten immer mehr nach rechts sich wendend, ergießt sich wieder in die nördliche Äquatorialströmung und schließt damit einen ungeheuren Wirbel, in welchem das Meerwasser in der Richtung des Uhrzeigers unaufhörlich kreist. Inmitten dieses Wirbels befindet sich eine weite Fläche strömungslosen Wassers, welche von schwimmenden Seepflanzen (Tange, Sargasso) dicht bedeckt ist und das Sargassomeer heißt. Auch im südlichen Teil des Atlantischen Ozeans finden wir einen solchen Wirbel mit einem ruhigen Meer in der Mitte, um welches die Ströme in der dem Uhrzeiger entgegengesetzten Richtung kreisen. Der brasilische Strom wendet sich nämlich ostwärts nach dem Kap der guten Hoffnung, von hier aber geht ein Strom mit verhältnismäßig kaltem Wasser längs der Westküste von Afrika nach Norden und schließt den Kreis, indem er in die südliche Äquatorialströmung einmündet. Zahlreiche Beobachtungen haben ergeben, daß die Grenzen des Golfstroms, des Sargassomeeres u. s. w. Schwankungen unterliegen, die von den Jahreszeiten abhängen. Im Sommer führt die kalte Polarströmung Eismassen nach Süden, welche den Golfstrom in der Nähe von Newfoundland südwärts einbiegen: im Winter dagegen sehen die von Norden kommenden Eiszüge ihre Eismassen an den arktischen Küsten und Inseln ab, der Golfstrom zieht sich mehr nach Norden und erscheint mächtiger als im Sommer.

Im Stillen Ozean spielt der an den Küsten Japans nordostwärts hinfließende warme *Karo Sivo* (der „schwarze Strom“ wegen seines tiefblauen Wassers) eine ähnliche, doch nicht so gewaltige Rolle hinsichtlich seiner erwärmenden Wirkung wie der Golfstrom. Er mildert das Klima der nördlichen Westküste Amerikas, wendet sich dann nach Süden und geht endlich in die westwärts ziehende Äquatorialströmung über; damit ist auch hier ein ungeheurer Wirbel gebildet und eine weite stromfreie Meeresgegend, welche wegen ihrer zahllosen, dem Walfisch zur Nahrung dienenden Weichtiere von Walfischfängern mit Vorliebe aufgesucht wird.

Besondere Aufmerksamkeit verdient das fast ganz vom Festland eingeschlossene nördliche Eismeer. Während der langen Winternacht wird es zunächst in der Nähe des Landes, dann aber auch auf offener See mit einer Eisdecke überzogen. Die Eisbildung wird dadurch begünstigt, daß die Jahreszeit durchaus still ist, Stürme sehr selten sind und der Wellenschlag unbedeutend ist. Bei der geringen Wärme, welche die nebelverschleierte Sonne im Sommer jenen unwirtlichen Gegenden mitzutheilen vermag, kann das im Winter gebildete Eis nicht schmelzen. Die Polarmeere würden zu festen Eismassen erstarren, wenn nicht die Strömungen die gefrorenen Massen nach wärmeren Gegenden abführten. Im Frühjahr treten stürmische südliche und östliche Winde ein. Durch die vereinigte Wirkung des Wellenschlags und der Ebbe und Flut wird das Eis von der Küste losgerissen und fortgetrieben. Auf diese Weise entstehen Eisfelder, zusammenhängende Flächen, die oft meilenweit das Meer bedecken. Ihre untern Schichten bestehen aus Meereis, welches beim Gefrieren seine Salztheile ausgeschieden hat; darüber hat sich durch geschmolzenen und später wieder gefrorenen Schnee eine Decke von Süßwassereis gebildet, das sich von den ersteren durch größere Durchsichtigkeit, Sprödigkeit und eine mehr grünliche Farbe auszeichnet. Um die Ränder der Eisfelder zieht sich ein unebener, höckeriger Wall, gebildet aus übereinandergeschobenen, durch die Wellen losgerissenen Schollen. Bei der zweiten deutschen Nordpolerpedition rettete sich die Besatzung der „Ganfa“ auf ein großes Eisfeld, das die Schiffbrüchigen 1200 Seemeilen nach Süden trug, bis es in 61° Breite durch Sturm und Wogendrang zertrümmert wurde.

Supposantere Massen als die Felder sind die Eisberge in Folge ihrer senkrechten Ausdehnung. Während ihre Gipfel oft mehrere hundert Fuß über den Wasserspiegel hervorragten, reichen ihre tiefsten Teile mehr als 1000 Fuß unter denselben hinab. Diese Kolosse, deren wunderbar phantastische Gestalt mit ihren zackigen Gipfeln, ihrem blendenden Glanz und ihrem Farbenspiel der arktischen Seelandschaft einen eigentümlichen Reiz verleiht, sind nicht auf dem Meere entstanden. Da bei der Annäherung an die Pole die Schneegrenze immer tiefer zu liegen kommt, so können die Gletscher endlich bis zum Meerespiegel herabreichen, wie das auch in Spitzbergen und Grönland der Fall ist. Die Enden dieser Polargletscher, welche 1 bis 2 km weit in einer Mächtigkeit von 3000 m ins Meer hineinreichen, werden endlich, von der nachdrängenden Masse immer weiter vorgeschoben, durch den Auftrieb des Meeres oder durch den Wellenschlag abgebrochen und schwimmen als Eisberge mit den Meeresströmen den gemäßigten Regionen zu, in welchen sie bis zu 35° vordringen. In bizarrer Gestalt, mit Hörnern und Spitzen gekrönt, von Höhlen und Gewölben durchbrochen, glänzen sie an den beleuchteten Stellen blendend weiß, zeigen an beschatteten Stellen das gesättigte Blau des Gletschereises oder schimmern durch Lichtbrechung in den Farben des Regenbogens. Die beiden Straßen, auf denen das Eis aus den Polargegenden geschafft wird, münden in den Atlantischen Ocean und vereinigen sich im Süden von Grönland zu der arktischen Strömung. Nach dem Stillen Meere hin giebt es keinen Abzug, im Gegenteil treiben durch

die Behringstraße Eisfelder, die sich im Behringsee und an den Küsten Kantschatka's gebildet haben, in das arktische Becken hinein. Zugleich mit ihnen wird ein großer Teil des im Norden von Sibirien gebildeten Eises von dem vorherrschenden Oststrom gegen den amerikanischen Archipel getrieben, um den Weg zur Davisstraße zu finden. Der warme Unterstrom in der Davisstraße, der von Süden kommend den beständigen Abfluß der Polargewässer ersetzt, dringt wahrscheinlich unter der Eisdecke sehr weit nach Norden. Dort, wo die warmen Gewässer endlich an die Oberfläche tauchen, vermutet man eisfreie Stellen. Doch hat die Nordpolerpedition von Bayer und Weibrecht diese Voraussetzung keineswegs bestätigt. Die meteorologischen Verhältnisse des Eismeeres sind ganz eigentümlicher Art. Der häufige Wechsel von kältestrahlenden Eisfeldern und offenem Wasser teilt der Luft in neben einander liegenden Schichten eine sehr verschiedene Temperatur mit, und so finden sich an den Grenzen des Eises veränderliche Luftströmungen, die man Eis- und Wasserwinde nennen könnte, analog den Land- und Seewinden. Trotz des geringen Wassergehalts der Luft erscheint sie doch feucht, da sie ihre Dämpfe meist niedergeschlagen in Form kleiner Bläschen enthält, und in Form schwebender Eisknaben. Die Lichterscheinungen, welche damit verbunden sind, sind daher besonders entwickelt. Sonne und Mond nehmen, wenn sie sich dem Horizont nähern, verzerrte Gestalten an und sind von Höfen, Ringen, Nebensonnen und Nebenmonden umgeben. Die Luftspiegelung erfüllt den Himmel mit phantastischen Gestalten, und in der laugen Winternacht leuchtet das Nordlicht mit seinem Glanze über den öden Eisflächen.

4. Wellenbewegung. Ebbe und Flut.

Die allgemeine Wellenlehre haben die Physiker E. H. und W. Weber in dem heute noch als klassisch geltenden Werke dieses Titels begründet. Wir unterscheiden diesem zufolge die fortschreitende und die stehende Welle. Ein anschauliches Bild von den Vorgängen bei der Wellenbewegung giebt ein wogendes Ährenfeld. Jede Ähre wird von dem Winde hinabgebogen, richtet sich aber vermöge der Elasticität des Stalmes wieder auf, biegt sich wieder hinab u. s. w. und vollführt in dieser Weise regelmäßig sich wiederholende Bewegungen oder Schwingungen. Die folgenden Ähren werden durch den Windstoß, der die ersten zu schwingen zwang, um so später in Schwingungen versetzt, je weiter sie in der Reihe der Ähren von der ersten entfernt sind. Infolge der regelmäßigen Abwechslung von niederengebogenen und wieder aufgerichteten Ährenreihen zeigt die Oberfläche des Feldes in jedem Augenblicke die Form von abwechselnden Vertiefungen und Erhöhungen. Diese Wellenform sehen wir mit der Geschwindigkeit des Windes das Feld entlang eilen, während jede Ähre, an ihrem Ort festgewurzelt, ihre schwingende Bewegung macht. Wirft man einen Stein in ein ruhig stehendes Gewässer, so wird das dadurch niedergedrückte Wasser durch den Druck des angrenzenden Wassers wieder emporzu steigen genötigt; kommt aber, nachdem es den ursprünglichen Wasserspiegel erreicht hat, hier nicht plötzlich zur Ruhe, sondern setzt seine Bewegung nach aufwärts fort, bis die entgegenwirkende

Schwerkraft es wieder zum Herabsinken zwingt; es vollführt das durch den Stein aus seiner Ruhelage gebrachte Wasserteilchen eine Reihe auf- und abwärts gehender Schwingungen. Es kann aber das Gleichgewicht des Wasserspiegels nicht an einer Stelle gestört werden, ohne daß sich die Störung wegen der allseitigen Fortpflanzung des Wasserdrucks auch auf die ringsum benachbarten Wasserteilchen überträgt und diese veranlaßt, in gleichem Takt wie das zuerst gestörte Wasserteilchen auf- und abzuschwingen, wobei jedes weiter entfernte Teilchen seine schwingende Bewegung etwas später beginnt als das ihm unmittelbar vorhergehende. Jede Hebung des zuerst gestörten Teilchens giebt zu einer Hebung des rings benachbarten Teilchens Anlaß, welche, indem sie nach allen Seiten fortschreitet, einen ringförmigen Wall um den Erregungsmittelpunkt bildet; die darauf folgende Senkung erzeugt ebenso eine kreisförmige Rinne, welche als Wellenthal dem vorausgegangenen Wellenberg unmittelbar sich anschließt. Indem das erste Teilchen fortfährt zu schwingen, erzeugt es eine Reihe von Wellenringen, die mit gleichförmiger Geschwindigkeit nach einander fortschreiten. Was fortschreitet, ist aber nur die Gestalt der Wasseroberfläche, nicht das Wasser selbst, wie man an einem schwimmenden Stück Holz sieht, das auf die Wellenringe gelegt und auf und abgeht.

Die Höhe und Länge der Wellen ist von der Größe des wellenerregenden Stoßes abhängig, und von Höhe und Länge hängt wiederum die Fortpflanzungsgeschwindigkeit ab. Mit der Größe des Stoßes nimmt auch Höhe und Länge und Fortpflanzungsgeschwindigkeit zu. Von der Höhe der Wellen ist die Tiefe abhängig, bis zu der sich die Bewegung erstreckt, bis sie in einer bestimmten Tiefe ganz erlischt. Auf offener See erreichen die Wellen selbst bei den heftigsten Stürmen höchst selten mehr als 8 m Höhe, während die Länge zehnmal, selbst zwanzigmal größer ist. Beträchtlich nimmt aber die Höhe zu, wenn sich dem Verlauf Hindernisse in den Weg stellen, wie dieses an felsigen Küsten der Fall ist. Dringen die Wellen in Einbuchtungen des Landes ein, so werden sie schmaler und dabei höher, bis zu 20 m und mehr. Die Meereswellen entstehen durch den Wind, der schief auf die Meeresoberfläche trifft und Stöße nach unten ausübt. Jeder solche Stoß erzeugt ein Wellensystem, wie ein ins Wasser geworfener Stein, und da sich diese Stöße wiederholen, so entstehen allmählich aus der schwachen Bewegung der Wasseroberfläche die mächtigen Wogen, die der Ocean an die Küsten wälzt. Je mehr die drei Bedingungen einer offenen, unbegrenzten Wasseroberfläche, einer hinreichenden Tiefe und eines stetigen Windes erfüllt sind, desto größer und regelmäßiger werden die Wogen. Es entsteht eine „Dünung“, wie sie von den Seelenten genannt wird, eine regelmäßige Wellenbewegung, über der kleinere Wellen sich bilden und für sich fortschreiten, als ob zwei Wellensysteme übereinander vorhanden wären. Diese kleineren Wellen sind mehr vom Winde abhängig und wechselnd, während die untere Bewegung, die Dünung, als gleichbleibende Unterlage, als selbständige Masse fortschreitet und selbst noch nach Aufhören des Windes fortbesteht. Die Dünung eilt gewöhnlich dem Winde voraus, was daher rühren mag, daß der Wind eine Strömung, der Wellenschlag eine

Schwingung ist, welche durch die erneuten und immer kräftiger wirkenden Stöße des Windes einen fortwährenden Zuwachs an Geschwindigkeit erleidet.

Ein noch großartigeres Schauspiel als der Seegang auf offenem Meere bildet das Anschlagen der Wellenformen an die Ufer: bei flach abfallendem Ufer entstehen Brecher, bei steilen Küsten Brandungen. Durch die verzögernde Wirkung einer Untiefe erhalten die Wellen unten eine kleinere Geschwindigkeit, die oberen Teile eilen voraus, überstürzen sich und fallen schäumend in das vorangehende Wellenthal. Betrachtet man vom Ufer aus den Wellenschlag gegen das Ufer, so zeigt jede dritte oder vierte oder fünfte Welle diesen Vorgang des Überschäumens. Die ankommenden Wellen werden an ihrer Vorderseite immer steiler, bis sie zusammenbrechen und in eine wirbelnde Schaummasse aufgelöst als Wasserteppich sich murmelnd und plätschernd über den Strand ausbreiten. Das unten zufließende Wasser schwenmt Gegenstände ans Land, die in der Nähe des Grundes sich befinden, während leichtere, oben schwimmende das Ufer nicht erreichen, sondern zuweilen sogar dem Meere zutreiben. Das Wasser treibt also oberflächlich wieder dem Meere zu.

An steilen Küsten erheben sich die Wellen zu fast doppelter Höhe. Schon ehe sie das Ufer treffen, werden sie meist durch die Bodenform steiler und höher. Wenn sie dann zuletzt an die schroffe Felswand treffen, so entsteht die Brandung, welche bei stürmischem Wetter zu einem imposanten Schauspiel wird. An der Felswand wird die Welle plötzlich hoch empor getrieben, da ihr kein anderer Ausweg bleibt, und stürzt dann mit furchtbarer Gewalt in ein gähnendes Thal. Bei heftigen Stürmen wird der Schaum mehr als 30 m hoch über Leuchttürme getrieben.

In den zahlreichen Wellensystemen, die über den Ocean hinziehen, tritt eine andre Art von Wellen, sehr lang und breit, aber nur flach in regelmäßiger, vom Stand des Mondes hauptsächlich abhängiger Aufeinanderfolge. In der Nähe der Küsten tritt ein abwechselndes Steigen und Sinken des Wasserspiegels auf, Flut und Ebbe oder die Gezeiten, zwischen beiden Hochwasser und Niederwasser; zwischen diesen zwei verfließen im Durchschnitt 12 Stunden und 35 Minuten, so daß zwei volle Gezeiten auf einen Mondtag (24 Stunden 50 Minuten) kommen, d. h. auf die Zeit zwischen zwei höchsten oder zwei niedersten Mondständen. Das Hochwasser folgt dem Meridiandurchgang des Mondes in einem Zeitraum, der die Hafenzzeit des Ortes heißt. Bei genauerer Beobachtung ergibt sich, daß die abwechselnde Bewegung eine tägliche Ungleichheit zeigt, die zwei auf denselben Tag fallenden Hochwasser haben verschiedene Höhe, auch ist Dauer von Ebbe und Flut verschieden. Ferner haben die Gezeiten etwa halbmonatliche Perioden. In den Syzygien, d. h. um die Zeit des Vollmonds und Neumonds, finden Springfluten statt, das Steigen und Sinken des Wassers ist besonders kräftig. Etwa 2 Tage später ist die Fluthöhe am niedrigsten. Ferner findet eine halbjährige Ungleichheit statt, indem zur Zeit der Nachtgleichen die Springfluten stärker, die schwachen Fluten schwächer als gewöhnlich sind, während es zur Zeit der Sommersonnenwenden umgekehrt ist. Newton hat zuerst auf das allgemeine Gesetz

der Schwere eine Theorie der Ebbe und Flut gegründet, und diese Theorie gilt in wesentlichen heute noch. Die mittlere Entfernung des Mondes vom Erdmittelpunkt beträgt 60 Erdhalbmesser. Der Punkt der Erde, welcher dem Monde am nächsten liegt, ist um $\frac{1}{60}$ näher bei ihm als der Erdmittelpunkt, und dieser wieder $\frac{1}{60}$ näher als der vom Mond entfernte Erdpunkt. Diese Unterschiede in den Entfernungen genügen, um merkbare Verschiedenheiten in den Anziehungen hervorzubringen. Die dem Monde zugekehrten Erdteile werden stärker, die entgegengekehrten schwächer angezogen als der Erdmittelpunkt selbst. Denkt man sich die Verbindungslinie des Mondmittelpunktes und des Erdmittelpunktes, so wird auf der dem Monde zugekehrten Halbkugel der Erde die Anziehung des Mondes am größten sein, auf jener Geraden und dem auf jener Halbkugel nach allen Seiten hin abnehmen bis zur Grundfläche der Halbkugel, welche alle Orte umfaßt, die den Mond im Horizont sehen. Die Flut und Ebbe wird also um so größer sein, je näher der Mond dem Zenith steht. Wäre die Erde überall mit Wasser bedeckt, so würde sich das Wasser dem Monde zu nähern das Bestreben haben, es würde sich am meisten heben, wo der Mond im Zenith steht, desto weniger, je näher er dem Horizont sich befindet. Die wässrige Oberfläche würde in der Richtung zum Monde sich ausziehen, zu einem Sphäroid werden, dessen größere Achse dem Mond zugekehrt ist. Dasselbe wird aber auch auf der vom Monde abgekehrten Seite stattfinden, nur entfernt sich das Wasser vom Monde, da dort die Anziehung kleiner ist als im Erdmittelpunkt. Infolge der verschiedenen Anziehung des Mondes würde sich also aus der flüssigen Bedeckung der Erde ein Sphäroid bilden, dessen große Achse durch den Mond geht und das die Erde ringsum berührt, an all' den Orten, wo der Mond auf- oder untergeht. Dieses Sphäroid folgt der Bewegung des Mondes und giebt eine Vorstellung von der Fluthöhe an jedem Ort der Erde. Ebenso wirkt die Sonne auf die Erde durch den Unterschied ihrer Anziehung auf den zugekehrten und abgewandten Teil der Erde. Doch ist diese Wirkung beträchtlich schwächer als die des Mondes, wegen der großen Entfernung der Sonne trotz ihrer großen Masse, nur etwa $\frac{3}{7}$. Immerhin bildet sich durch die Wirkung der Sonne ebenfalls ein Sphäroid, das der Bewegung der Sonne folgt. Die zwei Sphäroide wandeln um die Erde, und die wirkliche Hebung oder Senkung des Wassers ist die Summe beider Wirkungen oder ihr Unterschied. Daher die Hochflut, wenn Sonne und Mond auf derselben Geraden mit dem Erdmittelpunkt stehen, d. h. bei Vollmond oder Neumond, dagegen die niedrigste Flut, wenn sie in Quadratur sind, also beim ersten und letzten Viertel des Mondes. Da die Wirkung der Sonne nur $\frac{3}{7}$ von der des Mondes beträgt, so würde die Höhe der Springfluten, wo Sonne und Mond gleichgerichtet wirken, zu den niederen Fluten, wo sie einander entgegenwirken, wie $(7 + 3)$ zu $(7 - 3)$ oder 5 zu 2 sich verhalten.

Aus diesen Betrachtungen ergibt sich aber auch der Wechsel in den Eintrittszeiten der Hochfluten. Gäbe es nur eine Mondflut, so würde diese mit dem Durchgang des Mondes durch den Meridian nahe zusammenfallen und daher von Tag zu Tag um 50 Minuten gegen Sonnenzeit sich verspäten. Da aber

auch die Sonne wirkt, so findet nur in den Syzygien, wo Sonne und Mond zugleich durch den Meridian gehen, Flut in gleicher Zeit durch beide statt, sonst aber wird die Anschwellung weder gegen Sonne noch gegen Mond gerichtet sein, es wird sich das Hochwasser bei der stärkeren Wirkung des Mondes mehr nach dessen Kulmination als nach der der Sonne richten. Wenn die Sonne östlich vom Monde steht, wie an den Tagen vor dem Neumond, so wird der Scheitel der Anschwellung nach Osten gezogen, in den Tagen nach dem Neumond dagegen nach Westen.

Würden sich Sonne und Mond im Himmels-Aquator bewegen, so würde der Scheitel der Anschwellung immer im Erdäquator bleiben, und die Fluthöhe würde mit der geographischen Breite abnehmen, und an den Polen würde keine Hebung des Wassers stattfinden. An Orten mit nördlicher Breite wird das der oberen Kulmination des Mondes entsprechende Hochwasser das stärkere sein, das darauf folgende der unteren Kulmination entsprechende das schwächere.

Der Vorgang von Ebbe und Flut ist also von sehr verschiedenen Umständen abhängig, jährliche, monatliche, tägliche Abweichungen von einer regelmäßigen periodischen Erscheinung sind durch die wechselnden Stände von Sonne und Mond bedingt, und dazu kommen noch die Änderungen von Ort zu Ort, weil die Erde nicht gleichmäßig mit Wasser bedeckt ist, sondern an der Oberfläche auch feste Bestandteile trägt, durch die die Bildung und Fortpflanzung der Flutberge erheblich gestört werden muß. In Seebecken von geringer Ausdehnung ist das Entstehen selbständiger Flutberge von wahrnehmbarer Größe nicht zu erwarten, weil in solchen nur ein kleiner Unterschied in der Anziehung der Wasserteile stattfindet. Aber auch in den großen Meeresbecken kann die Bildung eines vollen Flutberges nach der Theorie nicht erfolgen. Wenn auch in jedem der drei großen Meere, dem Atlantischen, Großen und Indischen Ocean bei jeder Kulmination des Mondes oder der Sonne eine Anschwellung entstehen sollte, deren Scheitel innerhalb der Tropen sein müßte, weil Sonne und Mond sich nie weit vom Äquator entfernen, so könnten diese Anschwellungen doch nicht dem Laufe beider von Ost nach West folgen, weil ihnen die großen Kontinente den Weg versperren. Wenn sie an den Ostküsten Afrikas, Amerikas, Asiens und Australiens ankommen, so würden sie frei werden, da die hebende Kraft aufhört, und in Schwingungen nach allen Seiten sich fortpflanzen. Ob solche Flutwellen existieren, suchte Werner festzustellen, indem er die Orte mit gleichem Hochwasser miteinander durch Linien verband, denen er den Namen Isorachien gab. Danach kam er zu dem Schlusse, daß der Ursprung aller unserer Gezeiten in dem Stillen Ocean zu suchen sei. Die aus dem Stillen Ocean westwärts fortschreitenden Wellenteile treten südlich von Australien in den Indischen Ocean ein und erreichen nach 24 Stunden das Kap der guten Hoffnung. Von da tritt eine Flutwelle in den Atlantischen Ocean, trifft nach 12 Stunden die Küste der Vereinigten Staaten, etwas später die von Europa und dringt am zweiten und dritten Tage ihrer Entstehung in die Nordsee und in die Mündungen unserer Ströme, insbesondere die Elbe ein. Es empfahl sich diese Hypothese besonders durch die einfache Erklärung, welche sie für das Alter

der Fluten gab, für die Verspätung, welche die Flut an der Westküste Europas zeigt, indem die höchste nicht die auf Vollmond oder Neumond unmittelbar folgende ist, sondern erst die dritte, in der Nordsee die vierte und fünfte, in der Elbe und Weser die fünfte. Die Flutwelle zeigt also jedesmal die Eigenschaften, welche einer um anderthalb, zwei bis drei Tage früher entstandenen Flutwelle zukommen würden. Diese schöne Übereinstimmung verschwindet aber, wenn außer der halbmonatlichen Ungleichheit auch die tägliche und die Wirkung der wechselnden Entfernung der Himmelskörper in Betracht gezogen wird. Er treten eine ganze Reihe andrer Schwierigkeiten auf, namentlich über die wechselnden Verhältnisse im Großen Ocean, wo die tägliche Ungleichheit an der Südküste von Australien hauptsächlich die Höhe der Hochwasser, an der Nordküste die der Niedrigwasser, an der Westküste die Zeiten beeinflusst. Diese und ähnliche Fragen dürfen ihre Beantwortung erst von der Zukunft erwarten. Das Problem der Ebbe und Flut hat manche Seiten, die zur Zeit noch äußerst dunkel sind.

5. Tiefe des Meeres.

Man glaubte früher, der Grund des Meeres entspreche dem Festland insofern, als Berge ebenso hoch über dem Meerespiegel liegen wie der Grund des Meeres unter demselben. Für die Schifffahrt hatten zunächst nur die weniger tiefen Stellen am Ufer Interesse, und so kam es, daß wir erst aus den letzten Jahrzehnten sichere Angaben über die Tiefe des Meeres besitzen, die uns, so mangelhaft sie auch noch sind, dennoch zeigen, daß die durchschnittliche Tiefe des Meeres viel beträchtlicher ist als die Höhe der Länder über dem Meere. Wenn man bedenkt, daß man schon Tiefen von 15000 m ergründet hat, so wird man wohl annehmen können, daß genaue Messungen solcher Größen mittelst eines Senkbleies sehr schwierig und nur unter günstigen Umständen auszuführen sind. Die Schwierigkeiten werden noch dadurch erhöht, daß so häufig die Strömungen die sich abwickelnde Leine mit sich fortführen, sodas, wenn endlich das Blei den Boden erreicht, die Schnur noch immer abläuft und einen großen Bogen beschreibt.

Der Nordamerikaner Broocke hat ein Senkblei erfunden, das rasch und leicht das Aufstoßen auf den Grund angiebt. Ein hölzerner Stab steckt in einer eisernen Kugel und enthält unten eine kleine, mit Wachs gefüllte Höhlung. Der Stab reicht unten nur wenig aus der eisernen Kugel hervor. Stößt das Ganze auf den Boden, so wird durch den Stoß der Stab durch die Kugel nach oben getrieben und hängt sich am Haken ans, in die er eingehängt war, während die eiserne Kugel auf dem Boden liegen bleibt. Der hölzerne Stab hebt sich vermöge seines kleinen spezifischen Gewichts, und läßt das Abwickeln der Leine aufhören. Mit dem Wachs in der Höhlung des Stabes werden beim Aufsteigen des Stabes Teile des Meeresgrundes heraufgenommen.

In größerer Ausdehnung sind diese Messungen bisher nur im nördlichen Atlantischen Ocean vorgenommen worden, als es sich darum handelte, den Telegraphenkabel zwischen Europa und Amerika zu legen. Die tiefste bis jetzt

mit dem Senkblei erreichte Stelle ergründete Kapitän Denham zwischen dem Kap und Rio de Janeiro, er fand sie 14000 m tief. Dagegen wurde später nicht weit davon von Kapitän Parker bei 15000 m Tiefe noch kein Grund gefunden. Jene Tiefe kommt der Höhe des höchsten Berges Asiens im Himalaya, des Mont Everest, (9 000 m) mit der des höchsten amerikanischen Berges, des Chimborasso (6 700 m) vereinigt, ziemlich genau gleich. Viel geringer ist die Tiefe der Binnenmeere; die durchschnittliche Tiefe der Nordsee beträgt etwa 100 m, während die Ostsee nur zwischen 60 und 80 m erreicht. Diese geringe Tiefe mag darin ihren Grund haben, daß einesteils fortwährend durch die Flüsse wie durch die Brandung Sand und Schlamm über den Meeresgrund ausgebreitet und derselbe dadurch erhöht wird, andernteils das Land meist nur einen schwachen Abfall gegen den Meeresspiegel hat, im Gegensatz gegen die gebirgigen Küsten von West-Amerika.

Man kann die mittlere Tiefe des Meeres zu 5000 m annehmen und findet damit, daß die Wassermasse im ganzen etw $\frac{1}{600}$ der ganzen Erdmasse wäre. Die mittlere Höhe aller Kontinente ist zu 300 m berechnet worden, und danach würde die mittlere Masse des Festlandes zu der des Wassers sich wie 1:60 verhalten.

6. Bestandteile des Meerwassers.

Wir erkennen eine größere Wassermasse als Meer an, wenn dieses Wasser den schon durch den unangenehmen Geschmack zu konstatierenden Salzgehalt besitzt. Im offenen Meere sind die Schwankungen im Salzgehalt nur klein, und man kann als Mittel die Tabelle aufstellen:

Prozente des Meerwassers, Procent des Salzgehalts.	
Chlornatrium (Kochsalz)	27 78
Chlormagnesium	3 9
Magnesiumsulfat (Bittersalz)	2 6
Kalksulfat (Gips)	1 4
Chlorkalium	0.6 2

Auf 1000 Teile Meerwasser kommen also 34 Teile Salz. Als Maximum hat man gefunden 3,7% im Atlantischen, Großen und Indischen Ocean. Die Frage nach dem Ursprung des Salzes im Meerwasser kann noch keineswegs als gelöst gelten. Nach Schleiden hängt er mit der Erdbildung zusammen. Der heiße Erdkörper enthielt in seiner Atmosphäre Stoffe in Gas- und Dampfform, die jetzt nur an andere gebunden auf der Erde vorkommen, z. B. Natrium und Chlor. Das tropfbar flüssig werdende Wasser stürzte auf die Erde, nahm das leicht lösliche Kochsalz auf und bildete so das Salzwasser im Meere. Die Änderung des Salzgehalts wird vor allem durch überwiegende Verdampfung hervorgerufen. Der Salzgehalt des Meeres nimmt im allgemeinen von der offenen See zu den Küsten hin ab; er ist am größten innerhalb der Passatzonen, am kleinsten in der äquatorialen Kalmenregion.

Von den siebenzig chemischen Grundstoffen sind etwa die Hälfte im Meere gefunden worden. Relativ häufig finden sich: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff,

Kohlenstoff, Chlor, Natrium, Magnesium, Schwefel und Phosphor. Der Salzgehalt ist die Ursache mehrerer Eigentümlichkeiten, wodurch sich das Seewasser von dem süßen Wasser unterscheidet. Das letztere erhält durch die geringe Menge der in ihm enthaltenen Gase und gelösten Stoffe den angenehmen Geschmack, der es so vorteilhaft von destilliertem oder Regenwasser unterscheidet. Das Seewasser aber ist nicht trinkbar. Ferner ist das Seewasser wegen seines Salzgehaltes schwerer als süßes Wasser. Sein spezifisches Gewicht liegt zwischen 1,025 und 1,030. Der Salzgehalt verändert ferner den Gefrierpunkt, den Siedepunkt und den Punkt der größten Dichtigkeit. Seewasser von mittlerer Dichtigkeit pflegt bei 2,5° unter Null zu gefrieren, bei vollkommener Ruhe kann es bis 3,7° abgekühlt werden, ohne zu erstarren. Gefrierpunkt und Dichtigkeitsmaximum liegen stets dicht bei einander, so daß bei gleichem Salzgehalt das kältere Wasser immer auch das schwerere ist. Beim Gefrieren und Verdunsten giebt es seinen Salzgehalt ab.

Die Farbe und Klarheit des Seewassers ist außerordentlich verschieden. Im allgemeinen erscheint es grünlich-blau, doch wechselt die Färbung mit der Beleuchtung und der Bewölkung des Himmels. Ob die Klarheit des Seewassers durch den Salzgehalt beeinflusst wird, ist noch nicht mit Sicherheit entschieden, es scheint jedoch manches dafür zu sprechen. Die Farbe des Meeres wird meist als blaugrün bezeichnet, in der bald das Blau, bald das Grün vorherrschend, letzteres an den Küsten, ersteres entschieden auf offenem Ocean. In geringeren Mengen ist das Wasser farblos, also z. B. in einem farblosen Trinkglas oder einer farblosen Flasche. Wenn aber das Licht genötigt ist durch eine große Zahl Schichten des Wassers hindurchzugehen, so erscheint es blau. Tyndall hat zuerst angegeben, wie das Experiment anzustellen ist. Man bringt das Wasser in eine Röhre, die durch polierte silberne Platten geschlossen ist. Ein Bündel von Sonnenstrahlen, die durch einen Heliostaten in bestimmter Richtung geleitet werden, treffen die vordere Platte, die seitlich eine runde Öffnung habe. Durch diese Öffnung werde das Licht in das Wasser der Röhre geleitet, so daß auf der weiten Platte ein Bildchen der vorderen Öffnung entsteht. Das Licht wird hier zurückgeworfen und geht zum zweitenmal durch das Wasser der Röhre und zwar in anderer Richtung als vorher, wenn die zweite Platte nicht senkrecht zum einfallenden Strahl ist. Der zurückgeworfene Strahl trifft also die erste Platte an einer Stelle neben der runden Öffnung. Ist die Platte innen poliert, so wird der Strahl noch einmal zurückgeworfen und geht wieder in ersterer Richtung zurück zur hinteren Platte, und zwar beinahe in derselben Richtung, wie er eingetreten ist, wenn die Platten richtig gestellt, ihre polierten Flächen nahe parallel sind. Dann erfolgt wieder eine Zurückwerfung an der hinteren Platte, ein Zurückkehren nahe in gleicher Richtung u. s. w. Auf diese Weise wird es möglich sein, den Lichtstrahl beliebig oft durch das Wasser zu leiten, wenn nur die Platten gut eingestellt sind. Da, wo der Lichtstrahl zum letzten Mal die hintere Platte trifft, ist in dieser wieder ein rundes Loch anzubringen; dann wird man durch dieses das Loch in der ersten Platte sehen können. So oft der

Lichtstrahl zurückgeworfen wird, so oft muß er das Meerwasser in der Länge der Röhre durchsetzen, und die Neigung der Platten muß desto geringer sein, je öfter dies geschehen soll. Mit einem solchen Apparat erscheint das Meerwasser entschieden blau. Wenn also die blaue Farbe bei Meeren und Seen auffällig hervortritt, so wird dies besonders der Tiefe zuzuschreiben sein. Eine Modifikation dieser blauen Farbe kann aus verschiedenen Gründen erfolgen. Die Farbe des Himmels spiegelt sich im Meerwasser; wenn das Himmelslicht bei geringerer Tiefe den Grund erreicht und am Boden zurückgeworfen wird, so wird es auch zur Färbung des Meerwassers beitragen. Beigemengte organische Stoffe werden gleichfalls eine Abänderung der natürlichen Farbe hervorbringen. So wandelt sich die Frage nach der Farbe des Wassers in eine andre um, woher die beständig von Ort zu Ort wechselnde Farbe entstanden sein kann.

Zu den prachtvollsten Erscheinungen des Meeres ist das Leuchten desselben zu rechnen, das sich nach Humboldt am überraschendsten zeigt, wenn ein Schiff das Meer durchschneidet, wenn die Wogen brechen und schäumen. Am schönsten ist es in der Äquatorialzone. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß diese Erscheinung durch leuchtende Tiere hervorgebracht wird, die teils den Mollusken und Crustaceen, teils den Infusorien angehören. Es sind gallertartige, durchsichtige Körper von kugelförmiger Gestalt und etwas bräunlicher Farbe. Ihr Leuchten scheint durch Wärme und Reibung begünstigt zu werden. Es ist ein chemischer Vorgang, bei dem Kohlenwasserstoffe, Fette und Eiweißkörper oxydiert werden, von der Sonne herrührende gebundene Wärme nach dem Satz von der Umwandlung der Kräfte wieder in Licht umgewandelt wird.

Wir sind am Schluß unserer Spazierfahrt angekommen, unser Schlussergebnis lautet: Es findet in dem Meere ein unaufhörlicher Kreislauf des Wassers statt, ein höchst kompliziertes System von Bewegungen teils in horizontaler, teils in vertikaler Richtung, welche einen beständigen Ortswechsel der Wassermassen bedingen und eine Gleichmäßigkeit aller Verhältnisse des Meeres herbeizuführen geeignet sind, die uns schließlich den Ocean als das gleich und unveränderlich Bleibende auf der Erde erscheinen lassen, im ewigen Wechsel die Einheit!



Ungedruckte Briefe an Georg Andreas Reimer.

Mitgeteilt

von

Georg Hirzel.

(Schluß.)

Es folgen jetzt drei Briefe von Henrik Steffens, der im September 1804 als Professor der Mineralogie nach Halle berufen worden war, im selben Jahre wie Schleiermacher. Steffens pekuniäre Lage war von Anfang an eine sehr bedrängte. „Die Studenten sind fort,“ schreibt er an Reimer (1806), „die Gehalte

werden wahrscheinlich nicht ausgezahlt, wir haben keinen Heller und leben vom Verkauf des wenigen Silberzeugs . . ." Reimer unterstützte ihn nach Kräften, und auch Schleiermacher stand dem Freunde als ungenannter Wohltäter zur Seite, indem er ihm durch dritte Personen Geldunterstützungen zukommen ließ. 1807—1808 war Steffens auf Reisen und kehrte im März 1808 nach Halle zurück. Schleiermacher hatte ihn, nachdem Halle zum Königreich Westfalen gekommen war, abgeraten, dorthin zurückzukehren. Doch Steffens schrieb ihn (März 1808): „Wie ich hierher reiste, war es noch gar nicht meine Absicht hier zu bleiben. Aber als ich ankam, fand ich alles anders als ich dachte. Man erwartete von meiner Seite gar keinen Schritt. Ich trat stillschweigend in meine Stelle ein. Vielleicht kommen Studenten und ich lese, und wenn irgend etwas einträte, was meinen Grundsätzen zuwider liefe, so bleibt mein Arrangement — und ich gehe weg. — — Muß nicht Preußen sein Schicksal erwarten von dem nehmlichen, von dem auch ich es erwarte?“

Steffens' trostlose Lage schildern die folgenden Briefe an Reimer:

Halle, den 8. August [1809].

Es ist zum Erschrecken, wie die Zeitumstände alles zu zersplittern drohen, wann war ich so lange ohne irgend eine Nachricht von Schleiermacher? Ich muß fast befürchten, daß er krank ist. Denn kaum wird es dir möglich scheinen, daß er seit seiner Hochzeit mit keiner Sylbe geschrieben hat¹⁾. — Dazu kommt nun das Schicksahl des unglücklichen Heinrich's²⁾. Das Schicksahl so Vieler, die wie durch eine unseelige Uebereinkunft allen Zaumer auf mich laden und wie es scheint, selbst ihr Leben mir geben möchten, damit [ich] die Lasten trage. Glaub nicht, daß ich mich darüber beklage, die Liebe ist stärker als das Leben und was das eigne Dasein nimmer ertrug, das erträgt die thätige Theilnahme. Aber eine tiefe innere Behemuth hat mein ganzes Dasein ergriffen, die Wunden des Lebens treten von allen Seiten auf mir zu und nur der innere Wille und der hilfreiche Sinn hält mich aufrecht. Leider die Hoffnung mit dir mit Schl. zu leben habe ich ganz aufgegeben. — — Ein anderes quählt mich, und wird mich dahin bringen, aus allen Kräften zu arbeiten, das ist meine Schuld an Schl. Ich befürchte, daß er mit Geldmangel gar sehr kämpft, und daß ihn dieser jetzt schlimmer scheint. Aus diesen Gründen werde ich alles thun und arbeiten, diesen Stein von mir zu wälzen. Ich bin recht sehr in das Schriftstellern hineingerathen. — Von dir, theurer Freund, den ich so sehr liebe, von deiner guten Frau und von deinen Kindern hoffe ich nichts als gutes zu hören. Ich bitte dich, warne den armen Heinrich³⁾, daß er sich nicht nutzlos aufopfert.

¹⁾ April 1809 heiratete Schleiermacher Henriette verw. von Willich, geborene von Rühlensfels.

²⁾ Heinrich von Kleist war nach der Schlacht bei Wagram und dem darauf folgenden Waffenstillstande in den elendesten Verhältnissen und dem Hungertode nahe nach Berlin zurückgekehrt.

³⁾ S. o.

Es wäre zu schrecklich, und überleg alles so genau mit ihm wie möglich. Wie glücklich ist er, daß er an dich gewiesen ward, du guter, liebender, innigst treuer. Meine Frau grüßt dich, die deinigen herzlich.

Dein Freund

H. Steffens.

Halle, den 28. Januar 1811.

Lieber Reimer! Wie ist diese Zeit, indem sie mir Unrecht mancherlei Art erdulden läßt, recht dazu erschaffen, mich dahin zu bringen, daß ich auch Unrecht begehe. Daß ich gegen dich Unrecht habe, ist wahr, wie ich dazu gekommen bin, will ich dir offenherzig und einfältig erzählen.

Daß meine Lage elend und erbärmlich ist, kannst du wohl denken, eigentlich in allen Ecken so morsch und kümmerlich, daß ich Gott danke, wenn sie nicht ganz zusammenstürzt. Es ist, als ob das Schicksal es beschlossen hätte, mir einen jeden Genuß zu berauben, und was mir nicht beraubt werden kann, wenigstens zu verkümmern. Nimm diese Äußerung nicht als ein Murren, nur so viel ist wahr: ich danke Gott, wenn ich ganz in einem nicht weltlichen Geschäft alles Äußere verzeihen kann, es ist mir dann, als wenn mir alles Äußere nur von Ferne drohte, dicht um mich ist Sonnenschein. Daher habe ich alles Äußere, alle Rücksichten auf eine Weise versäumt, die ich nicht entschuldigen mag, und alle meine Freunde haben sich über mich zu beklagen. Es ist mir sehr leid, daß du der erste warst, der mir mit gerechten Vorwürfen entgegen tratst. Ich werde mich ermannen.

Ich bin unter andern fast unglücklich arm — In der letzten [Zeit] haben öffentliche Abgaben fast ein viertel meiner Einkünfte, wenigstens für einige Monate erfordert — meine Gläubiger haben drohend das übrige haben wollen und ich lebe recht eigentlich wie Siebentäs — Jetzt leiht mir der König noch hundert Thaler ab. — Ich entsage mir einen jeden Genuß, habe Monate lang fast elend gelebt. — Von dir Geld zu fordern, dazu fehlt es mir an Stirne, auch wenn du es thun könntest. Die Arbeit selbst ist durchaus untergeordneter Art, und mein Leben, mein Geist, der mit dir verwandt ist, hat dabei nichts zu thun. — Ja, ich glaubte, daß ich die eigentliche Arbeit fröhlicher würde vornehmen können, wenn die quählende Umgebung um etwas erleichtert würde. Daher will ich auch meine Kartensammlung verkaufen. — Warum ich dir nicht geschrieben habe? Weil ich überhaupt nicht geschrieben habe. Weil alles Schreiben an Freunde meine Lage berührte und mich mit Schander erfüllte. Vor einiger Zeit schrieb ich einen langen Brief an Schleiermacher. In diesem berichtete ich viel Unangenehmes. Klatschereien über meine Anstellung, Vorwürfe, die man Schleiermacher machte — Der Brief war fertig, da kam die Nachricht von der Niederkunft seiner Frau. Der Brief war herzlich und schön. Da zerriß ich meinen — — Mir wird Halle immer trauriger — Behalte mich lieb, guter Reimer! Laß dich durch nichts Äußeres täuschen, auch glaube mir, ich verdiene es — vielleicht nie mehr als jetzt.

Dein Steffens.

Breslau, den 1. Merz 12.

— — Du wirst schon erfahren haben, wie es die höchste Zeit war, Halle zu verlassen. Im Ganzen befinde ich mich hier sehr wohl. — Aber doch fühle ich es, wie sehr ich aus der Welt bin, wie getrennt von meinen Freunden. Das Volk hier gefällt mir aber, es ist eine schöne Sehnsucht in ihnen, ein fast bewußtloses Streben nach etwas Bessern. Man hat mich hier sehr gut aufgenommen und [es] wäre undankbar, wenn ich es nicht anerkannte. Du weißt wohl schon, daß ich ein ansehnliches Auditorium habe. Es ist mir gut zu statten gekommen, um meine Einrichtung zu machen. Nun errichtet man auch ein eignes Institut für Physik, ich schaffe Instrumente an, lasse bauen, werde eine eigne Wohnung für eine mäßige Miethe haben, und hoffe so, wenn Ruhe im Lande bleibt für die Wissenschaft auf eine angenehme Weise manches einzurichten, auch für dich liebster Freund! — — Ich bin hier aus aller Politik heraus und so ganz in meinen Studien gefesselt, daß ich kaum etwas anderes denke. Es herrscht aber hier eine schwüle gewitterhafte Stille. — Adieu, lieber Freund und behalte mich lieb. — Dein treuer

H. Steffens.

Im Herbst 1811 hatte Steffens einen Ruf an die Universität Breslau erhalten und angenommen, da er in Halle auf eine Besserung seiner Lage nicht hoffen konnte.

Aus den Jahren 1813 und 14, in denen er am Feldzug als Freiwilliger theilnahm, liegen keine Briefe von ihm vor. Aus späterer Zeit, bis zu seiner Ueberfiedelung nach Berlin, 1832, enthalten dieselben nur geschäftliche Mittheilungen. —

Vom Staatsminister Eichhorn und Ludwig Tieck, beide ebenfalls zu dem engeren Reimer'schen Freundeskreise gehörig, finden sich zwei Briefe aus den Kriegsjahren 1813/14. Reimer selbst war mit in den Kampf gezogen und stand 1813 als Hauptmann bei der Berliner Landwehr.

Eichhorn schreibt:

Frankfurth den 18. Decbr. 1813.

Mein innig geliebter Reimer! Seit wie lange hat Reimer von dem andern gehört! Großes und Herrliches ist geschehen, unser Glaube an Gott hat uns nicht zu Schanden werden lassen. Geschlagen sind die Feinde überall, wir spiegeln uns wieder in dem alten vaterländischen Rhein, der, so es Gott will, bald wieder unser seyn wird. Du bist traurig über den Verlust unserer Freunde; Du beweinst den Tod eines herrlichen Knaben. Laß die Trauer, mein edler Freund, und erhebe den Blick zu all' den Wundern, die Gott gethan hat, zur wiedergewonnenen Freyheit unsres Volks, zum Guten, das überall wieder auflebt und, wenn gleich noch im Kampfe mit dem Bösen ringend, doch überall die überwindende Stärke offenbart. Nach der glorreichen Schlacht bey Leipzig hatte mich Gneisenau zurückgelassen, allerley Einrichtungen zu treffen. Bald darauf kam Stein und nahm mich zu sich. Außer mir und dem Staatsrath

Fries (?) arbeiten der Obristlieutenant v. Knebel, ein Russischer und ein Oesterreichischer Rath bey ihm. Wir haben vollauf zu thun, daß wir kaum zur Befinnung kommen. In Sachsen haben wir einen guten Saamen ausgestreut. Hier ist es schwerer. Denn man macht sich keinen Begriff, wie die Französische Herrschaft im südlichen Deutschland Alles vergiftet hat. Die Armeen haben lange Halt gemacht. Indes sie ruhten, machte die Diplomatie einen Feldzug: Wie er ausgefallen, verkündigen die Werke, welche zum Theil schon an das Tageslicht gekommen sind.

Ich habe keinen heißeren Wunsch, als, wenn Gott mir beschieden hat, gesund zurückzukehren, mit meinen Freunden, die aus diesem Sturm gerettet sind, im alten Kreise in Berlin mich wieder zusammen zu finden und in der Erinnerung dessen, was geschah, im heiligen Andenken an die Reisten, welche gefallen sind, der Freiheit unseres Volks mich erfreuend, still und zurückgezogen zu leben. Wird mir dieser Wunsch wohl gewährt werden?

Wie geht es Dir, mein lieber Reimer? Wie steht es in Deinem Hause, mit Deinem Geschäfte? Manchmal, ich gestehe es aufrichtig, wird es mir ganz bange, wenn ich Dich von Haus und Geschäft und aller Verwicklung, die Deine Abwesenheit nothwendig hervor bringt, so lange entfernt sehe.

Die Hauptquartiere gehen vorwärts. Morgen folgt Stein mit uns. Eine recht ordentliche Heeresmacht wird neu gegen Frankreich auftreten. Die Staaten des aufgelösten Rheinbundes stellen allein an 250 000 Mann.

Mit unveränderlicher Treue

Dein

Sichhorn.

Ludwig Tieck's Brief lautet:

Ziebirgen¹⁾, d. 27. Febr. 1814.

Der Graf von Finkenstein, welcher zur Armee zurück geht, wird Ihnen, mein theurer Freund, meine herzlichsten Grüße überbringen. Ich hoffe, Sie sind recht wohl und sollen uns eben so heiter zurückkehren, da uns der Friede hoffentlich nahe ist. . . Im Monat April denke ich in Berlin zu seyn, und Ihre liebe Gegenwart wird mir dort recht sehr fehlen: dazu kommt, daß ich gern über manche meiner Arbeiten mit Ihnen eine bestimmtere Abrede nehmen möchte; mein Werk über Schaffp. nähert sich seiner Erscheinung immer mehr, auch liegt mir die kritische Ausgabe dieses Dichters sehr am Herzen. . . Es fällt mir aber bei, wie wunderbar Ihnen im Waffengeräusch, vielleicht nahe bei Paris, diese schriftstellerischen Beängstigungen erscheinen mögen, ich mag Ihnen nur noch sagen, wie innigen Antheil ich an allem nehme, was Ihr Schicksal ausmacht. Wie gern hätt' ich mündlich mit Ihnen über das alles gesprochen. Gott hat der guten Sache fortgeholfen, durch ihn und die edelsten Anstrengungen ist unser theures Vaterland wieder frei, wir dürfen uns wieder Deutsche fühlen, und Liebe und Haß aussprechen. Unser Wesen ist einmal so, daß uns diese Freiheit so

¹⁾ Bei Frankfurt a. O. Graf des Grafen Friedr. Endw. K. Zink von Finkenstein (1745—1818).

umentbehrlich wie die Luft ist, wir hatten vorher nie geglaubt, daß wir sie verlieren könnten, und darnun wurde sie von manchem zu geringe angeschlagen. Wenn nur jezt und nach dem Frieden unter den Deutschen selbst kein neues Babel hervorbricht. Von Verfassungen sind wir noch eben so entfernt, wie wir vor zwölf Jahren von einer wahren Armee waren, Staatsmänner bilden sich noch schwerer als Generale, und die Experimente sind noch kostbarer. Die Idee des Staates ist untergesunken. Was wir von Freiheit gerettet haben ist individuell in den Gemüthern, nationaler Charakterzug ohne Mittelpunkt, ohne Gegenstand um zu wirken, und neigt darnun so leicht zur Anarchie, zur Revolution. Das Alte kann nicht zurück lehren: das neuste Neue ist nicht in Jafons Zauberkessel gewesen und wahrhaft verjüngt hervorgegangen. Was nicht Chimäre oder französifches Wesen ist, hat Runzeln ja Verwesung im Gesicht. Gott wird hoffentlich auch diese Verwirrung zum Guten lenken, denn der bessere Wille ist doch fast allenthalben; mit diesem kann man auch aus der Fibel die Bibel herauslesen. Ich umarme Sie in Gedanken, und empfehle Sie der höchsten Obhut.

Der Ihrige

L. Tieck.

Ein zweiter Brief Barnhagen's, welcher hier folgt, ist datiert Frankfurt a/M., den 8. November 1815. Auf seiner Reise von Paris, wo er seit 1814 in Hardenberg's Kanzlei arbeitete, hielt sich Barnhagen kurze Zeit in Frankfurt auf, bis er Ende des Jahres 1815 in seine neue Stelle als Minister-Resident am badifchen Hof in Karlsruhe eintrat. Daß man ihn von Berlin abfichtlich und aus guten Gründen fernzuhalten suchte, hatte er, wie der folgende Brief zeigt, schon damals vermutet. Man kannte seine Freude an Skandalgeschichten und Klatschereien. Als er jedoch 1819 in gleicher Eigenschaft wie in Karlsruhe nach Amerika entfendet werden sollte, vermochte ihn selbst seine ausgesprochene Eitelkeit nicht mehr über den wahren Grund dieser Entfernung hinwegzutäuschen. Er verließ den Staatsdienst und lebte seitdem zurückgezogen in Berlin.

Barnhagen's Brief lautet:

„Lieber Reimer! . . . Ich gehe als Chargé d'Affaires nach Karlsruhe, ein angenehmer und der Lage gegen Frankreich und die Schweiz wegen wichtiger Posten, unabhängig von dem Gesandten, der von Stuttgart nur einige Mal im Jahre hinüber reifen wird, und in unmittelbarer Verbindung mit dem Staatskanzler, der mich in einer Laufbahn erhalten will, wo ich seinen Worten nach unfehlbar emporklimmen könne und müsse. So schmeichelhaft dies für mich ist, so aufrichtig herzlich der Kanzler es meint, und so richtig die sachlichen Gründe sein mögen, die sich für meine Sendung nach Karlsruhe gegeben finden, so gestehe ich Ihnen doch, lieber Reimer, daß ich noch andere Dinge im Hinterhalte vermuthete, die meine Bestimmung dorthin vorzugsweise gemacht haben, ja die sogar noch günstigeres mir lieber zuwenden, als mich in Berlin auf eine Weise thätig oder auch bloß anwesend lassen möchte, die für mich vielleicht wenig vortheilhaft

aber einer gewissen Denkungsart nachtheilig sein könnte; dieses bilden sich manche Leute wenigstens ein. Ich kann meine Anstellung in Carlsruhe, die Anstellung Gruners in Dresden, und Niebuhrs in Rom, nicht von dem Gedanken der Entfernung trennen, der sich unwillkürlich damit verbindet. Indeß nur zu! Der blöde Wahn der Leute fängt sich in seinen eigenen Ränken, und sie fördern nur durch das, durch welches sie hindern wollen. Ich kann nicht füglich mehr sagen, da die Briefe nicht sicher genug sind, und ich zwar meine Gefinnungen mit Vergnügen durch das Brieföffnen einem Leser mehr mitgetheilt sehe, bei Thatfachen aber doch einige Zurückhaltung nöthig finde, damit das Schmalzische Unwesen nicht Einsicht daraus nehme. Dieses Auftreten einer talentlosen, nichtswürdigen, ja in ihrer scheinheiligen Unterwürfigkeit gegen die Regierung wahrhaft hochverrätherischen Parthei habe ich anfangs vielleicht zu sehr verachtet, ich sehe nun, daß sie durch die Zahl und durch die zufällig in ihren Händen befindliche Machtgelegenheit gefährlich genug ist, obwohl aus unvereinnten Elementen mehr zusammengehäuft als gemischt, und ich freue mich ungemein, daß ein Niebuhr die tapfere Feder dagegen ergriffen hat¹⁾. Was ich so nebenbei dem prahlerischen Diplomaten-Aspiranten abgeben gekonnt, habe ich redlich gethan, und können Sie mehreres darin im deutschen Beobachter lesen.

. Leben Sie recht wohl, grüßen Sie herzlichst die verehrten Ihrigen und alle Freunde, und seien Sie der freundschaftlichen Anhänglichkeit versichert
Ihres
R. A. W. v. E.

Von E. M. Arndt, dem Getreuesten der Treuen, dem ältesten und besten Freunde Reimer's, sollen hier als Ergänzung der 1891 in der Beilage zur „Allg. Ztg.“ mitgetheilten Briefe noch drei folgen, die erst kürzlich in meinen Besitz kamen.

Bonn den 27. März 21.

Lieber Freund!

Du hast dich erkundigt, was ich mache und warum ich so lange nicht geschrieben. Und ich muß dir doch ein paar Worte sagen auf solche Liebesfragen.

. . . Warum ich nicht schreibe, weißt du wohl. Wer mag schreiben, wenn alle Spürnasen und Schelme der Polizei die Briefe mitlesen.¹⁾ Das Herz schließt sich schon zu bei dem Gedanken, und man schreibt also Briefe, deren man sich nachher schämt. Auch habe ich in der That nichts zu melden und zu schreiben gehabt; denn was ich etwa wüßte, ist zu breit und zu weit, als daß es sich in Briefe fassen ließe. . . . Ich habe recht alle Hände voll und meine Sache ruft mir zu: hoc age! Denn meine Anschuldiger scheinen es sehr ernstlich zu meinen. Nach dem Zuschnitt war es auf eine völlig gefesselte Specialinquisition angelangt, die ich aber abgewiesen habe und abweisen werde. Alles eher, als daß sie den königlichen Namen mißbrauchen sollen hier am Rhein zu fast übernapoleonischen Gewaltstreichen. Sonst solcher Zuschnitt, daß es nach demselben, Jahre dauern

¹⁾ „Ueber geheime Verbindungen im preussischen Staate und deren Denunciationen.“ Berlin 1815.

könnte: inmer in der Absicht, sieht man, den Schwachen Sand in die Augen zu streuen, damit sie meinen, es sey recht was dahinter.

Gefahr ist dabei nicht; und wäre es, was thut es? Dr. Luther sagt seinen Gegnern irgendwo: die Narren, daß sie mir mit dem Tode drohen! als wenn der Christ etwas hätte, was ihm willkommener wäre! — Das sage ich nun freilich in diesem Augenblicke noch nicht mit dem alten tapfern Doktor! Aber wovor ich mich fürchten sollte bei einem guten Gewissen, das weiß ich nicht.

Von Weber habe ich mir mit Dankagung 100 Rthaler auszahlen lassen. Es kann ja die Zeit der Klemme kommen, wo man sich helfen lassen muß und gern helfen läßt von denen, die uns lieb haben.

An meine Stelle²⁾ denke ich nicht mehr. Wenn ich noch ein paar Jahre gezerrt werde, taue ich auch nicht mehr dazu. Diese Art Leben stählt wohl den Charakter, aber sie raubt endlich die Beweglichkeit ja die Lust der Bewegung welche zu den leichten Spielen und Arbeiten der Musen unentbehrlich sind. Was ich künftig thun werde, kann ich nun noch nicht wissen. Vielleicht ein Bauer hinterm Pfluge. Auch gut, wenn man's nur kann. Ich glaube, ich könnte es noch. Doch ich denke nicht an die Zukunft. Wann das Spiel vorbei ist, wollen wir sehen, was wir können und müssen. Grüße die Deinigen und Sch(eiermacher).

Dein

G. M. A.

Bonn, 6. April 21.

Geliebter Freund!

Ich habe an Schleiernmacher des Längeren geschrieben, was auch für dich geschrieben ist. Nun noch einiges Kürzere an dich:

Hoffentlich hast du meine Briefe an dich, welche die Polizei dir gelassen hat, nicht vernichtet. Mache dich sogleich daran und suche sie zusammen und lies alle die besonders aus, welche über die Hoffnungen der Zeit und besonders über den Preuß. Staat enthalten, was für mich vortheilhaft seyn kann, und zum Theil wenigstens widerlegen, was jene weggenommenen scheinbar wider mich zeugen könnten. Denn wollen sie aus solchen verbotenen Papier Gift saugen, so bin ich gezwungen, wenigstens die Süßigkeit die sie enthalten können, dagegen ausziehen. Dann aber, wenn sie mir mit jenen Briefen kommen, werde ich verlangen, daß sie mir auch die übrigen, an dich geschriebenen, richtig beglaubigt durch ein Inventarium der Ministerialkommission, überreicht werden zum Ausziehen.

. . . Herzlichsten Dank für dein und der Freunde Erbieten. Es mag sich leider wohl begeben — wenn Gelder die ich aus der Heimath haben soll, nicht einlaufen — daß ich gleich auf Ostern 300 Rthaler bei Kreber (?) ergreifen muß, was ich in diesem Nothfall thun werde. Es kann sich auch begeben — und

¹⁾ 1819 bei der Haussuchung im Reimer'schen Hause wurden die Arndt'schen Papiere von der Polizei mit Beschlag belegt.

²⁾ Die Professur in Bonn; Arndt war am 10. November 1820 seines Amtes entsetzt worden.

ist bei dem heißen Haffe gar nicht unwahrscheinlich — daß mir bald mein Gehalt eingezogen und völlige Absetzung verfügt wird, auch das bißchen Habe durch Proceß u. s. w. aufgeht — da habe ich mich nicht zu schämen, die Hülfe geliebter Freunde anzunehmen, ja anzurufen; und werde es offen thun: besonders um meines Kleinen Nestes willen, das wirklich zu guten Stoff enthält, als daß es im Glende vergehen sollte. Immer hoffe ich indessen, wenn ich mein Häuschen schlecht verkaufen muß, vielleicht noch ein paar Thaler übrig zu behalten, den Freunden Einiges zurück zu erstatten. Denn ehrlich bis ans Ende ist das Beste, sollte ich zuletzt auch als Dorfschulmeister schließen müssen. Der große Milton war Mägdeleinschulmeister nachdem er Minister gewesen war. —

Wir sind wohl, und mit meinem bißchen Kopf geht es trotz des immer noch rauhen Frühlings viel besser als im Herbst . . .

Dein

E. M. A.

Bonn, den 13. Februar 1822.

Theurer Bruder!

Deine beiden Briefchen und die schmerzenvollen Nachrichten von euren häuslichen Anfällen, geliebte Freunde, haben wir erhalten. Gott der zuweilen dunkle Tage und Leid giebt, ist auch wieder der Sonnenscheinige und Freundliche und wird euch Gesundheit und Heiterkeit wiedergeben. Grüße du mir deine geliebte und auch von uns sehr geliebte Frau und die Kinder alle, auch mein Anneli¹⁾ tausendtausendmal. Wann werden wir uns in freundlicher und friedlicher Stille einmal wieder sehen? Mein Herz sehnt sich recht darnach, und, daß ich dir's ehrlich sage, fast noch mehr die liebe Mina²⁾ ein paar Wochen wieder so in häuslicher Stille zu sehen, als selbst dich.

Mein kleines und großes Volk ist alles gesund und schuardyt und bläst jetzt im Zimmer neben mir an. —

Hier beginnt schon der Lenz, und die Kibize fliegen umher. Wir werden wohl ein helles Jahr bekommen; Gott, der das vorige Jahr so reich an Regen und Dunkel machte, wird diesmal wohl Sonne und Wein geben.

Gott mit Dir und Verderben den Türken und allen Konforten! Wehe dem, der für die armen Griechen kein Herz hat.

Dein

E. M. Arndt.

Du Lieber! Dank für Dein Geldanbieten! Ich schlage mich diesen Ostern wohl noch so durch.“

Es folgt jetzt ein Zeitraum von 12 Jahren, aus dem ich nennenswerte Schriftstücke nicht mitteilen kann, denn die im Nachlasse noch vorhandenen Briefe dieser Zeit, deren Absender Keimer ferner standen, enthalten vorwiegend geschäftliche Mitteilungen.

¹⁾ Sein Pathenkind Anna Keimer, Tochter von Georg Andreas.

²⁾ Keimer's Frau.

Aus den Jahren 1838 und 1839 seien zum Schluß noch zwei interessante Briefe A. W. von Schlegel's mitgeteilt, in denen er Reimer ausführlich seine Ansichten über die neue Shakespeare-Ausgabe ausspricht. Schlegel's eigene, unvollendet gebliebene Ausgabe des deutschen Shakespeare (1797—1810) wurde unter Ludwig Tieck's Aufsicht von seiner Tochter Dorothea und Wolf Graf Baudissin ergänzt und von Tieck, mit Erörterungen begleitet, bei Reimer herausgegeben. Es ist interessant und für Schlegel's Charakter bezeichnend, wie geringschätzig sein Urteil über Tieck's kritische Arbeit ausfällt, während er über sich selbst des höchsten Lobes voll ist.

Bonn, d. 29.—31. Decemb. 1838.

Mein hochgeehrter Herr und Freund!

Sie sind gewiß der einzige Buchhändler in Deutschland, der den Shakespeare im Original gründlich genug versteht, um schätzbare Varianten zu einer Übersetzung liefern zu können. Ich bedaure, die Ihrigen für jetzt beiseit legen zu müssen, weil meine Rechnung mit dem König Johann bereits abgeschlossen ist.

Ich lade Sie ein, in 2. Bände meiner Indischen Bibliothek pag. 254—258 nachzulesen und zu beherzigen. Die Kunst, worüber ich dort einige leichte Andeutungen hinwarf, habe ich nun seit einem halben Jahrhundert (ganz wörtlich zu verstehen, seit genau gezählten fünfzig Jahren) auf die mannichfaltigste Art ausgeübt, und beträchtliche Zeiträume hindurch meinen ganzen Fleiß darauf verwandt.

Ich habe keine Abschrift von meinen Correkturen zurückbehalten und kann deswegen die Vergleichung nicht anstellen. Aber bei einigen ihrer Vorschläge habe ich die Gründe gleich zur Hand, warum ich sie nicht annehmbar finde. „Antwortst — antwort' geziemend — Verbrechrisch Scheusal“ — sind Härten, die ich möglichst vermeide. Glauben Sie mir, ich habe viel über diese Dinge nachgedacht und könnte leicht eine Abhandlung bloß über die Elision kurzer Worte und den Gebrauch des Apostrophs schreiben, in welchen Fällen nämlich die Verkürzung dem Wohlklang sogar förderlich, oder erlaubt, oder unzulässig sey.

Alle möglichen Varianten erschöpfend erörtern zu wollen, wäre endlos. Es thäte noth, man hätte eine Goldwage, eine poetische, rhetorische, logische, grammatische, synonymische, metrische Goldwage, um Sylben und Wörter, Ausdrücke und Bilder, Auslassungen und Zusätze, Wortfügungen und Wortstellungen, endlich Verse, Sylbenfüße, männliche und weibliche Schlüsse der Zauber, Reime und Vertheilungen gegen einander abzuwägen.

Ich habe kein Monopol, jedermann hat das Recht den Shakespeare zu übersetzen.

. . . Auch corrigiren kann jeder meinen Shakespeare: entweder handschriftlich am Rande seines Exemplars, oder gedruckt, in Beurtheilungen u. s. w. Aber in meine Uebersetzung hinein corrigiren, das darf Niemand ohne meine ausdrückliche Erlaubniß.

Ein großer Dichter, ein geistreicher und liebenswürdiger Mann, mein alter Jugendfreund, kurz Ludwig Tieck, hat sich diese Freiheit genommen. Wie es

ausgefallen, mögen unparteiische Kenner prüfen. Wenn ich meine alten Lesarten wieder herstelle, so darf mein Freund sich dadurch nicht gekränkt finden: er kann sich sagen, ich sey nur meinem individuellen Gefühle gefolgt.

Hierin liegt die wichtigste Bedenklichkeit gegen alle fremden Correkturen. „Jeder hat seine eigne Manier, seine Art, die Sprache und den Vers zu brauchen. „Änderungen können Fehler und Mißverständnisse tilgen, aber nicht Colorit, „Sprache und das Wesen der Arbeit selbst zu bedeutend ändern, wenn nicht zu „großer Widerstreit und Ungleichheit in dem Werke selbst entstehen soll.“ So drückt sich Tieck in der Vorrede zum dritten Theile aus, und ich stimme ihm vollkommen bei.

Sehr frühzeitig habe ich hierüber eine Erfahrung gemacht, da ich es unternahm den Sommernachtstraum mit Bürger gemeinschaftlich zu übersezen. Er besaß gewiß große Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Versification, hatte aber zugleich eine stark ausgeprägte, oft übertreibende Manier. Ich sah bald ein, daß ich die von ihm ausgearbeiteten Stücke gänzlich bei Seite legen mußte, weil sonst ein schreiender Contrast zwischen seinem und meinem Antheil entstanden wäre.

Demnach wünsche ich, wenn unter der jetzigen Sündflut von Sh.-Uebersetzungen etwas von der meinigen auf die Nachwelt kommen sollte, es möge ganz von meiner eigenen Hand sein, und die Uebersetzung möge den Titel: übersezt v. Schl. mit vollem Rechte führen.

Jetzt komme ich auf den eigentlichen Zweck dieses Briefes: nämlich einiges in unserer Verabredung näher zu bestimmen, was bei der Kürze Ihres Aufenthaltes nicht gehörig erwogen werden konnte . . .

Wir wollen dies einzeln durch gehen.

1. Hoffentlich hat Tieck nicht die Absicht, seine beiden Vorreden unverändert wieder abdrucken zu lassen. Er hat selbst schon manches zurücknehmen müssen; namentlich das Versprechen der schleunigen Beendigung und die Ankündigung der von ihm selbst übersezten Stücke.

In der ersten Vorrede äußert er, zwar in sehr mildernden Ausdrücken, er könne meine Uebersetzung nicht nur verbessern, sondern auch berichtigen, weil er den Sh. sprachlich besser verstehe. — Dies habe ich damals stillschweigend hingehen lassen; wenn Tieck es aber jetzt wiederholte, so müßte ich nachdrücklich protestieren und zwar durch die That, indem ich seine Mißverständnisse nachwiese.

2. Ich will gern glauben, daß die Auslassung meines Namens auf dem Titel der einzelnen Stücke unabsichtlich und gewissermaßen zufällig war. Man befolgte bei dem neuen Abdrucke die bisherige Form, ohne zu bedenken, daß nun eine nähere Bezeichnung nöthig geworden sey. Diese wird man auch in den Anmerkungen vergeblich suchen. Erst am Schlusse des neunten Bandes, im Epilog sagt mein Freund: „Schlegels Arbeiten sind bekannt.“ — Und ich sage: Nichts weniger! ganz unbekannt sind sie hent zu Tage. Das ältere Publicum hat sie vergessen und das jüngere noch nicht kennen gelernt. Wenn nun mein un-

vollständiger Eh. nicht wieder gedruckt wird, wie soll ein künftiger Antiquar unserer Litteratur meinen Antheil ausmitteln? Doch ja! durch Subtraction wäre es möglich. Die von den beiden Mitarbeitern gelieferten Stücke werden am Schlusse des Epilogs aufgezählt. Man darf also nur die Tabelle der sämtlichen 36 Stücke anfertigen, und die Buchstaben Gr(af) B(audissin) oder D(orothea) T(ieck) beifügen, wo sie hingehören. Der Rest ist = Schlegel.

. . . 3. Sie legen in Ihrer Ankündigung ein großes Gewicht auf T—'s Anmerkungen und sind auch als Verleger berechtigt es zu thun. Allein ich kann Ihnen nicht beistimmen. Mich dünkt, man dürfe von einem Manne wie Tieck etwas weit bedeutenderes erwarten. Ich finde das allgemeine unbefriedigend, und das einzelne größtentheils unzweckmäßig.

Ich bin wohl berechtigt, hier mitzusprechen. Auch ich habe über den großen Dichter geschrieben, und zwar mit dem glänzendsten Erfolge. Das litterarische Europa weiß es von Cadix bis Edinburg, Stockholm und Sct. Petersburg. Jenseits des Atlantischen Meeres weiß man es auch; die Englische Uebersetzung meines Buches über dramatische Kunst und Litteratur¹⁾ ist in Nord-Amerika viermal nachgedruckt worden. Und mein Freund Tieck scheint nichts davon zu wissen. — Als das Buch nach dem Frieden erst in den höheren Kreisen durch die Französische Uebersetzung²⁾, dann allgemein durch die Englische³⁾ in dem Vaterlande des Dichters bekannt geworden war, schrieb mir mein vereinigter Freund Sir James Mackintosh: *If reputation in this country be agreeable to you, I may congratulate you on having fairly earned it, without the help of artifice or cabal. I know no book so generally read and followed or opposed, as your Lectures on Dramatic Poetry. You are become our National Critic.* —

Ich glaube allerdings, daß gute erläuternde Anmerkungen und besonders Einleitungen, eine sehr ersprießliche Begleitung des Deutschen Eh. seyn würden. Der gemeine Leser, der über hundert halb oder gar nicht verstandene Stellen gedankenlos hinweg liest, würde dadurch aus seiner Dumpfheit geweckt. Der denkende Leser erkennt die Schwierigkeiten, und wenn er den nackten Text vor sich hat, sieht er sich vergeblich nach Hülfe um.

Doch einen solchen Commentar zu schreiben, fühle ich mich nicht berufen; mir war es einzig darum zu thun, den Dichter in seiner wahren Gestalt aufzustellen. Auch war ich nicht gehörig mit Hilfsmitteln ausgerüstet. Ich hatte keine Shakespeare-Bibliothek, wie Eschenburg sie besaß; die Anschaffung einer solchen hätte leicht das Doppelte und dreifache des Honorars für die Uebersetzung verschlungen, wiewohl die Masse der dahin gehörigen Bücher bei weitem noch nicht so angewachsen war, wie jetzt nach vierzig Jahren.

Concepte aus den Englischen Ausgaben cum notis variorum, wie sie Eschenburg giebt, wären leicht zu machen, aber damit wäre wenig ausgerichtet. Der Deutsche Leser hat ganz andre Bedürfnisse als der Englische. Freilich, wer

¹⁾ Vorlesungen (Seibelberg 1805—11).

²⁾ Paris 1814.

³⁾ Von John Black (Lontou 1815).

erklären will, muß sich der Herablassung nicht schämen. Z. B. bei den historischen Stücken wären Erinnerungen über die Aussprache der Englischen Namen sehr nützlich: sonst wird der unkundige Vorleser oder Schauspieler manche Verse verderben. Für den, der Gaunt nach der Deutschen Gattung der Buchstaben ausspricht, sind die Wortspiele mit seinem Namen verloren. Die Aussprache schwankte in Sh.'s Zeit. Worcester soll meistens Wüster lauten; doch gebräuchlich er es nach Bequemlichkeit auch dreißybig. Doch dieß sind Kleinigkeiten. Ich begehre zu denselben Stücken chronologische, biographische und geographische Anmerkungen. Ich will es nur gestehen: so vertraut ich mit Richard II. war, so bin ich doch bei dieser Durchsicht erst zu einer deutlichen Vorstellung von Bolingbroke's Zuge gelangt, und dieß ist doch für das Verständniß der Handlung wesentlich.

. . . Sh. ist voller Dunkelheiten. Einige sind wo nicht absichtlich, doch ursprünglich und zum Theil charakteristisch: sie entstehen aus der gedrängten Kürze, den kühnen Lizenzen, dem raschen Uebergang von einer Metapher zur andern. Andre Dunkelheiten sind im Verlaufe der Zeit zufällig entstanden, vornämlich durch den veränderten Sprachgebrauch. Hier darf der Uebersetzer, jedoch ohne Abschwächung oder Pharaphrase, gelinde zur Deutlichkeit einlenken, und gewissermaßen ein praktischer Commentator werden.

Was ist der Zweck einer dichterischen Nachbildung? Ich denke, denen, für die das Original unzugänglich ist, dessen Genuß so rein und ungestört wie möglich zu verschaffen. Folglich muß der Uebersetzer die Schwierigkeiten, die er im Texte beseitigt hat, nicht von neuem in Noten vorbringen. Wozu sollen dem unbefangenen Freunde der Poesie die Mühseligkeiten der Wortkritik, Varianten, Conjecturen, Emendationen? Die wenigen gelehrten Leser, die eine Vergleichung anstellen können, werden auf den ersten Blick sehen, welche Leseart der Uebersetzer befolgt hat.

Also nur Sacherklärungen für den gebildeten aber nicht gelehrten Leser, entweder unter dem Text, oder mit einer Nachweisung am Schlusse des Schauspiels. Wer wird sie im dritten Bande suchen? Ein weit wichtigeres Bedürfniß würde durch Einleitungen befriedigt werden, in der Art wie ich eine zu Romeo und Julia versucht habe. Bei jedem Schauspiel Sh.'s sieht man sich in eine fremde Welt versetzt, wo man erst einheimisch werden muß. Nichts kann die tief sinnige Kunst des Dichters und die schöpferische Kraft seines Genius in ein helleres Licht setzen, als wenn man den Stoff seiner Dichtungen, sey es nun wahre oder apokryphische Geschichte, Novelle, Feen- oder Zaubermärchen, Volksfage u. s. w. mit dem zu vergleichen, was dieser poetische Alchymist daraus gemacht hat. Steevens und Malone haben mit großem Fleiß den Quellen Sh.'s nachgespürt, und viel unbekanntes ans Licht gezogen. Hier müßte man meines Erachtens das Papier nicht sparen, und z. B. bei den Stücken aus der englischen Geschichte ganze Stellen aus dem Holinshed wörtlich übersetzt oder im Auszuge geben. Zuweilen ist die Quelle bekannt, wie bei den Römischen Stücken; aber wenige Leser werden wohl den Plutarch so gut im Gedächtnisse haben, daß ihnen gleich

die Winke des Biographen beifallen, die Sh. für seine Charakteristik benutzt oder entwickelt hat. Manchmal möchte es eben so anziehend als belehrend sein, nicht bei der nächsten Quelle stehen zu bleiben, sondern bis auf die entfernteste zurückzugehen; z. B. beim König Lear. Welches ist denn die erste Quelle dieser apokryphischen Geschichten? Fragen Sie einmal herum, ob viele Leser die Antwort darauf zu geben wissen.

Dergleichen Untersuchungen stehen in der Mitte zwischen Wortkritik, und der künstlerischen Beurteilung der Werke im ganzen; sie können die letzte allerdings vorbereiten helfen.

Ludwig Tieck ist ein Geistesverwandter Sh.'s. Ich bin gewiß, der große Meister hätte seinen Fortunat¹⁾ bewundert, wenn er ihn hätte lesen können. Tiecks Dichterleben ist eine unvergleichliche Darstellung: es sind Porträte, aus der Idee gemalt, aber von einer so individuellen Wahrheit, daß man schwören sollte, die Personen hätten ihm dazu gelesen.

Wer würde nicht gern unsern Lieblingsdichter den großen Genius in seiner Werkstatt belauschen sehen? Wer möchte ihn nicht über die tief sinnige Anlage reden hören, über die schöne Gliederung des Ganzen und das Verhältniß der Theile, über den raschen Wechsel der Scenen, über die theatralische Perspective, über die Gruppierung der Charaktere, endlich über die Bewirkung eines großen Gesamteindrucks, der aus allen noch so grellen Contrasten hervorgeht? — Aber hierüber hat Tieck nur ausnahmsweise und bei wenigen Stücken etwas gesagt. Dagegen hat er sich ganz in die philologische Kritik geworfen, und zwar in die speciellste Art, die Wortkritik: seine Anmerkungen handeln allermeist von Lesarten, Varianten, verwerflichen Emendationen, von neuen und alten Ausgaben, Quarto's und Folio, u. s. w. Wenn nun diese Anmerkungen noch so vortrefflich wären, so frage ich doch: Für wen sind sie bestimmt? Unter hundert Lesern des deutschen Sh. verstehen kaum zehn etwas Englisch; unter den Zehnen wird man kaum Einen finden, der den Sh. gründlich versteht. Und auch dieser Eine kann die Noten nicht benutzen, ohne das Original zu vergleichen; und zwar nicht einen compacten Keise-Shakespeare, sondern eine von jenen bändereichen theuern Ausgaben, worin dergleichen ausführlich erörtert wird. Wie viele Deutsche Leser sind mit allen diesen Kenntnissen und Mitteln ausgestattet?

. . . Und wozu nun die unaufhörlich wegwerfende Polemik gegen die Editoren für Deutsche Leser, denen sie ganz unbekannt sind? Niemand denkt daran, diese Leute als Kunstrichter zu seinen Führern zu wählen: das ist eine längst abgethane Sache, auch in England; und dort noch mehr seit Erscheinung meiner Charakteristik Sh.'s. Dennoch möchte ich einem Pope oder Johnson den Namen Kunstrichter nicht so ganz absprechen; besonders Johnson's Lebensbeschreibungen Englischer Dichter enthalten viele scharfsinnige Bemerkungen und treffende Urtheile. Nur Sh. war ihnen manchmal zu hoch und zu tief, wie eine irrationale Gleichung dem, der nur die gewöhnliche Rechenkunst gelernt hat. Aber die neueren Heraus-

¹⁾ Fortunat. Ein Märchen in 5 Aufz. (Berlin 1815—16).

geber: Stevens, Malone und Reed traten gar nicht als Kunstrichter auf. Ihr Geschäft ist die Wortkritik und die Auslegung. Und eben in dieser Beziehung findet sie Tietz ganz verwerflich. Ich hingegen fühle mich diesen wackern Männern, und so vielen andern, die ihnen Beiträge dazu geliefert haben, zu großem Dank verpflichtet; denn ich habe viel von ihnen gelernt, was ich auf keine andre Weise hätte lernen können. Sie haben mit unermüdlichem Fleiß aus gleichzeitigen oder älteren Schriften hervorgesucht, was irgend zur Aufklärung dienen konnte.

Tietz erklärt alle bisherigen Angaben Sh.'s, die seit einem Jahrhundert erschienen sind, für schlecht, und sagt, es sey endlich Zeit, aus der Verderbniß den ächten Text wieder herzustellen. Ich wäre neugierig, diesen ächten Text zu sehen. Er behauptet mit Zuversicht, er verstehe die Englische Sprache weit besser, als alle jene gelehrten Engländer. Nun, wenn er dieses auf einem öffentlichen Kampfsplatz, ich meyne, durch eine Englisch abgefaßte, und in England gedruckte Schrift durchsetzen kann, so wünsche ich ihm Glück dazu.

. . . Bei den unter Tietz's Leitung übersehten Stücken muß er völlig freie Hand behalten. Von den Uebersetzungen habe ich nur weniges theilweise gelesen: ich glaube, daß sie sehr verdienstlich sind. Die Anmerkungen dazu habe ich bei weitem nicht alle geprüft; aber gegen einige hege ich starke Zweifel.

Dies war es ungefähr, mein verehrter Freund, was ich über die Einrichtung Ihrer neuen Ausgabe zu erinnern hatte. Leben Sie recht wohl.

Bonn, den 30. November 1839.

. . . Als Sie im August 38 hier waren, hatte ich meine Uebersetzung in so langen Jahren nicht angesehen, daß ich in der That nicht wußte, wie vieler Verbesserungen sie noch bedürftig sein möchte. Die bloße Begränzung der Druckfehler nach den Tietz'schen Veränderungen hätte ein verständiger Corrector mittelst Vergleichung der ersten Drucke, ohne allen Aufenthalt besorgen können. Sie werden sich wohl erinnern, daß ich sowohl von der übergroßen Eile als Wohlfeilheit abrieth. Gute Waare ist ihren Preis werth. Gut Ding will Weile haben. —

. . . Wenn ich nun meine Uebersetzung ausbessern, ergänzen, mit Einleitungen und Anmerkungen begleiten wollte, so träte ich wieder in alle meine Rechte ein. Sie werden sagen, ich würde keinen Verleger finden. Wahrscheinlich! Nun dann, so kann ich das Buch ja auf eigne Kosten drucken lassen. Das bin ich ja ohnehin schon gewohnt.

Übrigens wäre ich wohl thöricht, wenn ich in Deutschland für Geld schreiben wollte. Die Honorare sind zu bettelhaft, ausgenommen für Novellen, und dergleichen Papageien-Futter. Vor vielen Jahren wurden mir Anträge von einer Englischen Zeitschrift gemacht, die ich unbeunzt ließ. Das Journal des Débats hat mir 125 Franken für jeden litterarischen Artikel gezahlt. Ich habe das auch nicht fortgesetzt. Sie haben über den geringen Absatz meiner Kritischen Schriften geklagt. Es war mir ungemein empfindlich. Aber, in Wahrheit, ich kann nicht für den Blödsinn des Deutschen Lesepublikums einstehen. Diese Aufsätze sind,

nach Gehalt und Form meisterhaft: Wer gute Prosa schreiben lernen will, mag sie nur fleißig studiren. — —

Leben Sie recht wohl, mein hochverehrter Freund, und sehn Sie meiner freundschaftlichsten Gefinnungen gewiß, wenn ich auch nicht immer Ihren Wünschen entsprechen kann. Ganz der Ihrige

A. W. v. Schlegel.

Georg Andreas Reimer sollte die Vollendung dieser neuen Shakespeare-Ausgabe nicht mehr erleben. Er starb am 26. April 1842, nach einem arbeitsvollen und reichgesegneten Leben. Mit unermüdllichem Fleiß, vom Glück begünstigt, hatte er seine Thätigkeit begonnen; erfolgreich hatte er weiter gearbeitet am Ausbau seines Geschäfts, unterstützt durch den Rat trenneinander Freunde. So konnte er am Abend seines Lebens mit stiller Freude zurückblicken auf die lange und wechselvolle Zeit, in deren Dienste er wirkte, auf eine Zeit der Arbeit und des Vollbringens. „Sie haben an ihm,“ schrieb A. W. von Schlegel nach Reimer's Tod an dessen Sohn Georg, „einen würdigen wahrhaft patriarchalischen Familien-Vater, der Staat einen vaterländisch gesinnten Bürger, und die Litteratur einen Mann verloren, der nützliche Werke zu fördern bemüht war.“



Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's.

Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre

von
Theodor Wiedemann.

(Schluß.)

Von den Mitgliedern des königlichen Hauses erschienen Prinz Albrecht, Prinz Friedrich Karl und Prinz Heinrich in Begleitung seines Veters, des Erbgroßherzogs von Baden, am häufigsten jedoch Kronprinz Friedrich. Bei dem Besuch, den dieser vor Antritt der Reise nach Spanien Ranke abstattete, überraschte er, unerwartet in das Arbeitszimmer eintretend, ihn in seiner gewöhnlichen Hauskleidung, dem alltäglich gebrauchten Schlafrock und in abgetragenen Pantoffeln ¹⁾. Auf die von Ranke wegen des Anzugs vorgebrachte Entschuldigung entgegnete der Prinz: „So sehe ich meine Excellenz am liebsten.“ Bei einem seiner früheren Besuche, bei denen er selbst und Ranke, wie das auch sonst manchmal geschah, sich neben einander auf dem im Arbeitszimmer befindlichen Sofa niederließen, bemerkte Kronprinz Friedrich mit Mißfallen den in demselben herrschenden Mangel an Ordnung. Vor Ranke verbarg der Prinz seinen Verdruß; zu andern hingegen hat er sich mit nachdrücklichem Tadel namentlich über die geringe Sorgfalt aus-

¹⁾ In diesem Anzug empfing Ranke die meisten Besuche.

gesprochen, mit der die aus dem Staatsarchiv übergebenen eigenhändigen Denkwürdigkeiten Hardenberg's, das Manuscript, deren Fortsetzung von Friedrich Schöll und die ganze Sammlung der dazu gehörigen sehr zahlreichen überaus wichtigen und geradezu unersehbaren Schriftstücke aufbewahrt würden.

Dies mag über die Besuche genügen, die Ranke während der sechzehn Jahre, in denen ich bei ihm Amannensis war, empfangen hat. Es würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, wollte ich die mir in Erinnerung gebliebenen Namen allgemein bekannter Männer, die zu Ranke gekommen sind, hier sämtlich anführen. Schon die Tagebuchblätter bieten Ergänzungen zu dem von mir gegebenen Verzeichniß.

Bei den Unterhaltungen in der eigenen Behausung, im Zwiegespräch pflegte Ranke, wofern nicht eine bestimmte, namentlich eine geschäftliche Angelegenheit vorlag oder den Besuchenden ein besonderes Motiv zu ihm geführt hatte, die Initiative zu ergreifen, nicht selten geschah es, daß er fast ausschließlich das Wort führte und in einer Art von kleinem Monolog, den er hielt, ein Thema, wofür ihm die ersten Äußerungen des andern eine zufällige Anknüpfung boten, abhandelte oder seine Meinung darüber kund gab. Es war ein sehr großer Genuß, seiner in wechselnder Tonart und in verschiedenem Tempo, bald leise flüsternd und kaum vernehmbar, bald überlaut und beinahe schreiend vorgetragenen, an einer Stelle unaufhaltsam dahinfließenden, an anderen durch längere Pausen des Nachsinnens unterbrochenen, bald ernsthaft belehrenden, bald scherzhaft-witzigen, immer geistvollen und gedankenreichen, zugleich vom lebhaftesten Mienenspiel begleiteten Rede in stillschweigender Aufmerksamkeit zuzuhören. Es war nicht wohlgethan, dabei sogleich Einwendungen und Gegenbemerkungen zu machen; dadurch würde er in der spontanen Entwicklung seiner Gedanken, der ihm eigenen Association der Ideen gestört worden sein. Hingegen am Schluß seiner Exposition nahm Ranke solche gern entgegen und ging näher auf sie ein, wie er denn auch Fragen, die aus wissenschaftlichem Interesse, nicht aus persönlicher Neugierde entsprangen, sehr bereitwillig beantwortete. Wollte man Ranke's Meinung über einen Punkt in Erfahrung bringen, über den man bereits eine eigene Ansicht gefaßt hatte, so empfahl es sich, diese mehr zweifelhaft und unbestimmt, wenigstens mit einiger Zurückhaltung zu äußern; direkten und entschiedenen Widerspruch suchte er im gesellschaftlichen Verkehr möglichst zu vermeiden. Nicht selten wurde Ranke's Unterhaltung in Anspruch genommen, um von ihm in Beziehung auf historische Untersuchungen, Forschungen und Studien Ratschläge zu empfangen, die er nicht nur Personen, die ihm näher standen, sondern auch solchen, die ihm bis dahin völlig unbekannt geblieben waren, wofern sie sich nur irgend einer Fürsprache erfreuten, anstandslos erteilt hat. Daß diese Ratschläge, auf wie verschiedenartige Gebiete der Geschichte sie sich auch bezogen, sehr wohl erwogen waren und ebensowohl auf gründlicher Sachkenntnis wie rascher Wahrnehmung der entscheidenden Gesichtspunkte beruhten, wird wohl niemand von denen in Abrede stellen, die sie empfangen; einige haben mir selbst bekannt, daß die von Ranke in wenig Worten gegebene Anleitung sich ihnen bei ihren Arbeiten als sehr zweckdienlich erwiesen habe und

sie durch dieselbe ungemein und über Erwarten gefördert worden seien. Bisweilen kam es vor, daß Ranke einem ihm befreundeten Autor, der ihm einen Besuch abstattete, etwa um ein neu erschienenes eigenes Werk zu überreichen, aus freiem Antrieb eine Andeutung darüber gab, wie daselbe seines Dürfhaltens nach bei einer neuen Auflage zu verändern und zu ergänzen sein würde. Darüber ließ sich Ranke zum Beispiel zu Professor Wattenbach in Bezug auf dessen Geschichte des römischen Papsttums aus. Ranke erfreute es sehr, wenn sein Rat, wie es in diesem Falle geschah, wohl aufgenommen wurde und Uebersetzung zu wecken schien.

Gesellschaftliche Zusammenkünfte veranstaltete Ranke in seiner letzten Lebensperiode nicht mehr; von Zeit zu Zeit erschienen des Abends ein Paar Damen, um ihn durch Musik d. i. durch Klavier- und Violinpiel zu ergötzen. Er lud auch einmal die hiesigen Mitglieder der historischen Kommission an der Akademie zu München zu sich zum Mittagessen ein, und öfters speisten die Familienmitglieder mit ihm in seiner Wohnung. Ranke selbst leistete den Einladungen zu Dinern in fremden Häusern mehrfach auch dann noch Folge¹⁾. Von Abendgesellschaften hingegen hat er, wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, in dieser Zeit nur diejenigen, die bei Hofe stattfanden, besucht. Diese hat er wohl, wann und so lange sein körperlicher Zustand es irgend gestattete, nie versäumt²⁾; die alte Gewöhnung und gleichsam ein geistiger Magnet zogen ihn dahin. Der Gedanke an seine Studien begleitete ihn aber auch in den dortigen Zirkel; er hielt Fragen an die Persönlichkeiten, die er in demselben anzutreffen erwarten durfte, förmlich in Bereitschaft, etwa für Kaiser Wilhelm über seinen, seines Vaters und seines jüngeren Bruders, des Prinzen Karl, Aufenthalt in Rom im Jahre 1822, wobei er erfuhr, daß das Gerücht von der Wanderung durch die Überreste der altrömischen Cloakenanlagen unter Führung Niebuhr's auf Wahrheit beruhe; oder für den belgischen Gesandten Jean Baptiste Rothomb über die Statuten des Ordens des goldenen Fließes. Regelmäßig vor dem Souper verließ Ranke die Hofgesellschaft und kehrte nach Hause zurück, wo er sich dann immer mit großer Befriedigung über die geführten Unterhaltungen und die persönlichen Begegnungen, zu denen es gekommen war, ausließ; er beklagte sich nur etwa über die Verzögerung, die bei der Auffahrt stattgefunden hatte. Ich darf mir wohl erlauben hier einzufügen, daß Ranke für eine gewisse exklusive Haltung des Hofes, für die Vermeidung einer seiner Meinung nach allzu großen Annäherung desselben an weitere Gesellschaftskreise war. Er billigte es nicht, daß der Kronprinz Friedrich Wilhelm seine beiden älteren Söhne das Gymnasium in Kassel besuchen ließ, wobei des analogen Vorganges des Hauses Orleans gedacht wurde; er nahm auch Anstoß daran, daß Kaiser Wilhelm bei Besichtigung des Centralhotels den Speisesaal durchschritten hatte, während die Gäste an der Mittags-

¹⁾ Wie zu dem Gesandten der Vereinigten Staaten Bancroft, zu Lepsius, zu dem General Manteuffel, zu dem Minister Spenplig, zu Senft von Pilsach.

²⁾ Ich glaube, daß die erstere größere Hoffestlichkeit, der Ranke beizuwohnen sich versagen mußte, die Taufe des gegenwärtigen Kronprinzen gewesen ist.

tafel saßen. Ranke selbst hielt an mancher alten, namentlich in der Großstadt von Tag zu Tag mehr verschwindenden Sitte fest. Nicht allein sein gesamtes Hauspersonal redete er mit „Du“ an, sondern auch die Droschkenfutscher¹⁾, die darüber, umsomehr ihre Verwunderung zu bezeigen veranlaßt wurden, als sie von der ganzen Rede trotz der öfteren Wiederholung der Worte zumeist nur eben das „Du“ verstanden hatten.

Die Korrespondenz, welche Ranke unterhielt, war keine ausgebreitete, wie man nach der Ausdehnung seiner persönlichen Bekanntschaften anzunehmen geneigt sein könnte. Er selbst drückte sich in seinen Briefen auch an vertraute Freunde, insofern seine Anlässungen öffentliche Angelegenheiten oder angesehene Personen betrafen, mit Besorgsamkeit und beinahe ängstlicher Vorsicht aus. Ihm schwebte immer besorgniserregend die Möglichkeit von Indiskretionen vor; so wenig er nach seinen ganz verschiedenartigen Beziehungen und Verhältnissen ähnliches für sich selbst zu befürchten hatte, so blieb ihm doch die Veröffentlichung des von den Österreichern aufgefangenen Schreibens des Generals von Blumenthal an seine Gemahlin mit den Unannehmlichkeiten, die sie im Gefolge hatten, als warnendes Beispiel, dessen er oft gedachte, in steter lebendiger Erinnerung. Ich habe schon bemerkt, daß Ranke seine eigenen Briefe diktirte; die eingehenden ließ er sich vorlesen; er erteilte oft für eine ganze Reihe derselben die Erlaubnis sie zu öffnen. Es waren fast nur die des Generals von Manteuffel, die er zunächst für sich las; dann überreichte er mir auch diese und hieß mich sie ihm vorlesen, zum Teil auch deshalb, weil er so den Sinn besser aufzufassen vermochte und er gewöhnlich einzelne Worte in der etwas undeutlichen Handschrift des Generals nicht hatte entziffern können. Manchmal schien es Ranke bedenklich, daß gewisse Meinungsäußerungen, die sich in den Briefen, die er empfing, auch solchen, die von diplomatisch geschulten Männern herrührten, über öffentliche Angelegenheiten oder Personen fanden, zur Kenntnis dritter gelangten; dann gab er wohl durch den Gesichtsausdruck zu erkennen, daß darüber Verschwiegenheit beobachtet werden müsse; bisweilen sprach er geradezu den Wunsch aus, daß über dieses oder jenes nichts nach außen verlauten möge. Mitunter ist mir die Kenntnisnahme von den persönlichen Verhältnissen und Anliegen der Briefschreiber peinlich gewesen, aber wenn ich dies zu Ranke äußerte, ging er mit den Worten „Es ist nun einmal geschehen“ leicht darüber hinweg.

Geschäftliche Angelegenheiten behandelte Ranke leicht hin mit einer gewissen Sorglosigkeit. Nicht sowohl an Sinn und Verständnis für dieselben mangelte es ihm, als an der Neigung, sich mit solchen zu befassen und auf ihre Beforgung viel Zeit zu verwenden, insofern damit nicht seine schriftstellerischen Interessen im Zusammenhang standen. Von eigentlicher Buchführung war bei Ranke nicht die Rede, ein detaillirtes Anschreiben der Einnahmen und Ausgaben unterblieb. Ranke verließ sich, insofern er überhaupt darauf Gewicht legte, vornehmlich auf sein Gedächtnis.

¹⁾ „Wieviel bekommst Du?“ fragte er nach vollendeter Fahrt.

Immer mehr durch die Rücksichten, welche sein Befinden forderten, zur Einsamkeit und zu häuslicher Zurückgezogenheit genötigt, verbrachte Ranke fast alle seine Zeit in seiner geräumigen und zugleich durch ihre ruhige Lage inmitten der Stadt als litterarische Werkstatt so außerordentlich geeigneten Wohnung. Die Mobiliarausstattung derselben war durchweg, auch in den Empfangs- und Gesellschaftszimmern, eine von Prunk und Luxus, besonderer Eleganz oder kostspieliger Ausschmückung weit entfernte, überaus einfache, die Einrichtung des Schlafzimmers erschien beinahe ärmlich. Anschaffungen, sei es zum Ersatz oder als Ergänzungen, erfolgten nur, wenn sie sich als schlechterdings unerlässlich und nicht länger aufschiebbar herausstellten. Ranke entschloß sich schwer zu solchen; das Altgewohnte war ihm schon eben deshalb das Liebste, dessen er ungeru entriet; manch abgenutztes Stück wurde darum in Gebrauch behalten. Auf ansprechendes Arrangement wurde zwar einiges Gewicht gelegt, aber bei weitem überwog doch die Rücksicht auf das Bedürfnis der Bequemlichkeit, wie es Alter und Kränklichkeit hervorgerufen hatten. Die Aufmerksamkeit derjenigen, welche die Ranke'sche Wohnung besichtigten, nahm zunächst die in ihr aufgestellte große Bibliothek, die zwar nicht sieben Zimmer vollständig ausfüllte, aber in eben so vielen den meisten Raum besetzte und über noch mehrere in kleineren Bücherständern sich ausbreitete, durch ihre Ausdehnung in Anspruch. Über diese und insbesondere über die Sammlungen von Handschriften, die zu ihr gehörten, ausführlich und, wie es dann nicht anders geschehen könnte, fachgemäß zu sprechen, ist hier nicht der Ort. Eher möchte es gestattet sein, einige Wahrnehmungen, zu denen die Benutzung der Bibliothek Gelegenheit bot, hier anzuknüpfen. Von den philosophischen Werken wurden am häufigsten die von Hegel eingesehen, besonders dessen Geschichte der Philosophie, seine Philosophie der Geschichte, des Rechts und der Religion. Ranke betrachtete die angeführten Schriften als das am geistvollsten ausgearbeitete, in größtem Umfang auf originaler Beherrschung des Stoffes beruhende Hilfsmittel, sich über die allgemeinen Probleme der Philosophie und die besonderen Grundfragen, die dabei zur Erörterung kommen, Klarheit zu verschaffen, sowie über die Behandlung, welche die einen und die andern in der Vergangenheit erfahren haben, nach ihrer inneren und wesentlichen Bedeutung zu unterrichten. Das System Hegels galt ihm für die Gegenwart als die am meisten einheitlich durchgebildete und in sich vollendete Darstellung der bisherigen philosophischen Bestrebungen, gewissermaßen als deren zeitliches Endergebnis, zu dem dieselben im Wechselprozeß des Gegensatzes und der Ausgleichung der Meinungen, der zugleich in der Aufeinanderfolge der Momente als Fortbildung des Gedankens und des denkenden Geistes selbst erscheint, gelangt sind. Überdies aber schätzte Ranke einzelne Bemerkungen oder Erörterungen Hegel's, ganz abgesehen von ihren Beziehungen zu dessen System; er fand sie zutreffend und ingenios. Nach vorangegangenen vereinzelt Anregungen, nach flüchtig entworfenen Umrissen, nachdem auch Versuche detaillierter Ausführung des Ganzen unternommen waren, die jedoch weder auf selbständiger Aneignung des Stoffes beruhten, noch eine abschließende Gestalt erreichten, hat Hegel zuerst, indem er das gesammte empirisch erforcht Material mit seiner

Spekulation durchdrang und durch das Medium derselben in gleichmäßigen Fluß setzte, eine Philosophie der Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes geschaffen und als integrierenden Teil eines philosophischen Systems aufgestellt. Bei aller Differenz der Grundanschauungen, insbesondere auch der religiösen, bei der Verschiedenheit des Ausgangspunktes und der Methode findet doch zwischen Ranke's und Hegel's Auffassung der Welthistorie insofern Übereinstimmung statt, als sie beide nur diejenigen Völker in dieselbe einbegreifen, die zur Entwicklung der universalen Kultur mitgewirkt haben und zwar nur für die Zeiträume, in denen sie das und nur insoweit sie es gethan; darin daß sie die Urzustände der Menschheit ausschließen, daß sie den Staat, der die Grundlage für alle kulturelle und civilisatorische Entwicklung bildet, als das vornehmste geschichtliche Produkt betrachten: endlich in der Abstraktion von jedem teleologischen Standpunkt, indem sie vielmehr die geschichtliche Bewegung als eine autonome, durch eine ihr selbst in der Form kontinuierlicher Bedingtheit des einen durch das andre immanente Kausalität fortgetriebene ansehen. Der Philosoph war Ranke nicht eben wohl gefinnt; die ersten Schriften desselben hielt er kaum der Beachtung wert; der Standpunkt, der in ihnen eingenommen wurde, dünkte ihm ein niedriger und ganz unzureichender; die historiographische Begabung Ranke's erschien ihm überhaupt unbedeutend. Als bei den Beratungen, die im Jahre 1826 der Gründung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik vorausgingen, davon die Rede war, Ranke zur Mitarbeiterschaft herbeizuziehen, lehnte Hegel ihn mit den Worten ab: „Das ist nur ein gewöhnlicher Historiker.“¹⁾ Ranke hat das Verdienst Hegel's um die philosophische Auffassung der Geschichte eingehend gewürdigt und dessen Bestrebungen als hierin den seinigen entgegenkommend anerkannt und bezeichnet.

Ranke und Schelling, schon früher durch persönliche Beziehungen die ihnen gemeinsam waren, mit einander verbunden, traten durch ihre gleichzeitige Wirksamkeit an der Universität zu Berlin und im geselligen Verkehr am bayrischen und preußischen Hof einander näher. Ihre Ansichten in Beziehung auf Geschichte und Geschichtschreibung zeigen einige Verwandtschaft. Sie beschränken beide den Begriff des Gesetzes auf die naturgemäße Entwicklung und verbannen ihn aus der geschichtlichen, da in dieser zugleich mit der Bedingtheit und Notwendigkeit auch die Freiheit und die Selbstbestimmung waltet. Eben im Kampfe dieser Gegensätze erfolgen die Veränderungen der Zustände. Die Continuität des geschichtlichen Lebens beruht nach ihnen auf der Succession der Generationen, von denen jede, wie sie physisch aus den früheren hervorgeht, deren geistige Elemente als fortwirkende Kraft in sich trägt. Mit dem Begriff des Fortschrittes in seiner Anwendung auf die Geschichte haben sich beide beschäftigt. Die allgemeine und unbestimmte Vorstellung, daß das Menschen-

¹⁾ Meine Angabe beruht auf einer Mitteilung, die ich Siegfried Hirsch verdanke. Gans hat in seinem Aufsatz über die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik (Nachblicke auf Personen und Zustände S. 215—286) davon nichts, doch führt er unter den Professoren der Berliner Universität, an welche Hegel sein Circularschreiben vom 18. Juli 1823 richtete, zwar die Historiker Heinrich Leo und Friedrich von Raumer an (S. 233), nicht aber Ranke, der somit übergangen worden war.

geschlecht in einem beständigen und ununterbrochenen Fortschritt, in einer stetigen Ausbildung zu seiner Vollkommenheit begriffen sei, halten sie beide für un begründet und irrig, und, was die Kultur betrifft, so scheint ihnen der Annahme eines solchen die Wahrnehmung entgegen zu sein, daß Landschaften, die einst zu einem hohen Grade von Civilisation gediehen waren, im Laufe der Zeit in Barbarei zurückgefallen sind. In der Geschichtschreibung betrachten Ranke und Schelling den Pragmatismus wegen seines Subjektivismus und seiner Beschränkung auf die Darlegung der empirischen Ursächlichkeit als eine untergeordnete und unvollkommene Form der Darstellung, als deren Ideal ihnen die objektiv-künstlerische gilt, die vom Standpunkt der Universalität sich von allen subjektiven Beziehungen befreit und zugleich aus dem Bereich der empirischen Erscheinungen sich in den der Ideen erhebt; unter den Ideen ist ihnen die religiöse die höchste. Im Lichte derselben erscheint die Geschichte nach ihrem wesentlichen Bestand als ein Werk der göttlichen Vorsehung. Ein besonderes Moment der Übereinstimmung zwischen Ranke und Schelling liegt in der Bedeutung, die sie den zwischen griechischem Volksglauben und der griechischen Philosophie, namentlich der platonischen, obwaltenden Gegensatz beilegen. Dem verstorbenen Philosophen bewahrte Ranke ein pietätsvoll-sympathisches Andenken, aber von dessen Schriften wurden einzig die der letzten Phase seiner Spekulation entsprungenen Vorlesungen über Mythologie und Offenbarung eingesehen und auch diese nur überaus selten, etwa zwei bis drei Mal einzig auf Anlaß der Behandlung des griechischen Mythos in der Weltgeschichte. Ranke trat schon mit einem gewissen Mißtrauen an das Werk heran; nach der Lektüre erkannte man, daß das Vorgelesene auf ihn mehr den Eindruck von Hervorbringungen einer geistvollen Phantasie als der Produktion streng wissenschaftlichen Denkens gemacht habe; er bemerkte gradezu, daß er sich davon nur sehr vorsichtig und prüfend etwas anzueignen vermöge.

Weit öfter als die Werke Schelling's wurden die Bücher Heinrich Ritter's, mit dem Ranke, wovon ihr Briefwechsel bededtes Zeugnis ablegt, während einer langen Reihe von Jahren in inniger Freundschaft verbunden gewesen war, über die Geschichte der Philosophie aufgeschlagen und benutzt. Aber die Anseinandersetzungen desselben genügten ihm nicht; er fand sich durch dieselben nicht befriedigt; sie gingen ihm nicht genug in die Tiefe und würdigten ihm nicht mit der wünschenswerten Unbefangenheit die Bedeutung, den Gesamtcharakter und den inneren Zusammenhang der einzelnen Systeme. Die stete Einmischung des eigenen Raisonnements des Autors, dessen ununterbrochene Polemik gegen alles, was mit seinen Ansichten in Widerspruch steht, die durchgängige Beurteilung der philosophischen Behauptungen anderer von seinem besonderen Standpunkt schienen Ranke das reine Verständnis, an dem es ihm vor allem gelegen war, eher zu stören als zu fördern. Er suchte nach anderweitiger und anders gearteter Belehrung¹⁾. In Beziehung auf die Geschichte der neueren Philosophie zog er allen anderen bei weitem das Werk von Kuno Fischer vor, dem er Geistesreichtum und congeniale Reproduktion der verschiedenen Systeme nachrühmte.

¹⁾ Biswilen z. B. bei Behandlung des Neoplatonismus wurde das alte Werk von Bruder: *Historia critica philosophiae* eingesehen.

Seinen Beifall fand Eugen Dühring's Kritische Geschichte der Mechanik, von der er bei Gelegenheit der Darstellung der Belagerung von Syrahus durch die Römer und der Gegenanstalten des Archimedes Kenntnis nahm; er plante eine ehrenvolle Erwähnung dieses Buches, von der er jedoch aus Rücksicht auf den Konflikt, in den der Autor mit der akademischen Behörde geraten war, Abstand nahm.

Von Hartmann's Philosophie des Unbewußten hat Ranke das Manuskript bei dem Verleger eingesehen und diesem die Annahme desselben auf den Grund hin, daß die darin vorgetragene Ansicht gewissen weit verbreiteten Tendenzen der Zeit entgegengerichtet und das Buch geistvolle Ausführungen enthalte, angelegentlich empfohlen; es lasse sich mit Sicherheit auf einen bedeutenden Umsatz desselben rechnen. —

Hieran reihe ich die Mitteilung einiger Bemerkungen Ranke's über Dichter und dichterische Werke; sie haben einen nahen Bezug zu Geschichte und Geschichtsschreibung. Zur Zeit seiner Studien über den Islam ließ Ranke sich aus den Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des westöstlichen Divan's ¹⁾ Goethe's Bemerkungen über Mohammed und den Koran vorlesen; mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte er auf jedes Wort, zuletzt sagte er: „Goethe hätte auch ein großer Historiker werden können; aber Schiller hatte keinen Beruf zum Geschichtsschreiber.“ Über Goethe's ministerielle Qualitäten hingegen, auf welche er bei Lektüre von dessen Aufzeichnungen über die Campagne in Frankreich zu sprechen kam, urtheilte Ranke sehr abfällig. „Er war einer der schlechtesten Minister, die es überhaupt gegeben hat.“

Von den poetischen Produktionen der Gegenwart nahm Ranke fast keine Notiz. Vorgelesen wurden ihm indes Wildenbruch's Karolinger, aber dieses Drama erweckte sein großes Mißfallen; mit zürnendem Unmut sprach er von demselben als einer Karrikatur der wahren Geschichte; er dachte daran, in einer Note der Weltgeschichte sein Urtheil auch öffentlich auszusprechen.

Ich reihe hieran einige Bemerkungen, welche die historische Litteratur betreffen. Bei der Abfassung der Weltgeschichte, wenigstens derjenigen Teile, in denen das Mittelalter behandelt wird, ist am häufigsten Schloffer's Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung benutzt worden. Ranke hielt darauf, daß die auf den jedesmal in Bearbeitung befindlichen Zeitraum bezüglichen Bände derselben stets zu unmittelbarer Verfügung bereit standen; auf die Belesenheit und Gelehrsamkeit Schloffer's legte Ranke, unbeschadet der abweichenden Grundansicht, der Mängel und bisweilen selbst wunderlichen Versehen der Geschichtsschreibung desselben, deren er bisweilen mit ironischem Lächeln gedachte, einen großen Wert. Von der Krieg'schen Bearbeitung des Originals wollte er hingegen gar nichts wissen. Wenn ein neu eingetretener Amanuensis diese statt des letzteren am Vormittag herbeigebracht hatte, so sprach Ranke regelmäßig davon noch am Abend.

¹⁾ Man vergleiche über dieselben Franz Wegele, Goethe als Historiker, S. 21. Ranke würde schwerlich sich das Urtheil angeeignet haben, „sie erscheinen noch nicht völlig entwertet.“ Eher möchte seine Meinung gewesen sein, daß die Charakteristiken als solche unübertroffen und unübertrefflich dastehen.

Er sah darin gewissermaßen ein wissenschaftliches Kapitalverbrechen und ein untrügliches *Judicium* von Ignoranz.

Dasjenige Werk, das nach dem angeführten Schloffer'schen für die Weltgeschichte am häufigsten benutzt wurde, ist Schröckh's *Christliche Kirchengeschichte*. Ranke sah dasselbe fast immer ein, sobald ein kirchenhistorischer Abschnitt zu behandeln war. Er hatte von diesem Werke eine sehr gute Meinung. „So etwas,“ äußerte er, „bringen wir jetzt in Deutschland gar nicht mehr zu Stande.“

Mit geringerer Achtung, um nicht zu sagen Mißachtung, ließ Ranke sich hingegen über die von Heeren und Ukert ursprünglich herausgegebene europäische Staatengeschichte aus. Als die Absicht einer Fortsetzung der Sammlung unter der Leitung Wilhelm von Giesebrecht's gefaßt wurde, bemerkte er, er könne eigentlich keinen Grund einsehen, weshalb eine Sammlung „unbrauchbarer“ Bücher, bei deren ursprünglichem Plane Staaten, die jetzt von größter Wichtigkeit sind, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika keine Berücksichtigung gefunden hätten, fortgesetzt werden müsse¹⁾. Ganz besonders traf sein Tadel die dazu gehörige Geschichte Frankreichs von Schmidt, mit der man ihm gar nicht kommen durfte. Wie er diesem Werke gegenüber bei der Benutzung Meusel's Geschichte von Frankreich bevorzugte, so ging er überhaupt mehr, als es heut zu Tage sonst geschieht, auf die in Deutschland erschienenen Bearbeitungen und Fortsetzungen der allgemeinen englischen Weltgeschichte und des von Guthrie und Gray veranstalteten Auszuges aus derselben zurück.

Es ist mir wohl auch gestattet, über Ranke's Beziehungen zu seinen Kollegen, den andern Professoren der Berliner Universität, zu berichten, soweit seine zerstreuten Äußerungen darauf Licht werfen. Die schriftstellerische Rivalität Droysen's und dessen Polemik in der Geschichte der preussischen Politik machte Ranke wohl im großen und ganzen wenig Sorge und Verdruß; er fühlte sich darüber erhaben und selbst außer Konkurrenz; von den einzelnen gegen seine Darstellung erhobenen Bedenken und den gegenteiligen Behauptungen Notiz zu nehmen, hielt er für seine Pflicht; er mag dabei nicht in allen Fällen seiner Sache ganz gewiß gewesen sein; aber er war es doch in der bei weitem überwiegenden Zahl derselben. Die Abhandlung Droysen's über das Testament des großen Kurfürsten tadelte er in scharfen Worten und sprach in Beziehung auf dieselbe sogar den Vorwurf einer Fälschung aus. Bei einer irrtümlichen Angabe Droysen's im Leben York's über dessen Herkunft betrachtete er es zu meiner Verwunderung als selbstverständlich, daß dessen Informationen vielfach unrichtig und mangelhaft seien. Persönlich mißfällig hat Ranke sich über Droysen niemals geäußert; er beklagte nur — und das war ihm offenbar sehr schmerzlich — daß dieser seine Schule in Berlin vernichtet habe.

Die freundlichen Beziehungen, in welche Ranke seit seiner Übersiedelung nach Berlin zu Friedrich von Raumer getreten war, dauerten fort, trotzdem manches inzwischen eingetreten war, was geeignet scheinen konnte, auf dieselben störend einzuwirken, besonders die ostentativen Gunstbezeugungen König Friedrich Wil-

¹⁾ Man darf sich durch eine anders lautende Äußerung Ranke's in einem Anschreiben an Giesebrecht nicht betören lassen.

helms's IV. gegen Ranke, die im gleichem Grade demonstrativen Mißfallensäußerungen des Königs und seiner Minister gegen Raumer, dauerten in ihrem Wesen d. i. in der Form gegenseitiger wohlwollender Gefinnung und wechselseitiger Anerkennung der erworbenen litterarischen Verdienste fort. In den Vorlesungen nahm Ranke den ersten Band von Raumer's Hohenstaufen gegen die Angriffe, die Stenzel in seiner Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern gegen denselben gerichtet hatte, in Schutz; bei einem Werke von dieser Bedeutung komme es nicht in Betracht, ob im Eingang einige Versehen nachweisbar seien. Mir erzählte Ranke, daß Friedrich von Raumer das Exemplar des jedesmaligen Jahrganges des historischen Taschenbuches, das er als Äquivalent für die Hergabe seines Namens zu dem Unternehmen erhielt, ihm als Geschenk überbracht habe.

In Böckh hatte Ranke in keinem besonderen Verhältnis gestanden. Das ging aus Form und Inhalt seiner Mitteilungen sehr deutlich hervor, wie er denn mehr als einmal erwähnte, daß derselbe sich der Berufung des talentvollsten seiner Schüler, Otfried Müller's, nach Berlin eifrig entgegengesetzt habe. „Wozu,“ habe Böckh gesagt, „brauchen wir hier Müller?“ Ranke erschien dieses Verhalten nicht ganz uneigennützig und keineswegs im Interesse der Berliner Universität. Aus den Äußerungen Ranke's mußte man schließen, daß zu dem gespannten Verhältnis, das zwischen ihm und dem großen Altertumsforscher bestand, die akademische Ausgabe der Werke König Friedrich's II. mit Anlaß gegeben hatte. Ranke war es durchaus nicht recht, daß die Leitung derselben in die Hände von Preuß und Böckh ¹⁾ fiel. Der Geist, in welchem durch deren gemeinsames Zusammenwirken die Vorreden abgefaßt sind, war nicht in Übereinstimmung mit Ranke's Auffassung von der Denkart, der politischen, moralischen und religiösen Gefinnung Friedrich's II. Überdies war Ranke mit dem Plane und der Gesamtanlage der Ausgabe von vornherein nicht einverstanden gewesen, dieselbe erschien ihm als viel zu weitgreifend; er habe sich entschieden dagegen erklärt, weil von ihm vorausgesehen werden sei, daß mit den veröffentlichten Materialien Mißbrauch werde getrieben werden.

Mit Verehrung sprach Ranke von Neander, mit großer Hochachtung von Schleiermacher, mit liebevoller Erinnerung und einer Art sympathischer Zuneigung von den Gebrüdern Grimm, zu denen er in sehr nahen und intimen Beziehungen gestanden hatte ²⁾. Der litterarischen Thätigkeit Immanuel Bekker's, des politischen Antagonisten von Böckh, — der eine verfaßte den lateinischen Text der liberal, der andre den der konservativ gehaltenen Universitätsadressen — widmete Ranke eine auch das Geringsfügigste beachtende Teilnahme, wie er sich denn auch nach dessen ihm unbekannt geliebener Ausgabe des Reiz'schen kleinen griechischen Wörterbuches, die ihm in einem der antiquarischen Kataloge auffieß, des Näheren bei mir erkundigte.

Auf Theodor Mommsen kam Ranke mir gegenüber zum erstenmale in den historischen Übungen, die sich nicht durchaus auf die Autoren des Mittelalters

¹⁾ Böckh war Direktor des für die Ausgabe ernannten Ausschusses der Akademie.

²⁾ Hermann Grimm, der Sohn Wilhelms, stattete Ranke öfters einen Besuch ab.

beschränkten, im Sommer 1857 zu sprechen, als in demselben Sallust's *Catilina* gelesen wurde. Ranke wandte sich an mich mit der Frage, wie ich über Mommsen's diese Schrift betreffende Bemerkung (im dritten Bande von dessen *Römischer Geschichte*) dächte; er forderte mich auf, als ich meiner, wie er alsbald wahrnahm, abweichenden Meinung nur mit Schüchternheit und Zurückhaltung Ausdruck gab, dieselbe frei herauszusagen. Er ergriff dann selbst das Wort und befestigte mich in der geäußerten Ansicht durch präcise Fassung, weitere Ausführung und eingehendere Begründung derselben. Es handelte sich darum festzustellen, daß Sallust's *Catilina* keine politische Tendenzschrift und nach seinem wesentlichen Gehalt von persönlichen Beziehungen und besonderen Motiven des Autors unabhängig sei; daß die wahre Bedeutung des Wertes vielmehr auf dem eigentümlichen Prinzip der historischen Auffassung der aus dem Genius des Römertums hervorgegangenen moralischen Richtung seiner Geschichtsschreibung, und dem darin niedergelegten derselben entsprechenden allgemeinen Ideenkreis beruhe. Bei Gelegenheit der Beschäftigung mit dem *Thesaurus temporum* von Scaliger wandte ich mich mit der Frage an Ranke, ob Mommsen nicht von der Nachwelt diesem werde gleichgestellt werden? „Das glaube ich nicht“, lautete seine Antwort. Gelehrsamkeit und Urteil Mommsen's in der römischen Altertumswissenschaft hielt Ranke sehr hoch. Sein Bestreben wenigstens ging dahin, die Schriften, Abhandlungen und einzelnen Erörterungen Mommsen's in dem auf die römische Geschichte bezüglichen Teile der Weltgeschichte soviel als möglich vollständig und sorgfältig zu benutzen, so oft er sich auch in Bezug auf einzelne Fragen mit ihm in Dissens befand. Den hervorragenden und bleibenden Wert der litterarischen Leistungen Mommsen's setzte Ranke in das Gebiet der historischen Hilfswissenschaften in weiterem Umfang, einschließlich Sprachwissenschaft, Denkmälerkunde, Rechtswissenschaft und auch Texteditionen, aber ausschließlich der Kritik der Überlieferung und der Chronologie. Als eigentlicher Geschichtsschreiber, als mit historisch-politischem Verständnis der Begebenheiten begabt, ist Mommsen von Ranke nicht betrachtet worden, dazu waren die beiderseitigen politischen Ansichten, ihre Auffassungen vom Wesen und dem Beruf der Geschichtsschreibung zu verschieden.

Am letzten Sylvesterabend, den Ranke verlebte hat, dem des Jahres 1885 — ich war der alten Gewohnheit gemäß allein bei ihm, sprach Ranke viel von einem Gelehrten, der bei ihm, freilich nur eine sehr kurze Zeit, Amanuensis gewesen war¹⁾. Er war der Meinung, daß, wenn dieser den Studien über das deutsche Mittelalter, von denen er ausgegangen war, auch ferner obgelegen hätte, er sich nach Waiz, „Waiz nehme ich aus“, die gründlichste und umfassendste Kenntnis desselben erworben haben würde, so daß man ihm an dessen Stelle — „denn die Dinge würden dann ganz anders gekommen sein“ — die Leitung der *Monumenta Germaniae* übertragen haben würde. Statt dessen habe derselbe aber, so äußerte sich Ranke weiter, sich später der Geschichte der

¹⁾ Der baldige Austritt aus dieser Stellung war, wie Ranke nicht zu berichten unterließ, dadurch veranlaßt worden, daß der damals noch junge Mann, im Auftrage seines Lehrers, eines Schülers von Ranke, eine Reise behufs archivalischer Forschungen nach England unternommen hatte.

neuern Zeit und insbesondere der des preussischen Staates zugewandt, wobei er dann für seine litterarische Thätigkeit vorwiegend Themata wählte, die mit den kirchlichen und politischen Konflikten der Gegenwart im engsten Zusammenhange standen, so daß eine einseitige Parteinahme schwer zu vermeiden war; wenn schon dadurch, fuhr Ranke fort, seine Karriere empfindlich beeinträchtigt worden sei, so habe er sich vollends durch die Abfassung einer mancherlei Unrichtigkeiten enthaltenden, zu Angriffen und gegründete Einwendungen vielfach Anlaß gebenden Schrift, durch welche überdies die Gefühle sehr berechtigter Verehrung, die in einer Provinz für einen um sie hochverdienten Mann noch lebendig sind, gröblich und rücksichtslos verletzt würden, für eine ihm daselbst zuge dachte Professur unmöglich gemacht; ihm schien jede Aussicht verschlossen, daß derselbe je zu einer seinen Talenten entsprechenden äußeren Stellung gelangen werde. Ranke ahnte nicht, als er sich in dieser Weise ausließ, daß der Gelehrte, von dem er sprach, mit dem Abschluß einer Publikation beschäftigt war, die demselben eben sowohl die Aufnahme unter die Mitglieder der im preussischen Staat, man darf wohl sagen, im deutschen Reiche angesehensten gelehrten Korporation zur Folge haben, als ihm statt der entgangenen Professur eine andre verschaffen sollte.

An jenem Sylvesterabend lag Ranke sowohl als mir der Gedanke fern, daß er sobald, noch vor Ablauf eines halben Jahres, von hinnen scheiden würde. Die Feier des neunzigsten Geburtstages, der man so lange mit Besorgnis entgegengesehen hatte, schien glücklich überstanden zu sein. Ranke lebte wie sonst, von körperlichen Beschwerden zunächst in keinem außerordentlichen Grade heimgesucht, geistesfrisch und von der Hoffnung erfüllt, die ihrer Natur nach allerdings ohne den Zweifel an ihrer Verwirklichung, wie er sich nicht verbarg, nicht bestehen konnte, die er aber doch eben an jenem Abend noch mit einer gewissen Zuversicht aussprach, das große litterarische Unternehmen, mit dem er zur Zeit beschäftigt war, selbst noch zu vollenden und im Laufe der Jahre, die ihm noch beschieden sein würden, bis zur eigenen Zeit, bis auf die Gegenwart hinabzuführen. Eine andere Schicksalsfügung als die erwartete trat ein. Mitten aus seinem Tagewerk, an dessen Fortgang so weite Kreise den lebhaftesten Anteil nahmen, ward Ranke abgerufen. Sein Lebensausgang war von einem die Katastrophe bezeichnenden Vorkommnis begleitet, das in dem Tode des Kaisers Tiberius, wie derselbe von ihm nach dem glaubwürdigsten Bericht ¹⁾ dargestellt ist, ein Analogon findet; in innerer Erregung, die wohl einem Fieberparoxysmus verwandt war, erhoben sie sich beide, bereits von schwerer Krankheit getroffen, vom Lager; indem die gesunkenen, zur äußersten und seit lange her ungewohnten Anstrengung zusammengerasteten Kräfte dagegen reagierten und sie vollends verließen, fielen sie zu Boden, was eine völlige Zerrüttung des ohnehin geschwächten und gewissermaßen im Absterben begriffenen Organismus zur Folge hatte ²⁾. Auf den Parallelismus der Erscheinung wie

¹⁾ Dem des Rhetors Seneca.

²⁾ Von einem ähnlichen Zufall, jedoch ohne tödlichen Ausgang wurde Alexander von Humboldt, der sich, obwohl in hohem Alter stehend, noch in Kraft und Gesundheit befand und von viel größerer Mäßigkeit war als Ranke in gleichem Lebensalter, im Februar 1887 betroffen.

am Begräbnistage der Hausarzt Ranke's, der verstorbene Sanitätsrat Reiske hin, dem Ranke vor Jahren seine Schilderung von dem Ende des Liberius vorgelesen hatte¹⁾, und dem sie noch in Erinnerung geblieben war. Auch Ranke mag wohl, indem er den Fall, den er gethan, sogleich für ein sehr bedenkliches Symptom seiner Krankheit hielt, an das berührte Vorkommnis und die daran geknüpften Bemerkung seines Arztes gedacht haben.

Der Leib zerfällt in Staub, aber der hohe Name lebt fort, und die litterarischen Denkmale großer Geister sind dauernder als Gebilde von Künstlers Hand.



Naturwissenschaftliche Revue.

Vererbungsgeetze und ihre Anwendung auf den Menschen. — Die natürliche Auslese beim Menschen. — Aus Natur- und Menschenleben. — Der Hypnotismus. — Klima Europas in der Diluvialzeit. — Schutzmittel der Pflanzen. — Regenfall und Blattform. — Pilzgärten der Ameisen. — Eisene Stolithen bei Krebsen. — Elektropotismus und Chemotropismus. — Ammonialgärung der Erde. — Blätter als Viehfutter. — Handwörterbuch der Chemie. — Handbuch der Physik. — Lehre von der Electricität. — Trennung eines Gemenges verdünnter Base durch elektrische Ladungen. — Bestätigung der Vokaltheorie von Helmholtz durch den Phonographen. — Schwere des Aethers. — Triflerende Wolken. — Kometen und Meteore. — Neuer Stern im Fuhrmann. — Entstehung der Doppelsterne.

Die Frage, ob die natürliche Auslese auch jetzt noch auf den menschlichen Körper wirkt, oder ob sie sich bei dem ganz auf das geistige Gebiet zurückgezogen habe, also nur noch das Gehirn Weiterbildungen unterworfen sei, ist verschiedentlich beantwortet worden. Genaue Beobachtungen der neueren Zeit haben aber diese Auslese auch noch beim Körper wirksam gefunden. Die heutige Revue hat über zwei hierüber handelnde Arbeiten zu berichten, die eine von Buchmann, die andre von Annun.

Buchmann²⁾ prüft zunächst, ob die Vererbungsgeetze, wie sie sich aus der Beobachtung des Stammes der Ammoniten ergeben haben, auch für den Menschen gelten, und stellt dann, nachdem er diese Frage bejaht hat, die Entwickelungsgeschichte des Menschen dar. Sehr gründlich geht er dabei nicht zu Werke. Wegen einiger äußeren Merkmale findet er den Kapuzineraffen als den menschenähnlichsten und läßt die Voreltern des Menschen sich von den Bäumen auf die Erde begeben, ohne zu erklären, was sie dazu trieb und wie es kommt, daß die hintere Hand der Affen ein fortgebildeter Fuß, aber der Fuß des Menschen nicht eine rückgebildete Hand ist. Die so äußerst wichtige und lehrreiche Thatsache, daß die Entwickelung des Einzelwesens die Entwickelung des ganzen Stammes in gedrängter Form wiederholt, benutzt Buchmann sodann, um jede Bewegung, die ein Säugling ausführt, jede Gewohnheit, die ältere Kinder haben, auf Gewohnheiten der Affen zurückzuführen. Sogar die Neigung des Treppenkletterers soll von diesen Voreltern stammen. Da man nie gehört hat, daß ganz kleine Kinder Bäume zu ersteigen lieben, so dürfte für jene Neigung der Nachahmungstrieb, den Affe und Mensch wohl dem gemeinsamen Stammvater verdanken, verantwortlich zu machen sein. Sogar die Wiege- und die Schlaflieder der Mutter deuten dem Verfasser auf jene fingierten Vorfahren. Mit eben solcher Leichtfertigkeit deutet er sich die Zukunft des Menschengeschlechtes an. Es wird ein zahlloses Geschlecht mit sehr langen Nasen demmaleinst den Namen Mensch führen. Aber die europaischen Rassen werden dann verschwunden sein, eine von der Kultur unberührt gebliebene Rasse wird ihre Stelle ersetzt haben. Einstweilen können wir es indeffen noch abwarten; aber es ist mißlich,

¹⁾ Weltgeschichte II, 1, 84.

²⁾ Buchmann, Vererbungsgeetze und ihre Anwendung auf den Menschen. Darwinistische Schriften. 1. Folge. Bd. 18. Leipzig. Ernst Günther.

daß, wie sich jetzt einmal die irdischen Verhältnisse entwickeln, beim Aussterben des letzten Europäers schwerlich ein Volk vorhanden sein wird, welches von der Natur noch nicht ausgiebig belect worden wäre.

Viel gründlicher geht Ammon¹⁾ bei Bearbeitung derselben Frage zu Werke, die er mittelst anthropologischer Untersuchung der Wehrpflichtigen und in beschränkterem Maße der Schulfinder verschiedener Teile und Städte des Großherzogtums Baden unternimmt. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen zwingen zu der Annahme einer im wesentlichen aus zwei Bestandteilen gemischten Bevölkerung, deren einer langsam aufgezehrt wird, während sich der andre mehr und mehr ausbreitet. Jener hat lange Schädel, hohen Wuchs, helle Haut, blonde Haare und blaue Augen, dieser ist dunkler pigmentiert, dunkelhaarig und dunkeläugig, klein von Wuchs und kurz von Schädel. In jenen sieht Ammon die Arier, die er nach der Eiszeit in Schweden entdecken läßt, von wo sie ihre Eroberungszüge, die die Geschichte der Völkerwanderung füllen, unternahmen. Sie trafen eine ursprünglich aus Asien eingewanderte Bevölkerung, die sie unterwarfen und mit der sie sich im Laufe der Zeit mehr oder weniger mischten. Aber das ideale Streben haben die Langköpfe behalten. Es treibt sie in die Städte, wo sie, und zumal in den oberen Ständen, überwiegen. Die Rundköpfe nehmen an diesem Zug wohl Teil, kommen aber in den Städten in geringerer Zahl empor. Mit größerer Ausdauer ausgerüstet, sind sie geschickter zum Erwerben. Während sie so in die Lage kommen zu beharren und sich auszubreiten, werden die Langköpfe immer mehr und mehr durch ihren Bernf aufgebraucht, wie es in früheren Jahrhunderten bereits die Kriege besorgten, welche sie, die Freien, führten, während jene, die Unfreien, in Frieden blieben. Dabei kommen sie später zur Ehe und vermehren sich auch aus andern Gründen langsamer. So wird das vorwiegend ariische Element langsam mehr und mehr ausgemerzt, die begeisterungsunfähige Eigenliebe wird mehr und mehr die herrschende Lebensanschauung. Sieht man, wie in Kunst und Leben sich eine Richtung immer mehr breit macht, die, wie jene den Verfall des Griechentums besiegelnde Strepis, nur das eigene Ich zum Maßstab aller Dinge macht, dann taucht die Sorge auf, daß jener Prozeß schon recht weit gediehen sei, daß bei der großen Kultur Aufgabe, die den germanischen Völkern, den Ariern, in der Geschichte zugefallen sind, das Wort Platen's:

„Ich sah die Völker alle als einen großen Leib,
Den Deutschen als ihr Leben, er opfert sich der Welt.“

nur zu wahr geworden sei. Aber über alle andern deutschen Stämme stehen die Untersuchungen noch aus, und andererseits zeigt die deutsche Geschichte zu öfteren Malen Niedergang mit wiederfolgendem Aufschwung, so daß wir einstweilen doch noch auf eine germanische Zukunft hoffen dürfen. Gegen die sozialistischen Ideen spricht der empirische Befund Ammon's geradezu, andererseits mahnt er, was schon lange Gustav Freytag that, zur Pflege unseres Bauernstandes, als desjenigen Bodens, aus dem die Gebildeten unseres Volkes sich immer wieder erneuern müssen, dessen Rundköpfigkeit in Folge der geschichtlichen Vorgänge freilich auch immer mehr zunimmt.

Die Sprache, das, was den Menschen eigentlich zum Menschen macht, hat schon vor Jahren Jäger²⁾ aus Empfindungs- oder Ahnlauten zu entwickeln gesucht. Des Menschen aufrechter Gang, der die Zungen in die Lage setzt, ohne durch Stöße bei Bewegungen beeinträchtigt zu werden, den zum Singen und Sprechen nötigen Wind zu geben, hat im Gegensatz zu den höheren Tieren seine Sprache ermöglicht. Jäger's gesammelte Schriften kommen unter dem Titel: *Aus Natur- und Menschenleben* wieder neu heraus. Außer der Arbeit über den Ursprung der Sprache enthält die bis jetzt vorliegende 1. Lieferung noch die Abhandlung über das Nordpolarland.

Daß Jäger's Anschauungen vor den Propheten des Hypnotismus Gnade finden, beweist die neue Darstellung dieser „verlauteten“ Lehre durch Schmidkunz³⁾. Neu ist das Motto der

¹⁾ Ammon, die natürliche Anleise beim Menschen. Auf Grund der anthropologischen Untersuchungen der Wehrpflichtigen in Baden und andern Materialien. Zeua, G. Fischer.

²⁾ Jäger, *Aus Natur- und Menschenleben*. 1. Lieferung. Leipzig. Günther's Verlag.

³⁾ Schmidkunz, *Der Hypnotismus in gemeinschaftlicher Darstellung*. Stuttgart. Zimmer's Verlag, (C. E. Mohrmann.)

Schrift, das als Suggestion, also in der Hypnose erteilter Befehl, auftritt: „Du wirst dies Buch lesen, auch wenn du dich dagegen sträubst, und je mehr du dich dagegen sträubst, desto rascher wirst du dem Bann verfallen sein.“ Da dies also unabänderlich ist, so wirst du, verehrter Leser, in bald launiger, bald gezwungener und an kühnen Neubildungen reicher Sprache die alten Geschichten hören von dem wissenschaftlichen Charakter des Hypnotismus, der einer endlichen Anerkennung sicher ist, wenn auch zur Zeit noch heimlich ein Gutachten abgegeben hat, welches „Mitleid erregt“, sich ihm gegenüber der „vielberufenen“ Wundt als „unverfrorener Thatsachenfälscher“ heranstellt, während ihm „die katholische Kirche, die den Fehler der Aufklärung, außergewöhnliche Erscheinungen einfach zu leugnen, nicht zu teilen pflegt, nicht feindlich entgegen tritt.“ Und doch lehrt dem Unbefangenen der interessante geschichtliche Teil der Schrift, daß die Aussicht auf Anerkennung des Hypnotismus als wissenschaftlich berechtigt im Laufe der Zeiten eher immer geringer geworden ist.

Die neuerdings immer mehr Anhänger gewinnende Annahme von der nordeuropäischen Abkunft der Arier läßt alle Thatsachen besonders wichtig erscheinen, welche geeignet sind, das Klima unseres Welttheiles in der Diluvialzeit zu bestimmen. Funde fossiler Pflanzen, die bei Höttingen gemacht sind, haben von Wettstein¹⁾ in den Stand gesetzt nachzuweisen, daß wenigstens während eines Theiles dieses Zeitraumes das Klima der Alpen milder war als jetzt und dem des pontischen Gebietes nahe kam. Es ist die Zeit zwischen beiden Eiszeiten, die auch die aquilonare genannt wird, die Zeit, wo ein großer Teil Deutschlands Steppe war.

Namentlich Änderungen des Klimas sind es gewesen, welche die natürliche Anleihe bewirkten, deren Endergebnisse die jetzt lebenden Pflanzen- und Tierformen sind. Aber auch anderes wirkte mit, so namentlich die Notwendigkeit, sich gegen Feinde zu schützen. Als solche Schutzmittel hatte Stahl gewisse Stoffe des Pflanzenkörpers, wie Gerbstoffe, Klee-säure u. a. nachgewiesen, und es sind namentlich die Schnecken, vor deren gierigem Zahn der zarte Pflanzenleib sich schützen muß. Da ist nun freilich alles auf's beste bestellt; wo mechanische Schutzmittel, borstige Haare oder dergl. fehlen, da treten ersetzend chemische ein. Und auch diese ersetzen sich wieder untereinander. Denn wie Gieser²⁾ nachgewiesen hat, enthalten Sauerampfer oder Sauerflie die Wurzeln und die jungen Organe keine Klee-säure, wohl aber Gerbstoff, der sie ebenfalls den Schnecken ungenießbar macht, die ältern erst die Säure, die den Pflanzen noch den Vorteil bietet, daß sie das Wasser des Gewebes an allzu starkem Verdunsten durch Transpiration hindert. Ein anderes Beispiel von Anpassung der Pflanzen liefert Stahl³⁾ in dem Nachweis des Zusammenhanges zwischen Regenfall und Blattgestalt. Alle Blätter, deren Oberfläche leicht benetzbar ist, endigen in eine lange Spitze, eine Tränfelspitze, von der die Feuchtigkeit leicht ablaufen kann. Ist die Spitze abgenommen, so trocknet ein solches Blatt viel langsamer, und dadurch ist rasche Transpiration verhindert. Namentlich die Pflanzen der Tropen weisen gut wirkende Tränfelspitzen auf. Bei unsern heimischen Pflanzen kommen sie auch vor, insbesondere bei Pflanzen, die an feuchten Orten wachsen. Die Gestalt anderer Blätter leitet dagegen das Wasser zur Wurzel hin, und diesem Zweck dienen auch Vorrichtungen, wie die zweizeilige Behaarung des Stengels des gewöhnlichen Ehrenpreiße.

Neben den Schnecken sind es namentlich verschiedene Arten von Ameisen, vor denen sich Pflanzen schützen müssen, vor allen andern die Blattschneiderameisen, welche runde Stücke aus den Blättern herauszuschneiden und in ihre Bauen tragen. Man wußte lange nicht, was sie damit machten, denn in ihren Bauen fand man keine Blattreste, bis Velt die Ansicht aussprach, daß sie die Blattstücke benutzen, um Pilze darauf zu züchten, von denen sie sich nähren. Diese Ansicht ist neuerdings von Möller⁴⁾ bestätigt worden, der die Pilzgärten dieser Ameisen genau studiert hat. Die Ameisen zerbeißen und kneten die Theilchen der eingetragenen Blatt-

¹⁾ v. Wettstein, Die fossile Flora der Höttinger Breccie. Deutsch. der mathem.-naturw. Klasse der Wiener Acad. d. W. 1892. Bd. LIX. Nach Naturw. Rundsch. 1893, 173.

²⁾ Gieser, Zen. Zeitschr. für Naturwissenschaften. 1892. S. 344.

³⁾ Stahl, Annales du Jardin bot. de Buitonzorg 1893. Nach Naturw. Rundschau 1893, 421.

⁴⁾ Möller, die Pilzgärten einiger südamerikanischer Ameisen. Schimper's botan. Mittel. aus den Tropen, nach Naturw. Rundschau 1893, 405.

stücke zu Klumpchen, in die die Fäden eines Pilzes eindringen, welcher als weiche, grauflöckige Masse die Nester füllt. Gewisse an den Fäden sich bildende Verdickungen, die „Kohlrabihäufchen“ sind es dann, welche den Ameisen zur Speise dienen. Andre Arten verfahren ähnlich, nur legen sie ihre Pilzgärten auf Nesten von Holzfasern an.

Daß die Ameisen, wie alle andern Insekten, auch Sinneswerkzeuge besitzen, die sich von denen der höheren Tiere wesentlich unterscheiden, ist eine bekannte Sache. Ähnlich verhält es sich mit den an den Beinen befindlichen Organen der Krebse, die man als Ohren deutete; dann aber vermutete man, sie seien Organe für die Wahrnehmung der Lage, namentlich der senkrechten Lage des sie besitzenden Körpers. Da die Krebse nach jeder Häutung das sogenannte Ohr, eine mit Härchen versehene Vertiefung, mit einem Steinchen, dem Otolithen, versehen, so brachte Kreidl¹⁾ ein solches Tier dazu, reine Eisenteilchen als Otolithen zu nehmen. Wurde diesen mit dem Magnet Bewegung erteilt, so bewegten sich die Tiere im entgegengesetzten Sinne. Der bei schiefer Lage auf eine Seite drückende Otolith veranlaßt sie unter gewöhnlichen Verhältnissen somit in die schiefe Lage zurückzukommen.

Auch andre Agentien vermögen richtend auf die Tiere einzuwirken, so der elektrische Strom. Blasius und Schweizer²⁾ haben diesen Elektrotropismus bei Fischen untersucht und gefunden, daß sich die Fische immer mit dem Kopf in die Richtung nach dem positiven Pole stellen, und wenn der Strom stark genug ist, durch ihn eingeschläfert, ja betäubt werden können. Dasselbe trat auch bei andern Tieren ein. In Übereinstimmung mit Beobachtungen, die man an menschlichen Nerven gemacht hat, wirkt der absteigende Strom beruhigend, der aufsteigende erregend. In ähnlicher Weise läßt sich, wie Pfeffer³⁾ nachwies, von Chemotropischen Bewegungen von Pflanzen, namentlich von Pilzfäden, reden, die durch die Salze der Phosphorsäure oder des Ammoniums z. B. angezogen werden, durch andre Stoffe, wie Nitrate und Chloride von Kalium und Natrium dagegen nicht, obwohl die letzteren Bakterien anziehen. Andre Stoffe rufen sogar Abstoßung hervor. Auch die Pollenschläuche lassen sich durch chemische Reizstoffe, namentlich Zucker, beeinflussen, und so hat der Chemotropismus für die Befruchtung der Pflanzen wahrscheinlich eine wichtige, wenn auch nicht ausschließliche Bedeutung.

Wie wichtig die Wirksamkeit der Mikroben für die Einleitung chemischer Prozesse ist, hatten wir mehrfach Gelegenheit zu betrachten. Neuerdings haben Münz und Coudon⁴⁾ nachgewiesen, daß die Ammoniakbildung im Boden nur bei Anwesenheit von solchen kleinsten Organismen stattfindet, und zwar sind es die verschiedensten Arten, die diese Thätigkeit entfalten.

Des öfteren haben wir auseinandergesetzt, daß auch sie es sind, welche die Leguminosen in den Stand setzen, den Stickstoff der Luft aufzunehmen und somit auch auf magerstem Boden reiche Ernte zu geben. Daß dies namentlich auch bei der Robinie der Fall ist, und die Blätter dieses Baumes ein vorzügliches Nahrungsmittel für das Vieh liefern, hat Girard⁵⁾ dargethan. Aber auch die Blätter anderer Bäume würden sich dazu eignen, und man hat in Jahren, in denen das Futter mangelt, wie auch in dem laufenden, längst zu diesem Auskunftsmitel gegriffen. Größeren Vorteil hätte man, wenn man den Anbau der Robinien, deren Holz zudem für Weinbergspfähle überaus gesucht ist, systematisch betrieb.

Zudem wir nun auf das Gebiet der Chemie übertreten, haben wir des Handwörterbuchs⁶⁾ dieser Wissenschaft zu gedenken, von dem drei neue Lieferungen (54 bis 56) vorliegen, von Sprengstoffen bis Sulfosäuren reichend. Bei den Sprengstoffen fesseln hauptsächlich das Pulver und die Dynamite. Ihnen folgt die Besprechung der 1681 von

¹⁾ Kreidl, Funktion des Labyrinthes. Wiener akadem. Anzeiger 1893, S. 6.

²⁾ Blasius und Schweizer, Elektrotropismus und verwandte Erscheinungen. Pfäfers Archiv für Physiologie L. III., S. 493.

³⁾ Pfeffer, über die chemotropischen Bewegungen von Pilzfäden. Berichte der Gesellschaft d. Wissensch. zu Leipzig, nach Naturw. Rundschau 1893, S. 341.

⁴⁾ Münz und Coudon, die Ammoniakgärung der Erde. Compt. rend. CXVI., S. 395.

⁵⁾ Girard, Verwendung der Baumblätter zur Ernährung des Viehes. Ann. Astronom. XVIII. Nach Naturw. Rundschau 1893, S. 32^a.

⁶⁾ Breslau, C. Trevesbdt.

Becher zuerst hergestellten Steinkohlentheere, deren Verwendung zu Dachpappe, Farbstoffen, Pech, Carbonsäure, Coaks u. eine ausgedehnte ist. Auch der Stickstoff, mit Ammoniak und Salpetersäure, das dem Strontianit, einem bei dem Bergdorfe Strontian gefundenen Minerale, entstammende Strontium sind Gegenstände interessanter Darstellungen. Außerdem enthalten diese Lieferungen eine zu dem Artikel Spectralanalyse gehörende Farbentafel.

Von dem Handbuch der Physik¹⁾ liegen ebenfalls drei (13–15) neue Lieferungen vor, welche die Optik weiterführen. Sie enthalten die Fortsetzung der vortrefflichen Arbeiten Czapski's über optische Bilder, Linsen, Prismen und optische Instrumente, welche die einschlägigen Probleme in einer Allgemeinheit lösen, wie sie bisher noch nicht erreicht war. Ihnen schließen sich als weitere Artikel an: die Bestimmung des Brechungsvermögens des Körper und seine Abhängigkeit von verschiedenen Umständen von Pulfrich, die astronomische Strahlenbrechung von Straubel, die Scintillation von Erner, die Spectralanalyse von Kayser und die Photometrie von Brodhun.

So große Hoffnungen man nun auch auf das Handbuch zu setzen berechtigt ist, bewähren muß es sich doch erst noch. Dieses Stadium hat G. Wiedemann's²⁾ Lehre von der Electricität bereits hinter sich, da das Erscheinen der 2. Auflage des großen Werkes bereits begonnen hat, von der bis jetzt der 1. Band vorliegt. Die übliche historische Einleitung giebt in chronologischer Zusammenstellung die hergebrachten Meinungen, die freilich, wie das große Verdienst Guericke's um die Electricitätslehre, welches seine Zeitgenossen nur nicht verstanden haben sollen, nicht immer haltbar sind. Dem übrigen Inhalt sind dagegen solche Vorwürfe durchaus nicht zu machen. Der Besprechung der Electricität und der Gesetze der elektrostatistischen Wechselwirkung folgt die der Grundgesetze des galvanischen Stromes und vor allen des Ohm'schen Gesetzes mit seinen Folgerungen. Daran schließt sich die Schilderung der galvanischen Elemente und der Elektrifiziermaschinen. Das Buch ist zugleich die 4. Auflage der Lehre vom Galvanismus desselben Verfassers. Während jenes in drei Bänden erschien, ist das abgehandelte Gebiet so angewachsen, daß diese neue Auflage auf fünf Bände berechnet ist.

Aber auch über neue Arbeiten aus dem Bereiche der Electricitätslehre ist zu berichten. Nachdem Baly³⁾ gefunden, daß sich ein Gemenge verdünnter Gase unter dem Einfluß elektrischer Entladungen trennen, ja sichten läßt, hat J. J. Thomson⁴⁾ die bei der Elektrolyse der Dämpfe stattfindenden Verhältnisse näher studiert. Dieselben erwiesen sich als sehr zusammengesetzter Natur, da Wasserstoff und Sauerstoff bald an der einen, bald an der andern Elektrode erschienen, konnten aber durch die Annahme erklärt werden, daß bei kurzen Entladungsfunken die Wassertheilchen auf dem Wege der Entladung in ihre Bestandteile zerlegt werden, während bei den längeren Funken der Ausgleich der Electricitäten durch den Dampf vor sich geht.

Die neuesten Fortschritte der Elektrotechnik haben uns übrigens in den Stand gesetzt, auch alten physikalischen Besitzstand auf seine Richtigkeit zu prüfen. Mittelst des neuen Edison'schen Phonographen haben Groß und Wendell⁵⁾ die Richtigkeit der von Helmholtz aufgestellten Vokaltheorie bestätigt. Nach der letzteren ist ein Vokal durch die mit ihm zugleich erklingenden höheren Töne gegeben, die sich von den Obertönen dadurch unterscheiden, daß ihre Höhe eine ganz bestimmte ist. Bei dem Phonographen werden nun durch die Schwingungen Eindrücke in einen mit Wachs überzogenen Cylinder gemacht. Die Höhe der Obertöne hängt dann bei der Reproduktion, von der Geschwindigkeit, mit der der Phonograph gedreht wird, ab. Einen bei bestimmter Drehungsgeschwindigkeit in den Schalltrichter gesungenen Vokal muß also der

¹⁾ Breslau, G. Trevendt.

²⁾ Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn.

³⁾ Baly, Trennung und Schichtung verdünnter Gase unter dem Einfluß elektrischer Entladungen. Philos. Magaz XXXV., S. 200, nach Natur. Kundsch. 1893, S. 318.

⁴⁾ Thomson, die Elektrolyse des Dampfes. Proceed. of the Roy. society I. III., S. 90, nach Naturw. Kundsch., 1893, 429.

⁵⁾ Groß und Wendell, Proceed. of the Americ. Acad. of Arts Sciences XXVII., S. 271. nach Naturw. Kundsch., 1893, S. 428.

Rhönograph bei rascherer Drehung als einen andern zurückgeben, was die Beobachtung in der That bestätigte.

Seit das Wesen der Electricität auf Ätherschwingungen zurückgeführt worden ist, sind für jene alle auf diesen bezüglichen Fragen von großer Wichtigkeit geworden, namentlich auch die, ob der Äther das Gewicht von Körpern vermehren kann, mit denen er sich verbindet oder die er in verdichteten Hüllen umgiebt. Würde behandelnden Falls daraus eines Theils abzuleiten sein, daß der Äther schwer ist, so würde andererseits die Annahme Prout's, daß die Atomgewichte der Elemente Vielfache von denen des Wasserstoffs seien, welche die genauesten Bestimmungen dieser Gewichte als nicht zutreffend ergeben haben, doch noch richtig sein können. Die beobachteten Abweichungen könnten in dem abgegebenen oder aufgenommenen Äther ihren Grund haben, und so wäre es möglich, daß nach und vor einem chemischen Prozeß die ihn bildenden Körper eine Gewichtsverschiedenheit zeigten. Eine solche war bei früheren Versuchen nicht zu bemerken gewesen. Bei einer Anzahl von (Lambolt¹⁾ über diesen Gegenstand angestellten Versuchen war ebenfowenig eine Änderung zu beobachten, wohl aber ergab sie sich bei Prozeßen, bei denen als Endergebnis Silber und Zink austraten. Die beobachteten Gewichtsänderungen waren jedesmal Abnahmen und überstiegen die Beobachtungsfehler um ein bedeutendes. Aber die Werte selbst waren so klein, daß die bisherigen Versuche noch nicht zur endgültigen Feststellung des Gewichtes des Äthers hinreichen.

Ebenso unanfgelärt ist noch die Frage nach den irisierenden Wolken, auf welche Moh²⁾ aufmerksam gemacht hat. Ich habe solche in großer Farbenpracht in der Nähe der See, nicht selten aber auch, jedoch nur mit roten und grünen Partien und Streifen, im Binnenlande beobachtet, und die Seltenheit ihres Auftretens in Christiania ist deshalb überraschend. Man sieht sie jedoch viel weniger, als sie auftreten, da sie meist an blendend hellen Stellen des Himmels sich befinden, die Wolke neben besonderer Beschaffenheit auch eine bestimmte Stellung zur Sonne und dem Auge haben muß, wenn die Farben erscheinen sollen. Daß es Interferenzfarben sind, ist wohl nicht zweifelhaft, wie die Interferenz aber zu stande kommt, um so mehr. Nach Moh³⁾ sollen solche Wolken in enormen Höhen schweben, bis zu 150 km. Diese Zahl dürfte indessen gewöhnlich viel zu hoch gegriffen sein, da man die farbigen Wolken oft verhältnismäßig rasch ziehen sieht.

Zu übrigen sind das Höhen, in welchen bereits die Meteore unsre Atmosphäre durchziehen, um wieder in das Weltall zu entleiten. Daß sie mit den Kometen in engstem Zusammenhange stehen, ist dem Leser dieser Revuen wohlbekannt. Nun hat Berberich³⁾ in zwei Aufsätzen darauf aufmerksam gemacht, daß das Kennzeichen, welches man früher als das allein maßgebende für die Identifizierung zweier Kometen ansah, daß ihre Bahnen dieselben sind, keineswegs stichhaltig ist. Denn abgesehen davon, daß meistens mehrere Kometen in denselben Bahnen sich bewegen, so kommen sie zu leicht bei ihrer Annäherung zur Sonne dem einen der größeren Planeten zu nahe und werden dann in ganz neue Bahnen gelenkt, in denen sie aber selten verbleiben, da auf ihrem Rückweg leicht eine weitere Ablenkung erfolgt. Da man nun ferner die Teilung von Kometen, namentlich auch in der Nähe der Sonne beobachtet hat und die Teile verschiedene Geschwindigkeiten annehmen sah, die im weiteren Verlauf durch Störungen von Planeten, ja möglicherweise sogar durch einen der nächsten Fixsterne würde geändert werden können, so ist die von Bredichin ausgesprochene Ansicht, daß alle periodischen Kometen von einigen Kriesenkometen abstammen, eine sehr mögliche. Da aber die Kometen sich in Sternschnuppenwärme auflösen, so gilt für diese daselbe, und so ist die Ursache, daß der Sternschnuppenfall, den der Biela'sche Komet alle 7 Jahre am 27. November brachte, sich nun auf den 23. und 24. November verlegt hat, in einer Störung durch Jupiter zu suchen. Wäre die Störung nicht in der Sonnenferne eingetreten, wo die einzelnen Körperchen des Schwarmes

¹⁾ Lambolt, Untersuchungen über etwaige Änderungen des Gesamtgewichtes sich umgebender Körper. Berliner Sitzungsbericht 1893, S. 301.

²⁾ Moh. Irisierende Wolken. Meteorologische Zeitschrift X., S. 81.

³⁾ Berberich, die Biela'sternschnuppen vom 23. November 1892 und über Kometengruppen: Naturwissenschaftliche Rundschau. 1893, S. 169 u. 221.

viel mehr wie sonst zusammengebrängt sind, so hätte sie die Auflösung in hohem Grade beschleunigen müssen. Die Entstehung der Meteorite erklärt Daubron¹⁾ gestützt auf Versuche Menier's und die Untersuchung von Meteoriten durch direkten Niederschlag aus Dämpfen.

Die Ansichten über den neuen Stern, der voriges Frühjahr im Sternbilde des Fuhrmanns erschienen war, haben sich soweit geklärt, daß man auf die Beobachtung seines Spektrums hin sein Erscheinen nunmehr auf einen aus seinem Abkühlungsprozeß entspringenden Ausbruch glühender Gase mit ziemlicher Sicherheit zurückführt. Das Spektrum gleicht übrigens den Spektren von etwa 30 andern Sternen, welche sämtlich in der Nähe der Mittellinie der Milchstraße stehen. Man wird diese also zusammenfassen müssen und annehmen dürfen, daß sie in ähnlicher Weise entstanden sind wie der in Rede stehende in unsrer Zeit²⁾.

Schließlich sei noch der Versuch erwähnt, den Seel³⁾ zur Erklärung der Entstehung der Doppelsterne aus einer Nebelmasse macht. Aus einer solchen bildete sich nach Kant's Ansicht unser Planetensystem durch Rotation und Verdichtung, indem die Nebelmasse sich zunächst abplattete und dann an Stellen, wo die zum Mittelpunkt ziehende Kraft der Centrifugalkraft gleich war, Ringe zurückließ, die sich zu den Planeten zusammenballten. Ebenso gut wie diese Ringe entstanden, konnte sich aber bei zunehmender Rotationsgeschwindigkeit auch ein Teil der Masse erheben und sich schließlich, eine zweite Sonne bildend, ablösen. Beide Weltkörper gerieten infolge ihrer fortschreitenden Abkühlung anfangs in raschere, dann aber durch Wirkung der Gezeiten in langsamere Bewegung, bis sie in den jetzigen Gleichgewichtszustand gelangten. Ob man nun bei Gasgeln eine solche Wirkung der Gezeiten wird annehmen dürfen, ist zum mindesten fraglich. Ebenso wird man es dahin gestellt lassen müssen, ob es gelingt, die übrigen der neuen Annahme entgegen stehenden Schwierigkeiten zu heben.

1) Daubron Compt. Rend. CXVI. 5, S. 345.

2) Verberich und Huggins. Naturw. Rundschau 1893, S. 307 u. 389.

3) Seel, Die Entwicklung der Doppelsternsysteme, Dissertation. Nach naturw. Rundschau 1893, S. 285.



Litterarische Berichte.

Der Sprachwart. — **Ridicula.** 2 neue Bücher von Theodor von Sosnosky. Breslau 1894. Verlag von Eduard Trewendt.

Theodor von Sosnosky hat seinen 1890 erschienenen „Sprachsünden, Blütenlese aus der modernen deutschen Erzählungslitteratur“ ein mehr wissenschaftliches Werk auf dem Gebiete der seit einiger Zeit so lebhaft behandelten deutschen Sprachreform folgen lassen: **Der Sprachwart.** Sprachregeln und Sprachsünden als Beiträge zur deutschen Grammatik und Stilistik. Alle, die Liebe und Interesse für die deutsche Sprache haben, werden dem Buche Sosnosky's die weiteste Verbreitung in den Kreisen derer wünschen, die öffentlich sprechen, für die Öffentlichkeit arbeiten und namentlich die deutsche Sprache lehren. Die Lehrer der deutschen Sprache an unsern höheren Schulen sind in erster Linie dazu berufen, gegen die herrschende Sprachverderbung anzukämpfen; ihren Schülern muß der richtige Gebrauch der Muttersprache durch gediegene Unterricht so in Fleisch und Blut übergegangen sein, daß bei ihnen die

zahllosen Nachlässigkeiten und Fehler im Gebrauch der deutschen Sprache, denen wir heute bei der Lektüre auf Schritt und Tritt begegnen, gar nicht mehr vorkommen können. So lange diesem Zweige des Unterrichts von den Schulbehörden nicht weit größerer Wert beigelegt wird, so lange besonders die Vorbereitung der Lehrer auf ihren Beruf nicht noch vielfach verbessert wird: so lange werden die Warnungen und Entdeckungen und Vorschläge der Wustmann und Sosnosky und Erbe und wie sie alle heißen nicht den wünschenswerten Erfolg haben. Wer das bestätigt sehen will, der prüfe einmal die fortigierten Aufsätze in unsern höheren Schulen daraufhin, wie viele grammatische und stilistische Fehler, große und kleine, unbeobachtet und unverbessert stehen geblieben sind. Wer aber auf der Stufe nicht richtig sprechen und schreiben lernt, der lernt's überhaupt nicht, und auch die besten oder bestgemeinten Lehrbücher und Streifchriften werden keinen Eindruck auf ihn machen, falls er sie überhaupt mal in die Hand nimmt. Sosnosky's „Sprachwart“ ist mit Fleiß und Sachkenntnis geschrieben; die Lektüre ist anregend,

der Verfasser befeißigt sich einer objectiven und maßvollen Sprache — einzelne wohl-berechtigte Ausnahmen abgerechnet — und steht deshalb in einem ästhetischen Gegensatz zu Gustav Wustmann, der, getrieben von einem übersein entwickelten Sprachgefühl, in seinem bekannten Buche „Anerkennung Sprachdummheiten“ und mehr noch in den fortgesetzten Veröffentlichungen in den „Grenzboten“ mit seinen Angriffen oft zu weit geht und sich wegen seines Zelotismus schon viele Reprimanden gefallen lassen mußte. — Da Sośnosky sein Werk ebenso sehr für den gebildeten Laien als für den Sprachkennner geschrieben hat, so hätten vielleicht Sätze vermieden werden sollen wie der folgende: „Die Verführung durch den propositionalen Infinitiv darf nur dann eintreten, wenn das Subjekt des Nebensatzes als Dativ- oder Accusativ-Objekt vorkommt, doch gilt dies nur von Objectivätzen.“ Ohne zugegebenes Beispiel dürfte diese Regel nur dem grammatisch festesten Sachmann deutlich sein; und doch besagt sie nur, daß es ebenso zulässig ist zu sagen: „Ich befahl ihm zu schweigen“ wie: „daß er schweigen sollte“. — Weitere Einzelheiten sind in einer kurzen Besprechung des Buches in der „Deutschen Revue“ nicht am Platze, sondern gehören in eine Fachzeitschrift. Eine besondere Würze erhält der „Sprachwart“ durch zahlreiche Citate, die der Verfasser der Erzählungs-Litteratur entnommen hat; sie finden sich übrigens zum großen Teil bereits in den „Sprachjüden“. Manchmal weiß man nicht, ob man sich über die Sucht der Schriftsteller, immer neues, originelles, ungewöhnliches in Stil und Darstellung zu liefern, erheitern, oder ob man sich darüber ärgern soll, wie diese Herren unsere schöne deutsche Sprache mißhandeln; die aus den Werken der „Jünglingsdeutschen“, eines Bahr, Fleibren, Conradt u. a. angeführten Stilproben erwecken bei uns Mitleid für Herrn von Sośnosky, dessen Berufspflicht ihn veranlaßt, solches Gefasel zu lesen. — Gleichzeitig mit dem schweren wissenschaftlichen Frachtwagen hat Th. von Sośnosky noch ein leichtes, lustiges Schubkärrchen in die Welt geschickt unter dem Titel: *Ridicula*. In dem Buche zeigt sich der Verfasser als geistvoller, witziger Genilletonist, dessen Plaudereien der Leser sich mit vielem Vergnügen gefallen läßt. Es enthält literarische Lächerlichkeiten in vier Abschnitten, von denen zwei („Stereotypen“ und „Der Romannenich“) die in der Erzählungslitteratur häufig wiederkehrenden Typen schildern, einer („Im holden Wahnsinn“) eine Auslese blühenden Unsinns aus modernen Romanen u. d. bietet, und deren vierter unter dem Titel „Briefkastenpoesie“ eine redactionelle Besprechung

beigefügt ist. Die Briefkastenpoesie ist drei in Wien existierenden Zeitschriften entnommen; dem Leser kommt bald der Gedanke, daß die Gedichte nicht immer den Köpfen von Dichtlingen entsaumen, die ihr Werk gern einmal geduldet lesen wollten, sondern daß gewandte Redakteure (unter ihnen wohl der Herausgeber selbst) sie künstlich erzeugt haben, um ihre witzigen oder satirischen Besprechungen daran anzuknüpfen. Wir können es uns nicht ver-sagen, ein besonders komisches Beispiel anzuführen. Angeblich hat ein Herr Zdenko v. in Przemysl die „Geschichte von Othello und der Desdemona zu einer Ballade verarbeitet“ der Redaction eingesandt; nach Hervorhebung der hauptsächlichsten Schönheiten wird dem unglücklichen Kolen, der des Deutschen nicht ganz mächtig ist, im Anschluß an die Sprache des Gedichts folgendermaßen heimgeleuchtet: „Geehrter Herr! Dem Gedichte hätte, ohne Zweifel sehr schön gewesen. Aber den deutschen Sprachen ist doch keinem so leichtem Sachen, als Sie gedenken gemocht zu haben müssen. Schon mancher hätte vielleicht sehr schön gedachten; wenn nur nicht dem verfürten Grammatik gewesen gehabt geworden wäre. Er gab sich großen Mühen; aber da er nicht deutsch gekönnen hatte, gingte es nicht und es mißgelung ihm, worüber er zwar sehr vergessint war, aber da lagte ihm nichts machen, weil ja noch nie ein Meister von das Himmel jul, was wir Sie bitten, auch Ihnen gesagt geworden gelassen gehabt zu haben.“ W. R.

Philosophische Vorträge, herausgegeben von der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge, 22/23 Hest. Hr. Prof. Dr. K. E. Michelet zum 90. Geburtstag als Festgruß dargereicht von Mitgliedern der Philosophischen Gesellschaft. Leipzig 1892. Verlag von C. E. W. Pfeffer.

Das Hest enthält 1. Realismus und Idealismus in der Kunst von K. Laffon; 2. Aufschreiben des Grafen August Siedzkowski (des Mitbegründers der Gesellschaft) in französischer Sprache; 3. Die Musikwissenschaft und die Hestische Philosophie von G. Engel. 4. Ueber das höchste Gut von F. Kirchner; 5. Wie steht es jetzt mit Philosophie und was haben wir von ihr zu hoffen? von B. Paszkowski; 6. Hegel und Franz von Baader von H. Kunze; 7. Was heißt denken? von G. Ulrich; 8. *De legis apud Paulum apostolum notione* von F. Zelle. Den Schluß bildet (S. 86—102) eine Bibliographie von Michelet's Schriften mit dem Hestischen Citat „ist fortzusetzen“ (wie Goethe unter das Gedicht schrieb „Bei Betrachtung von Schiller's Schädel“). B.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.



Werke von Rudolf von Gottschall

Im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau sind erschienen:

Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung

11. Auflage.

Eleg. gebd. 5 Mk.

Poetik Die Dichtkunst und ihre Technik
6. vermehrte und verbesserte Auflage
2 Bände

Geheftet 10 Mk.

In 2 Leinwandbänden gebd. 13 Mk. 60 Pf.

In 2 Halbfranzbänden gebd. 15 Mk.

**Die deutsche Nationalliteratur des
neunzehnten Jahrhunderts**

Litterarhistorisch und kritisch dargestellt
Sechste vermehrte und verbesserte Auflage

4 starke Bände

Geheftet 20 Mk.

In 4 Leinwandbänden gebd. 27 Mk. 20 Pf.

In 4 Halbfranzbänden gebd. 30 Mk.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bei Eduard Trewendt in Breslau ist soeben erschienen:

Ridicula

von

Theodor von Sosnosky

Inhalt: Stereotypen. — Der Romanmensch. — Im holden Wahnsinn. — Briefkastenpoesie.
Eleg. geheftet 1 Mk. 80 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben des Kriegsministers General-Feldmarschalls
Grafen von Roon

Zwei Bände

Geheftet 20 Mk. In zwei Leinenbände gebunden 22 Mk.

In zwei Halbfranzbände gebunden 25 Mk.

Dieses Buch ist ein Denkmal der Regierungszeit Kaiser Wilhelms I. und führt uns ihn und die großen Männer jener Zeit näher. Das Größte an diesen ist, daß sie nicht nur die andern überragten durch Begabung, durch die Kraft ihres Verstandes und ihres Willens, sondern daß sie auch jene einfach menschlichen Tugenden hatten, die bei historischen Größen so leicht verloren gehen. Aus diesem Grunde ist alles willkommen zu heißen, was jene Männer uns näher bringt, näher, als da sie lebten, getrennt durch die Schranken der Gesellschaft und die Irrwege der Tagesmeinung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Unter **Nikolaus I.**
und
Friedrich Wilhelm IV.

Briefe und Tagebuchblätter aus den Jahren 1834—1857

von

Theodor von Bernhardi.

Mit einem Bildnis Bernhardis in Heliogravüre.

gr. 8. Preis geheftet: *M.* 7,—. Elegant in Halbfranz gebunden: *M.* 9,50.

Dieser Band bildet zugleich die Fortsetzung des im Frühjahr unter dem Gesamttitel: **Aus dem Leben Theodor von Bernhardis Band I.** (Jugend-Erinnerungen) erschienenen Werks.

Bei **Eduard Trewendt** in Breslau ist soeben erschienen:

Der Sprachwart

Sprachregeln und Sprachsünden als Beiträge zur deutschen Grammatik und Stilistik

von

Theodor von Sosnosky

Eleg. geheftet 3 *Mk.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau

Judith Crachtenberg

Erzählung

von

Karl Emil Franzos

Dritte billige Auflage

Schön gebunden 5 *Mark*

Das Problem dieser neuen Erzählung von Franzos — die Mischehe zwischen Juden und Christen — ist ein tiefereisendes und darf namentlich in unsern Tagen auf Beachtung hoffen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau

Afraja

Roman

von

Theodor Mügge

Dritte Auflage

532 Seiten. Geheftet 3 *Mark*

Eleg. gebunden 4 *Mark*

Dieser klassische Roman spielt in Norwegen. Sie wollen bei Bestellung darauf achten, daß Sie die Trewendtsche Originalausgabe erhalten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgegeben von **Richard Fleischer**

liefert zum Preise von 1 *Mark* jede Buchhandlung. 3 Texthefte bilden stets einen Band.

Breslau

Eduard Trewendt
Verlagsbuchhandlung.

Inhalts-Verzeichniss.

Dezember 1893.

	Seite
M. von Brandt: Der französisch-flamesische Friedensschluß	273
Luisa Westkirch: Diebe. Novelle. II. (Schluß.)	279
Heinrich von Poschinger: Lothar Bucher. VII.	319
Heinrich Geffken: England, Frankreich und Rußland in Asien	327
Hans Leyden: Die Entwicklung der modernen Frauenheilkunde	352
Freiherr C. von Stockmar: Die Unfreiheit des menschlichen Willens	361
H. von Wille: Erlebnisse eines amerikanischen Staatsmannes bei Bereisung deutscher Höfe zu Ende des vorigen Jahrhunderts	371
Berichte aus allen Wissenschaften	382
Kriegswissenschaft: Die russische Flotte.	
Theodor von Sosnosky: Litterarische Revue	386
Novellen von Guy de Maupassant. — Der Hortla und andere Geschichten von demselben. — Die Beichte eines Thoren von August Strindberg. — Zwei Dichter von Carl Ed. Klopfer. — Voll Dampf voraus! von August Niemann. — Nach Norden von Peter-Gräfe. — Frauenliebe von Stephan Milow. — Der Besondere von Ludwig Ganghofer. — Lebensstücke von Anna Croissant-Kust.	
Litterarische Berichte	392
Ausgewählte Schriften. Von Erzherzog Karl von Oesterreich. I./II. Bd. — Hermann von Mallinckrodt. Von Otto Pfilsf. — Geschichte der neuern Philo- sophie. VIII. Bd. Von Anno Fischer. — Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs 1632. II. Bd. Von Duno Klopp. — Meyer's Handlexikon des allgemeinen Wissens. — Über den Ursprung der Rumänen. Von Traugott Lamm.	
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes	396

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Zur Beachtung.

Dem Verfasser der Artikelserie „Aus dem Leben König Karls von Rumänien“ war es durch Anhäufung von Arbeit unmöglich gemacht, diesem Heft einen Aufsatz beizugeben. Ein die Serie abschließender Artikel erfolgt im **Januarheft**, in dem auch die hochinteressanten „**Feldbriefe 1870/71 des Geheimen Rabineters Karl von Wilmowski**“ zu erscheinen beginnen werden.

Die Expedition der Deutschen Revue.

Diesem Heft ist eine Beilage von **Puttkammer & Mühlbrecht** in Berlin über „**Die Veröffentlichungen des kais. Statistischen Amtes 1873 bis 1893**“ beigeheftet.



Der französisch-siamesische Friedensschluß.

Von

M. von Brandt.



Durch den am 1. Oktober d. J. zu Bangkok unterzeichneten Vertrag sind die seit einigen Monaten zwischen Siam und Frankreich schwebenden Verhandlungen zum Abschluß gebracht worden. Siam entsagt durch Art. I dieses Abkommens allen Ansprüchen auf das gesamte Gebiet auf dem linken Ufer des Mekong, sowie auf die Inseln in diesem Flusse, es verpflichtet sich durch Art. II, kein bewaffnetes Fahrzeug oder Boot auf dem „Großen See“, dem Mekong und ihren Zuflüssen innerhalb einer Entfernung von 25 km zu unterhalten oder fahren zu lassen, und (Art. III) keinerlei befestigte Posten oder Militär-Stationen in den Provinzen von Battambang und Sien Reap und auf einem Rayon von 25 km am rechten Ufer des Mekong anzulegen. Innerhalb dieser Gebiete wird die Ordnung durch die lokalen Behörden mit den unumgänglich notwendigen Kräften aufrecht erhalten werden, eine bewaffnete Macht, reguläre oder irreguläre, darf in denselben aber nicht gehalten werden (Art. IV). Nach Art. I, einer dem Vertrage beigefügten Konvention, müssen das linke Ufer des Mekong und die in Art. III genannten Gebiete auf dem rechten Ufer des Flusses innerhalb eines Monats von den siamesischen Truppen geräumt und die in den letzteren gelegenen Befestigungen der Erde gleich gemacht sein.

Soweit die politischen Bestimmungen des Vertrages. Um die Tragweite derselben richtig zu würdigen, muß man sich erinnern, daß die Provinzen Battambang und Sien Reap (oder Angkor, wie die letztere auch in der Konvention genannt wird) am West- und Ostufer des großen Sees liegen und ursprünglich zu Cambodja gehörten, von dem König Ang Eng ungefähr im Jahre 1785 aber an Siam für die Hilfe, welche dasselbe ihm gegen die Annamiten geleistet hatte, abgetreten worden waren, wie die siamesische Regierung wenigstens ausdrücklich bei der Krönung des jetzigen Königs von Cambodja und der Errichtung des französischen Protektorats über dasselbe erklärt hat. Nach andern Mitteilungen wäre die Regierung der beiden Provinzen dem Mandarin Bien, welchem Ang Eng zu großem Danke verpflichtet gewesen, nur für seine Lebenszeit übertragen worden,

bei seinem Tode im Jahre 1812 hätten die Siamesen sich aber unrechtmäßiger Weise derselben bemächtigt. Wie dem aber auch gewesen sein mag, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der König von Cambodja seit dem Anfang dieses Jahrhunderts, wenn er auch ebenfalls an Annam Tribut zahlte, wenig mehr war als ein Vasall Siams, von dem er die Investitur empfing und dann im Lande schaltete, wie es seine Interessen oder die seiner Beamten erforderten. Um diesem Zustande und den Hindernissen ein Ende zu machen, welche von siamesischer Seite der Ausdehnung französischen Einflusses und Handels nach dem mittleren Laufe des Mekong in den Weg gelegt wurden, übernahm Frankreich im Jahre 1864 das Protektorat Cambodjas, nachdem der Einfluß des französischen Agenten am Hofe Norodom's, des Kommandanten de Lagrée, den schwachen und ängstlichen König endlich bewogen hatte, Siam gegenüber eine etwas festere Haltung anzunehmen und sich den französischen Einflüsterungen willfährig zu zeigen. Siam gab schließlich seine Zustimmung zu diesem Schritt, indem es Norodom durch einen besonders zu diesem Zweck entsandten Beamten die seit längerer Zeit vorenthaltene Investitur erteilte. Für diesen Entschluß Siams war aber wohl hauptsächlich maßgebend, daß die französische Regierung ihm die später auch erfüllte Zusicherung erteilte, es in dem Besiz der Provinzen Battambang und Sien Reap anzuerkennen, sowie die Hoffnung, daß es ihm gelingen würde, seinen Einfluß neben dem Frankreichs trotzdem in Cambodja zu erhalten. Wie trügerisch diese Hoffnung und das damals erlangte Zugeständnis sich erweisen sollten, hat für das erstere die Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre, für das letztere die der jüngsten Zeit gelehrt. Siam hatte längst jede Spur von Einfluß am Hofe von Pnom Penti verloren, und die wohl teilweise durch dasselbe angezettelten Aufstände von Söhnen oder Verwandten des Königs waren erfolglos geblieben, der Vertrag vom 1. Oktober kostet ihm die beiden Provinzen, denn daß es die dem Nachbarstaate abgenommenen Gebiete nicht behaupten kann, wenn ihm unter sagt wird, Truppen in denselben zu unterhalten, liegt auf der Hand. Bald genug werden Unruhen in Battambang und Sien Reap ausbrechen, und da Frankreich allein dieselben unterdrücken kann, wird es auch zum Ersatz für die daraus erwachsenden Kosten und Opfer zum mindesten das Protektorat über dieselben beanspruchen, wie es dasselbe schon über Annam und Cambodja ausübt.

Was Handel und Verkehr anbetrifft, so enthält der Vertrag und die demselben beigefügte Konvention die Bestimmung, daß der Handel in den beiden Provinzen und der Grenzzone zollfrei solle betrieben werden können, bis die innerhalb sechs Monaten zu beginnenden Verhandlungen über den einzuführenden Zolltarif zum Abschluß gekommen seien; gleichzeitig soll der französisch-siamesische Vertrag vom Jahre 1856 revidiert werden. Frankreich darf auf dem rechten Mekongufer alle für den Verkehr auf dem Flusse notwendigen Einrichtungen treffen. Franzosen oder französische Schutzbefohlene können sich frei und ungehindert in den vorgenannten Gebieten bewegen und in denselben Handel treiben, und die Errichtung französischer Konsulate ist in ganz Siam freigegeben, in Korat und Muong Ran bereits in Aussicht genommen.

Außerdem gewährt die Zusatz-Konvention der französischen Regierung gewisse Genugthuungen für die Angriffe u. s. w., über welche sie sich zu beschweren hatte, und setzt fest, daß Chautabun bis zu der Ausführung aller getroffenen Vereinbarungen von den Franzosen besetzt gehalten werden solle.

Der Vertrag giebt Frankreich mehr, als es erwarten und hoffen konnte, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er, wenn er auch noch nicht als die Krönung des begonnenen Werkes angesehen werden kann, jedenfalls einen großen Schritt vorwärts auf der Bahn bedeutet, die Frankreich im Jahre 1858 betrat, als Admiral Rigault de Genouilly seine von der Cholera dezimierten Truppen aus der Bai von Tourane nach der Mündung des Mekong führte und die Befestigungen von Saigon erstürmte. In 35 Jahren haben das zweite Kaiserreich und die Republik ein Hinterindisches Reich gegründet, das vom 102. bis 109. Längen-Grade und vom 9. bis 23. Breiten-Grade reicht und in den Deltas des Mekong und des Sonka zwei der reichsten Gebiete der Erde besitzt. — Und Frankreich hat den Erfolg verdient. Trotz aller Fehlgriiffe der Regierungen und Verwaltungen, trotz aller Mörgeleien in den Deputierten-Kammern und der Presse, trotz aller Anfeindungen, Aufhebungen und Verleumdungen ist es zweckbewußt vorgeschritten und hat sein Ziel, eine feste Stellung, von wo es englischen Einfluß und Handel bedrohen kann, zum großen Teil erreicht. Denn daß es sich darum handelt, ist keine Frage, das heutige Frankreich setzt nur die Politik fort, die schon Ludwig XIV. und Ludwig XVI. als die richtige erkannt und eingeschlagen hatten.

Die Beziehungen Ludwig XIV. zu Siam sind bekannt, sie wurden durch den während einiger Zeit unter dem König Phra-Narai am siamesischen Hofe allmächtigen Konstantin Phaulkon und die französischen Jesuiten, ganz besonders durch den seit 1662 in Ayuthia residierenden Bischof von Verithe Msgr. de la Mothe-Lambert und nach dem im Jahre 1679 erfolgten Tode desselben durch den Bischof von Heliopolis, Msgr. Pallu und den Bischof von Metellopolis vermittelt. Der erste greifbare Erfolg war die Entsendung des Chevalier de Chamont als Botschafter an den Hof von Ayuthia; in dem Jagdschloß von Lophaburid fanden die Verhandlungen zwischen demselben und Phaulkon statt, infolge deren der Botschafter und der Jesuit Tachard mit drei siamesischen Würdenträgern nach Frankreich zurückkehrten, anscheinend mit dem Auftrage, von Louis XIV. zwölf Mathematiker aus dem französischen Jesuiten-Kollegium für den König zu erbitten. Ludwig gewährte viel mehr, wohl infolge der geheimen Aufträge Phaulkon's, und entsandte eine neue Botschaft, an deren Spitze sich die Herren de la Loubère und Geberet befanden, fünf Kriegsschiffe und ein Corps französischer Truppen unter dem Befehl des Marschalls Des Farges und des General-Lieutenants Briant. Nach der getroffenen Vereinbarung sollten die Franzosen nicht nur als Instruktoren, sondern auch zum Schutze des Königs und der Regierung dienen und ihnen zu dem Zweck zwei feste Plätze angewiesen werden.

Im Oktober 1687 traf das französische Geschwader in Siam ein; eine neue Konvention, über deren Inhalt aber nichts bekannt geworden ist, wurde unter-

zeichnet, die Truppen gelandet und in Bangkok, damals nur ein Dorf mit einigen Forts, und in Mergui an der Küste von Tenasserim untergebracht. Alles dies schien aber dem Könige, der die französischen Offiziere und Missionäre mit der größten Auszeichnung behandelte, nicht zu genügen, er ließ durch Tachard, der mit der Botschaft zurückgekehrt war und nun wieder nach Paris ging, um eine Anzahl junger vornehmer Siamesen zur Erziehung dorthin zu bringen, Ludwig um die Herausendung von zweihundert Gardes du Corps bitten.

Indessen zog sich ein Ungewitter über den Häuptern von Phaulkon und den Franzosen zusammen. Der König erkrankte, Streitigkeiten über die Nachfolge erhoben sich, eine seit lange vorbereitete Verschwörung brach aus, Phaulkon wurde gefangen und im Juni 1688 hingerichtet, und die Franzosen, mit Ausnahme von den Missionären, die zum Teil als Geißeln zurückbehalten wurden, aus dem Lande vertrieben. Seit dieser Zeit hat Frankreich bis zum Abschluß seines Vertrags im Jahre 1856 eine politische Rolle nicht gespielt; daß es seine Ziele nicht gewechselt, dafür hat die jüngste Zeit den Beweis geliefert.

Die Beziehungen zu Cochinchina und Annam unter Ludwig XVI. kamen nicht über die ersten Stadien hinaus, aber sie sind insofern von größerer Bedeutung gewesen, als die im Jahre 1787 getroffenen Vereinbarungen den Vorwand für das französische Vorgehen im Jahre 1858 gegeben haben. Auch hier waren es die französischen Missionäre, die der Politik vorarbeiteten und die Vermittler-Rolle zwischen dem asiatischen Potentaten und dem allerchristlichsten Könige übernahmen. Im Jahre 1780 war der damalige Herrscher von Annam, Gia laong, durch den Aufstand der Tay-son schwer bedroht und übergab, um ihn dem drohenden Untergange zu entziehen, seinen Sohn dem damaligen apostolischen Vikar von Cochinchina, Mgr. Vigneaux de Behaine, Bischof von Adran, der den jungen Prinzen in das Seminar der Missions Etrangères nach Paris schickte, um dort erzogen zu werden. Die Absicht Gia laong's, sich mit der Bitte um Unterstützung an die Holländer oder Engländer zu wenden, veranlaßten dem französischen Bischof patriotische Beklemmungen, und er stellte dem König die Möglichkeit französischer Hilfe in Aussicht. Eine weitere Entwicklung nahm die Sache aber erst im Jahre 1787, als der Prälat sich nach Frankreich begab und den jungen Prinzen am französischen Hofe vorstellen konnte. In der bei dieser Gelegenheit überreichten Denkschrift schlug der Bischof von Adran die Gründung einer Kolonie bei den Annamiten vor. Er hob in derselben hervor, daß es darauf ankäme, den englischen Einfluß in Indien zu bekämpfen, dazu scheine eine Niederlassung in Cochinchina ganz besonders geeignet. Man könne von dort aus den englischen Handel schädigen, im Frieden, indem man ihm in China Konkurrenz mache, im Kriege dadurch, daß man ihm überhaupt den Zugang zu China verperrte; Cochinchina eigne sich vortrefflich für die Ausbesserung und Ausrüstung von Schiffen, man könne dort Soldaten und Matrosen anwerben und vor allen Dingen den Engländern einen Niegel in ihren Bestrebungen vorschieben, sich immer weiter nach Westen auszudehnen. — Schließlich schlägt der Bischof als passendste Punkte für die Ansiedelungen neben den beiden Fluß-

mündungen, in die große Schiffe einlaufen könnten, Tourane vor. Ludwig XVI. nahm den Plan des Missionär Bischofs günstig auf, und am 28. November 1787 wurde von den Grafen von Montmorin und von Bergennes im Namen des Königs von Frankreich und durch den Sohn Gia-Laong's und den Bischof von Adran für den König von Cochinchina ein Vertrag unterzeichnet, durch den der König von Frankreich sich verpflichtete, seinem Verbündeten eine Anzahl Kriegsschiffe, europäische Truppen und zwei Regimenter Kolonial-Truppen, Munition, Waffen u. s. w. zur Verfügung zu stellen. Der König von Cochinchina versprach dagegen nach der Herstellung der Ruhe in seinen Staaten an Frankreich den Hafen und das Gebiet von Tourane mit den Inseln von Fai Fo und Hai Wen abzutreten, französische Konsule überall in seinem Reiche zuzulassen, Material zum Bau von vierzehn Linienschiffen zu liefern, die Aushebung von 14000 Mann zu gestatten und die vierfache Zahl von Truppen unter die Befehle der französischen Generale zu stellen, für den Fall, daß dieselben in Cochinchina angegriffen würden. Außerdem wurde Religionsfreiheit zugesagt.

Der Gouverneur von Pondichery, M. de Conway, erhielt den Befehl, vier Fregatten, 1600 Mann und eine entsprechende Anzahl Feldgeschütze zur Verfügung des Bischofs von Adran zu stellen, der zum Bevollmächtigten Frankreichs in Cochinchina ernannt wurde. Herr de Conway kam diesen Weisungen indessen nicht nach und erhob alle möglichen Einwendungen, so daß schließlich die Einwohner von Pondichery die Sache selbst in die Hand nahmen, zwei Schiffe und eine Anzahl Freiwilliger ausrüsteten und dieselben sowie Waffen und Kriegsmaterial nach Annam schickten. Erst einige Monate später entschloß sich Conway, dieser ersten Expedition eine Fregatte und einige Offiziere folgen zu lassen. Der Ausbruch der Revolution in Frankreich verhinderte die Absendung weiterer Unterstützung zur großen Befriedigung der Engländer, die in dem Vorgehen der Franzosen in Annam die Absicht sahen, ihren Besitzungen in Indien und dem Handel der Compagnie zu schaden.

Trotz der Geringfügigkeit der von Frankreich erhaltenen Unterstützungen waren dieselben Gia-Laong (oder Nguyen Anh, wie er sich zu dieser Zeit und bis 1802 nannte) von großem Nutzen; mit ihrer Hilfe, namentlich mit der der französischen Offiziere, reorganisierte er sein Heer und seine Flotte, schlug die Rebellen und zog als Sieger wieder in seine Hauptstadt ein. Im Jahre 1799 starb der Bischof von Adran, zwei Jahre darauf sein Schüler, der Kronprinz Canh, den sein Vater zum Mitregenten ernannt hatte, und der, wie die Missionäre erzählen, als Heide gelebt hatte, aber als Christ starb. Diese beiden Todesfälle und die Befestigung seiner Herrschaft lockerten die Beziehungen Gia-Laong's zu den Franzosen wie zu den eingeborenen Christen; er ernannte allerdings zwei der französischen Offiziere, Bannier und Chaignean, zu Mandarinern und schlug im Jahre 1804 die Entlassung derselben, die der General-Gouverneur von Britisch Indien forderte, in entschiedener Weise ab, ebenso ließ er keine Verfolgung der Christen zu, lehnte aber die Erfüllung der dem Bischof von Adran zu ihren Gunsten gemachten Zusicherungen zweimal ab. —

Ludwig XVIII. versuchte den Vertrag von 1787 wieder ins Leben zu rufen und verlangte die Übergabe von Tourane. Diese durch keine Streitkräfte unterstützte Forderung hatte nur den Erfolg, die Annamiten argwöhnisch zu machen und auch dem französischen Handel die Häfen des Landes zu schließen. Nach dem Tode Gia-Laong's wurde die Lage der Dinge so kritisch, daß Chaigneau und Bannier im Jahre 1825 Annam verließen, seit welcher Zeit eine große Anzahl von Edikten gegen die Fremden und Christen erlassen worden sind.

Erst unter dem zweiten Kaiserreich greift Frankreich wieder thätig in die Geschichte Hinter-Indiens ein, und wieder sind es die Missionäre, die den Anlaß dazu geben. Im Jahre 1857 wendet sich der Kardinal de Bonnechose an den Kaiser Napoleon III. „Im Auslande“, sagt er, „würden wir unsre Missionäre unterstützen, die alten Verträge mit Annam, Touking und Cochinchina zur Geltung bringen und in den Häfen und an den Küsten dieser Länder festen Fuß fassen.“ Als Admiral Rigault de Genouilly im Jahre 1858 vor Tourane erscheint und in den Verhandlungen nach der Einnahme von Saigon von Mai bis September 1859 bildet die Anerkennung der alten Rechte Frankreichs auf Tourane einen der Hauptpunkte, wie in dem Vertrage vom 15. März 1874 die Bestimmung Platz gefunden hat, daß Frankreich sich verpflichte, dem Könige von Annam 5 Dampfschiffe, 100 Geschütze von 7—16 cm mit 200 Schuß pro Geschütz und 1000 Gewehre und 500 000 Patronen zu liefern und unter Anerkennung der Unabhängigkeit Annams sich bereit erkläre, in seinem Reiche Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten und ihn gegen jeden Angriff zu schützen.

Das Vorstehende wird genügen, um zu zeigen, daß die französischen Unternehmungen gegen Annam und Siam nicht auf Eingebungen des Augenblicks, sondern auf wohlüberlegten, ein Jahrhundert alten Plänen beruhen, daß sie im wesentlichen gegen den englischen Einfluß und Handel gerichtet sind, daß die französischen (ich sage nicht die katholischen) Missionäre überall und zu allen Zeiten eine politische Rolle gespielt und die Vertreter der Politik ihrer Regierung, der königlichen, kaiserlichen und republikanischen, ich erinnere an das l'anticléricalisme n'est pas un article d'exportation, gewesen sind und daß es Thorheit seitens der Regierungen anderer Länder wie Spaniens, Belgiens, Italiens ist, ihre Missionäre und das Geld ihrer Unterthanen in die Dienste einer solchen Sache zu stellen; denn noch heute steht die Mehrzahl der katholischen Missionen unter französischem Schutze, und jährlich gehen Millionen an die Propaganda in Lyon, die nur zur Förderung der Interessen Frankreichs, nicht aber zu der des Glaubens oder der Kirche dienen.



Diebe.

Novelle

von

Luise Westlich.

(Schluß).

Vor dem Backhofthor vergnügten sich einige Kameraden ihres Mannes damit, einander einen schmutzigen Lumpen, den sie irgendwo aufgelesen hatten, an den Kopf zu werfen. Traf er, so kam's zu groben Worten und harten Puffen. Anna blieb stehen und starrte die Gruppe der Käufer an. Sie fühlte es, ihr Traum zerrann, sie war hell wach, wenn sie ihn unter diesen fand. Er war nicht dort. Sie spähte auf dem Backhof umher. Er war nicht auf dem Backhof, nicht zwischen den Arbeitenden. Aber ein wenig abseits war eine Bank in die Steinmauer des Backhofs eingelassen. Kinder von jedem Alter drängten sich dort zusammen, Kinder, wie sie diese abgelegene Straße belebten, Straßenkinder in zerrissenen oder grob geflickten Röckchen. Und dort über dem Gewimmel der braunen und der blonden Zottelköpfe entdeckte sie das unvergeßliche weiße Gesicht, das ihre Träume durchleuchtete, die kornblumenblauen Augen. Und er lächelte. Wie das Lächeln ihn verschönte! Wie seine schlanken Schultern, sein feiner Kopf sich abhoben von dem Schmutz, dem Glend seiner Umgebung! —

Nein, er gehörte nicht zu den andern! — Sie blieb abermals stehen, sie schärfte ihren Blick. Was trieb er denn da? Gerade vor ihm stand ein kleines Mädchen, das einen noch kleineren Jungen auf dem Arme hielt; der weinte. Schlingelstittig aber drehte und wendete einen Bogen weggeworfenen Backpapiers zwischen den Fingern hin und her, bis eine stolze Soldatenmütze daraus geworden war mit einer Troddel von Papierschnitzeln oben darauf. Die setzte er jetzt dem Buben auf den Kopf, dessen Mäulchen offen stehen blieb, zu wunderlicher Grimasse verzogen zwischen ersterbendem Weinen und noch nicht ausgebildetem Lachen. Es schien, als erzähle der Mann etwas dabei, ein Märchen, eine Geschichte, eine Schnurre, denn all' die Kleinen, die Kinder der Armen aus der Vochohlerstraße, die sich um seine Kniee schmiegeten, zu seinen Füßen auf dem Pflaster kauerten, sahen zu ihm auf mit großen, strahlenden Augen, mit lachenden Lippen. Und die Kälte und der Hunger und die Angst dieser Vernachlässigten waren gestillt, verwischt, vergessen auf Augenblicke unter dem linden Zuspruch des wunderlichen Menschen, wie gestern auch ihr Glend und Sammer sich brachen, auflösten unter seinem mitleidsvollen Blick.

Die Frau stand und stand, stumm lauschend, hatte der Welt vergessen, stand, und mußte nicht, daß sie stand und lauschte. Auch dies war ein Bild, das sich eingrub in ihre Seele unauflöslich, unverwundbar. Seit dem Tode ihres Knaben hatte sie eine tiefe Leidenschaft für alle Kinder gefaßt, nicht, daß sie herzufliehe, die glücklichen, gesunden, lachenden zu küssen und zu Herzen; aber die traurigen und franken hatten eine unermüdlige Freundin an ihr, die Kinder von der Art, wie sie hier Schlingelstittig's Kniee umdrängten.

Jetzt blickte er auf, sah und erkannte die Fran. Helles Rot flog über sein Gesicht. Er stand auf und wieder nahm er den Hut ab vor ihr wie gestern. Sie erwiderte den Gruß, sah ihn an und konnte nichts sagen. Das Herz war ihr voll zum Zerpringen. Er aber meinte, sie verwundere sich ob seiner unmännlichen Beschäftigung und daß er sich deswegen entschuldigen müsse. „Des Buben Mutter ist auf Arbeit,“ stammelte er verlegen. „Die Kinder haben den Schlüssel zur Wohnung nicht. Sie sind hungrig und frieren, die armen Dinger. Und wenn man doch keine Arbeit bekommen kann — und weiß, wie Hunger thut. — Es ist traurig, Kinder weinen zu sehen —“

Sie antwortete nicht; sie sah ihn an.

„Wünschen Sie etwas?“ fragte er verwirrt. „Kann ich Ihnen irgend etwas zu Gefallen thun?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Sonst — ich thn's gern, sehr gern für Sie. Für Sie, Frau Kömer könnte ich mich wirklich mal anstrengen, obgleich ich nicht danach aussehe. 's ist für gewöhnlich auch nicht mein Fall, wozu denn sich anstrengen? — Aber verlassen Sie sich darauf, wenn Sie mal einen treuen Menschen brauchen, man kann ja nicht wissen, nicht wahr? — dann — dann denken Sie an mich —.“

„Ich danke Ihnen,“ murmelte sie hastig, „ich danke Ihnen.“ Und sie wandte sich um und ging rasch davon. Er hatte die Empfindung, daß sie gar nicht begriffen hatte, was er sprach.

Nun trug sie auch den Klang seiner Stimme im Ohr mit fort. O des Glücks, des wohnigen Zaubers! Gab es solche Empfindungen in der Welt? Sie hatte nur die Sorge, den Ekel, den Widerwillen kennen gelernt, die kühle Geugthung, die die pünktliche Erfüllung harter Pflichten giebt, eine dumpfe Dankbarkeit, sie wußte nicht, gegen wen oder was, wenn die Widerwärtigkeiten einmal nicht ganz so dicht auf sie herabregneten. Dies Gefühl war neu. Es gab ihrem am Boden kriechenden Geist Flügel; es tilgte Jahre der Qual aus ihrer Seele, es machte sie jung, zur Jungfrau in Empfinden und Denken. Sie versuchte nicht Schlingensittich noch einmal zu begegnen; sie begehrte nichts, sie erwartete nichts, nicht für den Augenblick, nicht für später. Sie war befriedigt im innersten Gemüt, beseligt durch die Gewißheit, daß es so etwas Schönes gab im Schlamm ihrer Umgebung, wie dies Gefühl in ihrer Brust, daß sie vor Hunderttausenden gewürdigt war, dies Glück zu empfinden. Und die innere Seligkeit machte sie stumpf gegen die tägliche, stündliche Pein der Hölle, in der sie lebte. Pünktlich wie ein gut aufgezoogenes Uhrwerk that sie ihre Pflicht, nur in einem gegen früher verändert: sie hörte es nicht mehr, wenn der Verlorene an ihrer Seite schalt und tobte und sie beschimpfte. Mit wachen Augen träumte sie ihren Traum; er konnte sie nicht daraus aufwecken.

Boxer empfand die Veränderung, er verstand sie nicht, aber er grollte ihr deswegen. Verdrossen saß er vor dem Tisch am Fenster Tag um Tag, schrieb, wenn er Lust hatte, feierte öfter, paffte schlechten Tabak und ärgerte sich. Sein Geld war diesmal rascher zur Neige gegangen als seine unselige Leidenschaft; er

ist zu früh heimgeholt worden. Nun kommt er sich vor wie ein eingesperrter Kater zur Frühjahrszeit, rastlos, ungetrieben, ungemüthlich bis ins Herz. Die Logisburschen verdrießen ihn auch, sie sehen ihn so eigen an, wenn sie von der Arbeit kommen und er sitzt im Sessel und streckt die Beine von sich. Schluck geben sie ihm nicht, nicht einen Fingerhut voll, ob er sie gleich auf den Knien, mit Thränen in den Augen darum anbettelt. Die Fran spricht kaum ein Wort. An jeder Handbewegung sieht er's ihr an, sie hat ihn aufgegeben, für sie ist er tot, und wenn er sich morgen die Kehle abschneidet, ihr ist's ebensoviel.

Hätt' er bloß Stiefel! Hätt' er bloß Geld! Stiefel zum Laufen, Geld zum Trinken! Für ein halbes Liter Branntwein würde er seine Seele verkauft haben; die Frau mißt ihm denselben in Theelöffeln zu. Er gewöhnt sich's an die Deckel der Töpfe nach ihr zu schmeißen, seine Pfeife, die Teller, was ihm in die Hände kommt. Er schilt sie Dirne, Ehebrecherin, schreit und tobt. Es ist die Hölle im Hause. Anna schweigt und setzt mit verträumtem Lächeln die Scherben zusammen.

Aber den Logisburschen steigt allmählich die Galle auf.

Es war ein düsterer Abend, feines Nebelgeriesel; Himmel und Erde schienen sich zu mischen in feuchtem Dunst. Im Küchenherd glomm ein letzter Feuerrest. Boxer kauerte auf einem Schemel davor. Da trat Roßmüller zu ihm heran.

„Auf ein Wort, Römer.“

„He, was?“

„Weil wir beiden grad allein mitsammen sind, möcht' ich Sie verwarnen. Ich und die andern Gesellen, wir fühlen uns seit Jahr und Tag wohl hier im Haus. Ihre Frau hat uns rechtschaffen gehalten ist uns allerwegen mit gutem Beispiel vorangegangen, recht wie'ne Mutter und ist an diesem Tisch kein unflätziges Wort und keine Unmanier vorgekommen und geduldet worden. — Und da wollt' ich Ihnen bloß sagen von mir und den andern: so soll's bleiben. Verstehen Sie mich? So soll's bleiben! — Sie sind der Mann, das ist wahr, der Wirt; aber für unser Geld können wir ein anständiges Benehmen verlangen gegen uns und gegen die Fran. Und das verlangen wir. Es sollte mir leid sein, wenn wir noch deutlicher werden müßten, und für Sie würde das recht unangenehm werden, so viel kann ich Ihnen sagen.“

Von dieser Rede hörte Boxer nicht viel. Während Roßmüller sprach, schielte er nachdenklich nach dessen Füßen; er machte da eine Entdeckung, die ihn gewaltig aufregte: der Geselle besaß zwei Paar Stiefel!

Als jener eine Pause machte, zwinkerte er ihn aus halbzugekniffenen Augen an. „Die Anna gefällt Ihnen wohl? He? Was? — Möchten gern anbandeln?“

Der Geselle wurde rot. „Ich hab' die größte Hochachtung vor Ihrer Frau.“

„Hochachtung is'n guter Witß. Na ja, die Anna hat was Apartes, so was rühr' mich nicht an. Das sticht den jungen Burschen in die Augen. Gott, wissen Sie. —“ Er rieb nervös an der Herdplatte herum, bis zu körperlicher Pein zerrissen von dem Kampf zwischen noch nicht völlig erstorbenem Schamgefühl und der unbezwinglichen Gier nach Trunk — „ich bin ja kein Unmensch!

Wenn ich bloß Stiefel hätte, ich lief Ihnen so weit ich könnte aus dem Wege, Ihnen und — ihr; wollte nichts hören und nichts sehen — wenn ich bloß Stiefel hätte!“

Dem Burschen schoß das Blut erstickend zum Herzen bei diesem Anerbieten. Wie sehr ihn die unsägliche Gemeinheit anwiderte, sie entfachte dennoch einen Sturm wilden Verlangens in seiner Brust.

„Wenn ich bloß Stiefel hätte,“ wiederholte Boxer mit Nachdruck. „Kosmüllerchen, nicht wahr, Sie haben ein Paar schöne Sonntagstiefel?“

„Hab' ich.“

„Mit Schäften?“

„Ja —“

„Und heilen Sohlen?“

„Ja —“

„Aber, Männeken, so rücken Sie sie doch bloß heraus! fix! fix! fix! Dann geh' ich ja schon! Ich thu' Ihnen den Gefallen — ja wohl!“

„Ich versteh' wohl nicht ganz gut,“ fragte der Gefelle heiser vor Aufregung. „Wollen Sie im Ernst sagen, daß, wenn ich Ihnen die Stiefel gebe, Sie —“

„Nu freilich!“

„Sie von Ihrer Frau weggehen für immer und — und jedes Recht an die Frau aufgeben, übertragen an — mich —“

„Ein Stück Geld müßt' freilich noch dabei sein.“

Vor den Augen des Schmiedegesellen drehte sich's wie ein Flammentrad. „Dies alles ist Wahnsinn,“ sagte ihm seine Vernunft, aber seine bebenden Lippen stießen fast wider seinen Willen hervor: „Wieviel?“

„Na, so'n Mark' drei, — vorläufig —“ Borer's Finger zuckten vor Gier.

Kosmüller stürzte in die Kammer, riß seine Stiefel aus dem Schrank, drei Mark aus der Sparbüchse und warf beides vor Borer auf die Platte.

„Da — da — da!“

Mit fliegender Hast fuhr der Trunkenbold in das Schuhwerk.

„Sie sind ein guter Kerl, Kosmüller! — Sie — Sie haben ein Herz. Und wenn man mich honett behandelt, bin ich auch — ein guter Kerl.“

Und aus der Thür schoß er wie ein wildes Tier, das den Moment zur Flucht glücklich ergattert hat. Heimlich lachte er sich ins Häuschen. Obgleich er seiner Frau alle Stunde Ehebruch vorwarf, war er im Herzen unerschütterlich von ihrer Ehrbarkeit überzeugt. Den Schmiedegesellen hatte er gut hereingelegt. So'n Schafskopf! Wenn eine Frau ihren Mann betrügen will, wird sie gerad' auf seine Erlaubnis warten! —

Kosmüller stand mitten in der Küche, keiner Bewegung mächtig. Die Ungeheuerlichkeit des Handels lastete auf ihm; er wußte nicht, sollte er sich freuen oder fürchten? Da er sich endlich wandte, fuhr er wie vor einem Gespenst zurück. Am Pfosten der Stubenthür lehnte die Verhandelte. Warmherziger Himmel! wie sah die Frau aus! Ein Strähn ihres Haares hing wild auf die

Stirn herab. Darunter funkelten ihre Augen mit dem Ausdruck des Irrsinns. Sie wußte! Wie ein Messerstich ging ihm die Überzeugung durchs Herz.

„Anna! — Um Gotteswillen! Sie haben gehört? —“

Ein Schrei antwortete ihm, ein Aufheulen, in dem die zurückgedrängte Dual von Zahnen nach Ausdruck rang, ein tierischer Laut, bei dem dem gutherzigen Burfschen eine Gänsehaut über den Rücken lief.

„Anna! Ich schwör's Ihnen! Ich dachte nichts als — als Sie zu befreien! Das ist so gekommen — Ich weiß selbst nicht, was ich meinte — wollte — Aber Sie kränken wollt' ich nicht! Das gewiß nicht! — Gegen Ihren Willen werd' ich nicht Ihre Fingerpitze berühren, das wissen Sie doch! Sie kennen mich doch — Anna! Ich hab' Sie so lieb, so lieb! —“

Er versuchte ihre Hand zu fassen, ihr in die Augen zu sehen. Sie schüttelte ihn von sich wie ein elles Tier, spie vor ihm aus und stürzte mit wilder Geberde durch die Küche zum Ausgang.

„Anna!“

Die zugeschleuderte Thür traf ihn fast ins Gesicht. Er riß sie wieder auf. Er rannte die Stiege hinunter.

„Frau Römer! Um Gotteswillen! Frau Römer, nehmen Sie doch Vernunft an!“ Ihr nach jagte er auf die Straße, um die Ecke. Noch meinte er den Zipfel ihres Kleiderrocks flattern zu sehen. Auf einmal war sie seinem Blick entschwunden. Er suchte, er rief, lief die Sandstraße hinauf und hinunter in vergeblicher Jagd.

Sie rannte unterdessen weiter durch den feuchten Nebel, so lange, bis Atemlosigkeit sie zwang, stehen zu bleiben. Aber sobald sie konnte, setzte sie sich wieder in Bewegung. Sie wußte wohl, sie hatte kein Ziel, doch nur um so eiliger rannte sie, gerade als mindere sich die Schmach in dem Maß, wie die Entfernung zwischen ihr und dem Schauplatz derselben wuchs. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, sah ins Leere und wiederholte: „Das war das Letzte!“ Sie fühlte einen dumpfen Schmerz im Herzen, sie wußte, daß sie nie, nie wieder, unter keiner Bedingung ihren Fuß über die Schwelle jener Wohnung setzen würde. Das war das einzige, was sie wußte. Sie war fertig, losgebunden, fertig mit dem Mann, den sie neun Jahre lang wie ein Gewicht mit sich schleppte. „Das war das Letzte,“ wiederholte sie wieder und wieder, „das war das Letzte“, — in Empörung, in Scham, in Ekel, zuletzt mit dem Triumph der befreiten Skavin. „Das war das Letzte!“ Manchmal verweilte sie vor einem Schaufenster, sah in das Lichtmeer seiner elektrischen Flammen und wußte nicht, was sie sah. Aber sie wußte, daß sie Zeit hatte jetzt und immer, nichts mehr sie drängte, keine Pflicht, kein Zweck. „Es war das Letzte.“ War sie hungrig? Sie wußte es nicht. War sie müde? Sie wußte es nicht. Sie wußte auch nicht, wo sie wanderte. Wie ein Automat schritt sie die Straßen auf und nieder, die hellen, von Menschen belebten, lieber noch die dunklen, einsamen. Wenn ein nächtlicher Wanderer sie anredete, sie merkte es nicht, und auch der Abenteuerlustigste, der ihr etwa folgte,

wich gern zurück, sobald die nächste Gaslaterne ihm die entstellten Züge des Weibes zeigte, die irrsinnig flackernden Augen. Stunden verrannen.

Aber jetzt schreckte eine Stimme sie auf, die ihren Namen rief, den Namen, der auch den Schlafwandler aufweckt.

„Frau Römer! Frau Römer!“

Sie fuhr sich über die Stirn, sie riß die Augen auf, gewaltsam sie zwingend das Bild vor ihnen aufzunehmen, nicht nur die Bilder, die wie eine Wandeldekoration inwendig daran vorüberzogen, die öden Bilder ihres verlorenen Lebens. Und sie schüttelte den Kopf, fest überzeugt, daß ihre Augen auch jetzt nur ein Phantasiegebilde widerspiegeln. Oder stand wirklich, leibhaftig in Fleisch und Blut der Mann vor ihr, dessen Erinnerungsbild sie seit Tagen im Wachen und im Traum mit sich herumtrug?

„Frau Römer, was thun Sie hier?“

Wie weich, wie lind seine Stimme! Sie mußte antworten.

„Wo? — wo thn' ich was?“

Mit Anstrengung sah sie um sich. Reihen stillstehender Waggons, Möbelwagen, Stückgüter, verstreute Glackerlichter, in der Ferne das Brausen kommender und abfahrender Züge. Mühsam zersam sie sich, wo sie wohl sein könne?

„Suchen Sie Ihren Mann?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Sonst — er ist in der Destillation zum Glöckner.“

Sie antwortete nicht. Sie stand und starrte ihn an. Wenn sie bloß gewußt hätte, ob sie wachte oder träumte?

„Wenn Sie Ihren Mann nicht suchen, auf was warten Sie denn?“

„Auf nichts.“

„Was wollen Sie aber hier?“

„Nichts.“

Schlingensittich erbarnte es ihrer. Wenn ein Nachtwächter daherkam und die Frau in diesem Zustand antraf, würde er sie unfehlbar als Heruntreiberin aufgreifen, die seltene Frau, die treue Frau! Das sollte nicht sein!

„Kommen Sie, kommen Sie,“ mahnte er, „Sie sind krank, ich bringe Sie nach Hause.“

Sie rührte sich nicht.

Er faßte ihre Hand, um sie hinwegzuziehen.

Da ging ein Zittern durch ihre Gestalt. Mit großen Augen sah sie ihn an. Und plötzlich lag sie wild schluchzend an seiner Brust.

Unwillkürlich wich er zurück. Was wollte ihm dies Weib eines andern? Er begehrte keines, — keines! Zugleich hätte er bitter über seine eigene Thorheit lachen mögen; an die Ehrbarkeit dieser da hatte er noch einmal geglaubt, unverbesserlicher Idealist, der er war!

„— Frau Römer, ich führe Sie zu Ihrem Mann.“

Er versuchte sie von sich abzudrängen. Aber sie wehrte sich, sie klammerte sich an ihn mit Gewalt. „Ich geh' nicht! Nie, nie mehr seh' ich den Fuß in seine Wohnung. Ich will nicht zu ihm, nein! nein! — Nein! —“

„Was hat er denn so Furchtbares begangen?“

„Was? — Er hat mich verkauft!“

Das Wort hallte schneidend über den öden, dunkeln Raum. Schlingelfittich bewegte es seltsam. „Verkauft?!“

„Ja. Für ein Paar Schaffstiefel und drei Mark an unsern Logisburjchen. — Den hatte ich auch für einen Freund gehalten. Nein, ich bin nicht verrückt! Ich stand dabei, — sie wußten's nicht, — aber ich stand dabei. Ich habe jedes Wort gehört. Und jetzt ist's aus! aus! aus! — Wie ich da bin, bin ich aus dem Haus gelaufen. Ich kehre nicht um! ich will nichts von dem, was mein ist! — Ach, denke du nicht schlecht von mir, du nicht! — Wenn einer Frau das angethan wird nach neun Jahren! — neun Jahren! — Wenn's die Hölle wirklich giebt, mit der die Pfaffen uns bange machen, ich fürcht' sie nicht: Die Jahre waren schlimmer! — Und in all' der Zeit keinen Menschen, nicht einen Menschen, der ein gutes Wort für mich gehabt hätte, einen Trost, eine Linderung — außer du! du! Weißt du noch? Vor acht Tagen im Glöckner. Hättest du mich hier nicht gefunden, zu dir wär' ich gelaufen, das weiß ich jetzt! Das hat mir in der Seele gelegen. Ja, gewiß! zu dir allein auf der Welt! — Behalte mich bei dir.“

Er wurde rot bis unter die Haare. „Ich habe ja kein Zuhause.“

„O, du verachtest mich,“ rief sie außer sich, „wie alle Frauen, weil eine schlecht an dir gehandelt hat. Ich weiß es, ich hab's aus ihm herausgefragt. Aber ich bin nicht wie die, denk' das nicht! Wenn eine ausgehalten hat, was ich ausgehalten hab', die soll kommen und einen Stein auf mich werfen. Ja, die Kathol'schen sind gut dran. Die haben den Beichtvater. Wenn ihnen das Herz zerpringen will, können sie's dem anschütten. — Soll ich dir meins anschütten bis auf den Grund wie vor Gott? — Der freilich hört nicht auf das, was solch' arme Kreatur ihm klagt. Du wirst barmherziger sein, nicht wahr? — Du kannst mich fortschicken hernach, — wenn du das Herz hast — Und ich geh' ohne ein Widerwort — ins Wasser, oder unter die Räder der Eisenbahn — Aber hören mußt du mich zuvor! hören!“

Er hatte sie nicht unterbrochen. Ein Zauber ging aus von ihrem Leid, eine Verführung, wie Jugend, Schönheit, Glück sie auf seine umdüsterte Seele nicht mehr ausüben konnten. Die Sympathie hoffnungslosen Elends umspann sein weiches Dichtergemüt, zog ihn unwiderstehlich hin zu der Zerbrochenen.

„Komm,“ sagte er, nichts als das: „komm.“

Sie hielt seine Hand fest wie ein vertrauendes Kind und folgte stumm tiefer hinein in das Dunkel des schweigenden Pachthofes, über aufgestapelte Schienen und Bretter, hinein in das Chaos zusammengeschobener Möbelwagen, deren massige Umrisse wie ein gespensterhaftes Dorf aus dem Nebel hervortraten. In einem dieser Wagen führte er sie.

„Warte.“

Die Thür war zurückgeschoben. Er schwang sich in das dunkle Innere, breitete ein paar Decken auf die Schwelle und half ihr hinauf.

„Nun sprich. Aber leise, daß der Wächter uns nicht hört! 's ist nicht erlaubt hier zu nächtigen.“

Sie nickte gleichgültig, lehnte den Kopf an den Thürpfosten, unwillkürlich froh der Kluft nach stundenlanger Wanderung, und starrte zum Himmel auf. Der vor kurzem aufgegangene Mond begann eben die Nebel aufzurollen. Aus einer Lücke sah seine Scheibe, blaß und strahltenlos noch, gerade auf das blasse Gesicht des Weibes herab. Ein Sternchen segelte ihm zur Seite durch den mit Wolken geheckten Himmel.

Schlingelstüth dachte an einen Abend vor Jahren, als der Himmel das selbe Bild wies. Damals stand die andre an seiner Seite, die Schöne, Furchtbare! ein Lächeln auf den Lippen, verzehrende Glut in den Augen. Da begann der Verrat, der ihm das Herz brach, ihn aus seiner bürgerlichen Stellung, aus einer hoffnungsvoll begonnenen Laufbahn schleuderte, — ihn den Betrüger, den Wechselsälcher! Ja, seine Hand hatte jenen Namen unter das Accept gesetzt — um ihrer willen! um der verwöhnten Tochter aus verarmtem Hause den Luxus zu schaffen, an dem ihr Herz hing. Schweigend schied er, ohne Anklage. Sie hatte sich nicht verrechnet. Wenn sie sich von ihm wandte, ihn preisgab, was lag ihm noch am Leben! — Jahre waren vergangen, schaudervolle Jahre! Er lebte noch — Feigling, der er war! Er schleppte sein Elend, seine Schande kenschend durch die seiner überdrüssige Welt. — Aber an jenem Abend war er jung, voll Hoffnung, voll Mut. Noch meinte er die weiche Seide ihres Kleides zwischen seinen Fingern knistern zu fühlen. An jenem Abend —

Neben ihm schauerte das Weib vor Kälte. Er schrak auf. Mitleidig zog er eine Decke herbei und breitete sie über ihre Schultern. Wie sonderbar! zum erstenmal seit Jahren teilte ein Mensch seine Einsamkeit, — ein Mensch, kein betrunkenes Tier wie seine Kumpane vom Pachthof! — eine Verlorene vielleicht, aber solch' eine Verlorene, um die Engel weinen.

Er nahm ihre Hand. „Wie heißest du?“

„Anna.“

„Sprich, Anna. Ich höre dir zu.“

Auf der Schwelle des leeren Möbelwagens kanernd, erzählte sie: „Ich bin nicht im Elend geboren, den's nicht. Meine Eltern sind wohlhabende Bürgerleute gewesen. Als er um mich warb, war ich achtzehn Jahre. Mein Bruder brachte ihn uns. Damals war er Zahlmeister. Meinen Alten stach die gute Carriere in die Augen, mir gefielen seine blanken Knöpfe. Und dann tanzte er gut. Man ist so dumm, wenn man jung ist. Wir heirateten also. Das heißt, nein. Einmal hatten wir Streit, wie Brautleute streiten, — um nichts. Aber da lernt' ich ihn kennen. Der Zorn, so ein herzhafter, ehrlicher Zorn, wenn der über einen Menschen kommt, das ist, wie wenn ihm plötzlich alle Kleider heruntergerissen würden; man sieht ihn, wie Gott ihn gemacht hat. Da wollt' ich ihn nicht mehr. Nun aber meine Leute mir zusehen, Vater und Mutter und Bruder, und mich preis machen mit meiner Dummheit und Boctigkeit und was weiß ich! — Da heirateten wir also. Glück ist nicht viel dabei gewesen, nicht mal im Anfang.

Er war in schlechte Gesellschaft geraten, ging viel aus, kam spät heim. Ich gewöhnte mich dran, meint', es könnt nicht anders sein. Und später, wie' ich mein Kind erst hatte, wurd' ich fast froh. — Dann kam der Krach. Er hatte gestohlen, seine Kasse bestohlen. Sie jagten ihn aus dem Dienst. Ersehen, hieß es, oder das Zuchthaus. Da stand er denn in unsrer Stube, weiß wie'n Laken, weinte und rang die Hände. Ich seh' unsern Buben in der Wiege an und würg' an meinem Zaumer. „Christoph,“ sag' ich, „das ist geschehen. Nimm mein Eingebrahtes, was Vater für mich hat sicher schreiben lassen, nimm's und stell' die Herren zufrieden.“ Denn ich wußt' wohl, sie hätten sein Verschulden gern vertuscht, mögen's nicht leiden beim Militär, daß die Bürgerleut' merken, wenn's bei ihnen auch mal nich sauber hergeht. „Und,“ sag' ich noch, „für den Heinz war's bestimmt. Aber für den wird unser Herrgott sorgen und sein Vater.“ Ja, versprochen hat er mir's dazumal. Gehalten hat er's nicht. Unser Herrgott aber nahm das Kind bald hin. — Weiß nicht, ob das sein Sorgen dafür bedeuten sollt'. Doch das war später. —

Damals kam mein Bruder mit rotem Kopf dahergerannt. Vater ließe mir sagen, ich sollt' gleich nach Haus kommen. Vor allem sollt' ich keinen Heller von dem Meinigen dem Lumpen geben. Für die Scheidung wollt' er schon Sorge tragen. „Ja,“ sag' ich, „ihr habt ihn mir gegeben gegen meinen Willen. Jetzt ist's zu spät. Jetzt gehör' ich zu ihm.“ —

Darauf schlossen sie mir wie ihm ihre Thür zu. Hab' im Leben keinen von ihnen mehr zu sehen gekriegt.“

„Was? auch nicht deine Mutter?“

„Auch die nicht. Mutter war gar stolz. Einen Dieb, einen Bestraften in der Familie, darüber konnt' sie nicht weg. Und mit ihm wurd's ärger und ärger. Und dann kam das lange Siedbett von meinem Kind. Da hab' ich zu Gott gebetet! Die Hände hab' ich mir wund gerimgen! „Lieber Gott,“ hab' ich gebetet, „du hast mir nicht eine von all' meinen Hoffnungen erfüllt, nicht eine von all' meinen Bitten. Erbarm' dich dies einzige Mal! laß mir den Heinz! Den Heinz laß mir — und ich will dich zeitlebens um nichts mehr bitten!“ — Er ist gestorben. Seitdem hab' ich nicht mehr gebetet. Zu was? Ich hatte nichts mehr zu bitten, — zu danken erst recht nicht. Aber ich hab' geschafft, geschafft wie ein Gaul, geschafft, daß mir die Nägel von den Fingern sprangen, grobe Arbeit, wie sie mir nicht an der Wiege gesungen worden ist. Und ich hab' versucht den Mann zu halten. Ist alles umsonst gewesen. Und nun ist's aus. Mein Sawort am Altar hat er zerrissen, — schlimmer! verschachert um einen Judaslohn. Ich bin frei! — O, ich weiß wohl, ich könnt' mir jetzt noch so ein elend Lebensglück zurechtzimmern, ins Waschen gehen, Aufwartungen annehmen. — Bin ja eine ehrbare Frau! — Aber ich pfeif' auf die Ehrbarkeit, die Rechtschaffenheit! Rechtschaffen bin ich gewesen neun entsefliche Jahre, und alles Leid hat der oben über mich geschickt bei meiner Rechtschaffenheit! Meine Eltern haben sich von mir abgewandt wegen meiner Rechtschaffenheit! Verhandelt bin ich worden wie ein Stück Vieh trotz meiner Ehrbarkeit! — Nun

hab' ich alles hinter mich geworfen! Ob ich lang' leb' oder kurz, rechtschaffen oder in Sünde, — glücklich will ich leben einmal! einmal! Glücklich wie ich's versteh'! Wissen will ich, wie das Glück beschaffen ist, eh' ich die Augen zumache für immer!"

„Und da kommst du zu mir? — Armes Weib!"

„Sag' nicht so. Was weißt du von meinem Glück? Zu dir hat's mich gerissen übermächtig, unwiderstehlich, wie zu keinem Mann. Zu ihm nimmer, obgleich ich ihm gehört hab' Jahr um Jahr. Du bist mein Glück! — Ich lasse dich nicht wieder.“

Er strich sacht das Haar aus ihrer Stirn. „Mein armes Kind, du kennst mich nicht.“

„Wer bist du denn?"

„Ein Fälscher, ein Dieb wie der andre.“

Sie lachte nervös. „So bleib' ich in der Gewohnheit.“

„Das ist das Schlimmste noch nicht. Das Schlimmste nicht für dich. Ich hab' einmal ein Mädchen lieb gehabt, du weißt's — zu meinem Unglück. Seitdem — seitdem kann ich nicht mehr lieben.“

„Ach —“ Sie wich ein wenig von ihm zurück. Im heller werdenden Mondschein sah er ihre Augen auf sich gerichtet, die dunklen Wunderaugen, aus deren Tiefe eine Welt von Hingebung, Demut, Schmerz heraufstieg, während sie sich langsam mit Thränen füllten. Wie Diamanten blühten die Tropfen im Mondesstrahl an den geschweiften Wimpern. Sie war schön in diesem Augenblick, da ihre Seele nackt vor ihm lag, anders als die Fälscherin, die Verführerin, aber berückend schön.

„Nicht ein bißchen?"

„Nein," antwortete er hart. Ihm selber ging das Wort wie ein Schnitt durch das Herz.

Sie senkte demütig den Kopf. „Laß mich dennoch bei dir bleiben.“

„Was?"

„Als deine Magd, zur Gesellschaft. Du brauchst jemand, der für dich sorgt. Ja, gewiß! Und ich bin stark und gesund und kann arbeiten. Ich will nicht fragen, nicht schwachen, ganz still will ich um dich sein. — Weiß ja wohl: das Herz kann man nicht zwingen, nicht zu der Liebe, auch nicht von der Liebe. Verlange es nicht von mir! Wird mir wohl in den Sternen geschrieben sein, daß ich kein volles, lichtes Glück genießen soll, nur so ein halbes, umschleiertes, nebelhaftes wie der Himmel droben hent. Wenn mir's recht ist, — was kümmert's dich?"

Er widerstrebte noch. „Geh'! Geh'! Geh!" murmelte er. „Für dich giebt's noch ein Zurück. Flieh eilig! Rette dich!"

Aber während sein Gebot sie hinwegwies, preßte sein Arm sich um ihren Leib und hielt sie, und sie lachte leise, glücklich, indes die Thränen noch hell an ihren Wimpern funkelten, den Kopf an seine Brust geschmiegt. „Was kümmert's dich?"

Nach Jahren schauerlicher Einsamkeit fühlte er ein Herz an seinem Herzen schlagen, ein lebendiges Wesen schmiegte sich an ihn, Glück von ihm erwartend, Glück ihm bringend mit vollen Händen, ungemessen, ihm, dem von sich selbst Aufgegebenen! — Da brach vor der Zärtlichkeit des Weibes sein Mut, sein Stolz, seine Herbheit, wie die Tapferkeit eines Kindes in Thränen bricht unter dem teilnahmvollen Zuspruch der besorgten Mutter. War's Liebe, was er für sie empfand, war's überquellendes, schmerzliches Mitleid? Er bengte sich herab und küßte ihren Mund, und als ihre Lippen heiß und innig sich festsaugten an den seinen, vermengten sich in seinem wirbelnden Kopf Wirklichkeit, Erinnerung, Hoffnung. Ihm war's, als hielte er die andre in den Armen, die Stolze, Nichtswürdige; als sei sie aus dem leuchtenden Mondeswagen droben ausgestiegen, herab zu ihm, um gut zu machen endlich, um zu süßnen, endloses Leid aus seinem Herzen auszulöschen durch eine Berührung ihrer Finger. Er unterschied die beiden Frauen nicht mehr.

Mit einer Hand sacht die Pforte zuschiebend, zog er mit der andern die an ihn Geschmiegte tiefer hinein in das Dunkel des Wagens.

„Du hast's gewollt. Beklag' dich nicht.“ —

Und der Mond bliuzelte eilig segelnd hinweg über dies Stück Menschenelend und Menschenglück, hinweg über die heran- und davonrollenden Züge mit ihrer Ladung von Hoffnung, Thatkraft, Verzweiflung, Enttäuschung. Über die Dächer der Häuser glitt sein Strahl, klemmte sich zwischen düstere Mauern, in enge Höfe, bohrte sich neugierig ein in eine Ritze zwischen Rouleau und Vorhang, um in ein matterleuchtetes Zimmer zu schauen, ein kleines Zimmer in einem häßlichen, düstern Hause, aber drinnen war es nicht häßlich noch düster. Im Kamin leise knisterndes Feuer; eine rosa Ampel leuchtete herab auf seidenbezogene Sessel; Rosenbouquets lagen verstreut auf ihrem mattgrauen Grund. Den Teppich schmückte eine Rosenguirlande, und wirkliche, lebendige Rosen in verschwenderischer Fülle, von herauschendem Duft waren über die Spizendecke des Bettes gebreitet. In einem Schaukelstuhl lag Benno Braun und wartete. Alles wartete in diesem lauschigen Raum, die Kokofuhr auf dem Kamin, das auserlesene Mahl auf dem kleinen, kokett gedeckten Tisch, die Süßfrüchte, der Champagner im Eiskühler, die Sessel, das Lager. Aber der Zeiger wanderte über das Zifferblatt, Abtheilung nach Abtheilung überspringend, kein Schritt regte sich auf der Treppe, keine Frauenschleppe rauschte. Das Feuer im Kamin erlosch, langsam zerschmolz das Eis im Champagnerkühler, die Kerzen brannten herab. Als die Uhr auf dem Kamin zehn schlug, sprang Benno wütend auf, schleuderte den Rest seiner Cigarre ins Feuer und stürzte aus der Thür.

Der Mond aber verzog den Mund zu breitem Lachen: — hier ein Liebestempel ohne Gottheit und ein Liebesopfer dort im altarlosen Raum.

Er schiffte weiter, streifte mit flüchtigem Strahl den Brettergann, hinter dem Boxer in einer Wasserpfüße den bleiernen Schlaf der Trunkenheit schlief, weilte lange glättend und zurechtückend auf den prahlerischen Türmchen und Ecken der Mordhammer'schen Villa, spähte dem Hausherrn ins blasse Gesicht, der an seinem

Schreibtisch saß, rechnete, das Resultat anstarrte, seufzte und wieder rechnete, während kalte Tropfen auf seiner Stirn perlen, glitt dann um die Haussecke, Umschan haltend nach der vergeblich Erwarteten. Sie lag auf der schwellenden Ottomane ihres Boudoirs, einen französischen Roman in der Hand, eine böse Falte auf der Stirn. —

Zwei Stunden später erschienen Mordhammers auf dem Hausball bei Konjul Meierheim, er, geschneigelt und korrekt, wie er pflegte, nur sehr blaß und mit nervös zuckenden Augenlidern: das letzte Depot aus dem Geldschrank hatte im Laufe des Tages springen müssen. Er war ein verlorener Mann, wenn morgen ein einziger Gläubiger das Seinige zurückforderte. Schon betrachtete er Malwa von der Seite, die, von gelber Seide und gelblichen Spitzen umwogt, frisch wie ein Maitag und stolz wie eine Fürstin, mit strahlenden Augen ihren Freunden zulachte. Woher nahm diese Frau die unverwüßliche, ungeheuerliche Lebenskraft, die jeden Schicksalschlag überdanerte, die vor keiner Schuld erblaßte? Tauchte es denn niemals vor ihrem Blick herauf, das Gespenst des Unseligen, der um ihre Willen von den lichten Höhen des Lebens abstürzte? Mordhammer hatte den ehemaligen Kameraden nie völlig vergessen können; seit einigen Tagen verfolgte ihn sein Bild auf Schritt und Tritt. Das machte, er stand mit einem Fuß im Grab. Sterbende werden von Gespenstern umkreist, die die Gesunden nicht sehen. Jener war zum Fälscher und Dieb geworden, um ihrer Schönheit Schätze zu Füßen zu legen. Um ihrer unersättlichen Verschwendungslust genug zu thun, war er, Mordhammer, zum Betrüger geworden, zum Dieb an anvertrautem Gut. Sie aber schien nur üppiger zu blühen und zu prangen vom Blut ihrer Opfer.

Bemo Braun forderte sie zum Tanz auf. Sie tanzte heute Abend nicht. Er blieb vor ihr stehen. Seine Stimme klang erregt. Er fühlte sich zum Zorn berechtigt.

„Sind Sie immer so zuverlässig?“

„Wieso denn?“

„Wissen Sie, daß ich Sie erwartet habe?“

„Ach!“

„Ja, bis zehn Uhr!“ Indem er das sagte, fühlte er selbst das Komische dieser Anklage, das Komische dieses vergeblichen Wartens.

Und sie lachte auch, lachte, daß er rot wurde vor Zorn.

„Sie Ärmster! Das thut mir aber wirklich leid.“

Nicht eine Silbe der Entschuldigung. Sie wandte sich kurz von ihm ab, der Generalin von Lenzen zu, der Vorsteherin eines Vereins zur Hebung der Sittlichkeit von Frauen und Mädchen aus dem Volke. Seit einiger Zeit huldigte Frau Mordhammer dem Wohlthätigkeitsport. Sie fand, daß ihr das ein Relief in der guten Gesellschaft gab. Vor dem stumm Dastehenden besprachen die beiden Damen mit großem Ernst verschiedene Maßregeln, die Einrichtung bildender Gesellschaftsabende für ihre Schützlinge, den Aufbau eines Heims und dergleichen.

Benno fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen. Nie hatte er die Möglichkeit erwogen, daß eine Frau, zu der er stand wie zu Frau Mordhammer, ihren Willen dem seinigen entgegensetzen könne. Diese vermeinte er zu besitzen, Leib und Seele, Wollen und Denken, und sie wagte es, ihm moralisch ins Gesicht zu schlagen, ihn aus ihrem Wege zu schieben wie ein Stück Holz! — Als wären sie nicht, die Thatfachen, die nach seiner Meinung und Erfahrung einer verheirateten Frau Wahl und Willen banden, unlösliche Ketten, an denen ein energischer Mann sie zerrte, wohin es ihm beliebte. Aber diese war schamloser noch als er, lammhafter, kälter, grausamer, und zu seiner eigenen Überraschung sah er sich machtlos, waffenlos ihr gegenüber. Das verblüffte ihn, das machte ihn toll. Er konnte den Blick nicht mehr abwenden von ihr. Und ihre Funkenaugen gruben sich in sein Hirn, ihre glatten Schlangensbewegungen machten seine Sinne taumeln. Wie eine gelbe Flamme mit zwei schwarzen, versengenden Augen, so brannte ihr Bild sich schillernd, schmerzhaft und lockend ihm ins Gedächtnis. Nicht genug, daß sie ihn nicht beachtete, sie beachtete einen andern, auch einen jungen, reichen Menschen. Ein Sturm von Eifersucht durchraute ihn bei der Wahrnehmung. Er stellte sie zur Rede.

„Ein Freund unsres Hauses,“ erwiderte sie lächelnd, mit ihrem Fächer spielerisch, „mein Mann schätzt ihn sehr. Sie begreifen: *les amis de nos amis* —“

Jetzt wußte er's wenigstens, was sie ihm nachtrug: Daß er ihren Mann in seinen Spekulationen im Stich ließ! Aber das war barer Wahnsinn. Er brachte den Abend und die Nacht damit zu, ihr in Gedanken ihr Unrecht zu beweisen. Am Morgen that er's brieflich, acht Seiten, lauter gute Gründe. Auf dieses Schreiben erhielt er nie eine Antwort. Und als er zwei Tage später in Mordhammer's Abwesenheit einen Besuch in der Villa abstatten wollte, ward ihm bedeutet, die gnädige Frau empfangen nicht.

Seitdem war sein Wesen aus den Fugen. Er aß und trank kaum mehr, er verwickelte sich in seinen Geschäften. Zummer, bei all' seinen Liebshäften, hatte er Kühle und Besonnenheit bewahrt, ihnen dankte er seine Siege. Diese Frau, selbst Eis, verbrannte ihm Willen, Ruhe, Besonnenheit zu Asche. Er haßte sie dafür. Es wäre ihm Wonne gewesen, sie zu schlagen, zu mißhandeln, er hätte sie ermorden können. Und doch gab es keine Tollheit, die er nicht ohne Besinnen begangen haben würde für das Entzücken, sie noch einmal so in den Armen halten zu dürfen wie einst, da er das leicht erworbene Glück kaum achtete. —

Als Boxer hinter seiner Planke erwachte, schien die Sonne ihm aufdringlich ins linke Auge. Reif lag auf dem Boden, auf seinem Rock, seiner Hose. Er stand auf, er klopfte ihn ab und schüttelte sich; ihn fror bis in die Knochen. Einen Augenblick dachte er daran, zu seiner Frau zu gehen und sich ein Schälchen heißen Kaffees geben zu lassen. Aber eine nebelhafte, unbehagliche Erinnerung an die Begleitumstände seiner gestrigen Flucht ließ ihn davon absehen und trieb ihn dem Pachthof zu.

Dort herrschte schon Bienenregsamkeit. Die Schaufeln auf den Schultern standen seine Kameraden auf einem Haufen beisammen, diesmal mitten auf dem

Hof. Schon von weitem sah er's an ihren forschenden Bewegungen, hörte er's an ihrem herausfordernden Lachen und Schreien, daß fetter Verdienst in Sicht sein müsse. Friß aber helle schlug seine langen Arme wie Windmühlensflügel um einander und rief ihm entgegen.

„Deine Schute! Mensch! Efelstopp! Rhinoster, dickhäutiges! So bring' doch deine Schute mit!“

Von Frost geschüttelt kam Boxer heran. „Hat einer vielleicht zufällig Schluck?“ fragte er kläglich. „Ich bin ganz belemmert.“

Fünf Flaschen wurden ihm entgegengestreckt; er trank. „Was is denn los?“

„Winter kriegt Kohlen. Tummel' dich, Mensch! Mit dem Halberachtzug kommen sie herein. Hörste woll? Da pfeift er schon. Fünf Waggons! He? Was? Es verlohnt sich.“

„Ja, Sapperlot!“

„Müssen vor Schummern in den Häusern drinnen sein. Morgen kommt noch mal so viel. Die Bürgersteut' wollen außs Fest nich frieren.“

„Heut — in die Häuser? So'n Blaf!“

„Ja, das hat der Alte auch gemeint.“ „Nee,“ sagt Kohlenludchen, „geht nich, das giebt's nu nich auf der Bockholterstraße. Alle Hände müssen ran. Die Frauensteute müssen mitschleppen, daß ihnen die Schwarte berstet.“

Schon kam Kohlenludchen durch die Einfahrt daher, einen Gaul am Zügel zerrend, der einen leeren Karren zog.

„Der Zug is herein. Die Kohlen sind richtig bei. Auf das Gleis da kommen die Waggons. Allong! Angefaßt!“

Die Schar stürzte sich auf die eben losgekoppelten Wagen mit ihrer schwarzen, in der Morgensonne glitzernden Ladung, schob und zerrte sie mit angestemmtm Schultern an ihren Ausladeort.

Bergnügt sah der alte Winter ihren Eifer. „Na, nu macht's gut, Kinders! Fünf Waggons sind's. Schafft ihr sie mir heute noch zu den Kunden, soll mir's auf einen Extratrinkgroschen nicht ankommen.“ Er nickte und ging breitpurig hinüber nach seinem Kohlenplatz, der, nur einen Büchschuß entfernt, in der Bockholterstraße lag.

Die Kohlenträger hielten Musterung. „Alle Mann beisammen? — Heiligkreuzdonnerwetter, nee! Der Duffel, der Schlingelfittich, hat wieder mal auf seinen Ohren geseffen, weiß von nichts. Wenn's Brei regnet, hat der Schafstopp keinen Löffel!“

Eben kam der Vermißte schräg über den Backhof, langsam, träumerisch, ab und zu blieb er stehen und sah mit glücklichem Ausdruck in die leere Luft.

„Hol' mich diefer und jener,“ brummte der schwarze Konrad, „der Kerl is schon am frühen Morgen besoffen. Kann nich auf'm Strich gehen.“

„Dösbattel,“ verwies Küselfrige. „Sieste nich, daß er Verse macht? Gud' nur seine Augen an.“

Schwärmerischer als je war ihr Ausdruck, es fiel allen auf. Ein geheimnisvolles Glück leuchtete darin, und ihr tiefes Blau beschämte den fahlen Dezemberhimmel.

Kohlenludchen hatte Schlingelstittichs Schaufel schon auf dem Wagen mitgebracht. Er schleuderte sie ihm stumm vor die Füße.

Der Blonde blieb stehen, sah verwundert die Männer an, das Werkzeug und die Kohlen. „Arbeit?“ fragte er wie aus einem Traum erwachend.

„Was denn sonst? Zuckerkuchen is es nich,“ grollte Ludchen. „Willst Du, oder willst Du nicht?“

„Ich will, natürlich will ich.“ Mechanisch nahm er die Schaufel und stieß sie in den Haufen aus dem Waggon geschütteter Kohlen. Er fragte nicht weiter, er redete kein Wort, er arbeitete. Nur einmal, als Boyer, der sein Nebenmann war, ihn mit dem Ellenbogen anstieß, sah er auf, schien sich zu besinnen, wurde rot und schritt rasch um den Kohlenberg herum an die andre Seite. Niemand hatte Arg daraus.

Sobald der Wagen regelrecht beladen war, zogen Kohlenludchen und er damit fort zu den Kellern von Winters Kunden. Ein neuer, leerer fuhr vor. Sie zankten sich nicht um den Vorrang, denn der Lohn fiel gleich für jeden der Kameradschaft. Alle arbeiteten mit Eifer.

In dem Maß aber wie der Tag vorrückte, fanden einzelne Weiber sich herzu. Wie sie die Beute witterten, konnte keiner sagen. Sie umkreisten den Packerhof in gemessener Entfernung, sahen sich nötig und kamen. Oder sie brachten Frühstücksschrippen für den Mann, mit dem sie gerade lebten, und wurden von ihm an die Arbeit gestellt. Es waren Weiber von jedem Alter, jeder Stufe der Gesunkenheit, Greisinnen, auf deren Pergamentgesichtern jedes Leid und jede Gemeinheit ihre Spuren in unzähligen Runzeln eingegraben hatten; junge, kaum der Schule entwachsene Dinger, die der Reiz und Instinkt des Lasters in diese Gemeinschaft riß; Frauen in guten Jahren, deren Jugend in zu schwerer Arbeit vorzeitig verblühte. Konrads Liebste war eine große Blonde mit roten Backen, die sang, während sie die Körbe voll Kohlen auf den Schultern über die Kellertreppen schleppte. Friß aber helle lebte mit einer rundlichen, freundlichen, die nicht „nein“ sagen konnte, uns Leben nicht, jedem Mannsbild zulachte und sich kugeln wollte vor Vergnügen, wenn einer, bloß ihre Schulter antippend, sagte: „Na, Sie Kleene!“ Küßelfriße hatte sich mit einer richtigen Hexe zusammengethan, einer Bettel von satanischer Häßlichkeit, aber sie schaffte wie ein Gaul. Sie schafften alle, maßlos, mit wahrer Selbstvernichtungswut ihre Lebenskraft wetteifernd vergendend im Dienst ihres jeweiligen Gebieters. Und ihre Herren trieben die ohnehin Eifrigen unbarmherzig an mit Worten und Pöffen, mit manchem Peitschenschlag, der über des Pferdes Rücken hinweg, als wär's ein Zufall, die einen Augenblick nach Atem Ringenden traf. Darüber beklagte sich keine. Dafür waren sie Weiber, Hunde, Lasttiere von Geburt; Mißhandlung ihr unabänderliches Los. Wenn sie ja einmal den Herrn wechselten, die Hiebe und die Scheltworte wechselten nicht. Auch hing jede an dem ihrigen, wie nur je ein verprügelter Jagdhund an seinem Meister.

Schlingelstittig allein, der Weiberfeind, besaß kein Mädchen, und Kohlenludchens Letzte hatte sich in ihrer Fabrik beide Arme vom Leibe reißen lassen

und war vor acht Tagen im Spital gestorben. In einem Anflug von Sentimentalität hatte er noch keinen Ersatz für sie gesucht. Drum hatten die beiden sich heut zusammengethan. Sonst bediente jeden Wagen ein Mann und ein Weib; die mühseligste Arbeit aber schaffte das Weib.

Keiner nahm sich die Zeit, zu Mittag zu essen. Ein Krust Brot, der, in ein rotes Taschentuch eingeschlagen, mitgeführt wurde, ein Schluck aus bauchiger Flasche, mußte Mann und Frau genügen. Ein üppiges Gelage erwartete sie ja am Abend im Glöckner und für diesen einen rauhen Arbeitstag eine ganze Reihe freiwilliger oder unfreiwilliger Bummeltage.

In einem Keller auf den Steinkohlen sitzend, hielten Kohlenludchen und Schlingelfittich ihre kurze Mittagsrast, schweigsam, stumpf, wie überarbeitete Menschen pflegen. Aber als der Blonde zum drittenmal mit stummer Geberde die Branntweinflasche von sich wies, die der andre ihm reichte, that Kohlenludchen verwundert die Lippen auseinander: „Hallo, Menschenkind! was is denn das für eine Benehmigung?“

Schlingelfittich hatte den Kopf auf die Ellenbogen gestützt. Auf den feuchten Kellerboden stierend, zerkaute er mühsam das trockene Brot.

„Es is 'ne kuriose Welt, Lude.“

„Hab' ich lang gewußt.“

„Ich denk' bloß so — da ist man nu jung und stark und hat was gelernt, ja, viel gelernt! Und — Psui Teufel! könnt' man denn nu nich sein Brot mit was andrem verdienen als mit dem verfluchten Kohlenschleppen?“

„Mit Couponabschneiden? Ja, das wöchst Du wohl!“

„Mit andern,“ wiederholte Schlingelfittich, seine Hände betrachtend, nervös, „mit andern!“

Kohlenludchen stand auf. „Kein,“ sagte er brutal, „mit gar nichts andern. Nich mal mit Couponabschneiden. Deshalb: wenn Unserem heit am Tage jemand zwanzigtausend Thaler auf den Tisch hinzählen wolt', — durch die Gurgel müßten sie, durch die Gurgel bis zum letzten Heller! Und über's Jahr wär's das alte Lied. Kohlenschleppen, Saufen, Verrecken — für uns giebt's nichts andres!“

„Ich wöcht's doch versuchen,“ murmelte Schlingelfittich. Er stand auf und schleppte seine Lasten weiter, stumm und eifrig. Noch war kein Tropfen Branntwein über seine Lippen gekommen an diesem Tage. Aber wie die Stunden hinschlüchen, wurde er müder, blässer, verstümmter, schlaff und traurig, sterbenstraurig, während Kohlenludchen, der seine Schluckflasche schon zum drittenmal hatte füllen lassen, immer lustigere Liedchen piff.

„Achtung gepaßt! der letzte Wagen. Parkstraße Nr. 9.“

Schlingelfittich, dessen Kopf niederhing wie eine abgeknickte Blume, dessen Füße stolperten, und vor dessen Ohren eine ganze Sündflut brandend das Getöse der Straße verschlang, fuhr wie von einem elektrischen Strom durchschossen in die Höhe.

„Was? Wohin?“

„Partstraße 9, zu einem Mann, Mordhammer geheissen, ja, so steht's auf der Nota.“

„Nein!“ sagte Schlingelfittich mit weit aufgerissenen Augen.

„Bist'ne meschucke? Seit wann schiert's Dich oder mich, wem der Winter seine Kohlen verkauft? He?“

„Ich thu's nich,“ murmelte Schlingelfittich.

„Schön. Wenn Du Deinen Tagelohn schießen lassen willst —“

„Nein, nein!“

„Was redst Du denn!“ —

Sie trugen die Kohlen in Körbe geschaufelt in den Keller der Mordhammer'schen Villa. Aber Schlingelfittich, der eben die dritte Last auf seine Schultern heben wollte, schwankte plötzlich und stürzte in die Kniee. Als Kohlenludchen mit seinem leeren Korb zurückkam, fand er ihn zwischen den verstreuten Kohlen knieend, das totenbleiche Gesicht mit Kohlenstaub verschmiert, durch den Ströme von Thränen sich helle Furchen bahnten. Er streckte ihm stehend beide Hände entgegen.

„Schlud! Schlud! Erbarm' Dich, gieb mir Schlud!“

Und gierig sog er die dargereichte Flasche leer bis zum Grund, wischte den Mund mit dem Ärmel und warf mit einem einzigen Schwung den Korb auf die Schultern. „Recht hast du: Kohlenschleppen, Saufen, Verrecken, — für uns giebt's keine Umkehr.“

Als Boxer auf seinem Kohlenwagen thronend durch die Stadt kutscherte, — denn er war bei seiner Kurzhalfigkeit bequem und lief ungern, — sah er Rosmüller lebhaft winkend auf sich zutragen. Er hielt nicht an, zwinkerte nur so von der Seite auf den Schmiedegesellen herab, fest entschlossen, daß der Schafskopf sein Paar Stiefel nicht wiederhaben solle.

„Römer,“ keuchte der Aufgeregte, „hören Sie doch! Halten Sie doch! Römer! Ihre Frau — Ihre Frau is — von Hause —“

„So.“ Boxer schmunzelte schadenfroh in sich hinein.

„Sie ist gestern Abend aus der Wohnung gelaufen, ohne Hut und Mantel — Sie ist noch nicht zurückgekommen —“

„Da kann ich nichts für,“ polterte Boxer grob. „Ich hab' das Meinige gethan. Einfangen kann ich Ihnen die Frau nich. Das is gegen's Geseh.“ Und er schmalzte mit der Zunge, damit der Gaul rascher ausfahren sollte. Aber der Schmiedegesell schrie rot vor Zorn und Empörung: „Es handelt sich den Kuckuck um Sie und mich! Verstehen Sie denn gar nich, was ich Ihnen sage? Ihre Frau hat uns was zugehört, ja, ja! jedes Wort hat sie gehört. Darum ist sie aus dem Haus gerannt wie eine Unsinige!“

„Teufel!“ Mit einem Ruck zog Boxer den Zügel an und kratzte sich hinter den Ohren. „Gehorcht? So 'n Frauenzimmer! Na, das ist ekelig.“

Aber er tröstete sich. „Ist 'ne gescheite Fran. Wird's hinunterwürgen wie immer. Was will sie auch anfangen? Hat ihren gesamten Plunder in der Wohnung, Tisch und Bett. Am Häusrat hängen die Frauensleut' wie die

Ragen. Wird wiederkommen. Höchstens schmeißt sie den Eiskerl da zum Haus hinaus. Ich bin der Mann. Mich soll sie wohl behalten."

"Ich kann da nichts bei thun," wiederholte er laut, wie um sein gutes Gewissen zu bekräftigen, hieb auf den Gaul ein und ließ Rosmüller mit seiner Entrüstung, Reue und verzehrenden Angst stehen.

Noch vor Feierabend waren die fünf Waggons Kohlen richtig eingebracht. Kohlenludchen, der schwarze Konrad, Schlingelfittich und die andern standen auf Winter's Kohlenhof um das kleine Bureau gedrängt, das nur drei Menschen zu gleicher Zeit fassen konnte. Es war Sonnabend, der Buchhalter zahlte Löhne, ordnete Kassen, er wußte nicht, wo ihm der Kopf stand. „Kinder, das wird langweilig," sagte Winter; „kommt morgen oder übermorgen." Aber sie blieben stehen. Der Winterwind pffte durch die Löcher ihrer Röcke und Hosen, seine Eisnadeln schlugen ihnen ins Gesicht; sie harrten aus. Sehnsüchtig den Lichtschein im Fensterchen anstarrend, warteten sie, bis sie an die Reihe kamen. Draußen auf der Straße, hart an die Hauswand gedrückt, die Hände unter den Schürzen, warteten die Weiber.

Unter einer Laterne wurde die Beute geteilt, das heißt, die Weiber bekamen nichts, Gehilfinnen des Mannes nach dem Buchstaben der Bibel, Gehilfinnen ohne Lohn; bloß daß ihre Gebieter und Anwender sie am Abend frei hielten. Ihre Augen funkelten in dieser frohen Erwartung, und begierig empfing jede den endlich aus dem Thor tretenden Mann. „Weis her! Wieviel hat er dir gegeben?"

Die Ausbeute war gut, so wurde es auch die Stimmung. Die Weiber am Arm, die Hüte schief, vom Trottoir hinunterstoßend, was von Begegnenden ihnen nicht freiwillig auswich, so stampfte die Kaueradtschaft zum Glöckner.

Aber Boxer war schlimmer zu Mut. Das Nachtquartier in der Pfütze und das Warten im Winterwind waren zu viel für seinen morschen Körper. Er klapperte vor Frost, vor seinen Augen tanzten Ringe und Sterne, kaum hielt er sich auf den Füßen. Der Glöcknerwirt gab heute einen Gulasch aus, sonst Boxer's Lieblingspeise. Aber mit kläglichem Miene winkte er ab, die Stimme wollte kaum aus seiner geschwellenen Kehle hervor. „Essen nich. Trinken! man bloß immer trinken."

Doch Bier und Branntwein widerten ihn an, der Grogg, den Häbermann braute, schmeckte ihm auch nicht. Da wurde er traurig in seinem Herzen, wie der verlorene Sohn, als er Träber essend zwischen den Schweinen saß. Er dachte heim, mit Sehnsucht, mit krankhaftem Verlangen. Als der Zubegriff des Friedens, des Behagens schwebte ihm plötzlich die enge Wohnung vor, sein weiches Bett, der warme Herd. Und die Frau! die Frau erst! Sie verstand sich auf kalte und warme Umschläge. Sie hatte eine Mirtur für Halsschmerzen und solch' feste, weiche Finger, um einen Kranken anzufassen, zu betten, zu heben. Wüßt' er sie nur still sorgend um ihn beschäftigt, gleich, meinte er, müsse ihm wohlter werden. Er stand auf. Was hatte Rosmüller ihm erzählt? Fort wäre die

Frau? — Unfinn! Unfinn! — 's ist vedrabsenschwarze Nacht. Da gehören ehrbare Frauen ins Haus. Seine ist ehrbar. Er findet sie. Er muß sie finden.

Ohne Gutenachtgruß stahl er sich aus der Thür, und wie er das Pflaster erst unter den Füßen fühlte, schritt er schneller aus, stolpernd, schwankend, aber immer schneller, wie ein abgeheppter Gaul, der zum Stall zurückläuft. Keuchend tastete er sich die Treppe hinauf.

„Anna! Frau! — Anna!“ — Aber die Stimme hatte keinen Klang. Er faßte auf den Drücker, — die Thür widerstand. Er klopfte daran, er zerrte, er schlug mit den Fäusten dagegen. „Anna! Frau!“ — Er hätte brüllen mögen vor Angst, vor Wut. Nur ein heiseres Nöcheln preßte er hervor.

Da ging unten eine Thür. Die Wirtin, ein Öllämpchen in der Hand, spähte die Treppe hinauf.

„Sind Sie's, Herr Römer? Warten Sie. Kofsmüller hat mir den Schlüssel gegeben. Die jungen Leute sind ausgegangen essen. Nein, sagen Sie bloß, was is das mit Ihnen Ihrer Frau?“

„Weiß ich doch nich,“ flüsterte Boyer heiser und mied es, der Frau ins Gesicht zu sehen.

Sie ging mit ihm in die Küche und zündete ein Licht an. „Alles stehen und liegen lassen. Nich mal aufgewaschen. Un weggemacht. Was man nich erlebt! Un is immer so 'ne propre, rechtliche Person gewesen. Na, wer das auf'm Gewissen hat! Ich möcht's nich zu verantworten haben, Herr Römer.“

„Sie wird ja wiederkommen,“ wisperte Boyer und schmiegte sich eng an den Herd, als könne die feuerlose Platte Wärme ausstrahlen.

Die Frau schlurfte schon wieder die Treppe hinunter.

Er sah sich in dem öden Raum um, schen wie ein Kind, das Gespenster zu erblicken fürchtet. Und waren's nicht Gespenster, die stillstehende Nähmaschine, die tote Feuerstätte, das unberührte Bett drinnen, die Kommoden, in denen die Schlüssel stecken?

Da saß er nun zu Hause. Was half's ihm? Tot, tot alles rings um ihn her, Gespenster, blutfaugende, vorwurfsvolle Gespenster. Das Leben war aus der Behausung hinausgegangen mit ihr. Und nun faßte ihn der Zorn, ein höchst ungerichter und nur um so giftigerer Zorn. Warum war sie nicht da? Muß eine Frau nicht zur Stelle sein, wenn der Mann nach ihr verlangt? Krank und hilfsbedürftig wurde er von ihr allein gelassen! Das war nicht recht, was ihm da geschah. Sein Handel gestern Abend wog hiergegen leicht. Ein Scherz, um den Schmied zu übertölpeln, ein unpassender Scherz, nun ja! Darf eine Frau einfach davonlaufen um einen schlechten Spaß? Es gehörte sich nicht. Es war eine Beleidigung gegen seine Manneswürde. Wenn ein Mann von der Arbeit heimkommt, kann er eine warme Stube verlangen und was Gutes auf den Tisch, und wenn er sich gar krank gearbeitet hat, Pflege und Thee und — Himmelsakerlot! Er nahm einen Teller aus dem Börd, zerplitterte ihn auf der Herdplatte und horchte. Er meinte, sie müsse den Verlust fühlen und eilig

kommen, denn ihr Herz hing an jedem einzelnen Stück ihrer Habe. Aber sie kam nicht.

Er ging in die Stube. Auf der Kommode, neben der Lampe, standen zwei Porzellanfiguren, Schäfer und Schäferin, Bierstücke noch aus Annas Elternhause, aus ihrer Mädchenstube. Er zerschlug erst die Figuren und dann die Lampe. Die Splitter flogen umher, das Petroleum stieß über das weiße Deckchen herab und stand in breiter Lache auf dem Teppich. Er riß das Federbett auf und streute die Daunen auf den Boden, in die Masse. Warum kam die Frau nicht! Wenn sie ihn kränkte, wollte er sie auch kränken. Er wollte sie lehren aufmucken gegen ihn, den Herrn! — In einer Lade fand er einen Hammer. Er ging in die Küche zurück. Er zerschlug den Spiegel, die Stühle, jeden einzelnen Topf. Zuletzt stürzte er sich auf die Nähmaschine und sprengte mit zwei gewaltigen Hieben die gußeisernen Arme, die das Schiffchen, den Greifer, trugen. Dann stand er still, leuchtend, röchelnd, mit rollenden Augen. Es gab nichts mehr zu zerstören. Und die Frau kam noch immer nicht! Da warf er den Hammer weg, schlug die Hände vors Gesicht und brach in ein trockenes Schluchzen aus. War sie denn fort? Wirklich fort? — Die eifersüchtige Leidenschaft, die er trotz allem für die Frau empfand, lag in dem vandalischen Ausbruch. Er war der genaue Gradmesser des Werts, den die Entflohenen für den Unglücklichen besaß.

Mit Scherben und Abfall bestreut wie ein Jahrmaktsplatz nach Abbruch der Buden, blieben Küche und Stube gleichwohl kalt. Der Petroleumgeruch wurde unerträglich, und den Einsamen würgte sein Schmerz, seine hilflose Wut. Er mußte sich Luft machen, Menschen, die ihn verstanden, sein Leid klagen. Aber wer hätte ihn verstanden, wenn nicht die Genossen im Glöckner? Also zurück den Weg, den er gekommen war, zurück.

In der Wirtsstube ging's hoch her. Der stark gepfefferte Gulasch stachelte den Durst. In den Taschen steckten Mittel, ihn zu löschen. Die Frauenzimmer wetteiferten mit den Kerlen. Küselfrizens Here trank ihm den Branntwein vor den Lippen weg, wofür er, schon betrunken und übelkaunig, sie kniffte, während er ihr die abscheulichsten Schimpfnamen gab. Sie sicherte dazu und sang Liedchen, über die Fris aber helle und seine Karline noch rot wurden. Das machte der Alten großen Spaß, und sie zersann sich, um immer verwegener zu finden.

Des schwarzen Konrads Lottchen saß längst auf seinen Knien. Er hatte ihr ein rotes Halstuch gekauft, mit dem sie großen Staat machte, denn sie war noch so eitel, daß sie sogar täglich ihr Gesicht wusch, — so frech aber auch, daß selbst die Alte sie nichts mehr lehren konnte.

Als Borer eintrat, schrie die Gesellschaft gerade vor Lachen über eine gesalzene Mantelschelle, mit der Küselfriz sein Glas vor den Angriffen seiner Liebsten verteidigte. Am lautesten jauchzte die Betroffene selbst. Hiebe mußten sein, wo zwei zusammengehören, das verstehe sich. Eine Liebe ohne Prügel, das sei wie eine Suppe ohne Salz, eine Mahlzeit ohne Schluck. Im Umsehen hatte sie das ihr verwehrte Glas ergriffen und trank's aus bis auf die Nagelprobe,

worüber die andern mit lautem Bravo! Beifall klatschten und sogar Küselstöße mit einem halben Lächeln der Zufriedenheit grunzte: „Die is jut. Was?“

Borer trat hinter Kohlenludchen und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Weißte, sie is weg.“

„Weg? Wer?“

„Meine Frau.“

„Deine Frau?!“

„Ja.“

Es wurde auf einmal ganz still um den Tisch. Sie tauschten ja öfters ihre Mädchen mit einander, ihre Weiber auch, ohne Groll, ganz kameradschaftlich. Karline hatte es früher mit Kohlenludchen gehalten, und die lange Lotte war durch alle Hände gegangen, bis sie am schwarzen Konrad als dem Lasterhaftesten hängen blieb. Aber Borer's Frau, das war etwas andres. Die zählte nicht zu ihnen. Der Wirt kam vom Schentisch her und schob einen Stuhl heran.

„Setzen Sie sich erst mal, Herr Kömer.“

„Fort is Deine Frau?“ trugte Kohlenludchen. „Wohin denn?“

Borer ließ den Kopf hängen und zuckte die Achseln.

„Aber seit wann? Warum denn? So red' doch bloß einen Ton!“

„Was soll ich sagen? Es kann sein, daß ich ihr manchmal nich mit dem gehörigen Respekt entgegengetreten bin. Das is möglich. Ich bin was hitzig. Aber ein guter Kerl von Natur, seelensgut, ein Kind gegen die Frau! Un — was ich von ihr gehalten habe, das wißt Ihr alle. Un — von Untreue gegen sie nich die Probe — Und denn, ich meine, wenn ein Mann krank und hinfällig nach Haus kommt und geht mit den besten Vorsätzen um, denn einfach davonlaufen! ihn sitzen lassen ohne ein Spierchen Feuer im Ofen und ohne einen warmen Trunk, — muß eine Frau nun wohl so was thun? He, sagt! Muß sie so was thun?“

Ihränen standen in den Augen des Mannes. Er fühlte sich elend, gröblich und ungerecht mißhandelt. Seine Zuhörer empfanden wie er; ein Murmeln der Mißbilligung und des Mitleids durchlief die Reihen.

„Laß sie wischen. Nimm dir 'ne frische,“ brummte Friß aber helle.

Die lange Lotte stemmte die Ellenbogen auf den Tisch und starrte Borer mit frechem Lachen ins Gesicht.

„Soll ich Ihnen sagen, wo Ihnen Ihre Frau steckt?“

„Wissen Sie's?“ Borer hob den Kopf und hielt den Atem an. Den Bruchteil einer Sekunde fürchtete er Entsetzliches, und sein Herz setzte aus'im Schlag. Hatte sie sich ein Leid angethan in Verzweiflung? Lag sie verstümmelt auf den Schienen?

Aber die lachenden Augen der jungen Sünderin verkündeten keine Tragödie.

„Drüben im Roten Kleeblatt sitzt sie und puffert mit Schlingelstittich.“

„Quasle nich,“ mahnte der schwarze Konrad und schüttelte das Mädchen.

Sie kehrte sich beleidigt zu ihm um. „Wo werd' ic denn? Boreru seine Frau, die tugendboldige, die kennt ja wohl jedes Kind im Viertel. Bin ihr heut

Morgen schon begegnet, wie sie aus dem Backhof geschlupft ist, untergefaßt mit Schlingelsittich. Und hinterm Pfosten haben die zwei sich feste abgeküßt — — Jesus Maria So! Was ist Ihnen denn?“

Boxer war vom Stuhl in die Höhe gefahren, röchelnd hielt er sich an der Tischkante, während seine Augen fast aus dem Kopf hervorquollen. Das hatte er nicht erwartet, das nicht! Seine Gedanken sahen die Frau erbittert umherirren, hungern, frieren; sahen sie ein neues Leben voll Arbeit und Sparsamkeit beginnen, ohne ihn; sie sahen sie von der Brücke herabspringen in den Fluß, sich unter den heranbrausenden Zug stürzen in Verzweiflung über die ihr von ihm angethane Schmach. Aber einfach und gemein wie all' die andern von ihm fort in die Arme eines Liebhabers rennend, so hatte seine Phantasie sie nie erblickt! Und sein vom Trunk vermorschtes Gehirn ertrug die Erschütterung nicht, den Zusammenbruch seines letzten Heiligenbildes. Ein gurgelnder Laut, ein zielloser Griff mit beiden Armen in leere Luft, und wie ein gefällter Baumstamm stürzte Boxer längelang zu Boden.

Er wurde ins Krankenhaus getragen. Wortkarg, düster trennten sich die Bethegenossen. —

In dieser Nacht schlief Benno Braun schlecht. Er hatte auf einem Fest bei dem Direktor der neuen Banqugesellschaft Malwa wiedergesehen. Sein Selbstgefühl war gekränkt, seine Eigenliebe mißhandelt, wie mit Ruten gepeitscht. Jedes Wort, das sie an einen andern richtete, dünkte ihn Beleidigung; jeder Blick ihrer Augen, der einem andern galt, machte ihn toll.

Gegen vier stand er auf, der Mond schien hell auf sein Bett, er konnte nicht länger liegen. Ihn fiel die Meldung eines Knechtes ein: in dem auf dem Backhof stehenden Wagen Nr. 3 sollte verdächtiges Gesindel nächtigen. Gut war's dem auf den Grund zu gehen. Wer soll für Ordnung sorgen, wenn nicht der Herr selbst, oder des Herrn Sohn? Er zog einen warmen Flauschrock an, stülpte eine Pelzmütze auf den Kopf und stieg leise die Treppe hinunter. Mit einer kleinen Blendlaterne leuchtete er die Wände der Remise entlang, nahm von den dort aufgehängten Fuhrmannspeißen eine herunter und ließ sie durch die Luft sausen. Sie genügte ihm nicht. Er probierte eine andre und noch eine. Zufrieden gestellt schob er die letzte unter den Arm. Der Geschäftsführer hatte sie für ein Paar Verderons angeschafft, Thiere, stark wie Elefanten und störrisch wie Esel. Sie war schwer und gleichwohl elastisch, aus feinen Lederstreifen geflochten mit zwei Knoten an der Spitze und einem handfesten Griff.

Rasch und leise schritt er über den leicht gefrorenen Boden zum Backhof, vorüber an den gespensterhaften Reihen aufgeschichteter Stückgüter, an den im Mondlicht glitzernden Schienen, vorüber an den dunklen, reglosen Massen zur Abfahrt fertiger Waggons, durch die tiefe Stille, das lautlose Schweigen des im Morgenfrieden ruhenden Hofes. Im hellen Strahl des Mondes leuchteten ihm die weißumrandeten Buchstaben des gesuchten Wagens entgegen: „Internationales Möbeltransportgeschäft von Heinrich Braun Nr. 3.“

Mit einem Satz wie ein Raubtier flog er die Treppe hinan, riß die Thür auf. Das Licht der rasch geöffneten Blendlaterne erfüllte alle Winkel des düstern Raumes, und seine Augen folgten scharf spähend den Strahlen. Waren es Menschen, dort hinten in der Ecke unter dem Bündel alter Wagendecken?

„Hallo!“ —

Schon sauste als Morgengruß die Peitsche auf die Liegenden nieder, Schlag um Schlag, hageldicht. „Gefindel! Schufte! Ich will euch lehren! Wartet!“

Sie waren aufgesprungen. Vom jähen Schreck verwirrt, rannten sie rundum im Wagen, verstört, schlaftrunken, blind vor Schmerz, Aufregung und Angst. Sie verteidigten sich nicht, sie schrieten nicht einmal, von ihrer Rechtlosigkeit bis ins Herz durchdrungen. Und die Peitsche sauste, von Benno's kraftvollen Armen geführt, hieb um hieb, Schlag um Schlag in regelmäßigen Zwischenpausen an sie nieder.

Endlich fanden sie den Ausgang und liefen, jagten, zwei schwarze Schatten, über die mondbeglänzte Fläche. Ein Mann und ein Weib schienen sie Benno, der ihnen Atem schöpfend nachsah.

Die Exekution erfüllte ihn mit wilder Genugthuung. Warum sollten diese schlafen, während er qualvoll wachte? Warum glücklich sein einer in des andern Besitz, während sich ihm die versagte, die doch sein gewesen war? Er steckte den Peitschenstiel in die Rocktasche und schritt ein Lied pfeifend von dannen. Die kamen wohl nicht zurück! Er hatte sie gut gezeichnet.

Auf einem Ballen im Dunkel einer vorspringenden Ecke saßen sie und rieben sich die blutunterlaufenen Striemen, die die barbarischen Peitschenhiebe auf ihrem Fleisch zurückgelassen hatten. Und Schlingelfittich schluchzte, knirschend vor Scham und Verzweiflung.

„Du Ärmste! Ärmste! — Daß doch die Erde mich nichtsmüßigen Kerl einschlänge! — Nicht einmal vor so was kann ich dich schützen!“

Aber Anna schlang ihre zerschlagenen Arme zärtlich um seinen Hals. „Gräm' dich nicht! Bin Schläge gewohnt. Mein Vater hat eine lose Hand gehabt. Und er nun erst! Alle haben mich geschlagen — Nur du nicht! Du bist immer lieb und gut mit mir. Sieh, es war dumme, daß wir in dem Wagen geblieben sind. Du hast ja heute Geld verdient, und morgen giebt's wieder Arbeit. Ich finde wohl auch eine Stelle zum Waschen. Sobald ich die Zeitungen herumgetragen habe, miete ich uns eine Kammer, bis wir's mal besser können.“

„D,“ sagte Schlingelfittich, „du hast noch Mut!“

„Freilich. Wenn ich mich bloß in die Sandstraße zu meinen Sachen traute. Ich hab' eine feine Einrichtung. Wenn ich einzig meine Nähmaschine heraus kriegen könnte! — Soll ich's versuchen?“

Schlingelfittich faßte ihr Kleid in jäher Angst. „Thu's nicht. Er hält dich fest.“

Sie lachte glücklich. „Wär' dir's leid? Möchtest du mich jetzt behalten?“

„Ja,“ sagte er, „ja.“ Und mit einem Schauer: „Gott, wenn ich denke, daß ich dich jemals wieder hergeben müßte! —“

Das erste fahle Dämmerlicht des kommenden Tages kroch herauf: sie trennten sich. In der Bochtosterstraße, dem Backhof schräg gegenüber, lag ein zweistöckiges weißes Haus mit altmodisch umgittertem Balkon ein wenig zurück in einem vierseitigen Hofraum, auf dem ein paar Akazien zur Sommerzeit eine Pumpe beschatteten. Jetzt waren ihre Kronen blätterlos, und aus der Pumpenröhre hing ein Eiszapfen wie ein spitzes, weißes Züngelchen hervor. Anna setzte den Schwengel in Bewegung und begann Hände und Gesicht zu waschen. Statt der Seife, die ihr fehlte, gebrandyte sie den gelben Sand des Bodens. Nachdem sie sich mit ihrem Taschentuch abgetrocknet hatte, zog sie einen alten Kamm hervor, ein nach besten Kräften gereinigtes Fundstück, und versuchte ihren Scheitel zu glätten. Aber ihre Hände waren so steif vor Kälte, daß sie sie kaum bewegen konnte. Dazwischen betrachtete sie das Haus, hinter dessen herabgelassenen Vorhängen das erste Leben sich rührte. Jetzt wurde die Balkonthür geöffnet. Ein fetter Mops watschelte heraus, gähmend, mit mißtrauischem Blick von seiner Höhe herabschauend auf die noch leere Straße. Sofort eilte das Hausmädchen ihm nach und hüllte ihn sorglich in ein rotes, wattiertes Deckchen. Anna sah's mit einem Gefühl stumpfen Weides. Sie hatte ihr dünnes Tuch von den Schultern genommen, schlug Staub und Fräddchen davon ab und ordnete seine Falten. Ihre Zähne klirrten dabei leise aneinander vor Kälte.

„So'n Hundevied hat's gut,“ dachte sie. Aber sie mußte schon froh sein, daß Mopperl ihr gnädig gestatten wollte, ihre Morgentoilette an seinem Brunnen zu machen, zu phlegmatisch, um durch bössliches Belen ihre unbefugte Anwesenheit zu verraten.

Gegen seine Art war Schlingelstittich heute der erste auf dem Platz. Unbändiger Arbeitstrieb erfüllte ihn. Wenn es Rückkehr gäbe aus diesem Höllenpfehl! — Der Engel, der in seine Nacht herabgestiegen war, verhieß sie mit beredter Lippe. Er wollte dran glauben.

Fritz aber helle war der Zweite auf dem Plan. Er sah Schlingelstittich an, spie aus, machte Kehrt und stellte sich an der Überseite des Hofes auf. Dann kam der schwarze Konrad. Starr geradeaus schauend ging er vorüber. Frosch, Dohse, Küfelfritze folgten. Mit kleinen, eiligen Schritten kam Kohlenludchen jetzt durchs Thor.

Schlingelstittich trat an ihn heran. „Kriegen wir den Wagen, Lude?“

„Ich bin heut mit Frosch,“ brummte der unwirch.

„Fritz aber helle, dann schlag ich mich zu dir.“

Fritz aber helle stand die Hände in den Taschen und antwortete nicht. Niemand antwortete. Es war eine Weile ganz still. Endlich fragte der schwarze Konrad: „Weiß jemand, wie's Boxer geht?“

„Sie haben ihm Blut abgelassen,“ berichtete Frosch. „Jetzt soll er wieder besinnlich sein.“

„Boxer?“ fragte Schlingelstittich, und sein zartes Gesicht wurde rot. „Ist Boxer denn krank?“

Kohlenludchen drehte sich mit rascher Wendung nach ihm um. „Wenn ich wär' wie du,“ sagte er scharf, „ich würd' laufen, so weit der Himmel blau is. Stirbt er, so hast du ihn auf dem Gewissen. Kommt er aber lebendig aus dem Krankenhause raus, dann bringt er dich um. Das ist gewiß.“

„Tot oder lebendig,“ antwortete Schlingelfittich und reckte seine schlauke Gestalt in die Höhe, — „ich erwart' ihn.“

„Ja, ein großes Maul hast du,“ murrte Kohlenludchen. „Wir meinen aber, wenn ein Kamerad dem andern so was anthut, dann ist's aus mit der Kameradschaft, und derjenige fliegt heraus. Verstehst du? Wir halten's mit Borer.“

„Ja,“ schriean alle, „wir halten's mit Borer.“

„Ihr wißt von der ganzen Sache nichts von,“ sagte Schlingelfittich. „Ich meine, wir gehen an die Arbeit.“

„Wollen wir. Aber du nich mit. Mit dir arbeitet kein anständiger Kerl. Du bist uns zu gemein.“

„Lude!“

„So is es. Unserains hält auch auf seine Reputation.“

„Ihr könnt mir doch nicht verbieten zu arbeiten, bei wem ich will.“

„Das wirste sehen.“ —

Der Kohlenhändler Winter betrat eben den Packhof. Alle drängten sich an ihn, Schlingelfittich mit den andern.

„Seid Ihr heute denn man Sieben?“ fragte der Kaufmann, die Schar überzählend.

„Man Sechse,“ erwiderte Kohlenludchen rasch. „Aber die Arbeit wird geschafft. Allemal! Der Lange da an der Ecke nämlich, der zählt nicht mit. Der Mann ist zu schwach.“

„Das lügst du!“ brauste Schlingelfittich auf, außer sich vor Zorn, vor Angst, daß ihm der sicher geglaubte Verdienst entgehen könnte. „Ich hab' gearbeitet wie die andern! Ich kann arbeiten, Herr Winter. Ich will arbeiten.“

„So, lüg' ich? Wer ist denn gestern ohnmächtig geworden, he? Du oder ich?“

„Das war —“

„Schnad' du dem Teufel ein Bein ab! — Sie dürfen all' die andern fragen, Herr Winter, ob ich wohl lüge. Der Lohn geht zu gleichen Theilen. Da können Sie's uns nicht verargen, wenn wir uns nicht für so'n faulen Kunden mitquälen wollen.“

Dem Kohlenhändler war der Streit gleichgültig. Er paktierte immer mit der Gesamtheit. So theilte er seine Kohlenscheine an die Sechse aus, ohne der Bitten und Gegenreden Schlingelfittichs zu achten.

Der blieb allein, zur Unthätigkeit verdammt inmitten der Regsamen. Gern wäre er fortgegangen. Aber die Gier zu verdienen um ihretwillen, um der Frau willen, die ihr Schicksal an seines gefettet hatte, hielt ihn am Orte seiner Demütigung fest. Er wußte keinen andern Markt, auf dem er seine Arbeitskraft feilbieten konnte.

Und diese Verlorenen zermalnten ihn mit ihrer moralischen Entrüstung, die doch nur der Vorwand war, der willkommene Vorwand, unter dem sich jetzt endlich mit der Gewalt einer Naturkraft der seit Jahren still gährende Groll entlud, den diese Gefunkenen im tiefsten Herzen gegen den Kameraden hegten, der anders sein wollte als sie. Es war der instinktive Groll der niederen Naturen gegen die höhere, der Haß der Krähen, die die weiße Mäwe zerhacken, die ein Unstern in ihre Gesellschaft geführt hat.

Sie untergruben ihm boshaft jede Möglichkeit, zu verdienen. Im Vorübergehen rieten sie denen ab, die ihn vielleicht beschäftigt hätten. Das Märchen von seiner Hinfälligkeit traten sie breit über den ganzen Pachthof, und seine schwächliche Gestalt unterstützte ihre Verleumdung.

Wenn sie an ihm vorübergingen, höhnten sie ihn mit Stachelreden.

„Steht der Kerl noch da? — Daß die Bahnverwaltung so'n Verkehrs-hinderniß leidet! — Ede, häng' dir'n Tablett mit Schwefelsticken um den Hals! — Häng' dich lieber selbst.“

Um ihm seine Vereinsamung fühlbarer zu machen, betonten sie ihre Zusammengehörigkeit. Als Kohlenludchen und Frosch mit leerem Wagen auf den Pachthof zurückkehrten, kam Küselfrähes Liebste, eine Tröblerin von Gewerbe, gerade die Bochholterstraße herauf, allerlei alten Kram auf dem Arm tragend, darunter auch ein Paar heile Stiefel. Lude besann sich auf Frosch's Klagehied und winkte das Weib heran.

„Frosch, jetzt mußt du Stiebeln kriegen.“

„Ach, Ludchen, ich hab' kein Moos.“

„Döskopp! Der Mensch is doch nich allein auf der Welt!“ Und er feilschte mit der Hexe. „He! Dsche! Konrad! wollt Ihr gleich mal herkommen! Friß aber helle, nich drücken! — Geld her zu Stiebeln für Frosch!“

Sie begriffen. Breitspurig, mit Nachdruck gaben sie vor Schlingelfittich's Augen. „So was, das is nu Ehrensache. Ein Kamerad is ein Kamerad. Ein Freund is ein Freund.“

Und also kam Frosch zu einem Paar heiler Stiefel, weil Borer's Frau es mit Schlingelfittich hielt. —

Wie's verabredet war, trafen Schlingelfittich und Anna abends an der Rückseite des Pachthofes zusammen, ein trauriges Wiedersehen. Sie hatte nach langem Suchen ein Stübchen gefunden, eine Kammer unter dem Dach mit einem kleinen Kochofen, aber ohne Bett, nackte vier Wände. Die Wirtin verlangte die Wochenmiete, drei Mark, im voraus. Und Schlingelfittich brachte nichts mit! Auch Anna hatte nichts verdienen können. Aber sie hielt den Kopf steif. „Morgen also. Man muß dem kommenden Tag auch was lassen.“

Niedergeschlagen tranken sie im Roten Kleeblatt einen Schnaps und aßen ihr trockenes Brot dazu. Und Schlingelfittich wunderte sich, denn Anna hatte kein Wort des Bedauerns, der Sorge um Borer's Unfall. Der war tot für sie, und ob man seinen Leib ein wenig früher oder später einsargte, ihr Herz hatte ihn längst begraben. Auch der Menschen schlimmes Gerede über sie selbst küm-

merte sie nicht so viel wie der Winterwind, der durch ihr dünnes Zeug blies. Nur daß Schlingensittich um ihrer Liebe willen gelitten hatte, regte sie bis zur Leidenschaftlichkeit auf. Ihre Augen glänzten wie im Fieber, als er vom Bockfott auf dem Pachthof berichtete, ein glühendes Rot brannte auf ihren hageren Wangen. „Werde du mir nur nicht gram, weil die Schändlichen dich quälen um meinethwillen!“

Er zog sie an seine Brust und küßte die Male, die Venno Braun's Peitsche hart an ihrem Ohr zurückgelassen hatte.

„Nicht wahr, Liebster, wenn zwei Menschen fest zusammenhalten und wollen — und wollen! — dann — dann muß es einen Weg geben?“

Diese Nacht suchten sie noch einmal Zuflucht in einem der Möbelwagen. Aber sie wagten nur abwechselnd zu schlafen. Einer kauerte beständig auf der Schwelle und spähte und horchte in die Dunkelheit des Pachthofes hinaus. Es war eine bitterkalte Nacht. Seit vierundzwanzig Stunden hatten sie nichts Warmes genossen, nichts Wärmendes außer Brantwein. Sie waren erschöpft, sie waren hungrig, sie zitterten vor Frost. Aber das Weib fühlte das alles kaum. In ihrer Brust brannte das Fieber der Entschlossenheit, der Trübsal der Verzweiflung. Wenn sie Argernis nahmen an ihrem Thun, die die Hände nicht ausgestreckt hatten, um sie zu unterstützen in ihrem heißen Lebenskampf, die die Arme nicht ausgebreitet hatten, die Tammelnde zu halten, den Gefallenen aufzuheben, sie wollte es ihnen beweisen in ihre tugendstarren Angesichter hinein, daß ihre Liebe Himmelskraft war, die mit starken Flügeln den Mann mit hinauftrug aus Elend und Verderben, den Mildten, Gütigen, Barmherzigen, den sie kaltherzig aufgegeben hatten um geringen Fehl und den sie liebte! liebte, wie nur die lieben, die alles hinter sich geworfen haben, mit dem Gewicht alles dessen, was sie ihm geopfert hatte; mit der Glut des reifen Weibes und mit der Härlichkeit der Mutter; mit dem letzten Zuden eines zermarterten Herzens und mit der Innigkeit und Keuschheit einer ersten Liebe. Welt und Himmel waren für sie untergegangen; dieser Mann stand für sie an der Stelle von beidem. Gottes Gesetze hatte sie übertreten und die Sagen der Menschen für nichts geachtet um seinethwillen. Fortan gab's nur noch ein Gesetz für sie, ihre Liebe; nur eine Rechtfertigung: ihre Liebe; nur eine Hoffnung: ihre Liebe.

Und sie kochte ihren Plan gar, furchtlos, mit umsichtiger Besonnenheit. Wenn Boyer im Krankenhaus lag, wer wollte ihr wehren, ihre Wohnung zu betreten, herauszunehmen, was ihr gehörte? Jedes Stück gehörte ja ihr. Und wenn sie nur einiges erlangte, ihre Nähmaschine, Tisch und Bett und ein paar Töpfe! Mieter mit Hansrat finden leicht Unterkommen, und ihrer Hände Fleiß sorgte für das Übrige. Aber sie sagte Schlingensittich noch nichts von ihrem Anschlag.

Sobald sie ihre Zeitungen herumgetragen hatte, ging sie in ihre alte Behausung. Das Herz schlug ihr doch bis zum Hals. In Gedanken durchlebte sie noch einmal den Auftritt, der sie hinausgetrieben hatte. Lagen wirklich erst zwei Tage zwischen damals und jetzt? Wie still da drin! — Sie drückte leise,

schen die Klinke. Die Thür war verschlossen. Wahrscheinlich hatten die Gefellen den Schlüssel unten abgegeben. Daran hatte sie nicht gedacht. Es war ihr unlieb. Sollte sie sich an die Wirtin wenden? Sollte sie warten, bis die jungen Leute zurückkämen? Aber vielleicht waren sie schon ausgezogen. Und sie hatte Eile. So überwand sie ihr inneres Widerstreben.

„Guten Morgen, Schwerdtfegern. Wären Sie wohl so gut und gäben mir meinen Schlüssel?“

Fran Schwerdtfeger, die am Herd stand, drehte sich langsam um.

„Sieh' mal an! Sind Sie das, Kömer'n? Das hätt' ich auch nicht gedacht, daß ich Sie hier noch mal zu sehen kriegte.“

„Hab's selbst nich geglaubt, Schwerdtfegern, nach dem, was der Mensch mir angethan hat. Zu ihm brächten mich auch keine zehn Pferde zurück. Aber seine Sachen läßt man doch nich gern im Stich.“

„Das thut mir leid. Da müssen Sie schon nach dem Krankenhaus gehen, wo Ihr Mann liegt. Der hat den Schlüssel.“

„Das dauert mir zu lang. Da lauf ich zum Schlosser und laß aufmachen.“

„Wenn Sie zum Schlosser laufen, lauf' ich zum Schuhmann.“

Anna legte sich aufs Bitten. „Aber, Schwerdtfegern, wir zwei sind doch immer gut mit'sammen ausgekommen. Sie können ja auch selbst aufpassen, daß ich nichts Ungehöriges wegtrag', -- nur meine Maschine und meine Kleider. Sie werden mir doch meine Maschine nicht vorenthalten. Womit soll ich denn mein Brot verdienen? Und Sie kennen mich doch, sollt' ich meinen? Und was der für einer ist, wissen Sie auch.“

„Ja,“ sagte die Fran, „das hab' ich mir eingebildet. Aber man trifft's manchmal vorbei. Sie sind so'ne Stille, Heimliche. Stille Wasser sind tief. Ich muß sagen, der Mann kann mir leid thun.“

„Leid? Sie haben ihm ja die Wohnung in Ihrem Hause nicht gönnen wollen. Hundertmal wollten Sie ihn auf die Straße werfen!“

„Das war früher. Sterben is kein Kinderspiel, Kömern. Un wenn einer nu gar an ein gebrochenes Herze stirbt. Ich hab' ja nich geglaubt, daß der Kömer so'n weiches Gemüte hätte. Un nu auf'n Todbett, un keinen Christenmenschen, der ihm zuspricht, nich mal die angetraute Frau, -- so was is hart! Hee, hören Sie, vor so eine, wie Sie sind, werd' ich mir keine Schererei mit der Polizei auf den Hals laden. Nich einen Stecknadelknopf kriegen Sie aus der Wohnung ohne seinen Willen. Davor bin ich die Wirtin!“

Anna lachte kurz und schrill auf, wandte der Fran den Rücken und ging aus der Thür. Über die Ungerechtigkeit der Mühsamen! Weil den heillosen Säufer sein unabwendbares Schicksal inst im Augenblick ihrer Flucht ereilte, darnun starb er an gebrochenem Herzen, darnun war sie die Gerichtete, er der Märtyrer, er, der seine angetraute Frau verkaufte für ein Paar Schaftstiefel und drei Mark! Aber sie konnte die Geschichte dieses Handels nicht über die Lippen bringen. Einem einzigen hatte sie sie vertraut zu ihrer Rechtfertigung; sie wiederholte sie nicht.

Nach einer Weile verrauchte ihr Korn. Wenn sie nur ihre Maschine hätte bekommen können! Sie umkreiste das Haus, sie spähte nach den Fenstern. Vergebliche Mühe! Das Fenster war hoch, die Wohnung gut bewacht. Lange kämpfte sie, ob sie ins Krankenhaus gehen, den Schlüssel von Kömer fordern sollte? Jedenfalls war sie auch dort schon gerichtet. Sie kannte die Biedermanns-miene, die ihr Mann aufzusetzen verstand. Zuletzt wagte sie's doch. — Man ließ sie nicht vor. Was, was sollte sie nun beginnen, ihrer Maschine, ihres Eigentums, ihrer Arbeitsmittel beraubt? Eine neue Maschine auf Abzahlung kaufen? Wovon sollte sie sie abzahlen? Und wer würde der von jedem Besiß Entblößten eine Maschine anvertrauen? Vor Gericht Klage führen um ihr Eigentum? Männer haben die Gesetze erdacht, Männer legen sie aus. Wie soll eine gegen ihren Mann empörte Frau Recht vor ihnen finden?

Sie sah sich nach Arbeit um. Sie bot sich in den Häusern an, in denen sie die Zeitungen abgab, zum Waschen, zum Plätten, Scheuern, Kinderwarten, zu jeder Dienstleistung, und wurde auf spätere Zeit vertröstet. Vielleicht hätte sie in einer Fabrik ein Unterkommen gefunden. Aber dann mußte sie ihre Stelle als Zeitungsträgerin aufgeben, zwei Wochen vor Neujahr auf die Gratulations-gelder, den Preis für die Mühe eines ganzen Jahres verzichten. Das ging nicht an.

Bis zur Dämmerung lief sie Straße auf, Straße ab in der Jagd auf Arbeit. Sie fand keine. Gleichwohl war sie entschlossen, diese Nacht unter einem Dach zu schlafen, unter einem Dach morgen sich zu waschen und zu kämmen, nicht am Brunnen, im Freien, unter der nachsichtigen Duldung des fetten Mopses. Es war ihre fixe Idee geworden. Ein Obdach! Ein Obdach für sich und ihn! Sie mußte das durchsetzen. Wenn sie etwas verkaufen könnte! Aber sie besaß nichts, als was sie am Leibe trug. Ihre Schürze brachte kaum fünf Groschen, ihr dünnes Umschlagetuch war nicht zu entbehren; schon unter ihm zitterte sie vor Frost. Sie konnte auch nicht barfuß laufen im Monat Dezember.

Vor einem Schaufenster blieb sie stehen; in der sich verdichtenden Dämmerung betrachtete sie sich prüfend, suchend in der Scheibe, die wie ein Spiegel ihre ärnliche Erscheinung zurückstrahlte, das in Nebel und Nässe kraus gewordene Kleid, ihre hageren Wangen, den schweren Haarknoten in ihrem Nacken, ihren Stolz, die wie Seide glänzenden, bräunlichen Zöpfe, mit denen Schlingelstidch's schlanke Finger zu spielen liebten, die er auflockt und wieder knüpfte, während er ihr Schmeichelworte ins Ohr flüsterte, weiche, fremdartige, wie nur er sie zu finden verstand. Ihre Zöpfe! Wie ein elektrischer Schlag durchriefelte sie der Gedanke. Ihre Zöpfe! — Und sie lachte laut auf in ihrer Bitterkeit. Wozu brauchen arme Leute schöne Haare? — Eines Friseurs Aushängeschild leuchtete in der Nähe auf. Mit wenigen Schritten stand sie im Laden.

„Ich möchte mein Haar verkaufen. Was geben Sie mir dafür?“

Der Mann gab ihr sechs Mark.

Als sie das Geld einstrich, sah sie den Trauring an ihrem Finger flimmern. Der hatte auch ausgedient. Ein Trödler gab ihr zwei Mark dafür.

Sie kaufte einen Eimer Kohlen, einen Kochtopf, Kartoffeln, ein Endchen Wurst, ein ausgemustertes Licht. Sie entnahm einem Abzahlungsgeſchäft einen Stuhl und einen Tiſch, eine Schütte Stroh zu einer Lagerſtatt, entrichtete im voraus die Wochenmiete und zog ein.

Mit freudiger Ungeduld erwartete ſie Schlingelfittich unter der blätterloſen Akazie am Pachhof. Niedergeschlagen, langſam kam er daher. Sein heutiger Tag hatte dem geſtrigen aufs Haar geglichen. Keine Arbeit, Hohn, Spott, die offene Feindſchaft der Kameraden. Er war an den Perſonenbahnhof gegangen, in der Hoffnung beim Fortſchaffen von Handgepäck ein paar Pfennige zu verdienen. Aber ohne Dienſtmannsmühe durfte er nicht auf den Bahnſteig. Er mußte auf der Straße ſtehen, mit einigen halbwüchſigen Jungen als Konkurrenten, und er hatte nichts verdient. Er hatte nichts geſoffen außer Branntwein. Er hielt ſich kaum auf den Füßen.

Sie ſprach ihm Mut ein. „Morgen verſuchſt du's in einer Fabrik. Das Kohlenſchleppen iſt ohnehin zu grobe Arbeit für dich. Du kannſt feinere.“

„Haſt du noch Geld?“ fragte er ſehen und wollte zum roten Kleeblatt abbiegen.

„Nein,“ ſagte ſie, „wir gehen nach Hauſe.“

„Nach Hauſe?“

„Ja, komm' nur.“

Sie führte ihn die Stiege hinauf. Sie zündete ihre Kerze an und hielt ein Streichholz an das ſchon zurechtgelegte Feuer im Ofen. Er betrachtete mit ungläubigem Staunen den Stuhl, den Tiſch, die Lagerſtatt in der Ecke, den Topf auf dem Herd und das Dach über'm Kopf, das Beſte von allem, das Dach, unter dem er ein Recht haben ſollte zu haufen! Unter dem hinweg keiner ihn mit Peiſchenhieben treiben durfte, den Schlupfwinkel, die Wohnſtätte, die eigene, heimliche Höhle, die das Tier des Waldes vor dem geheßten Varia der Großſtadt voraus hat. Alles ſah er an und die Frau, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen.

„Was heißt das? Wie haſt du's möglich gemacht? Das gehört dir? Mir? — Wie iſt das zugegangen? Nein, ſag! 'ſiſt wie im Traum. Iſt das wirklich unſer?“

Sie lächelte und nickte ihm zu.

„Wo haſt du's hergenommen? So viel Geld? Kannſt du heren? Ja, wie ſiehſt du denn aus? — Warum thuiſt du das Tuch nicht vom Kopf herunter? Hier iſt's doch warm! Ah, hier iſt's ſchön.“

Sie ließ langſam das Tuch herabſinken. Er ſchrie auf. Er verſtand. Er kannte jezt das Tiſchlein ded' dich, und die Nührung überwältigte ihn. Er begann zu ſchluchzen.

„Bin ich ſehr gaſtig?“ fragte ſie zaghaft.

Da riß er ſie in ſeine Arme. Er ſchloß ihr den Mund mit Küſſen. „O, du, du — du Unbegreifliche! —“

„Du glaubst, daß es noch mal besser mit uns wird? Nicht wahr? Du verlierst den Mut nicht?“

„Morgen lauf' ich von Fabrik zu Fabrik. Wenn ich bloß Arbeit finde, wie will ich mich rühren für dich! für dich!“

„— Weißt du, im Grund ist's bequem,“ sagte sie durch Thränen lachend. „Man spart Zeit beim Kämmen.“

Die Kartoffeln im Topf dampften und brodelten. Eine angenehme Wärme durchströmte den Raum und der Duft einer kräftigen Mahlzeit, eine berauschte Verheißung für sie, die seit zwei Tagen fasteten. Mit Schlingensittich's Messer schälte Anna die Kartoffeln, schnitt das Brot und die Wurst. Sie brauchten weiter kein Besteck. Sie brauchten auch nur den einen Stuhl, denn die Frau saß auf den Knien des Mannes, und sie küßten einander in den Pausen, die sie beim Essen machten. Eine Flasche mit Branntwein stand auf dem Tisch. Anna sagte: „Das ist für drei Abende.“ Und Schlingensittich lachte glücklich: „Für sechs!“

Sie selbst trank keinen Tropfen. „Morgen früh koch' ich dir auch Kaffee, eh' du weggehst. Das giebt bessern Mut.“

Das ungewohnte Gefühl von Sätttheit und Wärme machte die zwei fast übermütig. Sie lachten und neckten sich wie die Kinder. Und Schlingensittich's Augen strahlten, als steige aus ihrer Tiefe ein versunkener Schatz auf. Er lehnte den Kopf gegen die Wand und, die Frau auf den Knien wiegend, begann er eine Geschichte zu erzählen von einem Knaben, der in einer dunklen Höhle aufwuchs. Ein Engel war ihm im Traum erschienen und hatte ihm vom Licht erzählt, vom Licht, das draußen alles vergoldet und verschönt, das die Pflanzen aus dem Boden zaubert und bunte Farben auf ihre Blätter malt, das die Himmelswölbung mit süßigem Blau erfüllt und den Wasserstaub glitzern läßt wie Diamanten. Da lief der Knabe eilig aus der Höhle, das Licht zu suchen. Es war aber Nacht, der Sturm heulte, der das Gewitter ankündigte; Regentropfen, vermischt mit Schlossen, fielen, und er fand das Licht nicht. Auf einmal zerriß der Blitz die Wolken, er sah. Er sah Formen, in violetter, schnell erlöschendem Glimmer. „Das ist das Licht“, rief er freudig und rannte der Stelle zu, von wo es ausstrahlen schien. Blitz zuckte auf Blitz, und der Knabe lief ihnen entgegen, immer entgegen! Er meinte, wenn er sie haßchen könnte, so hätte er das Licht und hielt es und das Licht mußte ihm den Zauber vorspielen, von dem der Engel gesagt hatte. Seine Augen schmerzten von der beständigen Blendung; er war naß und müde. Aber wie er die Hände auch ausstreckte nach rechts, nach links, — er fing den Blitz nicht. Doch jetzt, unter einem furchtbaren Krachen, in dem Erde und Himmel zu versinken schienen, erhaschte der Blitz ihn, der vergeblich den Blitz zu haßchen suchte. Zu Boden gestreckt, lag er in Nacht und Finsternis stundenlang. Als er erwachte, fühlte er heftige Schmerzen, die Glieder waren ihm schwer, wie gelähmt. Und sein Herz war traurig. Wenn er hätte den Weg finden können, er würde in seine Höhle zurückgekehrt sein. Mühsam, stöhnend schleppte er sich am Boden hin, lag und weinte

und fluchte dem Licht, dem falschen, trüglichen. Wieder verrannen Stunden. Da traf ein Schimmer sein geschlossenes Auge, sauft und lind, wie die Berührung einer lieben Hand. Er wandte sich ungeduldig ab; er wollte nichts mehr wissen vom Licht. Aber heller und wärmer traf der Schein sein Augenlid, und er blinzelte in der Erwartung, daß der Glanz sogleich in Nacht versinken werde wie vorhin. Aber er blieb stetig, klar und mild. Da öffnete der Knabe die Augen weit und weiter und staunend sah er die Welt im Farbenschmelz liegen, die grüne Wiese, bestickt mit leuchtenden Blumen, den glühenden Fluß, den blauen, lachenden Himmel und mitten im Himmel strahlend, sieghaft die Sonne — — — Da fluchte er dem Licht nicht mehr. — Mein Sonnenstrahl, du! Liebliche, Gute! hörst du's? Ich fluche dem Licht nicht mehr. Vergessen ist, was der Blick mir zu leid gethan hat. Nun scheint mir die Sonne! Nun hab' ich dich! Nun weiß ich's, die Liebe ist nicht immer Verderben; sie kann auch Seligkeit sein! Ich danke dir! Ich danke dir, Anna, daß ich nicht aus der Welt gehe mit einem Fluch auf ihr Licht."

Sie machte sich frei aus seinen Armen und starrte ihn in staunender Bewunderung an. „Liebster, was war das für eine wunderfame Geschichte? Ganz wie aus einem Buch. Weißt du, das — das könnte man drucken."

„Könnte man das?“ Er stuzte, er besann sich. „Ja, wahrhaftig! So viele Jahre ist mir nichts eingefallen. Tot, tot, ausgebrannt alles hier drinnen, vom Blick zerstört. Aber die Sonne, die Sonne erweckt zum Leben. Siehst du's, wie ich recht habe! — Ja, früher, früher hab' ich wirklich drucken lassen, — Verse so; ar. Ich hatte sie vergessen, alle vergessen. Heut sind sie wieder angewacht. Willst du sie hören?"

Er begann sie herzusagen, erregt, hastig, sich selbst berauschend an ihrer Schönheit, die ihm jetzt als etwas Fremdes, von ihm Losgelöstes entgegentrat. Und während er sprach, wunderte er sich, daß solches aus seinem Hirn geboren war.

Sie hörte ihm atemlos zu. In ihrem Elternhause, als ihr noch Zeit für dergleichen blieb, besaß sie ein Poesiealbum, in das sie Verse eintrug. Diese hier verstand sie nicht ganz, aber sie bewunderte sie bedingungslos. Und immer hartnäckiger prägte sich das Bild in ihr von Wachen und Hungern, der Zersprengung aller hergebrachten Bande überreiztes Hirn, das Bild eines Gottes, der im Ruchtsgeband herabgestiegen war zu ihr und plötzlich jetzt vor ihren Augen seine Flügel entfaltete, seine Lumpen abwarf und strahlend da stand, unlenkelt vom unvergänglichen Glanz seines heimatlichen Himmels.

Aber auf einmal wurden Schlingelstittich's Augen stier. Er stammelte, stotzte; sein Kopf sank zur Seite. Er schlief.

Erstaunt, erschrocken griff Anna nach der Flasche. Sie war leer. Im Eifer des Erzählens, des Rezitierens hatte der Unselige an einem Abend den Vorrat für drei ausgetrunken.

Sie verzweifelte trotzdem nicht an ihrem Gott. Sie brachte ihn zur Ruhe; sie kochte ihm am andern Morgen den versprochenen Kaffee. Und sie hoffte Sie wollte hoffen.

Aber dieser Abend war der letzte Lichtblick gewesen. Sie fand keine Arbeit er auch nicht, obgleich er sie mit Eifer suchte. Die Fabriken waren überfüllt, Handarbeit jetzt, zur Winterszeit, fast ohne Wert. Man entließ Leute, man stellte keine neuen ein. Ja, wenn es hätte schneien wollen; Schlingelfittich hätte sich zum Schneefahren melden können. Wenn es hätte frieren wollen! Er würde als Schlittschuhanschnaller einen kärglichen Tagelohn verdient haben. Aber mitteillos blau sah Tag für Tag der Himmel auf die Verzweifelden herab. Es war so kalt, daß sie Kohlen brauchten, nicht so kalt, daß der Preis der Kohlen sich erwerben ließ. Schlingelfittich stand jetzt wieder Tag für Tag in stumpfem Troß auf dem Nachhof. Der Boykott dauerte fort. Bloß damp und wamm, wenn keiner seiner Kameraden zur Stelle war, wurde ihm ein kleiner Auftrag, ein Trinkgeld, von dem er notdürftig seinen Hunger stillen konnte. Er hätte sich auf dem Bureau für Arbeitslose melden können, und das Holzhacken war's nicht, was ihn abschreckte, aber das Hineinspähen in seine Vergangenheit, das Nachforschen nach seinem gegenwärtigen Leben. Auch Anna wandte sich an keinen Wohlthätigkeitsverein. „Die schicken Unserem bloß den Schuhmann und den Prediger auf den Hals, zum Predigen, zum Strafen — und ich laß doch nicht von dir! Bei lebendigem Leibe nicht!“ —

Schon seit Tagen heizten sie die Stube nicht mehr, seit Tagen hatten sie nicht mehr warm gegessen. Ein Schnittchen Brot, ein Schluck Schnaps, das war alles, was Anna Schlingelfittich bringen konnte, und des Brotes wurde täglich weniger, des Schnapses täglich mehr. Sie wehrte sich nicht dagegen. Er brauchte ihn, um sich auf den Füßen zu halten. Er war kein Held an physischer Kraft, ein Held an moralischem Mut war er nie gewesen. Die Miete ihrer Wohnung lief ab, der Termin der Abzahlung für Tisch und Stuhl stand vor der Thür. Eines Abends gab es auch kein Brot und keinen Schnaps mehr; sie gingen hungrig zu Bett. Hungrig zogen sie am Morgen aus zur ewig vergeblichen Arbeitssuche.

Aber schlimmer als der Hunger nagte an Anna das Bewußtsein, daß sie, sie! dem Manne zum Verderben ward, den sie liebte, den sie emporheben wollte, über den sie jedes Glück der Welt hätte anschießen mögen. Und sie war sein Verderben! Ohne ihre Liebe hätten die Kameraden sich nicht von ihm abgewandt; ohne ihre Liebe brauchte er nicht zu verhungern. Und nicht ein Wort des Vorwurfs gegen sie kam über seine Lippen in all' den Tagen, nicht einmal eine Klage. Zärtlich, lieb und freundlich Stimme, Blick und Rede! Das zerriß ihr vollends das Herz, das machte sie toll. Sie war daran gewöhnt, von Borer mißhandelt zu werden nach jedem Schicksalschlag, den nicht sie verschuldet hatte. Diesen schweigend, ihr zulächelnd zu Grunde gehen zu sehen durch ihr Verschulden, ertrug sie nicht. Sie mußte ihn retten, sie mußte! Eine wilde Entschlossenheit, wie sie sie nie gekannt hatte, war in ihr, das Fieber der Verzweiflung. Sie

sagte sich, daß sie heute essen wollten, warm, reichlich, Braten, — es gehe wie es wolle!

Als sie an diesem Morgen den Mops in seinem dick gefütterten Winterleid erblickte, kam ihr ein Einfall. Seine Herrin stand ganz allein, eine vermögende, alte Frau. Wenn sie sich schon einem Vieh so mittheilig erwies, hatte sie auch wohl ein Herz für Menschennot. Anna begehrte sie zu sprechen. Sie kleidete ihre Bitte zierlich ein. Sie nehme an, sagte sie, daß Frau Schmidt ihr für ihr Zeitungstragen zu Neujahr ein kleines Geldgeschenk zugebracht habe. Jetzt vor Weihnachten befinde sie sich in Verlegenheit und wage deshalb Frau Schmidt zu bitten, daß sie ihr dasjenige, was sie doch schon in Gedanken für sie ausgesetzt habe, gütigst eine Woche früher geben wolle. Sie würde ihr damit eine große Wohlthat erweisen.

Auglücklicherweise hegte die Dame eine tiefe Abneigung gegen schlecht gekleidete Leute. Sie konnte sie nicht riechen. Es verdroß sie, daß diese Person ihr die Luft ihrer Stube verdarb, daß sie unbescheiden zu fordern wagte, was ihre Güte ihr vielleicht gewähren wollte. Ärgerlich wies sie sie ab.

Anna ging. Sie wagte nicht den mißglückten Besuch bei einer andern Abonnentin zu wiederholen. Sie strich ein paar Straßen auf und nieder. Sie wußte nicht, wohin sie gehen, was sie beginnen sollte? Sie war sehr hungrig, sehr durchgefroren. Es flimmerte ihr vor den Augen, es brauste ihr vor den Ohren. Mäulos, halb unbewußt, schritt sie wieder und wieder das Straßenviertel ab, worin ihr Leben sich abgespielt hatte, die Sandstraße, wo ihre frühere Wohnung lag, die lange Bochholterstraße, am Glöckner, am Roten Kleeblatt, am Pachtthor vorüber, um den Pachtthof herum und durch die Grünstraße, wo sie jetzt hauste.

Als sie wieder einmal in die Bochholterstraße einbog, sah sie Mopperl vor der Hausthür herumspüren. Sie stupte, sie blieb stehen, ihre Augen weiteten sich. Fleisch wollte sie essen? Hier war Fleisch, viel Fleisch. — Sie hatte von Menschen gehört, die Hunde schlachteten und brieten. Damals hatte sie darüber gelacht. Aber es war ernsthaft, so ernsthaft, daß ihr das Wasser im Munde zusammenlief. Ihr und des geliebten Mannes Leben hing daran.

Sie sah am Hause hinauf. Niemand an den Fenstern. Verstohlen lockte sie den Hund, der mißtrauisch neugierig ihr folgte, ohne sich doch zu beeilen. Manchmal blieb er sogar stehen, schnüffelte, überlegte. Und jedesmal, wenn er stehen blieb, schlug ihr das Herz bis an den Hals. Würde er umkehren? Rief man ihn? Wurde ihr Anschlag im letzten Augenblick vereitelt? Nein. Er watschelte ihr nach. Er bog um die Straßenecke, bedächtig aber stetig. Er kam näher — noch näher — ganz nah! — — Mit jähem Griff hatte sie ihn im Nacken gepackt, riß ihn in die Höhe unter ihr Umschlagetuch und ramte davon. Der Hund schrie leise auf. Im Eifer, in der Eifer, der Freude des Fanges kniff sie ihn. Da besann sie sich und lockerte ihren Griff. Unstimm, das Thier unnötig zu quälen! Was konnte der Mops für ihren Hunger und seiner Herrin Herzenshärte? Im Laufen überlegte sie, wie sie ihn töten sollte. Sie besaß ein

Messer. Wenn sie ihm das in die Brust stieße? Aber würde sie das Herz treffen? Vielleicht war's besser ihm die Gurgel abzuschneiden wie einem Huhn. Aber seine Gurgel war breit und ihr Messer nur stumpf. Sie wollte ihn schlachten, nicht ihn martern. Unentschlossen löstete sie das Tuch ein wenig. Mopperl saß jetzt weich und gemächlich auf ihrem Arm, und da er ein bequemer Herr war, der nicht gern zu Fuß ging, gefiel ihm diese Art der Beförderung. Er hatte sich fest gegen ihre Brust geschmiegt, so daß sie die Wärme des Körperchens fühlte, das Schlagen des kleinen Herzens. Als sie das Tuch zurückschlug, sah er mit seinen großen, runden Augen, die zwei braunen Glasklidern glichen, ganz freundlich zu ihr auf und leckte mit seinem roten Züngelchen über die Hand hin, die an seinem Halse die geeignete Stelle zum Todeschnitt suchte.

Mit einem jähen Schauer ließ Anna das Tier aus ihrem Arm gleiten. Nie im Leben würde sie im Stande sein, den zutraulichen, kleinen Kerl umzubringen, und wenn der Hunger noch grimmiger in ihren Eingeweiden wühlte. Mopperl, also unsanft auf seine Füße gesetzt, wandte beleidigt seiner gefährlichen Freundin den Rücken und wackelte heim. Um die Ecke hin schwand der ersehnte Braten. Sie machte keinen Versuch, ihn zurückzuhalten. Sie wußte jetzt, was sie brauchte, etwas Totes, Fleisch vom Metzger, ein Stück schon geschlachtetes Geflügel. Sie verschaffte sich's! So weit schon hatte sie sich über die Befehle der Menschen weggesetzt, die in Häusern wohnen und täglich zu Mittag essen. Sie würde auch das Geseß unter ihre Füße treten, das jene gegeben haben, damit der Hungerige sie nicht beim Mittagessen stört. Ihrer Strafe entging man ja wohl, wenn man's schlan genug anging.

Als sie am Nachmittag die Zeitungen herumtrug, hielt sie scharfe Umschau auf den Straßen, in den Häusern. Es war zwei Tage vor Weihnachten. Viele Festbraten hingen an den Rückseiten der Wohnungen, unter den Fenstern, aber hoch, unzugänglich. Ängstlich behüteten die Satten, was schon ihr Geseß, ihre Polizei ihnen schützte. Sie fand endlich doch, was sie brauchte. Willenstrasse Nr. 9, bei Nordhammers, hing eine Pute über dem Küchenfenster, ein Prachtstier. Das Fenster war nicht hoch. Am Spalier kletterte ein behender Mensch leicht hinauf. Sobald die Dunkelheit hereinbrach, holte sie sich die Beute. —

An diesem Nachmittag war Nordhammer endgültig zu dem Entschluß gelangt, seinem Leben ein Ende zu machen. Es blieb ihm keine Wahl. Nicht nur war das letzte Depot hineingeworfen in seine wüste Spekulation, unterschlagen und verloren, es waren auch Depots zurückgefordert worden von ihm, der nichts mehr besaß, weder Depots, noch Bargeld, noch Anstände. Ein paar in einigen Tagen fällige Wechsel ohne Belang, ein sumpfiger Baugrund vor der Stadt, der sich nicht verkaufte, die Hoffnungen auf einige Gründungen, deren Aktien augenblicklich auf Null standen, das waren seine Aktiva. Die Passiva beliefen sich rund auf vierhundertfünfzihntausend Mark. Soeben hatte er seine letzte Unterredung mit Potter beendet; der Depositenbesitzer war auf morgen vertröstet worden. Bis morgen mußte der Veruntreuer sich irdischer Rechenschaft entzogen haben. Mit starren Zügen, den eisgrauen Kopf noch tiefer gebeugt als gewöhnlich, verließ

der Kassierer seinen Herrn. Er wußte, daß es ein Abschied auf Nimmerwiedersehen war.

Wardhammer saß vor seinem Schreibtisch. An der Stelle, wo sonst das Hauptbuch zu liegen pflegte, stand der Kasten mit den Pistolen, mittelst deren er seine letzte Bilanz zu ziehen gedachte. Aber der Glende zögerte noch. Das Leben war so schön, das Leben voll Genuß, Müßiggang, Üppigkeit, wie er es kannte, sein Leben! Das Grab, das chloße, von Flüchen umtoste Grab, gähnte ihm schauerlich entgegen, und ihn fröstelte.

Leise ging die Thür. Malwa trat ein, blendend in ihrem hellen Pelzwerk, eine blasse Rose an der Brust.

„Ich gehe zu Frau Generalin von Lenzen. Es ist Sitzung im Verein zur sittlichen Hebung verwahrloster Frauen, Besprechung der Weihnachtsfeier —“ Sie stockte. Sie sah die Pistolen auf dem Tisch und zog die Augenbrauen in die Höhe. „Was bedeutet das?“

Er beiclte sich nicht ihr eine Erklärung zu geben. Sie trat ganz nahe zu ihm heran. — „Du bist in Verlegenheit?“

„Ja. Einigermassen. Es geht vorüber. Halte dich nicht auf.“ Er hätte gern den Helden gespielt, den Lebensverächter in letzter Stunde. Aber das Grausen überwältigte ihn. Er packte die warme Hand, als könne er sich daran festhalten. „Malwa! — Oh — Malwa!“ — Ein trockenes Schluchzen schüttelte ihn.

„Ich dacht's.“ sagte sie leise, bestimmt. „Ich sah Potter die Treppe herunterkommen. Er ist ungeschickt. Sein Gesicht plaudert Geheimnisse aus. Drinn komme ich zu dir herein. Wie kann ein Mann so den Kopf verlieren? Wozu hast du Freunde, wenn nicht, damit sie dir beispringen in dieser Verlegenheit?“

„Freunde? In meiner Lage?!“

„Deine Lage? Ein anschlägiger Kopf wie du ist nie ohne Ausichten, Pläne. Was du brauchst, ist Frist, ist Kredit, ein Darlehen, Unterstützung in Deinen Unternehmungen. Hab' ich recht?“

„Ja, ja! Das könnte, müßte mich retten. Aber wer soll mir das alles gewähren?“

„Benno Bram.“

Er fuhr in die Höhe. Seine Hände ballten sich. Dieser Name! und wieder, wieder! in dieser Stunde dieser Name!

Ein leiser Zug von Hohn spielte um ihre Mundwinkel. Ruhig, überlegen hielt sie seinen Blick ans. „Du hast den jungen Menschen nicht gut behandelt. Das war thöridt, denn er kann dich retten. Geh' zu ihm, sag' ihm deine Not. Er wird dich retten.“

„Malwa! —“

„Wenn du nicht den Mut hast, sag', daß ich dich sende. Da!“ Sie löste langsam die Rose von ihrer Brust und reichte sie dem mit sich Ringenden. „Bring' ihm die von mir und sag', ich bitte ihn, daß er dir beisitzt. Du wirst keine Fehlbitte thun.“

Mordhammer verstand, verstand nur zu gut, was sie sagte, auch was sie verschwieg. Ein letzter Rest von Manneswürde, von Ehangefühl bännte sich in ihm auf, würgte ihn in der Kehle, raubte ihm die Sprache. Aber die Wahl war unerbittlich klar. Hier die Pistolen, dort das blühende, lachende Leben. Schande hier, Schande dort. Laute, öffentliche, brutale, brüllende Schande hier, — dort heimliche, verborgene, mit Rosen bedeckte. Und wie er sich drum verachtete, die Lebensgier siegte.

Er senkte den Kopf, nahm die Rose und ging stumm aus der Thür. —

Als Malwa an der Seite der Generalin, die sie abgeholt hatte, auf dem Weg zum Sitzungslokal des Vereins abermals an ihrer Wohnung vorüberkam, sah sie Köchin und Diener schreiend die Straße herunterjagen. — „Diebe! — Diebe! — Haltet die Diebin!“ —

Die Köchin, nachdem sie ihre Herrin fast überrannt hatte, erkannte sie und fragte ihr Leid: „Die Bute, gnädige Frau! Unfre schöne Weihnachtsputz! Ich hatte sie an die Luft gehängt. Wer denkt denn an so 'ne Schledchtigkeit? — Aber wir haben die Person laufen sehen. Johann jagt eben hinterher und — hören Sie nur! Ich glaube, sie haben sie schon.“

In diesem Augenblick hallte ein Schrei durch die Luft, so schrill, so grauig, daß denen, die ihn hörten, Entsetzen eiskalt über den Rücken rieselte, der Todeschrei eines brechenden Menschenherzens. Der Generalin stockte die wohlgelesene Klage über die zunehmende Verrohung und Verwahrlosung der unteren Schichten auf den Lippen. Mitten in ihrem Lieblingssthema brach sie ab. „Kommen Sie,“ sagte sie einfach, ihren Schritt beschleunigend. „Kommen Sie.“

Und sie zog die widerstrebende Malwa mit sich fort, vorwärts, dem Menschenknäuel zu, der an der Ecke der Bockholterstraße, dem Pachthofeingang gegenüber, sich mit jeder Minute dichter zusammenballte. Helme von Schutzleuten blickten aus dem Gedränge hervor. Ein paar rasch herbeigeholte Fackeln, die unweit bei einer Straßenarbeit verwandt worden waren, bestrahlten mit rot flackerndem Schimmer die bestürzten Gesichter der Menge. Energetisch drang die Generalin vor bis zum Kern.

Da lag ein Mensch auf dem Straßenpflaster, überströmt von Blut, das unaufhaltsam aus einer tiefen Brustwunde rieselte. Ein blaßes Weib kniete vor ihm, seinen Kopf in ihren Armen haltend. Die Bute lag weggeworfen neben ihr, und ein Schuhmann hielt mit einer Hand ihre Schulter gepackt, während ein anderer einen stämmigen Kerl gefesselt, mit Handschellen, vor sich her durch die Menge stieß. Friß aber helle stand neben dem sterbenden Schlingensittich und erzählte den Hergang den Schutzleuten, jedem Neuherzutretenden:

„Also der Mann, den sie da wegführen, Boxer heißen wir ihn, kommt heut aus dem Krankenhaus los und hierher auf den Pachthof, wo er seinen Stand hat. Und der andre, der hat da auch seinen Stand. Und wie die beiden einander zu Gesichte kriegen, hast du nich gesehen! ohne ein Wort auf einander los wie'n paar Büttriche. Vorer, laß! schreit der eine von uns und: Schlingensittich, laß los! ein anderer. Aber da war keine Möglichkeit. In einander ver-

bissen wie die Bullenbeißer. Un wie sie endlich auseinanderfielen, da hatte der da sein Teil weg.“

„Holt doch einen Arzt, Leute,“ befahl die Generalin ungeduldig.

Triß aber helle machte eine abwehrende Handbewegung. „Für das Loch giebt's keinen Flichschneider, Madam. Hintern Zaun verreden wie eine Kasse, — er hat sich's vorausgefagt.“

Aber Malwa stand wie ein Bild von Stein. Ihre Augen, unnatürlich weit offen, starrten wie hypnotisiert auf das blasse Gesicht des reglos liegenden Mannes. Wie ein Gespenst stieg daraus eine Geschichte vor ihr auf, die Gespenstergeschichte ihres Lebens. Die Züge stiegen vor ihr auf, wie sie sie gesehen hatte vor Jahren, als sie noch blühten in Jugend, Freude, Liebe, Hoffnung. Die scharfen Linien, die sie jetzt durchfurchten, sie unterschieden von dem Original des Bildes in ihrem Geheimfach, die hatte ihre Hand in dies Antlitz gegraben. Sie stand vor ihrem Werk, und aufbäumend in Grausen rang ihr Herz dies Werk von sich abzulehnen. Warum mußte gerade er es sein? Sie hatte ihn nie wiedergesehen. Er war gewiß längst über'n Wasser in der großen Zufluchtsstätte derer, die in der alten Welt Schiffbruch leiden. Eine flüchtige Ähnlichkeit bei geschlossenen Augen. Wenn er die Augen öffnete, die Augen waren's sicher nicht, die Augen, die sie so genau kannte, so genau, die's nicht zum zweitenmal gab auf der Welt! —

Und jetzt schlug Schlingensittich die Augen auf. — Über ihre Lippen kam kein Laut. Ihr Herz erstarre zu Eis. Die Menschenmenge um sie her versank, die Generalin, um deren gute Meinung sie sonst ängstlich warb, war nicht mehr. Sie sah, wußte, fühlte nichts als diese Augen, deren Pupillen der nahende Tod weitete.

Müde, langsam ließ Schlingensittich sie von einem zum andern schweifen und zurück auf die Wunde in seiner Brust. Er begriff. Er lächelte. Es war gut so — gut. Auf einmal traf sein Blick in das Augenpaar, das unabwendbar, in starrem Grausen auf ihn gerichtet war.

Da lief ein Zittern durch den Leib des Sterbenden. Mit letzter Kraft richtete er sich halb auf, beugte sich weit vor, mit ausgestrecktem Finger aufwärts weisend. „Malwa! — — Malwa — —“

Und hastig sich wendend, gewahrte er die Pute neben Annas Knien, den Schutzmann, der sie an der Schulter gepackt hielt, den Diener der vornehmen Dame, die mit dem Beamten unterhandelte. Er sah die beiden Frauen an, die ertappte Verbrecherin in ihren Lumpen, und die andre in ihrem prunkenden Pelzwerk, von knisternder Seide umrauscht. Ein bitteres Lachen schüttelte ihn. Und die herabgesunkene Hand hebend, beschrieb er damit einen weiten Halbkreis durch die Luft, als wolle er all' die Zuschauer um ihn her, die Gruppen an den Fenstern, die Straße, die Stadt, die ganze Welt einschließen in die Worte.

„Diebe! — Diebe! lauter Diebe. — Große Diebe, kleine Diebe — Diebe alle! Jeder! Alle! —“

Sein Kopf fiel zurück. Mit der letzten Bewegung seiner schlaff werdenden Hand streichelte er Annas Wange.

„Kommen Sie,“ mahnte der Schutzmann. „Sie müssen mit mir.“

Sie hörte nicht. Sie hielt den Kopf des Toten auf den Knien. Sie starrte die halb zugefunkenen Augen an, ihren blauen Himmel, der sich nun für immer schloß.

Der Polizist schüttelte sie. „Mit dem ist's vorbei. Vorwärts! Sie sind auf frischer That ertappt.“

Er riß sie in die Höhe. Der Kopf des Toten rollte auf das Pflaster nieder. Sie sah's. Sie stand, strich hilflos über ihr kurzes Haar, mit trockenen Augen auf den Geliebten starrend, und ihre Lippen fanden keinen Laut.

„Das ist eine Schlimme,“ sagte einer der Männer. „Über die ist das ganze Unheil hergekommen. War die Frau von dem einen. Ja, wo's Mord und Totschlag zwischen Männern giebt, da is es immer um einen Unterrock.“

„Wahrlich, wir haben ein weites, mühseliges Arbeitsfeld, liebe Freundin,“ seufzte die Generalin. „Ich sehe, Sie sind ganz fassungslös. In der That, solche Erfahrungen können unsereinen wohl erschüttern. Und wir würden sicher Geduld und Nachsicht mit den Übelthätern verlieren, wenn wir uns nicht beständig das Beispiel desjenigen vor Augen hielten, der der Welt Sünde auf sich genommen hat. Hören Sie? Die Glocken läuten gerade jetzt wieder das nahende Jahresfest seines Kommens ein.“

Malwa rang mit übermenschlicher Kraft nach Selbstbeherrschung. „Ich möchte nicht,“ stammelte sie, — „es widerstrebt mir, — daß diese Frau — —“ Sie besann sich. Es galt ihre Existenz in der Gesellschaft. „Aber — wir dürfen der Gerechtigkeit nicht in den Arm fallen — — Wenn sie ihre Strafe verbüßt hat, nicht wahr, gnädige Frau, dann wollen wir uns ihrer annehmen? Sie können sich auf unserm Bureau melden, liebe Frau. Willenstraße Nr. 16. Montag abends von sechs bis sieben —“

Anna stand noch immer regungslos.

„He! Die Dame spricht mit Ihnen,“ sagte der Schutzmann, sie anstoßend.

Da hob sie ihre Augen von dem Toten und sah der Lebendigen ins Gesicht, anfangs mit dem leeren, stieren Blick des Wahnsinns. Aber das Bewußtsein dämmerte allmählich in seiner Tiefe auf, und er faugte, bohrte sich in das zuckende Antlitz vor ihr, als wollte er jeden einzelnen Zug davon sich einprägen, unverrückbar festhalten für Zeit und Ewigkeit, für den Richterthron eines allwissenden Gottes. Größer und schwärzer von Sekunde zu Sekunde wurden diese von unweibbaren Thränen glühenden Augensterne, deutlicher und herrischer ihre Sprache, Frage, Grauen, die eisige Strenge des Richters, der verdammt, um Mord, um Seelenmord, zum Abgrund verdammt, und die Eifersucht des Weibes, das bis zur Selbstvernichtung liebt, die Eifersucht über das Grab hinaus.

Während Malwa, zurückweichend vor diesem Medusenblick, den Arm der Generalin umklammerte, hob die Verlorene langsam den Finger, an dessen Spitze noch ein Tröpfchen von Schlingelfittich's Blut schimmerte, und deutete auf sie.

„Die ist's. Die da ist's.“

Dann senkte sie den Kopf und ließ sich stumpf hinwegführen.

Und über gerichteten und ungerichteten Sündern, über die Köpfe der auscinanderströmenden Menge hin, hallten feierlich freudig die Stimmen der Weihnachtsglocken, mit hellem Klang erzählend von der Liebe, die nicht stirbt, die neugeboren wird mit jedem neugeborenen Menschenherzen, um zu leiden, sich zu opfern, ans Kreuz geschlagen zu werden in dieser Welt. —

Eine Stunde später traten aus dem Braun'schen Hause Benno und Rudolf Arm in Arm.

„Also es bleibt dabei, Vater und ich sorgen dafür, daß morgen in der Sitzung Ihre Wiesen angekauft werden. Rund dreimalhunderttausend Mark, sagen Sie? Bei der Auszahlung erstatten Sie mir dann den kleinen Barvorschuß zurück. Die Emission der Aktien werden wir noch beschleunigen. Arbeiten Sie den Entwurf für die Einladung zur Zeichnung aus. Er muß leicht faßlich geschrieben sein, ans Gemüt greifen, — Na, Sie werden das schon machen. Wir brauchen den kleinen Mann. Sein Herz muß windelweich werden bei dem Gedanken, daß sein Geld dem Arbeiter gesunde Wohnungen schafft, während er für seine Großmut obenein gute Zinsen einheimst. Die Großen der Kleinen machen es, nicht die Hundertmarkscheine der Großen. Was die Banten selbst anlangt, so eilt es ja nicht mit der Zuangriffnahme.“

„Doch, doch! anfangen müssen wir sofort. Aber mit der Ausführung kann gegögert werden. Da thun sich dann nachher allerhand technische Hindernisse auf.“

„Einverstanden. Die Bausteine beziehen wir von der Nordheimer Ziegelci. War das nicht Ihr Wunsch?“

„Es wäre mir sehr lieb. Wenn dieser Betrieb wieder auf die Beine käme, wär' ich geborgen. Ich hab' ein Vermögen in dieser Gründung stecken.“

„Ich bitt' Sie! Was liegt uns dran, aus was für einer Ziegelei die Gesellschaft bezieht! Ziegelstein ist Ziegelstein. Wir besorgen Ihnen das. Unter Freunden muß man sich helfen. Eine Hand wäscht die andre.“

„Gewiß, wenn ich Ihnen einmal wieder gefällig sein kann —“

„Bitte sehr! Schon Ihrer Frau Gemahlin wegen, die für Entbehrungen nicht geschaffen ist, freut es mich Ihnen auszuweichen zu können.“

Eine Pause entstand. Dann fragte Benno: „Gehen Sie direkt nach Hause?“

Dieselbe Frage wie vor vierzehn Tagen, fast im selben Ton.

Aber die Antwort lautete anders. „Nein,“ sagte Nordhammer schen und gedrückt, „ich — ich arbeite noch auf meinem Bureau. Ich muß mit dem Buchhalter rechnen — bis elf —“

„Also auf Wiedersehen.“

Sie trennten sich. Nordhammer wandte sich zur Stadt. Sein Atem ging schwer, er biß die Zähne zusammen. Eifersucht und Scham wühlten in ihm. Aber das verlog. Er dachte an sein Geschäft, an seine Rettung in erster Stunde,

erkauft um einen Preis, der ohnehin nicht mehr ihm gehörte. Wie viele solcher „Geschäfte“ mochten wohl geschlossen, geduldet werden, schweigend, in der duldsamen Gesellschaft? — Müpel und Narren waschen ihre Schande in Blut und machen sie offenbar; — Kluge benutzen die verhüllte als Stufe, auf der sie zu Reichtum und Einfluß emporsteigen. Er hob den Kopf und pfiß.

Benno Braun schlug den Weg nach der Nordhammer'schen Villa ein. —



Lothar Bucher.

von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

Von der umfangreichen Korrespondenz, die er mit diesen seinen Freunden geführt hat, soll hier nur ein kleiner Bruchteil dem Leser vorgelegt werden, — der Briefschatz, den die Schwägerin Bucher's bewahrt. Sie hat das Andenken an Bucher nicht besser ehren können, als indem sie auch den Fernstehenden einen Blick in diese Briefe gestattete.

Berlin, den 13. Juli 1865.

Lieber Arthur! ¹⁾

Dieser Zettel ist nur ein pilot-balloon der erproben soll, ob Du zu finden bist und an dem nichts verloren ist, wenn er Dich verfehlt. Wenn er Dich erreicht, so schreib mir Deine Adresse, und — würde ein Irländer hinzusetzen — wenn nicht, so brauchst Du nicht zu antworten. Solltest Du selbst so göttlich faul sein wie ich sonst an der See zu sein pflegte, in England nicht²⁾, so findet Helene vielleicht einen von Müßiggang freien Augenblick. Von hier habe ich nichts zu melden, als daß es ein prächtiger Abend ist und daß alle Vögel im Zoologischen Garten³⁾ sich wohl befinden. Doch noch etwas: Rabbi B. hat entdeckt einen Unterschied zwischen öffentlicher Meinung und herrschender Meinung. Die herrschende kann werden gemacht und ist zuweilen sehr öffentlich, aber die öffentliche ist göttlich und allmächtig, wenn sie auch zuweilen geheim ist. — Wirkliche geheime öffentliche Meinung!

Lothar.

¹⁾ Bucher's Bruder.

²⁾ Weil Bucher daselbst fast ebenso fleißig arbeitete wie in London. Beweis seine einzigen Schilderungen von Fossilstone und Ventnor auf der Insel Wight.

³⁾ Bucher pflegte sich dort vielfach mit der Familie seines Bruders zu treffen.

An den Superintendenten Ungnad in Havelberg.

Berlin, den 14. August 1865. Schöneberger Ufer 31.

Hochverehrter Herr Superintendent!

Wenn Sie wüßten, wieviel ich zu thun habe, würden Sie mir nicht zürnen, daß ich immer einen äußeren Anlaß erwarte — und diesmal einen recht geringfügigen — ehe ich Ihnen schreibe. Wenn man den ganzen Tag die Feder in der Hand hält, läßt man den Schreibefingern des Abends gern ein wenig Ruhe (folgt eine geschäftliche Mitteilung).

Zu berichten wüßte ich von mir in der That nichts, und das ist ja immer ein gutes Zeichen. Ich sehe getrost in die Zukunft, fürchte mich weder vor Cholera noch vor den neumodischen Würmern im Schinken¹⁾, trinke deshalb auch weder Daubiß'schen Kräuter-Liqueur, noch Jakob'schen Königstrauf mit Grimm'scher Orthographie²⁾.

Ob ich in diesem Jahre loskomme, wissen nur die Götter und mein hoher Chef, der wieder einmal gezeigt hat, daß jetzt ein Mann an der Spitze der preussischen Regierung steht³⁾.

Ich bitte mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin bestens zu empfehlen und verbleibe

Ihr treu ergebener

Bucher.

An Frau Helene Bucher.

Berlin, den 13. Sept. 1872.

— — Ich möchte, ich könnte wieder einmal ein stilles Ofterfest bei den Eltern verleben — aber es wird mit dem Wunsche, wie mit so vielem Andern gehen. Gestern ist mir auch ein russischer Stern auf den Rock geschlagen.

Berlin, den 7. Januar 1874.

Liebe Helene,

Ich sende mit bestem Dank die Schüssel und dazu einige Süßigkeiten, welche die Fürstin Bismarck mir nachträglich geschenkt hat. Ich sagte ihr gleich, ich bäte um die Erlaubniß, bei der Verteilung meine kleine Nichte⁴⁾ zu Hilfe zu nehmen. Die Adresse ist von der Hand der Fürstin. Du erhältst also zugleich ein gefuchtes Autograph.

Viele Grüße

Lothar.

¹⁾ Trichine, 1835 entdekt. 1865 große Trichinen-Epidemie in Heberleben bei Quedlinburg, wo in einem Dorfe von 2000 Einwohnern 337 erkrankten und 101 starben.

²⁾ „Königstrauf“ war ein Gebräu von einem gewissen Jacobi, das gegen alle Leiden helfen sollte. Um größere Bekanntheit zu machen, ließ der Erfinder Jacobi alles darauf bezügliche in Grimm'scher Orthographie drucken, also Hauptwörter klein etc.

³⁾ Herr von Bismarck wollte damals in Gastein, um die Anseinerdigung mit Österreich in betreff Schleswig-Holsteins zu bewirken. 14. August 1865 Abschluß der Konvention von Gastein. Der Verehrung für Bismarck gab Bucher auch seinem Bruder Bruno in Wien gegenüber Ansdmnd in einem Briefe vom Jahre 1865, worin es heißt: „Der Chef ist ein genialer Mensch, für den man sich gern totarbeiten würde.“

⁴⁾ Helene Bucher, damals erst ein paar Jahre alt.

Berlin, den 23. Mai 1878.

Liebe Helene,

Ich schicke für die Kleine ein Erbstück, das doch in der Familie bleiben muß, eine Tasse, welche ich 1830 von einer f. g. Lar'e K . . . in Meissen geschenkt bekommen habe. Ich hoffe, daß die künftige Besitzerin 1930 daraus Chokolade trinken und ihren Kindern und Enkeln erzählen wird, woher dies Stück vieux Saxe stammt.

Wie geht es Euch? Ich habe wegen eines Herenschusses einheizen müssen.
Lothar.

Berlin, den 5. November 1878.

Lieber Arthur,

Wenn Du so gutmüthig oder so galant bist, mit einer Frau und wäre sie zehnmal eine Cousine, über Rechtsgeschäfte¹⁾ zu korrespondiren, habebas tibi. Ich nicht! Ich schicke Dir Ghillany²⁾, in dem Du Seite 352 den Frieden von 1866 findest. Im Begriff zu dem Bismarck'schen Polterabend³⁾ zu gehen, habe ich keine Zeit, den Vertrag zu lesen, aber da ich daran gearbeitet habe, bin ich sicher, daß keine Gebiets- oder Hoheitsveränderung darin vorkommt. Die faktische Grundlage der ganzen Geschichte scheint also Anstium zu sein. Herzliche Grüße
Lothar.

Bitte schicke mir den Ghillany zurück.

Berlin, den 9. Januar 1881.

Lieber Arthur,

Die Vorgänge in Siebenbürgen kenne ich und sie gehen meiner Privatseele sehr nahe, aber die amtlichen Beziehungen zu Wien und zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung verbieten es mir, den Artikel, den ich Dir hierbei zurücksende, der letzteren zu octroyiren.

Den Aufsatz über die Juden⁴⁾ habe ich . . . gelesen. Der Gedanke, die Anzeigen zu einem Staatsmonopol zu machen⁵⁾, halte ich für sehr richtig, und habe

¹⁾ Eine Cousine Arthur Bucher's eibat sich von demselben Anschluß über die Rechtsverhältnisse einer an der österreichisch-preussischen Grenze lebenden hundesherrlichen Persönlichkeit, welche glaubte, daß dieselben in Folge des Krieges von 1866 eine Veränderung erfahren hätten.

²⁾ Gemeint ist das Werk: Ghillany, F. W., Die wichtigsten politischen Urkunden aus den Jahren 1849—67 mit geschichtlichen Einleitungen. Nordlingen 1868.

³⁾ 6. November 1878, Vermählung der Gräfin Marie von Bismarck mit dem Legationssekretär Grafen Enno von Kaukau.

⁴⁾ Gemeint ist der Artikel: Judenfrage oder Judenhege? Von einem Deutsch-Oesterreicher in der Wochenchrift „Im neuen Reich“, X. Jahrg., II. Bd. S. 982—991.

⁵⁾ Jetzt — so heißt es in dem Artikel — existiren die Zeitungen von den bezahlten Anstiftungen, das Annoncenbureau diktiert die Haltung eines Blattes. Wer die Publizistik von dieser Kette befreit, wird freilich einen ungeheuren Sturm — und nicht bloß von Juden — heraufbeschwören, die nur wird eine schmerzliche sein, aber heilsam für die Institution und für das Ganze. Es ist notwendig, daß die Regierungen das Anzeigenwesen als Monopol erklären, und selbst die — nichts als Anzeigen enthaltenden — Inseratenblätter herausgeben, welche jeder Zeitung beigelegt werden können.

ich während des Konflikts 1864/66 selbst einmal an der leitenden Stelle schriftlich angeregt, gebe auch die Hoffnung nicht auf, ihn durchgeführt zu sehen¹⁾. Zunächst muß der Einwanderung aus Polen ein Ende gemacht werden²⁾.

Lothar.

Da wir die Zeitschrift „Im neuen Reich“ halten, so lege ich den Artikel bei, damit Du ihn anderweitig verwerthen kannst. . . .

Lothar.

Berlin, den 21. Juni³⁾.

Lieber Arthur,

Ich bin erst durch Deinen Brief veranlaßt worden, selbst über die Sache nachzudenken, auf dem Wege nach dem Amt. Während W.⁴⁾ mit mir sprach, dachte ich nicht über den Gegenstand, sondern daneben. Ich erinnerte mich nämlich einmal bemerkt zu haben, daß er fortschrittlich angehaucht sei, und sagte ihm daher:

Es interessirte mich zu hören, daß die Geometrie jetzt (dies jetzt war von ihm) als eine Erfahrungswissenschaft betrachtet werde. Es rechtfertigt das vollends meine Verwunderung darüber, daß so viele, sonst geschulte Leute glauben, in den politischen Wissenschaften a priori das Wahre, das Absolute finden zu können.

Er schwieg dazu und gab mir keine Gelegenheit, dies mir nahe liegende Thema, etwa in Anwendung auf Freihandel, weiter auszuführen.

Mathematik ist mir zu fremd geworden, aber ich fand heute Morgen, daß ich noch genug von Hegel behalten habe, um einzusehen, daß W. Unsinn behauptet hat.

Was für eine Philosophie wird denn jetzt auf Universtitäten tractirt? Am Ende gar keine.

Ich habe mich diesen Winter sehr abarbeiten müssen und nehme morgen auf 8 Tage Urlaub, den ich im Taunus verbringen möchte. Also Adieu.

Lothar.

Ich freue mich über die Beförderung Deines Schwagers, habe aber keine Ahnung, ob meine Empfehlung noch fortgewirkt hat. Er mag ja auch die Auszeichnung seiner eigenen Tüchtigkeit verdanken!

Lothar.

¹⁾ Einer Inzeratensteuer hatte im Oktober 1879 auch Fürst Bismarck das Wort geredet. Vergl. v. Poschinger, Altentwürfe zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck, Bd. I, S. 312.

²⁾ Über die einige Jahre später erfolgten Ausweisungen russischer Polen, speziell polnische Juden aus Preußen, vergl. den Aufsatz: „Die polnischen Juden“ in der „Nation“ 1885, S. 760, 773, 791.

³⁾ Nach dem Zusammenhange wohl das Jahr 1881.

⁴⁾ Professor der Mathematik Weierstraß in Berlin, wem ich nicht irre, vor einigen Jahren gestorben.

An Arthur Bucher in Berlin, Heidestr. 49.

Berlin, den 8. Januar 1882.

Eine Erkältung auf dem Rückwege hatte mir Zahnweh und dicke Backe zugezogen. Beides hat seine übliche Zeit gedauert. *Walt the papers say* ¹⁾ is all nonsense, partly ignorance partly malice directed by intrigue. Ich werde Dich nächster Tage bitten, mich am Abend zu besuchen. L.

Berlin, den 1. August 1882.

Lieber Arthur,

Ich habe heute meinen Urlaub angetreten und zugleich mein Abschiedsgesuch eingereicht, *more solito* aus Gesundheitsgründen ²⁾. Du brauchst Dich aber wegen meiner Gesundheit nicht zu beunruhigen. Ich bitte Dich vorläufig zu schweigen; wenn die Nachricht in die Zeitungen gekommen ist, kannst Du sie getrost bestätigen. Für einige Zeit werde ich *introuvable* sein, damit ich nicht citirt und über die eigentlichen Gründe inquirirt werden kann, was zu nichts führen würde.

In etwa 14 Tagen werde ich von mir hören lassen.

Cothar.

An Frau Helene Bucher.

Berlin, den 5. Oktober 1882.

— — Daß ich den gewünschten Abschied nicht erhalten habe, wirst Du aus den Zeitungen wissen. Hoffentlich werden dieselben jetzt mit dem Unfinn einhalten, den sie über mich geschrieben haben. —

An Arthur Bucher in Falkenstein ³⁾ im Taunus.

Berlin, den 14. Oktober 1882.

Brauchst Du Lektüre? Ich habe Raue's sämtliche Werke, könnte Dir auch allerlei Französisches schicken von George Sand, Daudet u. a. Auch von Zola ist einiges lesbar, z. B. *le ventre de Paris*, d. h. die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln. L.

¹⁾ Am 2. Januar 1882 brachte die „National-Zeitung“ folgende Notiz: „Die Anwesenheit des Unterstaatssekretärs Dr. Busch in Rom wird in den Mitteilungen, die von offiziellen Kreisen ausgehen, lediglich der Erledigung persönlicher Fragen zugeschrieben. Die Reise des Geheimrats Cothar Bucher hängt nach denselben Nachrichten mit keiner diplomatischen Mission zusammen, vielmehr handelt es sich ausschließlich um eine Erholungsreise.“ (Ich füge die Bemerkung hinzu, daß gerade um diese Zeit lebhaft Verhandlungen mit dem Vatikan wegen Beilegung des preussischen Kirchenkonfliktes in Schwabe waren.) Am 5. Januar 1882 brachte die „National-Zeitung“ folgende Notiz: „Wie man uns berichtet, hat sich der Geh. Rat Bucher auf seiner Urlaubsreise nur in der Schweiz aufgehalten und Italien gar nicht berührt. Er ist leidend hierher zurückgekehrt. Herr Bucher hatte von vortherein nur einen Urlaub von 14 Tagen.“

²⁾ Vergl. S. 199.

³⁾ Arthur Bucher hielt sich eine Zeit in Falkenstein auf zur Heilung eines Lungenleidens.

Berlin, den 25. Oktober 1882.

Liebe Helene,

— Als ich eben beim Nachhausekommen Alles sah, was Helenechen¹⁾ hier gelassen hat, hatte ich die Absicht zu remonstriren und an die alte Abmachung zu erinnern, die auf einen Blumentopf und zu Weihnachten auf einen Wachsstock lautet. Wie ich aber aus Deinem Briefe ersehen habe, daß Alles propre ord²⁾ ist, will ich keine Einrede erheben. Danke herzlich und bedauere nur, daß Du Euren Garten zu sehr geplündert hast. Die Primel von vorigem Jahr ist in Blüthe, die Myrthe lebt auch noch, wenn schon etwas kümmerlich, und ich möchte meine Gewächse nächstes Frühjahr bei Dir in Pension geben.

Lothar.

Berlin, den 2. Februar 1883.

Liebe Helene,

Was mir lange im Körper umhergezogen ist, und für Rheuma gehalten wurde, hat sich als Gicht (Chiragra) manifestirt. Ich werde also noch auf ein längeres Leben — *la goutte est le brevet de longue longévité* — ob auch auf häufige Störung und hin und wieder auf empfindliche Schmerzen zu rechnen haben. Die Erkältung ist überwunden.

Lothar.

Laubbach, den 27. August 1883.

Liebe Helene,

Wenn ich hier nur Erholung gesucht hätte, so würde ich den nächsten Zug benötigen um Arthur²⁾ die letzte Ehre zu erweisen. Im Juli hatte sich aber neben der Handgicht ein Gelenkrheumatismus ausgebildet, der sehr ernst genommen werden muß. Um Euch nicht zu beunruhigen, habe ich in der letzten Zeit von meinem Zustande nicht gesprochen. Ich befinde mich hier in einer sehr eingreifenden Kur, die schon gut gewirkt hat, aber mindestens noch einen Monat dauern muß. Wollte ich sie jetzt auf einige Tage unterbrechen, so würde mich das auf Wochen zurückwerfen.

Nach Wahrnehmungen, die ich an Arthur gemacht und mit dem hiesigen Arzte besprochen hatte, war ich auf den traurigen Ausgang gefaßt, erwartete ihn aber nicht so bald.

Ich versuche kein Wort des Trostes zu sagen, den ja nur die Zeit bringen kann.

Lothar.

Auswärtiges Amt, den 1. März 1884.

Liebe Helene,

Es war heute das zweite Mal, daß ich beim Eintreten in mein finsternes Zimmer dem Diener sagte: es riecht ja nach Hyazinthen. Das erste Mal waren

¹⁾ L. Bucher's mehrerwähnte Nichte.

²⁾ Der Aufenthalt in Falsenstein hatte die erhoffte Binderung seines Lungeneidens nicht gebracht, die Katastrophe eher noch beschleunigt.

mit dem Topfe drei Bücher abgegeben worden; weiter konnte ich von dem Portier nichts ermitteln. Ich sah meine Liste verliehener Bücher durch, fand, daß diese nicht eingetragen waren, und zerbrach mir den Kopf, welche alte, vielleicht eingeschlafene Bekanntschaft sich auf diese anonyme Weise wieder in Erinnerung bringen wollte. Heute habe ich aber festgestellt, daß die Blume von Dir kommt.

Ich danke herzlich dafür und werde die abgeblühten Zwiebeln zurückschicken, damit Du sie in den Garten setzen kannst, wo sie im Sommer junge Brut bringen. Bitte, beraube Dich aber nicht weiter Deiner Zucht.

Mit meiner Gesundheit geht es besser als im Januar, aber noch nicht wieder so gut wie im November. Ich mache unverdroffen Gymnastik und muß sehen, wie ich mich bis zu der guten Jahreszeit durchstümpere. Ich kann wenigstens meine Geschäfte versehen.

Lothar.

An Frau Helene Bucher.

Ich höre, daß hier mit Einsegnungsgeschenken Lurus getrieben wird, halte es aber nicht für gut, Helene¹⁾ zu verwöhnen und beschränke mich auf das Gedendbuch. Freilich werde ich nun von Bruno und Sophie ausgestochen, die den Ring geschickt haben. Wenn es mir möglich ist, werde ich in der Kirche sein; aber Du weißt, daß ich, wenn der Kanzler in der Stadt ist, nie über meine Zeit etwas bestimmen kann.

Lothar.

Berlin, den 24. September 1884.

Liebe Helene,

Ich erinnerte mich, daß die Fürstin Bismarck einmal erwähnte, sie liebe die Farbe der Amaryllis vor allen, und bedaure die Blume hier so selten zu finden, die in Reinfeld nie ausgegangen wäre. Ich habe mir daher erlaubt, ihr Dein schönes Exemplar zu leihen, nachdem die erste Blüthe verwelkt war.

Wie sehr sie sich über die beiden folgenden gefreut hat, siehst Du aus dem anliegenden Autograph²⁾, das ich Dir mit herzlichem Dank zur Verfügung stelle.

Vielleicht können wir nächstes Jahr noch einmal das Geschäft machen.

Lothar.

Berlin, den 25. September 1884.

Liebe Helene,

Ich muß doch melden, daß ich die zweite Amaryllis mit großer Vorsicht nach Barzin geschickt habe. Ich hatte den hohlen Stiel mit Wasser gefüllt und mit einem Pfropfen und Siegellack verschlossen. Die Fürstin, die ich gestern sah, sprach ihren lebhaften Dank aus, der also eigentlich Dir zukommt. Sie

¹⁾ L. Bucher's mehrerwähnte Nichte. Aus dem Zusammenhang ist ersichtlich, daß der Brief im Frühjahr 1884 geschrieben ist. Fräulein Helene Bucher ist am 7. April 1884 von dem jetzigen Generalinsuperintendenten Dyauder eingeseignet worden.

²⁾ Auf einer Visitenkarte der „Fürstin von Bismarck geb. von Puttkamer“ steht: „Bringt mit herzlichem Danke und Gruß die schöne abgeblühte Blume zurück.“

liebt die Farbe besonders und hat die Blüthe 14 Tage erhalten. Ich schicke die beiden Töpfe zurück, da sie doch unter Deiner Pflege am Besten gedeihen.

Mir geht es gut, nur daß ich von 10 bis 10 mit Unterbrechung der Essenszeit auf dem Amte sitzen muß.

Diese sonderbaren Manchetten sind der Rest einer Atrappe, die ich zu Weihnachten bekam.

Lothar.

Berlin, den 25. Oktober 1884.

Liebe Helene,

Herzlichen Dank für Deine guten Wünsche und für die Blumen, die ich mich bemühen werde, durch den Winter zu bringen. Die Kur scheint diesmal besser vorzuhalten; wir haben ja schon recht garstiges Wetter gehabt und es hat mir bis jetzt nichts geschadet. Die Idealistin heißt Malwine Freiin von Meynsburg¹⁾; zwei ihrer Brüder sind Minister gewesen, einer in Baden, der andere in Oesterreich, beide ultramontan²⁾! Ruhe wird die arme Seele nie finden.

Meine Nichte Helene schreibt, daß ihre Mutter wieder ziemlich hergestellt ist und die Anderen gesund und bei guter Stimmung sind.

Lothar.

Schreib mir doch, ob Dein Papier auf die Meige geht.

Berlin, den 27. März 1885.

An Frau Helene Bucher.

Ich habe für den 31. Abends³⁾ ein Fenster in Nr. 76⁴⁾ zur Verfügung, an dem wir alle drei Platz haben, wenn wir uns klein machen. Wenn Ihr

¹⁾ Unter der „Idealistin“ hat Bucher die Verfasserin des Werkes: *Memoiren einer Idealistin*, Stuttgart 1876 (3 Bände erschienen im Verlag von Ang. Berth. Auerbach) im Auge. Dieselbe lernte in Bentnorf den damaligen Landmann und „Flüchtling“, den charaktervollsten der preussischen Abgeordneten vom Jahre 48^o kennen, und war sofort von ihm begeistert. Sie schrieb über ihn alsbald an Mazzini wegen seiner Mitwirkung an einem von diesem ins Leben zu rufenden Journal (Bd. III, S. 157 f.) und wurde später von Bucher in die Grundlehren der Nationalökonomie eingeführt. „Freilich geben ihm mein obstinater Sozialismus und meine allzu politischen Ideen manches Aergernis. . . Ebenso hielt er es für eine unreife Ansicht, daß ich meinte, Deutschland sollte die seiner Herrschaft widerstrebenden ehemaligen polnischen Landesteile zurückgeben; denn, sagte er, das größere Kulturelement habe das Recht, das geringere zu absorbieren. (Bd. III, S. 174.) Bei alledem war er doch unermüdlich freundlich, hilfsreich und geduldig mit meinem oft so mangelhaften Wissen, und erfreute mein Leben mit vielen lebenswürdigen Aufmerksamkeiten, die mich um so mehr rührten, als man bei seinem abgeschlossenen Wesen dergleichen nie von ihm erwartete.“

²⁾ Eine Charakteristik beider Staatsmänner findet sich in dem in meinem Werke „Preußen im Bundesstag“ abgedruckten Berichte des Herrn von Bismarck. Vergl. Bd. I, S. 350, 357, Bd. II, S. 99, Bd. III, S. 99, 106, 125, 309–314, 340, 492, 495, Bd. IV, S. 184, 260, 304, 307.

³⁾ Am 31. März 1885 erfolgte die Begrüßung des Fürsten Bismarck durch die Krieger- und Landwehreinheiten. Abends war Fackelzug zur Feier des 70. Geburtstages Sr. Durchlaucht mit mehr als 7000 Teilnehmern.

⁴⁾ Wilhelmstraße 76, die Bureaus der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes.

Euch nicht wo anders angesagt habt, so werde ich Euch um 7 Uhr abholen und durch den Garten führen — die Straßen werden abgesperrt. Schreib mir Ja oder Nein.

Lothar.

An Frau Helene Bucher.

Berlin, den 1. November 1885.

Gegen einiges, was Du in Deinem herzlichen Briefe sagst¹⁾, muß ich Widerspruch erheben; Arthur verdankt seine Beförderung sich selbst.

Die Fortschrittler haben gewiß nicht die Absicht gehabt, mir etwas zu Gefallen zu thun. Dann habe ich auch nicht die Absicht, im Auslande zu bleiben. Es fesselt mich zu viel an Berlin und ich kann nur hier die Beschäftigung finden, deren ich bedarf um einen Halt zu haben, dessen ich bedarf. Schon vor zwei Jahren wollte ich, wenn ich meinen Abschied erhielte, im Staatsarchiv arbeiten.

Ich schicke hiermit einen block blotting paper, den ich im Bureau benutzt habe; zu Hause habe ich einen zweiten, der noch lange vorhalten wird. Auch die Nelke ist bei Dir besser aufgehoben.

Wegen meiner Gesundheit mache Dir keine Sorge.

Zu Eile und obgleich erst 3 Uhr Nachmittag in ägyptischer Finsternis.

(Fortsetzung folgt.)

Lothar.



England, Rußland und Frankreich in Asien.

Von

Heinrich Geffken.

Das Aprilheft der „Revue“ hat einen sehr interessanten Brief Sir Lepel Griffin's gebracht „Ist Indien in Gefahr?“ welcher diese Frage verneint, obwohl er an anderer Stelle sich dahin ausgesprochen hat, daß der Kampf mit Rußland unvermeidlich sei²⁾. Es liegt mir ferne, das, was dieser hochverdiente Beamte und genaue Kenner Indiens über dessen innere Lage und Stellung nach außen sagt, anzuzweifeln, aber drei Punkte sind mir doch in seiner Darstellung aufgefallen, die Beachtung verdienen möchten, 1. scheint Sir Lepel die europäische Lage in Bezug auf Indien etwas optimistisch für England aufzufassen; 2. beschäftigt er sich nur mit dem gegenwärtigen Stand der Dinge und übergeht das bisher fortwährend siegreiche Vordringen Rußlands in Asien; 3. ignoriert er den neuesten Vorstoß Frankreichs in Hinterindien, welches, wie Sir Richard

¹⁾ Die Schwägerin hatte geglaubt, daß die Beförderung eines Angehörigen der Fürsprache E. Bucher's zu danken sei.

²⁾ Fortnightly Review 1893, pag. 20 „a struggle which is inevitable. However long it may be delayed by forbearance, discretion and energetic preparation“

Temple am 20. September im Unterhause sagte, das britische indische Reich zwischen zwei Feuer bringen kann. Alle drei Fragen sind aber sicher von größter Bedeutung.

I.

Was die europäische Tragweite eines eventuellen Kampfes zwischen Rußland und England um die Herrschaft in Asien und speziell um die in Indien betrifft, so ist Sir Lepel der Ansicht, daß derselbe nicht die beiden großen Reiche allein angeht, welche jetzt Nachbarn geworden sind. Zunächst würde ein solcher Krieg nicht in einem Feldzug entschieden werden, sondern bis zur Erschöpfung eines Theiles dauern, und diese würde wahrscheinlich nicht zuerst bei England eintreten, man brauche nur an dessen Ausdauer in den napoleonischen Kriegen zu denken, wo es noch nicht den vierten Theil seines gegenwärtigen Reichthums und seiner jetzigen Bevölkerung besaß. Letzteres ist gewiß richtig, aber zweierlei kommt dagegen in Betracht. Während des hundertjährigen Kampfes, den England gegen Frankreich führte, von welchem der gegen die Revolution und das Kaiserreich nur der letzte Theil war, lag die Herrschaft in den Händen einer mächtigen und zielbewußten Aristokratie, welche mit der dieser Regierungsform eigenen Zähigkeit alles für den Sieg der britischen Interessen einsetzte, seitdem ist England stufenweise zu einer Demokratie hinabgeglitten, und ob diese, die bei den Wahlen der letzten zwanzig Jahre die auffallendsten Schwankungen gezeigt hat, in einem answärtigen Kriege dieselbe Ausdauer und Opferwilligkeit beweisen würde, bleibt immerhin fraglich. Sodann aber haben sich die Machtverhältnisse sehr geändert; nach Trafalgar besaß England die Alleinherrschaft zur See und dadurch das Monopol des überseeischen Handels; davon ist heute nicht mehr die Rede, die französische Flotte steht der britischen wenig nach und würde derselben, mit der russischen vereint, wahrscheinlich überlegen sein. Daneben aber ist England gerade durch das Wachstum seiner Bevölkerung und die Ausdehnung seines Kolonialreiches sehr viel verletzlicher geworden. 1803 betrug die Getreideeinfuhr 3 Proz. des Gesamtverbrauchs, heute reicht das in England erzeugte Korn nur für vier Monate nach der Ernte aus, ähnlich steht es mit der Einfuhr der Rohstoffe, auf denen die englische Industrie beruht, und doch macht die insulare Lage Großbritanniens die Einfuhr zur See notwendig, während festländische Staaten eventuell ihre Bedürfnisse auch durch Eisenbahnen beziehen können. Mr. Boyd-Kinnea in einem an die „St. James Gazette“ vom 28. Oktober 1884 gerichteten Briefe gab zu: „If our commerce by sea is stopped, we perish by starvation.“ Gewiß ist damit nicht gesagt, daß es den Feinden gelingen wird, England auszuhungern, aber sicher werden sie alles anbieten, die Zufuhren abzuschneiden und englische Handelsschiffe wegzunehmen; 1803 zählte die britische Handelsflotte 2 Mill. Tonnen und hatte nur gelegentliche Verluste durch französische Kaper zu befürchten, heute beträgt sie mit den Kolonien mehr als 23000 Schiffe mit über 5 Mill. Tonnen, und zu ihrem Schutz hat man nur etwa 80 Kreuzer. Ähnlich steht es mit den englischen Kolonien, welche wie ein Gürtel den Erdball umziehen. Wenn von der Seemacht des Reiches der stärkste Theil gegen die des

Feindes gerichtet werden soll, so wird es unmöglich, die Kolonien genügend gegen einen Angriff zu verteidigen. Mit alledem soll gewiß nicht gesagt werden, daß England in einem Kampfe mit Rußland allein bald oder überhaupt unterliegen würde, sondern nur, daß es einen großen Krieg jezt unter ganz andern Bedingungen führen müßte, als es zu Anfang des Jahrhunderts gethan, und daß dabei die genannten Faktoren eine bedeutsame Rolle spielen würden.

Sir Lepel ist aber der Ansicht, daß der Kampf gegen Rußland nicht in Asien, sondern in Europa entschieden werden würde, weil derselbe die Nebenbuhler Rußlands in Europa vereinigen werde, welche erst sicher sein können, wenn seine Macht gebeugt ist. Ebenso wie England zur Verteidigung europäischer Interessen dem Dreibunde gegen alle Angriffe zur Seite stehen würde, obwohl es sich nicht zur Zeit des Friedens durch positive Verpflichtungen binden werde, wäre es unklug, wenn die Staatsmänner in Wien und Berlin einem Kriege zwischen Rußland und England über die sogenannte asiatische Frage gleichgültig zusehen; die Türkei, Oesterreich und Deutschland würden zwar vorziehen, England sich in diesem Kampfe erschöpfen zu lassen, aber die Selbsterhaltung werde sie bald zur Teilnahme zwingen, weil die dem mittleren und südöstlichen Europa von der autokratischen Despotie drohenden Gefahren nicht geringer seien als die, welche England in Indien laufe. Daß diese Auffassung sich bewähren kann, ist möglich, aber keineswegs sicher. Gewiß drängen Englands Interessen dasselbe auf die Seite des Dreibundes, aber ob es die Thatkraft besitzen würde, bei einem Angriff auf die Centralmächte entschlossen dessen Partei zu übernehmen, bleibt ungewiß, zunächst ist es unberechenbar, welches Ministerium im kritischen Moment in Downing Street sitzen wird; die Zeiten, wo Fox ebenso wenig Frieden mit Frankreich machen konnte, als Pitt es wollte, sind vorüber. Wenn die öffentliche Meinung in gewissen Fragen wie z. B. der Räumung Aegyptens keinem Ministerium gestatten wird, nachzugeben, so handelt es sich dabei um spezielle britische Interessen, aber auf ein Eintreten Englands für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts ist nicht mehr zu rechnen, im Gegentheil geht der stille Wunsch der einflußreichsten Politiker dahin, daß der Dreibund für England die Kastanien aus dem Feuer holen möge, wie z. B. betont wird, Oesterreich-Ungarn habe ein weit größeres Interesse, Konstantinopel nicht in russische Hände fallen zu lassen, als England. Dieser fromme Wunsch wird sich nicht verwirklichen; zunächst hat sich der feste Bestand des Dreibundes allein als ausreichend bewährt, den europäischen Status quo zu schützen, wie z. B. in der bulgarischen Krisis vom Herbst 1886; die in der ungarischen Delegation am 13. November abgegebene Erklärung Kalnoky's, daß eine militärische Besetzung „sei es der Küstenpläze oder des Landes selbst“ seitens Rußlands oder die Entsendung eines Kommissars nach Bulgarien, welcher mehr oder weniger die Regierung des Landes an sich genommen hätte, Akte gewesen wären, welche uns unter jeder Bedingung zu einer entschiedenen Stellungnahme gezwungen hätten,“ genügte, um eine derartige Intervention auch für die Zukunft zu verhindern. Der Dreibund hat, wenn er sich auch militärisch darauf einrichtet, einem Kriege mit zwei Fronten

zu begegnen, dormalen einen Angriff Rußlands und Frankreichs nicht zu fürchten. Eine wirkliche vertragmäßige Allianz der beiden, wie sie die Centralmächte verbildet, besteht nicht, trotz des sehnlichen Verlangens der Franzosen nach derselben, und daran haben auch die neuesten Verbindungsgefeste anlässlich des russischen Flottenbesuchs in Toulon nichts geändert. Der Grund hierfür ist, daß der Zar sich überzeugt halten darf, auch ohne förmliche Allianz Frankreich stets haben zu können, wenn er es braucht. Er sieht, daß er auf dessen gute Dienste überall rechnen kann, wo die russischen Interessen sich mit denen anderer Staaten kreuzen, welchen Vorteil sollte es für ihn haben, dies Verhältnis, wo die Franzosen an Rußland gebunden sind, er aber frei ist und eine Art Protektorstellung einnimmt, zu ändern und sich seinerseits durch einen Allianzvertrag zu binden, welcher ihm Pflichten auferlegen würde? Elsaß-Lothringen und die Wiederherstellung des Prestiges der französischen Waffen sind ihm höchst gleichgültige Dinge, und wenn Gortschakow früher geäußert hat, daß Rußland eine weitere Schwächung Frankreichs nicht zugeben werde, so weiß Alexander III. sehr genau, daß Deutschland nicht daran denkt, eine solche herbeizuführen, wenn es nicht von seinem westlichen Nachbarn angegriffen wird, vielmehr nur den Frieden bewahren will¹⁾. Der Schwerpunkt der russischen Politik liegt im Orient in dessen weitester Bedeutung, alles aber weist darauf hin, daß dieselbe nach dem Mißlingen ihrer Zettelungen in Bulgarien von einem thätigen Eingreifen im Südosten Europas für die nächste Zeit abgesehen hat und bis auf weiteres den Status quo zulassen wird. Anders steht es in Asien, wo Rußland noch stets Heu gemacht, wenn die Gladstone'sche Sonne schien. Gleich nach den Wahlen vom Juli 1892, welche den gegenwärtigen Premier aus Ruder brachten, begann es gegen den Pamir vorzudringen und hat in dieser Bewegung trotz aller Unterhandlungen nicht innegehalten, und Frankreich seinerseits hat die Schwäche des liberalen Ministeriums benutzt, um einen Vorstoß gegen Siam auszuführen, dem England nicht entgegenzutreten wagte. Dasselbe hat also aller Wahrscheinlichkeit nach von dem russisch-französischen Einvernehmen zunächst weit mehr zu fürchten als der Dreibund, der seine Interessen im Südosten Europas dormalen unberührt sieht. So lange aber letzteres der Fall, was sollte die Centralmächte bewegen, sich in einen Streit zwischen England und Rußland, oder mit Rußland und Frankreich zu mischen, so lange derselbe auf Asien sich beschränkt? Die Gründe, welche Sir Lepel dafür anführt, daß die Selbsterhaltung Deutschlands, Österreich

¹⁾ Es ist bekannt, wie die russische Regierung sehr entschieden gegen den Taumel in Frankreich abkühlend eingewirkt hat, es sei hier nur auf den Artikel des „Garashdanin“, dessen Beziehungen zum Hofe bekannt sind, am 7. Oktober hingewiesen, in welchem gesagt ist, daß die russisch-französische Verbrüderung nicht ernst zu nehmen sei; wer in den Festsätzen eine Drohung gegen Deutschland erblickte, sei einfach ein Thor. Das russisch-französische Bündnis entbehre jeden Ernstes, vergebens suche man in der Geschichte nach einem solchen, und was Jahrhunderte nicht möglich gemacht, das sei jetzt am allerwenigsten zu bewirken. Und neuerlich schreibt dasselbe Blatt, der Spickrad der Franzosen bei der aufgeführten Ausstattungskomödie, über der jetzt der Vorhang gefallen, sei zu stark gewesen, um an die Dauerhaftigkeit ihrer Sympathien zu glauben zu können.

und die Türkei zwingen würde, sich mit England zu vereinen, um einen Angriff zurückzuschlagen, dessen Erfolg die Sicherheit dieser drei Länder gefährden würde, scheinen uns nicht überzeugend; er führt dafür nur an, daß das Regierungssystem der einzigen autokratischen Despotie in Europa die Civilisation bedrohe und daß eine feindliche Bewegung Rußlands gegen seine westlichen oder südlichen Nachbarn heftige Erregung unter den unzufriedenen Nationalitäten, Sozialisten und Anarchisten hervorrufen würde. Civilisation ist ein etwas allgemeiner Begriff, indes man kann gerne zugeben, daß ein erfolgreicher Angriff Rußlands auf Indien, der dasselbe in ein Chaos stürzen müßte, einen Rückschritt der Civilisation bedenten würde; aber um einen solchen zu verhindern, der doch die Mächte des Dreibundes nur sehr mittelbar berühren würde, werden dieselben sicher nicht einen gewaltigen Krieg unternehmen, dessen Hauptlast sie zu tragen hätten. Daß Rußland die genannten Staaten bedroht, ist gewiß, eben deshalb wurde ja 1879 das Defensivbündnis Deutschlands und Oesterreich-Ungarns geschlossen, aber der Dreibund fühlt sich stark genug, dem allein entgegentretenden und derselbe hat am wenigsten zu beforgen, daß eine solche Bedrohung greifbare Gestalt gewinnt, wenn Rußland in einen Kampf mit England verwickelt ist, da ein solcher seine ganze Kraft in Anspruch nehmen würde und es demnach vermeiden müßte, die Centralmächte irgendwie herauszufordern. Es könnte dies selbst nach einem Siege in Asien nicht wagen, da ein solcher ihm ungeheure Opfer kosten würde und es demnach den unberührt gebliebenen Kräften des Dreibundes gegenüber schwächer wäre als zuvor. Was schließlich die von Sir Lepel erwähnten unzufriedenen Elemente in West- oder Südeuropa betrifft, so ist nicht abzusehen, was von einer feindlichen Bewegung Rußlands gegen dasselbe Sozialisten und Anarchisten zu hoffen hätten, und dasselbe gilt von den Czechen oder sonstigen mißgestimmten Nationalitäten in Oesterreich und der Türkei, die mit Petersburg wohl liebäugeln, aber keineswegs sich sehnen, unter sein Regiment zu kommen, während umgekehrt der Dreibund eine starke Waffe gegen Rußland in dem Haß der Polen gegen dasselbe hätte. Die Annahme Sir Lepel's, daß England in einem Kampfe mit Rußland in Asien bald mächtige Bundesgenossen finden werde und derselbe in Europa ausgefochten werden würde, scheint also wenig begründet¹⁾.

¹⁾ Es ist ein unbegreifliches Mißverständnis, wenn eine Besprechung meiner Schrift „Frankreich, Rußland und der Dreibund“ (Berlin, Wilhelm) in der „Neuen Freien Presse“ vom 25. August mir in den Mund legt „der Dreibund hat den Ausföhrungen des britischen Oberst Maurice zufolge England zugesichert, jeden Vorstoß Rußlands gegen Indien als *Casus belli* zu betrachten, wogegen England versprochen, die Küsten Italiens zu schützen und so dessen Armeen zum sofortigen Eingreifen auf dem eigentlichen Kriegsschauplatz fähig zu machen,“ eine Angabe, die dann auch in andre Blätter übergegangen ist. In dem betreffenden Schlußpassus meiner Schrift steht davon nichts, sondern ich habe lediglich referierend bemerkt, daß nach der Ansicht des Obersten Maurice eine solche Zusage der Preis für einen Anschluß Englands an den Dreibund sein sollte, wogegen ersteres sich zum Schutz der Küsten nicht bloß Italiens, sondern auch Deutschlands verpflichten würde.

II.

Es wird also lediglich die zweite Frage Sir Lepel's in Betracht kommen, ob England, ohne auf europäische Bundesgenossen zu zählen, irgend welchen Angriff Rußlands auf Indien erfolgreich zurückzuschlagen im Stande ist. Der Verfasser bejaht dies, beschäftigt sich aber lediglich mit der gegenwärtigen Lage, während für dieselbe doch die Vergangenheit einen wichtigen Schlüssel bildet, und diese zeigt ein stetiges Vordringen Rußlands in Mittelasien in der Richtung auf Indien, welches England zu verhindern nicht vermocht oder nicht gewollt hat. Man wird also für die richtige Würdigung der Gegenwart nicht umhin können, einen Blick auf die Vergangenheit zu werfen.

Mittelasien ist mehr ein konventioneller als ein streng geographischer Begriff. Man bezeichnet damit das Gebiet, welches nördlich von dem östlichen Teile der Tian-Schan-Kette, dem Ala-Tau, dem Kara-Tau und von dessen Ende ab vom Syr-Daria bis zu seiner Mündung in den Aral-See begrenzt wird. Die südliche Grenze bilden die Hochgebirge, welche Hindostan umsäumen, der Kuen-Luen, der Mustagh, der Hindukusch, die Solimankette, die westliche das Ostufer des Kaspischen Meeres und der Attrak, die östliche das jetzt wieder China unterworfenen Ost-Turkestan. Zwei große Stromsysteme durchziehen die Mitte dieses Gebietes, der Syr-Daria, vom Tian-Schan kommend, und der Amu-Daria, welcher vom Kara-Eul-See auf der Pamir-Hochebene herabfließt. Beide münden in den Aral-See, daneben sehen wir Flüsse sowohl im Osten wie der Karakand und der Khotan, als im Westen wie der Hilmenid und Murgab, die in der Wüste oder in kleinere Binnenseen verlaufen. Der Kultur nach zerfällt Mittelasien in die Bergregionen, die meist von kräftigen Hirtenvölkern bewohnt werden, die fruchtbaren Ebenen am Fuß der Gebirge, wo die Bevölkerung in größeren Mengen in Städten und Dörfern lebt, und die von einzelnen Oasen unterbrochene Wüste. Die Bevölkerung bildet ein buntes Gemisch der Rassen, die nach einander in einer Art von Völkerwanderung über dies weite Gebiet sich ergossen; dauernde große Staatsgebilde konnten sich in diesen Stürmen nicht bilden, auch das Reich Nadir Schahs von Persien und die Afghanen Herrschaft Achmed Schahs zerfielen nach dem Tode ihrer Gründer, zeitweise drangen die Chinesen im Osten weit vor, konnten aber ihre Eroberungen nur teilweise behaupten.

Ein Blick auf die Karte zeigt nun, daß Rußland von diesem ungeheuren Gebiete bereits den weitaus größten Teil besitzt, während England mit einer Ausnahme bisher an den großen Gebirgszügen Halt gemacht hat, welche sein indisches Reich nach Norden und Westen begrenzen. Diese großen Eroberungen Rußlands sind meist erst sehr neuen Datums. Fassen wir kurz die Stadien derselben zusammen. Rußland konnte sein asiatisches Reich östlich und südlich nicht ausdehnen, so lange es nicht einerseits den Kaukasus und die angrenzenden Länder, andererseits die weiten Steppen östlich von Dreuburg beherrschte. Im Süden des Kaukasus besaß es zwar schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts Mingrelieu, Imeretien und Georgien, aber das eigentliche Bergland mit seinen

tapferen, fanatisch mohammedanischen Bewohnern war unabhängig geblieben. Erst als Rußland im Frieden von Turkmanotchai (1827) Persien Erivan und Nafitchevan entriß und sich die Alleinherrschaft auf dem Kaspischen Meere gesichert, andererseits die Türkei im Frieden von Adrianopel (1829) Abchasien abgetreten, gewann es die Möglichkeit, die Eroberung des Kaukasus von Nord und Süd in Angriff zu nehmen. Gleichwohl gelang dies 1854 nur sehr unvollkommen, hier blieb der verwundbarste Punkt im Süden des Reiches. Die Stämme der Tschetschenen, Lesghier, Abessinier u. s. w., die man falsch mit dem allgemeinen Namen der Tscherkessen bezeichnete, da sie sich fremd sind und Rußland gesondert bekämpften, begrüßten mit Jubel den Ausbruch des Krimkrieges und warteten, um sich zu erheben, nur auf ein Hilfskorps der Westmächte. Diese aber erschöpften ihre Kräfte vor Sebastopol und betrauten die Türkei mit dem Feldzug in Asien, der, schlecht geführt, mit der Einnahme von Kars durch die Russen endete, jenem Bollwerk Asiens, wie Murawiew es mit Recht nannte, da der Eindruck dieses Erfolgs bei den Asiaten viel größer war als der der Niederlage von Sebastopol. Nach dem Pariser Frieden (1856) warf Rußland sich mit voller Wucht auf die Unterjochung des Kaukasus, und nachdem der heroische Widerstand der Girkassier gebrochen war, zog die Mehrzahl derselben die Auswanderung nach der Türkei der Unterwerfung vor, ein reiner Vorteil für Rußland, das damit diese widerspenstigen Völkerschaften los wurde.

Die Unterwerfung dieses bisherigen Damms war der Wendepunkt der asiatischen Eroberungspolitik Rußlands. Bereits früher hatte es die zwischen ihm und den mittelasiatischen Khanaten liegenden Wüsten Kizil-Kum und Kara-Kum überwunden und 3 Millionen Kirgisen einverleibt. Schon 1848 wurde das Fort Aralsk am Syr-Daria gegründet. 1852 beherrschte eine Flotille den Aral-See, während des Krimkrieges unternahm Perowski eine so erfolgreiche Expedition gegen Khiwa, daß dessen Khan sich zu einem Allianzvertrag verstehen mußte, welcher ihn von seinem mächtigen Nachbarn vollkommen abhängig machte, und wenige Jahre darauf ging man zum Angriff gegen die mittelasiatischen Khanate über, die bereits durch Feindseligkeiten unter einander geschwächt waren. Fürst Gortschakow suchte die in England durch dies Vordringen entstandene Erregung zu beruhigen, indem er in einem Cirkular vom 21. November 1864 erklärte, es sei für Rußland eine gebieterische Nothwendigkeit, eine sichere und definitive Grenze gegen die räuberischen Nomaden zu gewinnen, und dafür sei es unabweislich, bis zu den südlich vom Kara-Lau und den Alexandrowski-Bergen wohnenden Ackerbaustämmen zu gehen, welche die Gewähr guter Nachbarschaft gäben, man habe daher vom See Issyk-Kul eine Linie über die genommene und besetzte Stadt Tschenkend bis an den Syr-Daria ziehen müssen. Damit sei aber auch Rußlands Ziel erreicht, jene Linie „*marque avec une précision géographique la limite où l'intérêt et la raison nous prescrivent d'arriver et nous commandent de nous arrêter*“, jede weitere Ausdehnung müsse zu großen Verwickelungen führen. Aber wenige Monate nach Erlaß dieses Cirkulars überschritt General Tschernajew jene „definitive Grenze“ und marschierte auf Taschkent, den Stapelplatz des mittelasiatischen

Handels, das am 27. Juni 1865 genommen ward. Mit dem Fall dieser Stadt war die Unabhängigkeit Khokands verloren, und derselbe führte sofort zu Feindseligkeiten mit Buchara. 1868 stürmte General Kaufmann Samarkand; der Emir mußte sich zu einem jährlichen Tribut verpflichten und Rußland gestatten, eine Reihe von Forts auf seinem Gebiet sowie eine Straße nach Buchara zu bauen. Um Gründe für dies fortwährende Abweichen von dem früher gegebenen Programm war die russische Regierung nicht verlegen, bald waren Offiziere, die zu sogenannten wissenschaftlichen Forschungsreisen ausgesandt waren, in den Khanaten schlecht behandelt, bald hatten räuberische Nomaden die russischen Vorposten angegriffen. Die Asiaten achteten eben nur die ihnen fühlbare Macht „c'est donc toujours à recommencer,“ sagte Gortschakow, die Annerexionen seien eben eine unangenehme Notwendigkeit, der Rußland sich nicht entziehen könne, wenn es seine Unterthanen schützen wolle. Gelegentlich wurden denn auch Generäle wegen Überschreitungen ihrer Instruktionen abberufen, was ihre anderweitige Auszeichnung nicht hinderte. Die vollendeten Thatfachen dagegen bedauerte man nicht rückgängig machen zu können, da dies das Ansehen Rußlands in Asien schwächen müßte¹⁾. Indem Rußland mit breitem Keil seine Herrschaft der Art vorgehoben, hatte es sich eine Straße bis ins Herz des nördlichen Mittel-Asiens, gebahnt, und durch die Unterdrückung der Räubereien, des Sklavenhandels, sowie die Einrichtung einer geordneten Regierung nahm der Verkehr großen Aufschwung. Die Russen sind für jene Gegenden treffliche Kolonisatoren, sie sind, wie Vambéry bemerkt, Asiaten, nicht sowohl durch ihre Abstammung, als durch ihre geographische Lage und sozialen Verhältnisse, und haben anderseits die Ausdauer, die Entschlossenheit und Überlegenheit der Europäer an militärischer Ausbildung und Intelligenz. Dabei bequemen sie sich der Denkungsweise der Völker an, mit denen sie zu thun haben, und schonen sorgfältig ihre religiösen Gefühle, die im Islam unzertrennlich von den politischen sind. Der Beherrscher der Rechtgläubigen, der in seinem europäischen Reiche schonungslos Katholiken, Uniaten, Protestanten und Stundisten unterdrückt, nimmt in Asien als Akh-Pascha das muselmännische Bekenntnis in Schutz und errichtet für dasselbe Schulen und Gerichtshöfe; in Kasan werden jährlich tausende von Exemplaren des Koran für Asien gedruckt. Andererseits zeigte man kluge Mäßigung bei der militärischen Stärke, die dem Asiaten alles gilt, indem man den gedemüthigten Fürsten nominell ihre Stellung ließ. „Es ist vorteilhafter für uns,“ sagte die „Moskauer Zeitung“, „die Khanate von Mittelasien bestehen zu lassen, nachdem sie von uns abhängig ge-

¹⁾ Diese Politik, die auch fernerhin befolgt ward, kennzeichnete schon 1853 Lord Palmerston treffend in einem Briefe an Lord Clarendon vom 31. Juli: „Die russische Regierung hat stets zwei Sehnen in ihrem Bogen — gemäßigte Sprache und Betenerungen der Uneigennützigkeit in Petersburg und London, thätigen Angriff durch ihre Agenten auf dem Schauplatz der Operationen. Wenn der Angriff erfolgreich ist, so nimmt die Regierung ihn als vollendete Thatfache hin, welche sie nicht beabsichtigte, von der sie aber ehrenhalber nicht zurückkam; bleibt der Erfolg aus, so werden die Agenten verlugnet und abberufen, und man beruft sich auf die früheren Versicherungen als Beweis, daß sie ihre Instruktionen überschritten haben.“ (Ashley Lord Palmerston's Life III, pag. 273.)

worden, als diese wilden Stämme unmittelbar zu Untertanen zu machen; die Fürsten wissen, daß ihre Existenz von unserm guten Willen abhängt, und werden sich daher bemühen für uns zu regieren.“

Selbstverständlich blieb Rußland bei diesen Erfolgen im Norden nicht stehen, sondern ging bald auch im Süden vor. Im November 1869 besetzten 1500 Mann von der kaukasischen Armee Krasnovodsk am Ostufer des Kaspischen Meeres, angeblich um von dort eine kürzere Karawanenstraße nach Mittel-Asien zu eröffnen¹⁾, während eine solche durch die östlichen unwirtbaren und von den Turkmenen unsicher gemachten Steppen kaum möglich war. Dann begann man sich über die Räubereien des Khan von Khiva zu beklagen, dessen Züchtigung notwendig geworden, versicherte aber in London durch eine besondere Mission des Grafen Schuwalow (Januar 1873), es liege dem Kaiser fern, Khiva in Besitz zu nehmen, die positivsten Befehle seien gegeben, dies zu verhindern. Wenige Monate darauf war Khiva genommen, mußte das ganze rechte Ufer des Amn-Darja abtreten und wurde durch die harten Bedingungen des Friedensvertrages praktisch russisch, was dann wieder mit der militärischen Notwendigkeit entschuldigt ward. Der nächstfolgende Schritt war die Unterwerfung der Dornits durch ein großes Blutbad und der Gökens am Attrek; gegen den stärksten Stamm der Turkmenen, die Ahal-Tekkes, erlitt aber General Lomakin bei Dengil-Tepe am 1. Sept. 1879 eine schwere Niederlage. Diese Scharte mußte ausgeweht werden, am 24. Jan. 1881 stürmte Stobeleff die Hauptfestung Geok-Tepe nach verzweifelterm Widerstand, der ganze Stamm unterwarf sich, der General erklärte alles von Turkmenen bewohnte Gebiet kraft der Eroberung als russisch, und ein Ukas vom 24. Mai 1881, der die Einverleibung bestätigte, errichtete das neue „Transkaspische Territorium“ unter dem Oberbefehlshaber der Kaukasus-Armee. Sodann mußten die Grenzen dieses Gebietes gegen Persien festgestellt werden; nach langen Unterhandlungen kam hierüber ein Vertrag (21. Dezember 1882) zu stande, durch den der Schah einen erheblichen Strich Landes mit den Forts Giamak und Kulkulab an Rußland abtrat. Herr von Giers, der inzwischen den Fürsten Gortschalow ersetzt, trat ganz in dessen Fußstapfen, indem er dem englischen Botschafter wiederholt versicherte, nach diesem entscheidenden Erfolge sei für die Regierung die Zeit gekommen, ihre Mäßigung zu zeigen und sich nicht in weitere militärische Verwicklungen hineinziehen zu lassen. Der Kaiser habe ihn ermächtigt zu erklären, daß keine Rede von einem Vormarsch auf Merv sei. „Nicht nur wünschen wir nicht dorthin zu gehen, sondern glücklicherweise liegt auch nichts vor, das uns dazu bestimmen könnte.“ Wie bei seinem Vorgänger wurden diese Versicherungen bald durch die Thatfachen widerlegt. Die Wichtigkeit Mervs, der östlichen Oase der Wüste Kara-Kum am Murghabb gelegen, liegt darin, daß es den Knotenpunkt

¹⁾ Staatsarchiv Nr. 5118.

²⁾ Noch am 8. November 1883 schrieb der russische Ingenieur Lessar, der jene Gegenden gründlich bereist: „Ein unabhängiges Merv ist Rußland nicht gefährlich, seine Besetzung würde nicht schwer, sein Besitz außerordentlich fruchtbar sein. (Corresp. resp. Central Asia 1884, I., pag. 110.)

aller Straßen bildet, welche vom Süden nach Turkestan führen, zwei nach Buchara, eine andre nach Khiva, in früheren Zeiten war es eine blühende Stadt gewesen, dann von den Mongolen zerstört, abwechselnd von uzbekischen und turkmenischen Stämmen bewohnt; diese Dase war die letzte wichtige Station, welche den Russen noch in dem Neze fehlte, mit dem sie die bisher unabhängige Tatarei umfaßt, und sie mußten dieselbe haben, denn dann konnte Merv wieder werden, was es einst gewesen war, der Stapelplatz des Handels zwischen Iran und Turkestan¹⁾. Die Merv-Tekkes hatten den Achats Beistand geleistet, aber die Russen waren nach dem Fall Geok-Tepeß nicht in der Lage, gegen Merv vorzugehen, da alle ihre Kamele in dem Feldzug gefallen waren. Die dortigen Ältesten, die wohl durchschauten, daß dies nur eine Galgenfrist sei, wollten sich unter englischen Schutz stellen, aber England wagte nicht diesen zu übernehmen; da sie sahen, daß jeder bewaffnete Widerstand hoffnungslos sei, so blieb ihnen nur übrig in freundliche Beziehungen zu Rußland zu treten, worauf letzteres bereitwillig einging. Bereits am 28. Oktober 1881 erklärte das „Journal de St. Petersbourg“, die Regierung habe niemals eine Verbindlichkeit hinsichtlich Mervs übernommen, und obwohl kurz zuvor Herr von Giers dem britischen Geschäftsträger versicherte, es sei keine Rede von einem Vertrag mit den Merv-Turkmenen, unterzeichnete am 28. Oktober Oberst Grotakim einen solchen mit der einen Hälfte des Stammes, den Stamisch, durch den diese sich verpflichteten, russische Abgesandte achtungsvoll zu empfangen, aber nicht zu erlauben, daß Agenten anderer Mächte sie besuchten. Der zahlreichere Stamm der Tottamisch war hierbei nicht beteiligt, und überdies konnte ein so loses Verhältnis Rußland nicht genügen, deshalb arbeitete Oberst Aliaknow eifrig dahin, den ganzen Stamm zur freiwilligen Unterwerfung zu bringen. Dies gelang, am 12. Februar 1884 erschienen die vier Khane und 24 Ältesten von Merv in Askabad, um dem russischen Befehlshaber den Eid des Gehorsams zu leisten, am 14. brachte die Regierungszeitung das Telegramm des letzteren an den Zaren, daß die Mervlis sich zu diesem Schritt entschlossen, „weil sie, ihrer Unfähigkeit sich selbst zu regieren bewußt, überzeugt seien, daß nur Sv. Majestät mächtige Regierung Ordnung und Gedeihen im Merv herstellen und befestigen kann,“ und am 15. Februar teilte Herr von Giers dem britischen Botschafter mit, der Kaiser habe beschlossen, diese die Regierung gänzlich überraschende Huldigung anzunehmen, da eine Ablehnung die Sicherheit des benachbarten russischen Gebietes gefährden würde. — Diese Erfolge wurden nur möglich durch den bereits 1880 nach der Niederlage von Dampil-Tepe begonnenen Bau der transkaspischen Eisenbahn, dieselbe ward zunächst von Michailowß²⁾ bis Kifil-Arvat für die Zwecke der Stobelew'schen Expedition geführt, ein Werk von ungeheurer Schwierigkeit, da nicht bloß alle Nahrungsmittel und Bedürfnisse für den Bau von Astrachan oder Basu übers Meer geschleppt werden mußten, sondern

¹⁾ Dies sagte Rawlinson schon 1875 bestimmt voraus. „The pending expedition against the Turcomans is merely one of a series of movements that will almost infallibly lead the Russians to Merv.“ (England and Russia in the East. 2. ed. pag. 272.)

²⁾ An Stelle des letzteren trat wegen der Gleichheit der Nacht der Hajan Usun-Ada.

auch die stets sich verändernden Sandhügel der Wüste eine ganz ungeeignete Unterlage boten, erst durch fortwährendes Begießen mit Seewasser und Herbeiführen von Lehm gelang es dem Boden so viel Haltbarkeit zu geben, daß der selbe die Lokomotiven, Schwellen und Schienen trug; damit war die Hauptschwierigkeit überwunden, denn nun führte die Lokomotive für den Fortbau das Nötige herbei, der Schritt mit dem militärischen Vordringen hielt. Bei Merv überschreitet die Bahn den Murghab und wendet sich von da nach Norden, sie kreuzt den Amur-Darya bei Chardjui mittelst gewaltiger Brücken, erreicht dann Buchara und endet vorläufig in Samarkand. Das Ganze ist ein staunenswerthes Werk, eine Schienestrecke von etwa 1500 km, die ungefähr einer geraden Linie zwischen Berlin und der spanischen Grenze entspricht; durch diese Bahn, für welche das Verdienst der Überwindung unendlicher Schwierigkeiten dem General Annenkoff zukommt, sind die russischen Eroberungen erst konsolidiert und zugleich dem russischen Handel ein weites Gebiet anschließend gesichert.

Machen wir nun hier vorläufig Halt, um einen Blick auf die Politik Englands zu werfen, so steht dieselbe durch ihr Schwanken und fast regelmäßiges Zurückschweichen im unvorteilhaftesten Gegensatz zu dem zielbewußten Vordringen Rußlands, bei dem kein Schritt rückwärts, nicht der leiseste Versuch eines Aufstandes einmal unterworfenen Stämme zu verzeichnen ist.

Nach der definitiven Begründung des indischen Reiches durch Wellesley mußte England in erster Linie bestrebt sein, im Nordwesten eine befreundete, widerstandsfähige Macht zu gewinnen, und suchte diese sehr mit Recht in Persien, da dies wirtschaftlich verkümmerte und dünn bevölkerte Reich doch durch eigenartige Nationalität und Religion wie durch seine Gebirge und Wüsten für den Durchzug einer europäischen Macht schwer zu überwindende Hindernisse bietet. Nachdem das abenteuerliche Bündnis Napoleons von Finkenstein mit dem Schah für einen gemeinsamen Feldzug gegen Indien zu nichts geführt, schloß England 1809 einen Vertrag mit Persien, in welchem letzteres versprach, niemals einer europäischen Macht den Durchzug nach Indien oder den indischen Häfen zu gestatten, wogegen ersteres jährliche Subsidien zahlte und zur Ausbildung der persischen Truppen Offiziere sandte. Es half dem Schah aber nicht, als derselbe bald darauf von Rußland angegriffen ward, und er vermittelte nur 1813 den Frieden von Gulistan, durch den Rußland alle südlich vom Kaukasus gemachten Eroberungen behielt. 1814 schloß England einen neuen Vertrag mit Persien, welcher die Subsidien erhöhte und seinen Beistand gegen jeden unprovokierten Angriff einer europäischen Macht zusagte. Um so schlimmer war es, daß man in London 1827, als Rußland wieder Persien angriff, letzteres unter den niedrigsten Vorwänden im Stich ließ und mithätig zusah, als dem Schah zwei wichtige Provinzen entriffen wurden, während das Erscheinen einer geringen englischen Macht Rußland, das nicht 10000 Mann im Felde hatte, zum Rückzug gezwungen hätte¹⁾. Noch

¹⁾ Wellington schrieb damals „I think that Mr. Canning did not behave handsomely or wisely in leaving the versians to the moderation and mercy of the Emperor Nicholas“ (Despatches V., pag. 117.)

verhängnisvoller aber ward es, daß Palmerston Persien feindlich entgegentrat und dasselbe zum Rückzug nötigte, als es seine alten und wohlbegründeten Rechte auf Herat 1837 zur Geltung zu bringen suchte, obwohl dessen Besitz ihm notwendig war, um sich gegen die räuberischen Einfälle der Turkmenen zu sichern. Persien wäre durch die Wiedergewinnung des Khorassan unmittelbar benachbarten Herat gestärkt, während dasselbe weder seine Unabhängigkeit noch Afghanistan dauernd die Herrschaft über diese Provinz behauptet hat. Die Folge dieser verkehrten Politik war, daß der britische Einfluß in Teheran in demselben Maße sank, als der des verhassten, aber gefürchteten Rußland stieg. Was England in Persien verfehlt, suchte es dann in Afghanistan zu erreichen. Letzteres ist ein geographischer Begriff. Man bezeichnet damit den östlichen Teil des iranischen Tafellandes, das nach Südosten durch das Solimangebirge, im Süden durch Sandwüsten, im Westen durch die persische Provinz Khorassan begrenzt wird, im Norden scheint der südliche Arm des Hindukusch die natürliche Grenze zu bilden, doch sind nördlich davon das afghanische Turkestan, die Gebiete von Balkh, Kulum und Kunduz der Herrschaft des Emir von Kabul unterworfen, dem Namen nach auch die Khanate Wakhan und Badakshan. Auch von diesen Außenwerken abgesehen, ist Afghanistan nicht von einer einheitlichen Nationalität bewohnt, Herat, Kabul, Kandahar sind durchaus von einander verschiedene Länder und nur äußerlich durch gemeinsame Herrschaft zusammen gehalten. Unter den verschiedenen Stämmen besteht kein Gemeingefühl, die Bewohner Turkestans sind Usbeken, die des eigentlichen Afghanistan zerfallen in Puschtu, die Eroberer, und Parsiwans, d. h. persisch Sprechende, welche sich wieder in Tadschiks und Kajibafsch teilen, die Hazaras sind mongolischen Ursprungs, einige dieser Stämme sind Schiiten, die Tadschiks, Puschtu, Hazareh und Usbeken Sunniten. Die Bevölkerung der Provinz Herat besteht aus den drei vorgenannten feindlichen Aimat-Stämmen, den Tschemschibi, Liumi, Liumai, Fruzuhji und verstreuten Turkmenen.

Diese so in Rasse, Sprache und Religion geschiedenen Stämme sind bunt durcheinander gewürfelt; so wird die Stadt Kabul von Parsiwans aller drei Arten, das sie umgebende Gebiet von Tadschiks bewohnt. Die Puschtus, der kriegerische Stamm, ist in Gians geteilt, die in beständiger Fehde mit einander liegen, ihre Häupter, die Sirdars, haben stark besetzte Burgen in schwer zugänglichen Gebirgen. Diese Verhältnisse erklären, daß das Land sich in fortwährendem Bürgerkrieg befindet, von Gefühl für Vaterland und Ehre ist keine Spur zu finden, alle afghanischen Stämme beugen sich nur der Macht, die sie zu beherrschen weiß, sie sind durchweg treulos, räuberisch, grausam und käuflich.

Die große Wichtigkeit des Landes liegt darin, daß es nach Lage wie Bodenbeschaffenheit die Schlüsselstellung für Indien bildet. Von jeher haben die Eroberer des letzteren, die Hindu, Alexander der Große, die Tataren, die Mongolen, die Perser — sich durch die Pässe des Solimangebirges auf die Halbinsel gestürzt, niemals war ihr Aufhalten in den Ebenen des Indus möglich. Die langgestreckte

Grenze Indiens im Nordwesten kann an einer Menge von Stellen durchbrochen werden, sobald Afghanistan in feindlichen Händen ist; sie ist dagegen schwer anzugreifen, wenn Afghanistan mit Indien verbündet ist, ersteres ist das Bollwerk des letzteren, der Indus nur der Festungsgraben, daher des Sprichwort in Mittelasien, daß der allein Herrscher von Indien sein kann, der Kabul in seiner Macht hat. Die Lage Afghanistans rechtfertigte es danach gewiß, wenn England schon zu einer Zeit, wo die Russen noch nicht die mittelasiatischen Khanate und Transkasprien in ihrer Gewalt hatten, entscheidenden Wert darauf legte, dies Land nicht in feindlichen Händen zu sehen. Gleichwohl zeigt die englische Politik hier eine Kette schwerer Mißgriffe. Lord Palmerston suchte zuerst 1836 Dost-Mohammed, der sich durch seine Thatkraft zum Beherrscher Afghanistans mit Ausnahme Herats aufgeschwungen, durch einen unfähigen Prätendenten zu ersetzen und unternahm zu dem Ende den verhängnisvollen Feldzug gegen Kabul, der mit der schwersten Niederlage endete, welche die englischen Waffen in Asien von Asiaten erlitten. Obwohl dann das wiederhergestellte freundliche Verhältniß zu Dost-Mohammed, das sich 1855 zu einem förmlichen Bündnis gestaltete, von der größten Wichtigkeit bei dem Sepoy-Aufstand von 1857 ward, dem gegenüber sich der Emir streng neutral verhielt, entfremdete sich England stufenweise seinen Nachfolger Schir-Ali immer mehr. Als derselbe durch die Empörung seiner Brüder in Bedrängnis geriet, weigerte sich nicht nur England, ihm, den es Dost-Mohammed gegenüber als Nachfolger anerkannt, zu helfen, sondern behandelte seine Gegner als de facto Herrscher von Kabul und Kandahar und trat erst wieder in Beziehungen zu ihm, als er die Nebenbuhler mit eigener Kraft beseitigt. Trotz seiner Erbitterung über diese Behandlung zeigte sich Schir-Ali, durch das Vordringen Rußlands in Turkestan beunruhigt, bereit zu einer Allianz, welche ihm Schutz gegen äußere Angriffe und innere Anstände bieten würde, wogegen er britische Agenten überall außer Kabul zulassen und selbst die Grenzfestungen durch englische Truppen besetzen lassen wollte. Aber in der Begegnung, die Ende März 1869 zwischen dem Emir und dem Vizekönig stattfand, lehnte letzterer diese Vorschläge ab und versprach nur sich zu bemühen, durch Mittel, wie sie die Umstände erfordern möchten, seine Regierung zu stärken, alle seine Vorstellungen mit Achtung und Aufmerksamkeit zu behandeln und ihm je nach Befinden zeitweise wirksamen Beistand durch Geld und Waffen zu gewähren ¹⁾.“ Es ist begreiflich, daß der Emir von dieser Antwort wenig erbaut war; für ihn war das Vorrücken Rußlands eine furchtbare Wirklichkeit, und er wollte deshalb ein Schützling Englands werden, man erwiderte ihm mit der platonischen Versicherung, „die britische Regierung werde mit ernstem Mißfallen jeden Versuch sehen, seine Stellung als Herrscher von Kabul zu stören,“ im übrigen seien seine Befürchtungen unbegründet ²⁾.

¹⁾ Corresp. resp. the relations between the Brit. Govt. and that of Afghanistan pag. 192.

²⁾ Telegramm des Herzogs von Argyll an den Vizekönig. „Government thinks you should inform Ameer that we do not at all share his alarm and consider there is no cause for it.“ Ebenda S. 105.

Ganz ohne Besorgnis sahen allerdings den russischen Eroberungen die schärfer blickenden englischen Staatsmänner nicht zu; in einer Zusammenkunft, die der auswärtige Minister Lord Clarendon am 3. September 1869 mit Fürst Gortschakow in Heidelberg hatte, sprach er dem russischen Kanzler die Befürchtung aus, daß es möglicherweise der Regierung in Petersburg schwer werden könne, den Uebeeifer ihrer Agenten für die Erweiterung der russischen Machtsphäre zu zügeln, und schlug daher vor, ein gewisses Gebiet zwischen den Besitzungen beider Mächte als neutral gemeinsam anzuerkennen. Gortschakow ging hierauf ein, betonte, daß nach des Kaisers Meinung Gebietserweiterung Schwäche sei (*extension was weakness*) und Rußland keinen Wunsch habe, weiter südwärts zu gehen; er könne die positive Versicherung geben, daß *Se. Majestät* Afghanistan als ganz außerhalb der Sphäre liegend betrachte, in der Rußland berufen sein könne, seinen Einfluß zu üben. Der Lord acceptierte dies, aber bemerkte, es scheine ihm zweifelhaft, ob Afghanistan dem Zwecke einer neutralen Zone entsprechen würde, da dieser Begriff nicht auf Englands Beziehungen zu dem Emir passen und die Grenzen jenes Staates ungenügend bestimmt (*ill defined*) seien, er schlug daher vor, daß der obere Lauf des Amu-Daria südlich von Bocharadie Grenze bilden solle, welche keine der beiden Mächte überschreiten dürfe, was aber Gortschakow nicht zugeben wollte, da Bochara ein Gebiet südlich von jenem Flusse beanspruche. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, endlich kam es zu einer Verständigung, wonach der Umfang der Herrschaft Schir-Alis festgestellt wurde (31. Januar 1873); aber während diese nach Norden, Süden und Osten ziemlich genau bestimmt war, bot hinsichtlich der westlichen Grenze die von der englischen Regierung selbst redigirte Fassung eine verhängnisvolle Schwäche: es war gesagt, „die westliche afghanische Grenze zwischen den Umgebungen (*dependencies*) von Herat und der persischen Grenze ist wohl bekannt und braucht hier nicht weiter bestimmt zu werden.“ Das traf aber, wie die Folge gelehrt hat, keineswegs zu und war um so schlimmer, als 1868 einer der besten Kenner der asiatischen Verhältnisse, Sir Henry Rawlinson, in einer Denkschrift dargelegt, daß das Vordringen Rußlands vom Kaspiischen Meer auf Süd-Afghanistan die größte Gefahr für Indien bilde; wenn es erst die Turkmene beherrsche, könne es Truppenmassen auf Herat werfen, würde Persien und Afghanistan in seine Abhängigkeit bringen, von Kabul die unruhigen Grenzstämme jenseits des Solimangebirges zu Einfällen aufstacheln und durch die Aussicht auf Plünderung Indiens die Afghanen fortreißen.

Wir haben bereits gesehen, wie rasch sich der erste Teil dieses Programms erfüllte; zunächst sollte England durch den oben erwähnten Feldzug gegen Kbiwa von 1873 erfahren, was es mit der Versicherung Gortschakow's auf sich hatte, daß jede Gebietserweiterung in Asien für Rußland Schwäche sei. Auf den Bruch der oben erwähnten Zusage Schuwalow's, der Kaiser habe positive Befehle gegeben, das Khanat nicht in Besitz zu nehmen, erwiderte Lord Grenville, er sehe keinen praktischen Vorteil, eingehend zu prüfen, wie weit die vollzogenen Thatfachen mit den gegebenen Zusicherungen in genauem Einklang ständen, und bemerkte nur, daß jetzt bereits von einer Expedition gegen Merw gesprochen werde, die Schir-

Ali sehr beunruhige. Fürst Gortschakow antwortete, nachdem er die Zusicherung wiederholt, daß Rußland Afghanistan als ganz außerhalb seiner Aktionsphäre liegend betrachte, es bestehe keine Absicht, etwas gegen die Turkmenen zu unternehmen, und man bemühe sich nur, dem friedlichen Handel Straßen zu eröffnen, aber wenn diese unruhigen Stämme sich Räubereien erlaubten, werde man gezwungen sein sie zu züchtigen, die Befürchtungen Schir-Alis seien unbegründet und könnten am besten zerstreut werden, wenn er den Turkmenen bedeute, daß sie Unterstützung und Schutz bei ihm nicht finden würden, falls sie russischerseits Maßregeln der Strenge herausforderten ¹⁾.

So standen die Dinge, als das Ministerium Gladstone fiel (1874), aber Disraeli zeigte als sein Nachfolger ebenso wenig eine klare Auffassung der Lage in Mittelasien. Schon unter seinem ersten Ministerium (1866—68) hatte der indische Staatssekretär in einer Depesche vom 26. Dezember 1867 erklärt ²⁾, „die Eroberungen, welche Rußland gemacht hat und anscheinend (!) noch in Mittelasien macht, können der Regierung Ihrer Majestät keinen Grund zur Beunruhigung und Eifersucht geben; sie scheinen ihr das natürliche Ergebnis von Umständen zu sein, in denen es sich befindet, und bieten keinen Anlaß zu Vorstellungen unsererseits, welche Besorgnis oder Verdacht erwecken könnten.“ Trotz aller gemachten Erfahrungen der Anzuverlässigkeit russischer Zusicherungen beharrte er auf diesem Standpunkt, als er wieder ans Ruder gekommen war, er gab zwar zu, daß das Vordringen Rußlands in Asien großen Eindruck mache, aber nur dem zu begegnen, hielt er es für ausreichend, daß die Königin den Titel einer Kaiserin von Indien annehme und damit zeige, daß England entschlossen sei, seine Herrschaft am Ganges zu behaupten. Als am 5. Mai 1876 Baillie-Cocheane die Aufmerksamkeit des Unterhauses auf die bedenklichen neuesten Eroberungen Rußlands lenkte, erwiderte Disraeli, diese seien längst vorgesehen, die neutrale Zone sei eine unglückliche Idee gewesen, die zu fortwährenden Mißverständnissen Anlaß gegeben. „Ich gehöre nicht zu der Schule, welche Rußlands Vordringen in Asien mit jener tiefen Besorgnis ansehen, wie manche es thun. Ich glaube, Asien ist groß genug für die Zukunft Englands wie Rußlands, weit entfernt mit Unruhe auf dessen Machtentwicklung zu blicken, sehe ich keinen Grund, warum es nicht die Tatarei so gut erobern soll, wie wir Indien erobert haben.“ Rußland konnte keine bessere Stimmung bei einem englischen Minister wünschen, aber es sollte noch besser kommen. Unmittelbar vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges erklärte der Staatssekretär für Indien, Lord Salisbury, die Befürchtungen eines Konflikts zwischen England und Rußland in Asien

¹⁾ In einem Memorandum vom 6. April 1875 betonte er, daß, da das oben erwähnte Circular vom 24. November 1864, in welchem er versicherte, daß Rußland nicht weiter gehen werde, nur an die russischen Gesandten gerichtet sei, jede Möglichkeit der Auslegung ausgeschlossen sei, als ob man damit irgend welche Verbindlichkeiten gegen irgend eine Macht übernommen habe, und doch war jenes Circular offiziell vom russischen Botschafter in London mitgeteilt.

²⁾ Staatsarchiv Nr. 6820.

³⁾ Hansard Parl. Debates. vol. 229, pag. 133 ff.

seien ein Nachtgespenst (Indian Nightmare), welches am einfachsten durch den Gebrauch hinlänglich großer Karten beseitigt werde. Als aber der Vertrag von San Stefano das Maß englischer Geduld erschöpft und Salisbury, der auswärtiger Minister geworden, seine Politik mit dem stolzen Cirkular vom 1. April 1878 einleitete, in dem er erklärte, England werde die Ausführung dieses Friedens nicht dulden, da gewann plötzlich jenes Nachtgespenst sehr greifbare Gestalt in der Person eines in Kabul auftauchenden russischen Gesandten. Der Statthalter von Turkestan, General von Kaufmann, hatte trotz der Zusicherungen seiner Regierung schon seit Jahren sich bemüht, mit Schir-Ali in Verbindung zu treten und sein Mißvergnügen über die Haltung Englands auszubeuten, jetzt sandte er den General Stoltojew nach Kabul, um dem Emir die Vorteile eines engen Bündnisses mit Rußland darzulegen; ein Vertrag kam zu stande, worin Rußland versprach, Schir-Ali gegen alle äußeren und inneren Feinde beizustehen. „Dagegen wird der Emir keinen Krieg mit irgend einer fremden Macht ohne Rußlands Rat und Zustimmung führen und alles, was in seinem Reiche vorgeht, sowie alle sonstigen wichtigen Angelegenheiten dem General von Kaufmann mitteilen.“ Rußland forderte dann weiter: Zulassung von Konsulu, Besetzung von vier Grenzplätzen durch seine Truppen, den Bau einer Straße von Samarkand und telegraphische Verbindung nach Afghanistan, Erlaubnis des Durchzugs russischer Truppen gegen Indien und Lieferung von Transport- und Lebensmitteln gegen Bezahlung, 15000 Mann rückten von Samarkand südwärts. Diese Umstände, welche begreiflich die größte Erregung in Indien hervorriefen, England aber, das soeben indische Truppen nach Cypern gesandt, ganz unvorbereitet traf, waren es, welche Salisbury zu seinem geheimen Abkommen im Mai 1878 mit Graf Schwalow bestimmten, welches erst den Berliner Kongreß möglich machte, aber, weil es wesentliche Punkte des Cirkulars vom 1. April aufgab, in England nicht mit Unrecht surrender genannt wurde. Aber trotz dieser Zugeständnisse blieb auch nach dem Berliner Vertrage die Lage in Asien drohend, und es sollte sich bald zeigen, was das „peace with honour“, mit dem Lord Beaconsfield vom Kongreß zurückkehrte, auf sich hatte. Die russische Gesandtschaft blieb trotz der Zusicherungen des Herrn von Giers, daß alle militärischen und politischen Maßregeln sistiert seien, in Kabul, und noch am 9. Oktober schrieb Stoltojew dem afghanischen Minister Schah Mohammed, „der Feind des Islam (England) will Frieden mit dem Emir durch den Sultan machen, deshalb mögt ihr nach euren Brüdern jenseits des Flusses (Indus) blicken; wenn Gott sie erregt und das Schwert des Kampfes in ihre Hand giebt, so geht in Gottes Namen vorwärts, wo nicht, so seid wie eine Schlange, macht scheinbar Frieden und bereitet euch insgeheim auf den Krieg“¹⁾. Auf die Forderung Englands, die Gesandtschaft zurückzuberufen, erwiderte Gortschakow, der Kaiser werde nie sein Recht aufgeben,

¹⁾ Als Lord Granville dem russischen Botschafter, der noch am 28. Januar 1881 behauptete, die Korrespondenz sei einfach „of a complementary character“, entgegnete, dieselbe enthalte einige „very disagreeable passages“, wollte Fürst Lobanow dies damit entschuldigen, daß Stoltojew damals (am 9. Oktober) noch keine Nachricht vom Abschluß des Friedens gehabt.

freundschaftliche Missionen an irgend welche freunde oder benachbarte Souveräne zu schicken, er sei eben der Herrscher über 80 Millionen. Jetzt erkaunte man endlich in London und Calcutta, daß längere Unthätigkeit unmöglich sei, man forderte die Zulassung einer dauernden Gesandtschaft in Kabul, und als Schir-Ali, auf Rußlands Hilfe bauend, diese verweigerte, erklärte man ihm den Krieg. Rußland war nach der Erschöpfung seines Heeres im türkischen Kriege nicht in der Lage, ihm militärischen Beistand zu gewähren. General Roberts drang siegreich nach Kandahar vor, der Emir floh nach Turkestan, sein Sohn Jacub Khan erschien im englischen Lager und unterwarf sich dem Frieden von Gundamak (29. Mai 1879), welcher die Pässe des Gebirgszuges, das die westliche Grenze Indiens bildet, diesem abtrat und den Emir verpflichtete, einen englischen Gesandten in Kabul zu empfangen, seine Beziehungen zu fremden Staaten nach dem Rat der britischen Regierung zu regeln und gegen keinen derselben ohne ihre Zustimmung Verbindlichkeiten einzugehen oder die Waffen zu ergreifen, wogegen England ihm Schutz gegen jeden Angriff und eine jährliche Subsidie von 6 Lakh Rupien zusagte. Gleich nach dem Abzug aber ward der englische Gesandte Major Cavangari in Kabul ermordet. Das Benehmen Jacub Khans dabei war verdächtig, er wurde gefangen abgeführt, und Roberts vollzog ein scharfes Gericht an Kabul, wo ihm die angehäuften Vorräte an Kriegsmaterial und der Briefwechsel mit Kaufmann in die Hände fielen, welche bezeugten, wie intim das Verhältnis Schir-Alis zu Rußland gewesen. Als Nachfolger wählte man nun den letzten Nachkömmling Dost-Mohammeds, Abdurrahman Khan, der bisher als Verbannter in Tashkend gelebt und sich bereit erklärte, den Vertrag von Gundamak getreu zu halten. Die Wahl bewährte sich, denn Abdurrahman kannte durch seinen Aufenthalt in Turkestan die Russen genau genug um zu wissen, was er von ihnen zu erwarten hatte; ein schlauer, tapferer und energischer Mann, hart bis zur Tyrannei, hat er sich fähig gezeigt, die Ruhe zu erhalten und alle inneren Aufstände ebenso erfolgreich zu unterdrücken, wie er dem englischen Bündnis treu geblieben ist. Dagegen war es ein schwerer Fehler, daß Gladstone, der im Frühjahr 1880 wieder an die Stelle Beaconsfield's getreten war, bei dem Rückzug der britischen Truppen trotz des Protestes von General Roberts und des Vizekönigs Lord Lytton auch Kandahar räumen ließ, da doch die Behauptung dieses wichtigen Punktes an der äußersten Grenze gegen Beludschistan zwischen Kabul und Herat von entscheidener Bedeutung für die Verteidigung Indiens war, während dessen Aufgabe den Asiaten als ein unbegreiflicher Beweis von Schwäche erscheinen mußte.

Rußland hatte sich diesen Ereignissen gegenüber ruhig gehalten, da es sie nicht hindern konnte, beschloß aber, den Erfolg Englands, der dessen Stellung in Asien wieder gehoben hatte, durch einen Gegenzug wett zu machen, und dafür konnte es nichts Besseres wünschen als das Ministerium Gladstone's, der noch kurz zuvor die Furcht vor einem russischen Angriff in Asien als „nicht besser als Geschwätz alter Weiber“¹⁾ erklärt und den afghanischen Krieg als veranlaßt durch

¹⁾ Speech at West Calder. November 27. 1879.

thörichte Eifersucht auf Pläne Rußlands, die unmöglich und unausführbar seien, bezeichnet hatte. Es nahm nun energisch die von Rawlinson als die für Indien gefährlichste Parallele bezeichnete Linie durch Transkasprien in Angriff, deren Erfolg oben dargelegt ist. Diesem Vorgehen gegenüber erscheint das hilflose Verhalten Lord Granville's geradezu kläglich, er selbst hatte früher ebenso wie Lord Derby unter Disraeli die Besetzung Merw's als unvereinbar mit der Sicherheit Afghanistans erklärt, verweigerte aber den Achals Unterstützung englischer Ingenieure bei der Verteidigung Geof-Tepes und lehnte den Wunsch der Merw'is, sich unter britischen Schutz zu stellen, ab, der Besetzung der Dase sah er passiv zu¹⁾; erst als die Russen weiter östlich vorrückten, entdeckte er, daß die westliche Grenze Afghanistans keineswegs so klar bestimmt sei, als er 1872 geglaubt. Er suchte dies durch eine gemeinsame Feststellung zu ergänzen. Rußland ging darauf principiell ein, zog aber die Unterhandlung durch stets neue Einwände hin und ließ den britischen Kommissar Sir Peter Lumsden Monate lang warten, rückte dabei aber ruhig vor und erklärte schließlich, obwohl Herr von Giers am 24. April 1884 die Daseu von Julatan und Bendjeh als afghanisches Gebiet ausdrücklich anerkannt hatte, daß, weil der Teil des Saryg-Stammes, der in Julatan wohne, sich Rußland unterworfen, auch der südlich in Bendjeh wohnende mit seinem Gebiet demselben gehören müsse. Granville wußte darauf nur zu erwidern, daß England die russischerseits verlangte Grenze, die Hügelkette, welche nördlich das Thal von Herat umzieht, nicht annehmen könne, er könne nicht glauben, daß dies Rußlands letztes Wort sei, da ein solches Resultat beklagenswert und beider Mächte unwürdig sei²⁾. Inzwischen aber hatte bereits der Zusammenstoß, den England durch stetes Zurückweichen vermeiden wollte, stattgefunden; am 30. März griff General Komarow unter den Augen des englischen Kommissars die afghanischen Vorposten in Bendjeh an und warf sie mit großem Verlust hinaus, demgegenüber fand selbst Gladstone es unmöglich passiv zu bleiben, am 27. April hielt er eine große Rede, in der er sich über diese Verletzung des feierlichen Abkommens (sacred covenant) und Schädigung des britischen Verbündeten lebhaft beklagte und einen Kredit von 11 Millionen Pfd. Sterl. forderte, um das Recht zur Geltung zu bringen. Als aber Rußland eine Untersuchung über das Verfahren Komarow's verweigerte, weil eine solche seiner Würde zuwider sei, und der herausfordernden Haltung der Afghanen alle Schuld zuschob, trat der Minister den Rückzug an; bei der zweiten Lesung der Kreditbill war von der verlangten Sühne nicht mehr die Rede, sondern nur von einem Schiedsgericht eines befreundeten Staates über die Meinungsverschiedenheiten beider Regierungen (which may be found to exist), und da für ein solches gar keine feste Formulierung gefunden werden konnte, verschwand auch dieses bald von der Bildfläche, während General Lumsden abberufen wurde. Es schien die Zeit gekommen, die ein russischer Staatsmann anticipierte, als er einige Jahre

¹⁾ Sein Kollege, der Herzog von Argyll, verspottete die in der indischen Presse darüber geäußerten Befürchtungen als „nervousness“.

²⁾ Corresp. 1885. Nr. 2, S. 196. 4. April.

vorher Lord Napier sagte: „Widerstand, Mylord, ist ein Wort, das nicht mehr Platz in Englands politischem Wörterbuch hat.“ Rußland hatte wiederum gesiegt, indem das wichtige Pendsch in seinen Händen blieb, und dies mußte in Afghanistan wie Indien großen Eindruck machen. Erst nach langen Unterhandlungen unter Gladstone's Nachfolger Salisbury kam es zu einer Feststellung der westlichen Grenze Afghanistans, wobei man in Petersburg sich hütete, für die Zukunft bindende Zusagen zu geben. Wenn seitdem Ruhe geherrscht hat, so ist der wesentliche Grund dafür, daß Abdurrahman-Khan es in seinem Interesse gefunden hat, dem Bündnis mit England tren zu bleiben. Indes wenn man auch alles zugiebt, was Sir Lepel Griffin über die Zuverlässigkeit dieses Herrschers sagt¹⁾, und wenn selbst die gegenwärtige Sendung Sir Mortimer Durands nach Kabul²⁾, um bestehende Differenzen auszugleichen, vollen Erfolg gehabt hat, so gilt alles, was in dieser Beziehung erreicht wird, nur für so lange, als der Emir lebt. Ob nach seinem Tode sein ältester Sohn Habibulla ihm folgen wird, ist bei den afghanischen Zuständen ungewiß, und beginnt dann der Bürgerkrieg um die Thronfolge aufs neue, so steht man vor dem Unbekannten. England hat allerdings seitdem viel gethan, um seine Defensiv zu verstärken, nicht bloß an der indischen Grenze, sondern auch indem es durch die Befestigung Quettas Beludschistan praktisch unter seine Botmäßigkeit gebracht hat. Es hat damit nur der Ansicht eines seiner besten neueren Generale, Lord Napier of Magdala, entsprochen³⁾, daß Indien nicht innerhalb der Gebirgsgrenze bleiben könne, da diese an vielen Stellen durchbrochen werden könne, oftmals durch diese angegriffen und stets geschlagen sei, wenn es wartete, um den Kampf in seinen Ebenen anzufechten. Andererseits hat aber auch Rußland seine Stellung mit seinem besetzten Lager von Scheikh Zunaid sehr befestigt; es steht wenige Tagemärsche von Herat, und wenn die Wichtigkeit dieses sehr mangelhaft besetzten Punktes auch übertrieben ist, so würde seine Einnahme, die England bei der Entfernung von Kandahar nicht zu hindern vermag, doch von Bedeutung sein, da es in dessen fruchtbaren Umgebungen leicht ein bedeutendes Heer unterhalten kann und die Straße zum weiteren Vordringen geöffnet ist. Es kann ferner durch seine Eisenbahn ein beträchtliches Korps von Samarkand gegen Kabul werfen, und zu seinen Linientruppen würde noch das ganze Kontingent der Steppenreiter kommen, die zu einer trefflichen leichten Kavallerie ausgebildet sind, selbst die Afghanen würden bei neuen Wirren schwerlich der Aussicht auf Plünderung Indiens widerstehen, in Persien ist der Einfluß Rußlands überwiegend, der englische stetig zurückgegangen⁴⁾. Endlich aber kommt noch in

¹⁾ Fortnightly Review. Januar 1893.

²⁾ Der Emir mußte vor der Ankunft des englischen Abgesandten die Empörung eines Regiments unterdrücken und dessen Offiziere auf den Koran schwören lassen, sich ruhig zu halten.

³⁾ Denkschrift vom 30. Mai 1878.

⁴⁾ Nach einem Bericht der „Polit. Korrespondenz“ aus Petersburg vom 9. Oktober sollen noch vor Beginn des nächsten Jahres sämtliche centralasiatische Besitzungen Rußlands zu einem Verwaltungs-Organismus unter einem Statthalter mit weitreichenden Vollmachten vereinigt werden.

Betracht, daß eben jetzt Rußland in Begriff ist, Afghanistan vom Norden zu umgehen, indem es auf dem Pamir vorrückt. Indem dies Hochland die Verbindung des Himalaya mit dem Gebirgssystem des Tian-Schan darstellt, bildet es die Wasserscheide zwischen den Flußgebieten des Amu-Darya und des Jarkend-Darya, welcher das jetzt China wieder unterworfenen Ostturkestan durchströmt. Rußland erhebt hier Ansprüche, weil, als es 1876 Kokand einverleibte, die Grenze dieses Khanats nach Süden nicht festgestellt wurde und Teile des Pamir dazu gehören sollen. Die erste Expedition gegen den Pamir fand 1891 unter Oberst Janow statt, der bei dieser Gelegenheit die englischen Reisenden Kapitän Hounghusband und Lieutenant Davison zurücktrieb. Auf die Beschwerde Englands entschuldigte Rußland dies zögernd, gab aber vor, Janow habe nur eine Jagdpartie unternommen. 1892 aber drang derselbe, der vom Kaiser belohnt war, trotz der gegenteiligen Versicherungen in London, erstlicher vor und hatte mit den Afghanen ein Gefecht bei Sowa Tash; ein starkes Fort mit dauernder Besatzung ist in Murghabi, am Zusammenfluß des Afu und Ak-Baital errichtet. Während die Unterhandlungen zwischen London und Petersburg sich hinschleppen, kehren die Russen sich daran so wenig wie an die Proteste Chinas und gehen ruhig vor, so daß sie schon jetzt in gerader Linie nur 90 engl. Meilen von der Grenze Kaschmirs stehen. Es mag nun allerdings schwierig sein, über dies Gebirgsland ein bedeutendes Heer zu bringen, und Sir Lepel glaubt, daß die nördliche Grenze Kaschmirs hinreichend gedeckt ist. Allerdings hat England dafür wichtiges durch die Expedition des Oberst Durand gegen das Kunjutthal erreicht, indem derselbe die wilden Stämme der Nagars und Hungars unterworfen und Gilgit besetzt hat, so daß ein russischer Flankenmarsch über letzteres ausgeschlossen ist, vielmehr England einen solchen gegen eine russische, von Herat vordringende Armee vom Kundjut-Thal ausführen kann, sobald es noch die Bergstämme des Industhals unterhalb Bunji unterthänig gemacht hat. Neue notwendigen Verteidigungsmaßregeln aber müssen die indischen Finanzen schwer belasten, die sich keineswegs in einem blühenden Zustande befinden. Das dem Parlament vorgelegte letzte Budget weist ein Deficit von 16 Mill. Rupien auf, wird aber erheblich größer sein, denn die Festsetzung des Kurs der Rupie auf 1 Sh. 4 D. bei Schließung der Münzen erweist sich als undurchführbar, indem die Regierung außer stande ist, ihre concil-bills zu begeben, ohne sich in den Tageskurs zu fügen: die Kaufleute und Bankiers, die nach Indien zu remittieren haben, schaffen sich Rupien billiger, als sie bei der Staatskasse zu haben sind. Andererseits hat die indische Regierung, eben wegen des Preisfalles des Silbers um 40 Proz., sich genötigt gesehen, die Gehälter ihrer Beamten, die dadurch in immer größere Verluste kamen, zu erhöhen, was das Budget mit 5 200 000 Rupien belastet, während die Opiumausfuhr um 6 Mill. fiel. Indien ist in der ungünstigen Lage, etwa 15 1/2 Mill. Pfd. Sterl. in Gold für Schuldzinsen u. s. w. remittieren zu müssen, während die Steuern in Silber eingehen. Es ist schon hoch besteuert, und doch wird es unbedingt nötig werden, neue Einnahmequellen zu schaffen. Die ganze Lage erscheint der Art, daß es sehr begreiflich ist, wenn der bisherige Vicelkönig

Lord Lansdownen bei einem Abschiedsmahl am 24. September sagte, daß die Regenten des mächtigen Reiches zufolge seiner unbestimmten Grenzen, seiner unruhigen Nachbarn und seiner Bevölkerung, die bald durch Ausbrüche orientalischen Fanatismus, bald durch radikale europäische Ideen bewegt werde, in steter Sorge (anxieties) gehalten wurden. Gewiß halte der Vicekönig recht, wenn er sagte, diesen Besorgnissen müsse man mit Ernst und Vorsicht entgegentreten, und den indischen Offizieren und Beamten das höchste Lob erteilte, aber die Rede zeigt doch deutlich, daß er die Lage keineswegs in rosigem Licht ansieht.

Selbstverständlich ist die Frage vielfach aufgeworfen, welches Ziel Rußland bei seinen asiatischen Eroberungen verfolgt. Daß es sich mit der Unterwerfung der jetzt unter seiner Herrschaft stehenden Länder nicht begnügen wird, ist sicher, denn wenn das Monopol, welches sein Handel dort genießt, auch Vorteile bringt, so kosten die 80 000 Quadrat-Meilen, die es in den letzten 40 Jahren einverleibt, doch sehr viel mehr als sie einbringen, was begreiflich ist, da nach einem Vertrage des General Kuropatkin von 1885 nur 2 Mill. Dessjätinen bebaut, 40 als Hutweiden benutzt werden und die übrigen 58 Mill. aus Wüsten bestehen; wollte Rußland sich mit dem Gewonnenen begnügen, so wäre, wie Skobelev sagte, das Fell nicht des Erbens wert. Es ist nun gesagt, das Ziel sei, bis zum Persischen Meerbusen vorzudringen, um so den Zugang zum Meer zu gewinnen. Dies ist sehr unwahrscheinlich; es besteht ein großer Unterschied dazwischen, in Teheran maßgebenden Einfluß zu üben und ein weites Reich mit einer eigenartigen Nationalität zu erobern. Wenn aber Rußland dies thun und durch die ungeheueren Sandwüsten des südlichen Persien eine Bahn führen wollte, so würde es dadurch nur an ein Meer gelangen, das in die Ormuz-Strasse endet, welche leicht von einer überlegenen feindlichen Seemacht gesperrt werden könnte. Eine zweite Ansicht geht dahin, daß Rußland durch die Bedrohung Indiens einen entscheidenden Druck auf England üben wolle, wenn es seinen lange beabsichtigten Stoß auf Konstantinopel ausführen wolle. Der Gedanke mag nicht ohne Wahrheit sein, aber vorläufig liegt die Festsetzung der Russen am goldenen Horn ferner als je; denn seitdem Rumänien ein unabhängiger Staat geworden, der nie einen russischen Durchmarsch gestatten wird, und Rußland allen Einfluß in Bulgarien verloren hat, ist ein Angriff zu Lande nur durch eine Vergeewaltigung dieser beiden Länder möglich, die Oesterreich-Ungarn nicht dulden würde. Lediglich durch seine maritimen Streitkräfte sich der türkischen Hauptstadt zu bemächtigen, wäre für Rußland undurchführbar, da eine englische Flotte dies jeden Augenblick hindern könnte. Will also Rußland die Opfer an Blut und Geld, welche seine bisherigen Eroberungen gekostet, nicht umsonst gebracht haben, so kann seine Absicht nur sein, Indien selbst anzugreifen, die englische Herrschaft dort zu stürzen und seine eigene an die Stelle zu setzen. Rußland ist eben ein Weltreich, das von der preussischen Grenze bis Afghanistan zusammenerobert ist und noch niemals Halt gemacht hat, wenn ihm nicht ebenbürtige Heere entgegentraten; nicht umsonst sind im Petersburger Generalltabe schon 1887 für die Invasion ausführliche Pläne ausgearbeitet. Das Gelingen dieser Absicht wäre unstreitig ein Verlust

für die Civilisation, das britisch-indische Reich ist eine der großartigsten Schöpfungen der Geschichte, eine weise Politik hat gewußt in denselben nach jahrhundertlangen inneren Kriegen und äußeren Einfällen ein gedeihliches Zusammenleben der verschiedenartigsten Völkerstämme und Religionen zu sichern und die Halbinsel zu niegekannter Blüte zu bringen; auch der Handel anderer Nationen würde schwer betroffen werden, wenn die russische Politik der Ausschließung fremder Waren, die in Centralasien durchgeföhrt ist, auf Indien ausgebehnt würde. Aber mit einer Invasion Indiens entgegenzutreten, deren Gelingen England ins Herz treffen würde, kann es, so lange der Konflikt auf Asien beschränkt bleibt, nur auf seine eigene Kraft rechnen.

III.

Mag nun auch England einem Kampfe gegen Rußland um seine Herrschaft in Indien, wie Sir Epeel sagt, mit Ruhe entgegensehen können, so ist sicher nicht zu leugnen, daß dieser sehr viel schwieriger wird, wenn das britisch-asiatische Reich zwischen zwei Feuer kommt, und demzufolge müssen wir einen Blick auf das Vordringen Frankreichs in Hinterindien werfen. Nachdem dasselbe aus Hindostan durch England verdrängt war, warf es seinen Blick auf Anam, mit dem es 1787 ein Schutzbündnis schloß, durch das König Ghialung ihm die Halbinsel Turan und einige kleine Inseln abtrat, wogegen Ludwig XVI. denselben zum Siege gegen Nebenbuhler verhalf. Diese Erwerbungen gingen später verloren, erst Christenverfolgungen, bei denen französische Missionäre umkamen, führten zu neuem französischen Eingreifen, Saigon wurde mit zwei angrenzenden Provinzen erobert, 1867 diese Erwerbung erweitert, das Ganze seitens Anams abgetreten und als Colonie Cochinchine française konstituiert. Man fand indes bald, daß der Mekong nicht, wie man geglaubt, eine Verkehrsader nach dem östlichen Hinterindien sei, sondern Stromschnellen kurz jenseit Cambodja die Schifffahrt unmöglich machten, und richtete nun den Blick auf die Nordprovinz Annams, Tonking; 1873 segelte Dupuis den Songka hinauf und nahm Hanoi, Annam mußte die Mündung des Flusses abtreten und Frankreich das Recht geben, dies Gebiet von Piraten zu säubern; dies führte zum Konflikt mit China, welches auf Ansuchen des Königs Tuduc 10 000 Mann einrückte ließ, der Kampf fand seinen Abschluß in dem Vertrage vom 25. August 1883, durch den ganz Anam unter das Protektorat Frankreichs gestellt ward. Damit war dasselbe in lauggestreckter Grenze Nachbar Siams geworden; die Mündung und der unterste Teil des Mekong waren in seinen Händen, es wünschte nun den ganzen Strom und damit den Handel mit den Laos-Staaten und der chinesischen Südprowinz Yunnan zu gewinnen, denn in Paris hatte man bereits die Wiederannähme der indischen Politik vor 100 Jahren ins Auge gefaßt, „der Schauplaß,“ sagte das „Journal des Débats“ (11. November 1883) „ist heute östlicher; er umfaßt ganz Indo-China vom Kap St. Jacques bis zur chinesischen Grenze.“

Schon 1866—68 hatten Lagrée und Garnier eine Erforschung des Mekong unternommen, dies geschah mit Siams erbetener Unterstützung, mit siamesischen

Bäffen, und auf der ganzen Reife wurden der Expedition von siamesischen Mandarinen Lebens- und Transportmittel geliefert. Die Karte, welche Garnier 1873 herausgab und die noch 1885 ohne Abänderung in zweiter Auflage erschien, bezeichnete das gesamte linke Ufer des Mekong als siamesisch und stellte die Grenze gegen Annam längs eines Gebirgszuges weit östlich von dem Strome fest. Aber gerade die zweifelhaften Erfolge der französischen Eroberung Annams, wo der kleine Krieg mit den Piraten stets fortging, und die Kosten, die dies verursachte, trieb die Regierung vorwärts, um durch neue Erfolge der Politik Ferry's, des Tongkinois, die durch den Feldzug von 1883—85 allein 327 Millionen gekostet, das Mißvergnügen der öffentlichen Meinung zu beschwichtigen. Man machte in Bangkok plötzlich geltend, daß Annam und Cambodja geschichtliche Rechte auf das linke Ufer des Mekong hätten, ohne zu sagen, worauf diese sich gründeten und ob man damit nur eine Einflußsphäre oder Territorialbesitz meine. Die siamesische Regierung verwies darauf, daß das Gebiet zwischen dem Strom und der Gebirgsgrenze Annams seit 100 Jahren in ihrem unbestrittenen Besiß gewesen und von einer siamesischen, nicht von einer annamitischen Bevölkerung bewohnt sei, sie machte geltend, daß dies durch die erwähnte Karte Garnier's, der seine Reife nur mit siamesischer Hilfe habe ausführen können, anerkannt sei, schlug aber, um einem Konflikt vorzubeugen, vor, das Gebiet vorläufig als neutrale Zone zu behandeln und die Frage einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Ein solches paßte aber Frankreich nicht, da es dabei unfehlbar Unrecht bekommen hätte, dazu kam, daß Siam angefangen hatte, eine Bahn von Bangkok nach der Hochebene von Khorat zu bauen, welche der Weg für den Handel mit dem westlichen Gebiet der Laos und Nünnan geworden wäre, und da das französische Ministerium gleichzeitig wünschte, bei den Wahlen mit einem äußeren Erfolg auftreten zu können, der helte Panama in Vergessenheit zu bringen, hielt man die Zeit für eine energische Aktion gekommen. Die französischen Posten wurden Ende April d. Jahres jenseits der bisherigen Grenze vorgeschoben, es kam zum Zusammenstoß mit siamesischen, in welchem die letzteren, schlecht ausgerüstet, zurückgedrängt wurden, dabei ward ein französischer Offizier gefangen und ein Militärinspektor erschlagen. Obwohl das ganze Unrecht auf Frankreichs Seite war, bot Siam Entschädigung hierfür an, aber die Gelegenheit war zu gut, um nicht benutzt zu werden, die französische Flotte ward nach Siam beordert, und obwohl der Vertrag mit Siam von 1856 Artikel 15 ausdrücklich erklärt, daß französische Kriegsschiffe den Menam nur bis Patnam befahren dürfen, für das Weitergehen aber die Erlaubnis der siamesischen Behörden einholen müssen, drang Admiral Humann am 13. Juli mit drei Kanonenbooten vor, brachte das Feuer der Forts von Bangkok zum Schweigen und nahm eine drohende Stellung gegen die Stadt ein. Die französische Regierung, welche auf englische Vorstellungen zugesichert, daß kein Angriff ohne vorherige Benachrichtigung unternommen werden solle, entschuldigte sich in London damit, daß ihr entsprechender Befehl, die Barre des Flusses nicht zu überschreiten, dem Admiral zu spät zugekommen sei, obwohl es sicher ist, daß letzterer durch die dem Ge-

sandten Pavia erteilten Instruktionen von diesem Befehl Kenntnis gehabt haben muß. Er ward aber nicht verleugnet, sondern befördert, und jetzt forderte Frankreich in einem Ultimatum nicht nur 3 Millionen Schadenersatz, sondern die Anerkennung der Rechte Annams und Cambodjas auf das Gebiet links vom Mekong, ein Anspruch, der geographisch entweder die Abtretung der Region zwischen dem mittleren Teile des Stromes und der bisherigen Berggrenze (etwa 36000 engl. Quadrat-Meilen) oder die des ganzen linken Ufers bis zur chinesischen Grenze mit Einschluß des siamesischen Lehnsstaates Luang Prabang und eines Gebietes von 600000 engl. Quadrat-Meilen, auf das Annam und Cambodja nie das leiseste Recht besaßen, bedeuten konnte. Siam, von England im Stich gelassen, erklärte sich „unter dem Druck der Umstände“ bereit, im ersteren begrenzteren Sinne das linke Mekongufer bis zum 18. Breitengrade abzutreten, weigerte aber dies weiter nördlich zu thun, da Luang-Prabang ihm unzweifelhaft gehöre und die Gebiete von Chiang Hong und Chian Khong, die England als ein Teil des früheren Ober-Birma ererbt, von diesem Siam und China unter der Bedingung überlassen seien, daß sie nie einer andern Macht abgetreten werden dürften. Dies ward als Verwerfung des Ultimatus betrachtet, der Gesandte verließ Bangkok, und die ganze siamesische Küste ward ohne Kriegserklärung in Blockadezustand erklärt. Siam mußte, hilflos, wie es gegen die französische Übermacht war, sich in das Unvermeidliche fügen, ja im Vertrage vom 3. Oktober d. Jahres¹⁾ noch über das Ultimatum hinaus Zugeständnisse machen. Es verzichtet darin auf alle Ansprüche auf das gesamte linke Mekongufer, sowie auf das Recht, auf dem ganzen Strom bewaffnete Fahrzeuge zu unterhalten, außerdem darf es auch auf dem rechten Ufer in einem bezeichneten weiten Distrikt keine Befestigungen errichten, noch eine Militärmacht unterhalten, der Handel der Franzosen auf dem Strom soll alle möglichen Begünstigungen erhalten, Frankreich darf überall Konsulate errichten, wozu die erforderlichen Grundstücke abgetreten werden müssen. Außerdem besagt die Zusatzkonvention, daß Frankreich bis zur vollständigen Ausführung des Vertrages das südliche Chantabun besetzt halten wird und die Urheber der Attentate (jene oben erwähnten Vorgänge beim Vorrücken der Franzosen) in Gegenwart eines französischen Vertreters abgeurteilt werden sollen, der den Spruch für ungültig erklären kann, worauf die Schuldigen vor ein gemischtes Gericht gestellt werden, dessen Zusammensetzung Frankreich zusteht. Die Demütigung Siams ist somit vollständig, es zahlt 3 Millionen Frks. und tritt ein Gebiet von etwa 70000 engl. Quadrat-Meilen ab, worin Luang-Prabang einbegriffen ist, Chantabun wird nicht wieder aufgegeben werden, und das einzige, worauf Frankreich verzichtet hat, ist die Einverleibung jener zwei von England bedingungsweise abgetretenen Provinzen, die nun die einzige Zone bilden, welche die französischen Besitzungen von dem britischen Oberbirma trennen.

Wirtschaftlich wird diese Eroberung ganz wertlos sein und ebenso wie in Annam längst nicht die Kosten der Verwaltung aufbringen. Das Gebiet ist

¹⁾ Siehe „Brandt, Der franz.-siam.-sische Friedensschluß“, S. 273—278.

größtenteils undurchdringlicher Urwald und Kohrsumpf, die geringe Bevölkerung besteht aus wilden Stämmen, und das Klima ist höchst ungesund. Was aber das Hauptobjekt betrifft, den Handel nach den Laosstaaten und Yunnan zu gewinnen, so wird sich dies als Täuschung erweisen, denn der Mekong ist, wie schon Garnier 1868 erkannte, durch Strömschnellen ungeeignet für die Schifffahrt, und an seinem oberen Laufe ist keine Stadt von Bedeutung außer Luang-Prabang. Außerdem werden die Franzosen erfahren, daß China seinem Antagonismus in mannigfacher Weise heimlich geltend machen kann, wie 1885 durch die Pavillons noirs in Tongking, das nach 10 Jahren noch nicht pacifiziert ist. Bereits haben sich die Laos, die zur Arbeit an den Straßen gezwungen werden sollten, erhoben; das ganze Hügelland ist im Aufstand, gegen den die geringen französischen Streitkräfte nichts auszurichten vermögen. Was endlich die Hoffnung betrifft, den französischen Handel in Bangkok sich heben zu sehen, wo jetzt der englische 85 Prozent beträgt, so ist dieselbe ganz nichtig, wie schon das Beispiel des französischen Saigun beweist, wo der Handel zu $\frac{7}{8}$ in englischen und deutschen Händen liegt.

Politisch dagegen hat Frankreich durch sein brutales, aber erfolgreiches Vorgehen unzweifelhaft gewonnen, wie England verloren. Dasselbe hat nicht gewagt, für Siam's gutes Recht einzutreten, sondern sich mit französischen Zusicherungen abspeisen lassen, die unmittelbar darauf durch die Thatfachen Lügen gestraft wurden, es hat nicht einmal gewagt, gegen die Anerkennung der über die ganze Küste Siam's verhängten Blokade, die wesentlich englische Schiffe traf, zu protestieren, obwohl diese gar nicht effektiv und ohne Kriegserklärung erfolgt war, also völkerrechtlich als Repressalie nur für siamesische Schiffe gelten konnte. Wenn nun Frankreich auch nicht soweit gehen wird, daß es Siam, wie es jetzt bestehen geblieben, einzuverleiben wagt, so wird dasselbe doch immer mehr unter sein Protektorat kommen. Dies zeigen die Bestimmungen des Vertrags, daß in einer gewissen Zone rechts vom Mekong Siam kein Militär halten darf, aber doch für die Ruhe durch „die notwendigen Sicherheitsorgane“ sorgen soll, während es den Franzosen freisteht, daselbst Kahnstationen, Holz- und Kohlenlager zu errichten, sowie die zu eröffnenden Verhandlungen über die Handelsregime herbeizuführen. Dazu ist bereits ein Plan im Gange, die malayische Landenge zu durchstechen, wodurch Singapore umgangen würde. England hat durch seine schwache Haltung an seinem Prestige bei den Asiaten ebenso einen schweren Schlag erlitten, wie es an demselben durch seine sogenannte „meisterliche Unthätigkeit“ (die Curzon mit Recht *criminal indifference* nennt¹⁾) gegenüber Rußlands Vordringen eingebüßt hat. Frankreich versichert zwar, die Unabhängigkeit Siam's nicht antasten zu wollen, aber die Verhandlungen über die Grenzen desselben, das als Pufferstaat die Besitzungen der beiden Mächte trennen soll, stoßen vollständig, und in Paris macht man kein Hehl daraus, daß Frankreich kein Interesse hat, diese Frage zum

¹⁾ Nineteenth Century, Aug. 1893, pag. 177.

Abschluß zu bringen. *Beati possidentes.* England wird die Folgen dieser Politik, die Indien zwischen zwei Feuer gebracht hat, teuer bezahlen, wenn auch die Ereignisse, welche die doppelte Nebenbuhlerschaft im Norden und Westen wie im Osten herbeiführen werden, sich demalen noch aller Berechnung entziehen.



Zur Entwicklung der modernen Frauenheilkunde.

Von

Hans Leyden.

Für die Sittlichkeit des Volkes, für das Wohl der Familie und für die Erziehung der Kinder ist die erste Bedingung eine gesunde, arbeitsfähige und fleißige Hausfrau. Bei Gefahren des Lebens und der Gesundheit die Mutter der Familie gesund zurückzugeben — das ist das höchste Ziel unserer Arbeit in den deutschen Frauenkliniken.

S. Fritsch. (Die deutschen Universitäten. VI. Gynäkologie.)

Daß die Frauenkrankheiten, ein so wichtiges und heute mit am meisten durchforschtes Gebiet des medizinischen Wissens, bis zu den sechziger Jahren unserm Jahrhundert hin fast eine vollständige terra incognita waren, mag wohl zunächst befremdend erscheinen, doch dürfte es bei richtiger Würdigung aller in Betracht kommender Momente nicht schwer fallen, eine genügende Erklärung für diese auffällige Erscheinung zu finden. Um aus der großen Reihe der hierbei maßgebenden Faktoren nur auf wenige hinzudeuten, sei an die nahezu unüberwindlichen Hindernisse erinnert, welche der exakten Forschung und Wissenschaft naturgemäß erwachsen mußten aus den ganzen Zeitverhältnissen früherer Jahrhunderte, in denen traditionelle Dogmen alles beherrschten, und eine auf den Aberglauben der Menge basierende Kurpfuscherei, begünstigt von klerikaler Engherzigkeit und falscher Brüderie, jedes wissenschaftliche Weiterstreiten niederzwang.

Erst als vor ungefähr einem Menschenalter durch die großen Errungenschaften und Umwälzungen in der Gesamtmedizin ein neuer Weg der Wissenschaft geöffnet war, vermochte auch die Gynäkologie dank des rastlosen Strebens unermüdblicher Forscher sich in kürzester Zeit zu entwickeln und Erfolge zum Wohle der leidenden Menschheit zu zeitigen, welche kurz vorher wohl für unmöglich gehalten waren.

Heute hat die Gynäkologie sich einen ebenbürtigen Platz neben der inneren Medizin und Chirurgie erworben. In jahrelanger Arbeit sind stetig die Kenntnisse dieses Spezialfaches weiter gefördert, so daß nach dem augenblicklichen Stande der Wissenschaft dieses Gebiet in vielen Punkten als ein fast ergründetes und ausgearbeitetes gelten kann.

Beiläufig mag gleich an dieser Stelle erwähnt sein, daß in den weiteren Erörterungen vornehmlich die deutschen Verhältnisse ins Auge gefaßt sind.

Zwar hatten schon einzelne Ärzte des Altertums einige grobe topographisch-anatomische Vorstellungen von den Lageverhältnissen der verschiedenen Organe, auch waren ihnen manche wichtige Untersuchungsinstrumente nicht unbekannt, allein in den Wirren der Folgezeit gingen diese wertvollen Errungenschaften mühevoller Beobachtung gänzlich verloren, sodaß das Studium der Gynäkologie gleichsam aufs neue begonnen werden mußte.

Im Gegensatz zum Auslande, wo erfahrene Chirurgen sich dem Studium der Frauenkrankheiten zuwandten, entwickelte sich erst verhältnismäßig spät in Deutschland das Interesse für diese Spezialwissenschaft. Vornehmlich waren es unsre Geburtshelfer, welche, angespornt durch die Berichte über die Erfolge anderer Nationen auf diesem Gebiete, antobidaktisch sich noch in späteren Lebensjahren durch eisernen Fleiß zu modernen Gynäkologen heranbildeten und bald sich durch ihre Operationsfortschritte und durchgebildeten Untersuchungsmethoden hervorthaten.

So krystallisierte sich, möchte man fast sagen, die deutsche Gynäkologie nach und nach aus der Geburtshilfe heraus, mit der sie gleichwohl zum gegenseitigen Nutzen bisher auf das engste verbunden geblieben istf.

Dieser innige Zusammenhang nötigt aber auch zugleich, einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der deutschen Geburtshilfe (aus der Hebammenkunst) zu werfen, will man sich ein richtiges Urteil von dem Aufschwung der Gynäkologie bilden.

Bis zum 16. und 17. Jahrhundert hin wurde die Geburtshilfe in rein empirischer, handwerksmäßiger Weise ausschließlich von Hebammen ausgeübt; nur in verzweifelten Fällen wurde ein Chirurg hinzugezogen, welcher dann bei der gänzlichen Unkenntnis auf diesem Gebiete die rohesten und gewaltsamsten Operationen ausführte. Die meist traurigen Erfolge, welche ein solches Vorgehen bedingte, unterstützt von der schwer überwindbaren weiblichen Schamhaftigkeit, mußten selbstverständlich eine grenzenlose Furcht des Publikums vor einem ärztlichen Beistand bei Frauenangelegenheiten nach sich ziehen, den Arzt aber völlig in Unkenntnis lassen selbst über die einfachsten Zustände der Frauen.

Aus diesem bei den fortschreitenden Kulturverhältnissen mehr und mehr empfundenen Mangel in der ärztlichen Kunst und Ausbildung entsprang dann das Bedürfnis nach Entbindungsanstalten, in denen nach praktisch-wissenschaftlichen Gesichtspunkten Ärzte wie Hebammen in sachgemäßer Weise für diesen Zweig der medizinischen Wissenschaft vorgebildet werden konnten.

So entstand für Deutschland, welchem das Verdienst gebührt, zuerst hierin reformatorisch vorgegangen zu sein, zunächst in Straßburg im Elsaß ein derartiges Institut 1729 durch die thatkräftigen Bemühungen von Joh. Jac. Fried.

Bald öffneten auch in andern, vornehmlich Universitätsstädten, nach dem Straßburger Muster eingerichtete Anstalten ihre Pforten, in denen unter der Leitung einer Reihe von hervorragenden Schülern Fried's schnell die Geburtshilfe einen ungeahnten Aufschwung nahm. Die Folge davon war, daß sie sich zu einem eigenen klinischen Unterrichtsgegenstande in besonderen Baulichkeiten entwickelte.

Mit dem hieraus resultierenden zunehmenden Ansehen der Geburtshilfe und ihrer Vertreter mußte auch allmählich die Abneigung der Frauen gegen die Ärzte schwinden, und sich nach und nach das Bedürfnis herausbilden, bei bedrohlichen Zuständen ärztliche Hilfe anzurufen und solche Anstalten aufzusuchen. Je mehr sich dieses Vertrauen im Publikum Bahn brach, umso mehr ward auch dadurch rückwirkend dem Arzte Gelegenheit geboten, eingehendere und umfassendere Beobachtungen und Erfahrungen über Frauenkrankheiten zu sammeln, sowie dieselben nutzbringend zu verwerten. Die allgemein bekante Thatsache, daß ein erheblicher Teil aller Frauenkrankheiten sich an die Gravidität und ihre Folgezustände anschließt, ließ schon von selbst die Frauen auch ferner die Hilfe des Arztes aufsuchen, welcher ihnen bereits vorher in dieser schweren Stunde sicheren Beistand geleistet hatte. Es ergab sich somit für den Geburtshelfer das Bedürfnis, dem Studium der Frauenkrankheiten ein eingehenderes Interesse zu widmen und zu dem Zwecke, als Ergänzung der geburtshilflichen Anstalten, eine gefonderte gynäkologische Abteilung zu schaffen. Naturgemäß kamen auch hierbei in erster Linie die Universitätsanstalten in Betracht, an welchen zumeist hervorragende Ärzte als Direktoren thätig waren, welche durch ihren Ruf den Zuspruch von einer großen Anzahl von Frauen genossen.

Hatten sich bis dahin die geburtshilflichen Kliniken meist mit mehr als unzulänglichen, oder wohl gar gesundheitschädlichen Räumlichkeiten begnügen müssen, so war jetzt unter diesen erhöhten Ansprüchen der Bau neuer Kliniken zur Nothwendigkeit geworden, zumal auch gleichzeitig die große Bedeutung der vollständigsten Durchführung aller hygienischen Maßnahmen in solchen Anstalten erkannt war.

Begünstigt auch von den politischen Verhältnissen unsers Vaterlandes und der allzeit warmen Fürsorge seiner Fürsten für das Gedeihen unsrer Hochschulen, wurden in nachfolgenden Jahren die Neubauten folgender Universitäts-Frauen-Kliniken vollendet:

München 1856, Würzburg 1858, Kiel 1862, Marburg 1868, Bonn 1873, Freiburg im Breisgau 1874, Erlangen 1876, Greifswald 1878, Halle a. d. S. 1879, Berlin: Artilleriestraße 1882, Jena 1883, Heidelberg 1884, Berlin: Charité 1885, Rostock 1887, Straßburg im Elsaß 1890, Breslau 1890, Gießen 1890, Leipzig 1892, Göttingen im Ban befindlich.

Die Größenverhältnisse dieser einzelnen Kliniken erhellen — wie wohl nicht uninteressant zu erfahren sein dürfte — aus der folgenden von dem derzeitigen Direktor der Bonner Frauenklinik, Herrn Geheimen Medizinalrath Professor Dr. Fritsch, in „die deutschen Universitäten“ zusammengestellten Tabelle:

		Anzahl d. Geburten pro Jahr.	Poliklinische Geburten pro Jahr.	Anzahl d. gynäkologischen Fälle.	Bett- insgesammt.	Davon für			Anzahl der assistenten.	Anzahl der Poliklinärärzte.	Anzahl der Hauspraktikanten.	Zusatzgeb. d. Anstalt.	Gesamt-Stat.
						Gravidae	Wöchnerinnen	Kranke Frauen					
1. a.	Berlin-Artilleriefratze . . .	1083	2501	876	153	24	60	69	6	4	12	215	172000
1. b.	Berlin-Charité	1600	1000	900	130	16	56	58	5	—	2	200	—
2.	Bonn	487	74	383	109	26	36	47	3	—	2	100	84000
3.	Breslau	815	456	757	107	20	43	44	4	2	4	80	80000
4.	Erlangen	210	50	320	69	32	10	27	2	1	2	100	42000
5.	Freiburg	220	150	400	84	24	18	42	3	—	—	90	—
6.	Gießen	290	78	600	111	45	26	40	2	1	—	35	50000
7.	Göttingen	100	100	300	32	10	12	20	2	1	—	70	—
8.	Greifswald	160	180	300	66	25	16	25	2	3	—	100	30000
9.	Halle	420	530	620	77	25	20	32	4	3	—	130	75000
10.	Heidelberg	285	78	454	110	53	21	36	2	—	2	55	55000
11.	Jena	160	60	300	90	25	15	50	2	2	—	60	40000
12.	Kiel	288	94	293	73	18	20	35	2	—	2	80	50000
13.	Königsberg	400	400	450	99	25	40	34	2	—	2	60	62000
14.	Leipzig	950	650	700	120	30	30	60	4	2	3	300	—
15.	Märburg	370	40	250	74	40	18	16	3	—	—	50	50000
16.	München	1000	400	247	78	18	36	24	4	12	4	175	74000
17.	Rostock	150	250	300	80	20	16	44	2	1	3	60	56000
18.	Strasburg	543	490	660	126	30	43	53	3	1	4	100	65000
19.	Tübingen	360	80	450	132	44	26	62	2	1	4	50	80000
20.	Würzburg	400	200	380	81	22	29	30	3	1	4	150	58000

Durch das Hinzutreten der Gynäkologie als eine besondere Disziplin wurde es nunmehr den Frauenkliniken erst möglich gemacht, bei allen dem weiblichen Organismus eigentümlichen Zuständen Hilfe und Rettung spendend zu wirken.

Waren die soeben angeführten günstigen Verhältnisse auch mächtige Hilfsfaktoren für eine weitere Entwicklung der Gynäkologie, so kann man doch die neue Ära dieser Spezialwissenschaft erst von dem Momente an datieren, als durch das Bekanntwerden der Lister'schen Wundbehandlung der Weg vorgezeichnet war, auf dem die bis dahin äußerst gefürchteten und unerkannten Gefahren operativer Eingriffe zu vermeiden oder wenigstens doch auf ein Minimum einzuschränken sind. Diese dadurch angeregte, zunehmende chirurgische Richtung der Krankheitsbehandlung hob erst die Gynäkologie zu ihrer heutigen Höhe empor.

Unterstützt wurde dieses operative Vorgehen, welches gerade in Deutschland manche wichtige Erweiterung und Modifikation erfuhr, noch wesentlich durch die Aufstellung neuer Untersuchungsmethoden, die Erfindung geeigneter Instrumente zum Freilegen der Operationsfelder und Zugänglichmachen tiefer gelegener Organe.

Besonders waren hierin die beiden bahnbrechenden Gynäkologen M. Sims und G. Simon schöpferisch thätig.

Hand in Hand gehend mit der Erkenntnis der Krankheitsursachen, der ätiologischen Momente für die Infektionsvorgänge durch Erschließung des weiten

Gebietes der Bakteriologie war auch zugleich die Sorge für die Verhütung von Wundkrankheiten u. Hier setzten die streng durchgeführten Vorschriften der Antiseptik wie in weiterer Folge die hygienischen Erfahrungen fördernd in die Gesamtbehandlung der Patienten ein. Auf der sicheren Basis des richtigen Erkennens des Wesens einer Krankheit und des Beurteilens ihrer sich darbietenden Symptome fußend, konnten bei dem stetig wachsenden Krankenmaterial weitere Erfahrungen in jeder Hinsicht gesammelt werden. Dem nicht unberücksichtigt zu lassen ist, daß die Patientenzahl sich wesentlich vermehrte, einerseits indem die Frauen belehrt wurden, auf ihren Gesundheitszustand acht zu geben, andererseits das soziale Leben heutzutage eine Reihe von Frauenkrankheiten im Gefolge hat.

Und fragen wir uns nun, wie alle diese Faktoren so unvermittelt fast zum gleichen Zeitpunkte mitwirkten, nachdem Jahrhunderte lang so gut wie gar kein Fortschritt zu bemerken gewesen war, so ist wohl die Erklärung darin zu suchen, daß, bedingt durch den unverkennbaren Umschwung der ganzen sozialen Weltgestaltung, den internationalen Verkehr und Gedankenaustausch, bei der größeren Verbreitung der Sprachkenntnisse neue Anschauungen und Entdeckungen ungleich schneller bahnbrechend und gegenseitig anregend wirken mußten.

Bevor man sich jedoch der eigentlichen Betrachtung über die Fortschritte in der Gynäkologie zuwenden kann, ist es zum weiteren Verständnis der ganzen Beurteilung der obwaltenden Verhältnisse wohl noch erforderlich, den Wirkungsbereich und die Aufgaben der gynäkologischen Universitäts-Kliniken näher kennen zu lernen.

Entsprechend der Bedeutung, welche unsere Universitäten auf das ganze öffentliche Leben ausüben, hat sich die Gynäkologie, gleich den übrigen medizinischen Fächern, in ihrer Entwicklung und ihrem Fortschreiten fast ausschließlich um die Universitäts-Frauen-Kliniken centralisiert. Hier kulminiert das volle, geistige Leben, das durch gegenseitige Belehrung und Austausch der gemachten Erfahrungen in fortgesetzter Arbeit nutzbringend für die gesamte Nation schafft.

Es ist eine dreifache Aufgabe, welche die Kliniken zu lösen haben. Nämlich zunächst als Heilanstalten, als Stätten der Humanität zu dienen, die den Studierenden vor Augen führen, was eine Krankenanstalt dem Patienten in jeder Hinsicht bieten soll und muß.

Selbstverständlich ist es von vornherein schon, daß, um einem solchen idealen Zwecke gerecht zu werden, nur durch bedeutende staatliche Mittel allseitig segensreich gewirkt werden kann. In richtiger Erkenntnis dieser Thatsache ist denn auch gerade bei der Einrichtung dieser Anstalten nach Möglichkeit den weitgehendsten Anforderungen Rechnung getragen worden.

Wie schon hervorgehoben, bilden die Frauen-Kliniken Deutschlands, fast alle erst in den letzten Jahren erbaut, Musteranstalten, was Bauart, Berücksichtigung hygienischer Einrichtungen, Ausstattung u. s. w. anbetrifft.

Entsprechend der großen öffentlichen Fürsorge für jeden Armen und Kranken finden hier bis zu den niedrigsten und unbemitteltesten Ständen herunter Frauen bereitwilligst jede Hilfe. Gleichzeitig sucht die mit jeder Klinik verbundene Poli-

klinik einem weiteren Kreise weniger schwer Erkrankter ärztlichen Beistand zu leisten. Gerade die immer wachsenden Zahlen von poliklinischen Patientinnen zeigt uns, wie weit die Frauenkrankheiten verbreitet sind, und wie berechtigt die Einrichtung solcher Institute war.

Aber eine noch wichtigere Aufgabe fällt den Polikliniken zu. Abgesehen davon, daß sie auch eine ausgezeichnete Schule für die Ausbildung der heranreisenden Gynäkologen bilden, tragen sie in immer weitere Schichten auch der unteren Volksklassen das Verständnis für die notwendigsten hygienischen Grundsätze, welche wir in Bezug auf Körperpflege walten zu lassen haben. Auch üben die Polikliniken, wie sich bereits jetzt statistisch nachweisen läßt, auf die Frauen den nicht zu unterschätzenden Einfluß, daß dieselben schärfer und genauer auf jede pathologische, in die Erscheinung tretende Veränderung in ihrem körperlichen Befinden achten und dementsprechend viel zeitiger als in früheren Jahrzehnten sich ärztlicher Hilfe anvertrauen.

In gleicher Weise ist aber auch in den Kliniken auf die besseren Stände Rücksicht genommen, welche naturgemäß in erster Linie bei der Bedeutung der Professoren, welche diese Institute leiten, hier Hilfe suchen. Es ist Sorge getragen für komfortable Krankenzimmer, so wie für angenehme, allen Bedürfnissen entsprechende Krankenpflege. Letzterer Punkt ist um so beachtungswerter, als ja selbst in den bestsituierten Kreisen auch unter Anwendung aller Mittel es wohl nicht möglich sein dürfte, unter solchen Präcautelen, mit der Sicherheit und Gefahrllosigkeit eine Operation auszuführen sowie das weitere Krankenlager zu leiten. Nur eben eine Klinik kann dieses ermöglichen, welche allein dieser Bestimmung dient, in welcher alles auf das beste für die Behandlung vorgesehen und ausgeführt wird. Bei der Behandlung im eigenen Hause ist sodann die Aufregung der Familie nicht zu unterschätzen, wie diese stets unbedingt dadurch hervorgerufen wird.

Als zweite, nicht minder wichtige Aufgabe fällt den Kliniken zu, die angehenden Ärzte vertraut zu machen mit der Kenntnis der Frauenkrankheiten; d. h. sie sollen den vollen Einblick gewinnen in die einzelnen Krankheitszustände, in die eventuell drohenden Gefahren und die Chancen der in Betracht kommenden operativen Eingriffe, um dementsprechend rechtzeitig Rat erteilen zu können. Ferner soll ihnen die nötige Ausbildung zuteil werden für die selbständige Ausübung therapeutischer Maßnahmen bei kleineren gynäkologischen Leiden.

Neben diesen beiden Pflichten wissen die deutschen Frauen-Kliniken aber auch ihrer dritten Aufgabe, der wissenschaftlichen Forschung, glänzend gerecht zu werden. Nicht nur daß auf litterarischem Gebiete ein reger Wettstreit zwischen den einzelnen Universitäten besteht, sondern auch in der Vervollkommnung und Anbahnung neuer Operationsmethoden sowie Prüfung der verschiedentlichen Behandlungsweisen haben sich gerade die deutschen Universitäts-Frauen-Kliniken ein hervorragendes Verdienst erworben. Fast alle wichtigen Errungenschaften auf diesem Gebiete gingen aus diesen Instituten hervor.

Solden wissenschaftlichen Forschungen und Arbeiten weitere Stütze und Anregung zu geben, entsprang die Bildung der deutschen Gesellschaft für Gynäkologie,

durch welche die gegenseitige Förderung der Spezialinteressen und der weitere Ausbau des Spezialfaches angebahnt wird.

Aber über die Grenzen unsers Vaterlandes hinaus zeigt sich in der Gynäkologie wie auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft überhaupt, entflammt durch die wetteifernde Unterstützung der Kulturstaaten, eine ideale Völkergemeinschaft und ein Aufgehen der Einzelforschung zu Gunsten internationaler Wissenschaft.

So sind die großen Geldopfer, welche vom Staate dargebracht sind, reichlich aufgewogen durch die vielfachen Heilerfolge, resp. Besserungen, welche bei Tausenden von Frauen erzielt wurden, durch die wissenschaftlichen Erfolge, welche der deutschen Gynäkologie eine führende Rolle in der ganzen gynäkologischen Welt verschafft haben.

Um sich aber die richtige Vorstellung von dem Gebiete der Frauenkrankheiten, welches wohl für den ersten Augenblick als ein kleines und engbegrenztes erscheinen mag, zu bilden, wird man sich vergegenwärtigen müssen, wie von den im menschlichen Körper vereinigten Einrichtungen sich vor allem die weiblichen Sexualorgane durch ihren mächtigen und mannigfaltigen Einfluß auf die übrigen Organe auszeichnen. Gerade sie sind den verschiedensten Fährnissen ausgesetzt, sie werden durch die Erkrankungen anderer Organe sehr leicht in Mitleidenschaft gezogen, weil eben diese Organe des weiblichen Körpers im engsten physiologischen Zusammenhang mit dem Gesamtorganismus stehen.

Beobachtungen und Erfahrungen diesbezüglicher Art waren wohl schon früher bekannt, allein bei den ungenügenden Anschauungen über Krankheiten und Kranksein, begnügte man sich mit einer vorwiegend inneren, symptomatischen Behandlung der Beschwerden, die man auf Erkrankungen anderweitiger Organe bezog. In diesen Beobachtungen über die verhältnismäßig leichte Erkrankungsdisposition des Weibes entsprangen schon bei den alten Kulturvölkern eine Reihe hygienischer Vorschriften für das Weib, welche durch priesterliches Gebot sanktioniert wurden. Und die moderne Gynäkologie mit ihren überraschenden Erfolgen folgt wieder den gleichen Prinzipien der prophylaktischen Therapie.

Bei den Frauenkrankheiten kann man hauptsächlich drei Gruppen unterscheiden: Nämlich erstens diejenigen, welche resultieren aus einer Invasion von Krankheitskeimen in den Organismus, die Infektionskrankheiten, gegen welche erst die Einführung der Antisepsis sicheren Schutz gewährte.

Ferner nicht weniger bedeutungsvoll ist das Gebiet der Geschwülste und krankhaften Neubildungen unter den Frauenkrankheiten. Besitzt ja das Weib eine ausgesprochene, sei es angeborene, sei es erworbene Disposition ihres spezifischen Organismus zu diesen Erkrankungsformen.

Hieran schließen sich jene Erkrankungen, welche vornehmlich in den heutigen sozialen Lebensverhältnissen ihren Grund haben und trotz des eifrigen Bemühens von berufener Seite mehr und mehr zunehmen. Sie bilden sich heraus als Folgezustände unpassender und übertriebener Körperarbeit, sowie unzweckmäßiger, von der Mode beherrschter Bekleidungsweise u. Alle diese Momente müssen notgedrungen auf das Weib mit seiner geringeren Widerstandsfähigkeit nachhaltender und intensiver gegenüber dem Manne einwirken.

Die großen therapeutischen Erfolge, das Haupt- und Endziel einer jeden Krankenbehandlung, sind in der Gynäkologie, ebenso wie auf allen Gebieten der praktischen Medizin, in erster Reihe begründet auf einer richtiggestellten und scharf präzisierten Diagnose, d. h. auf der richtigen Beurteilung der in die Erscheinung tretenden Krankheits Symptome. Diese Kunst, die sich stützt auf die heutigen umfassenden und verbesserten Untersuchungsmethoden unter Zuhilfenahme der Mikroskopie und Bakteriologie u., giebt eben den Gynäkologen ihre oft bewunderten Erfolge.

Mehr und mehr ist diese Kenntnis heutzutage Gemeingut aller Ärzte geworden dank einer streng durchgeführten Universitätsausbildung zum segensreichen Vorteil der kranken Menschheit. Kann auch nicht jeder Arzt allen gynäkologischen Behandlungsweisen gewachsen sein, oder sie ausüben, so wird er doch auf Grund seiner diagnostischen Kenntnisse jedenfalls den Frauen in allen Fällen rechtzeitig die besten Wege für ihre Heilung zu weisen verstehen.

Auch haben schon in den weitesten Schichten des Volkes viele Frauen mehr oder minder scharf auf ihren Gesundheitszustand zu achten gelernt und kommen, besonders in den größeren Städten, von selbst wegen ihrer Beschwerden oft direkt zur Auskunft. So konnte mancher Patientin durch eine rechtzeitige Behandlung Hilfe und Rettung werden, die sonst einem schnellen Lebensende anheimgefallen wäre.

Leider stehen diesen immer noch ein verhältnismäßig großes Kontingent von Frauen aller Standes- und Gesellschaftsklassen gegenüber, die, sei es aus falsch angebrachter Brüderie, sei es aus gänzlicher Unkenntnis der drohenden Gefahren, zu spät ärztlichen Rat auffuchen.

Deshalb ist jener ärztlicherseits aufgestellte Grundsatz nur zu billigen, daß bei der Eigentümlichkeit der weiblichen Sexualorgane wohl eine jede Frau hin und wieder einer ärztlichen Kontrolle bedarf, und daß ein häufigeres Auffuchen des Arztes auch ohne welche Beschwerden im Interesse einer jeden Frau auf das wärmste zu befürworten sei.

Ferner müßte von berufener Seite noch viel mehr die Frau von Jugend auf angehalten werden, für ihre Gesundheit, ihr höchstes Lebensgut, unter Belehrung und Beaufsichtigung des Arztes in hygienisch-zweckmäßiger Weise Sorge zu tragen.

Die durch die antiseptische Wundbehandlung in den Vordergrund getretene operative Richtung hat es möglich gemacht, viele bisher für fast unheilbar gehaltene Leiden, die durch ihre jahrelange Dauer oft jeden Lebensgenuß verbitterten und dadurch ein langsam fortschreitendes Siechtum zur Folge hatten, radikal zu beseitigen und den Frauen ihre volle Gesundheit wiederzugeben.

Hauptsächlich aber wurden die mannigfaltigen Geschwulstbildungen zum segensreichen Felde operativer Thätigkeit. Bergen doch fast alle Geschwulstarten für den Körper eine gewisse Gefahr; die bösartigen, wie Krebs u. s. w., weil sie nachweislich in einer verhältnismäßig kurzen Zeit durch Schädigung der Konstitution und seiner Säfte das Ende herbeiführen, falls es nicht möglich ist, durch eine frühzeitige Operation die erste Entwicklung der Geschwulst gänzlich zu entfernen.

Aber auch die an sich gutartigen Geschwülste bedingen immerhin für den Körper gleichfalls eine Gefahr dadurch, daß sie z. B. durch ihr Weiterwachsen schädigend durch Raumbeengung auf die Nachbarorgane einzuwirken vermögen.

Widerlegt möge noch an dieser Stelle werden jener Vorwurf, namentlich von seiten älterer, mehr konservativ denkender Gynäkologen, daß mehr und mehr die Gynäkologie in höchst operationslustige Bahnen gelenkt werde.

Es ist hierbei zu berücksichtigen, daß zunächst einen großen Teil ihrer bisherigen Erfolge die Gynäkologie nur ihrem operativen Vorgehen zu verdanken hat, und daß bei der verhältnismäßig geringen Anzahl von gynäkologischen Kliniken, welche sich fast ausschließlich auf die Universitäten beschränken, naturgemäß eine Menge von schweren, allein nur operativ heilbaren Fällen zusammenströmt.

Jedenfalls wird billigerweise in jedem einzelnen Falle nur dann eine Operation als indiciert angesehen werden können, wenn nach reiflichem Abwägen aller in Betracht kommenden Momente, wie soziale Verhältnisse, Lebensart, Alter, Beschäftigung zc. d. h. nach richtigem Individualisieren, nach den bisherigen Erfahrungen auf einen Heilerfolg zu rechnen sein wird. Im Verneinungsfall dieser Prämissen würde eine Reihe von andern therapeutischen Eingriffen ihre Anwendung finden müssen, wie Massage, Elektrizität, Bäder, da vielfach in der Gynäkologie gerade zwei Wege einzuschlagen möglich sind, der erste, der schnell zum Ziele führende, das operative Vorgehen, der andere, der abwartende, dagegen auch meist langwierigere und kostspieligere.

In allen Kliniken befinden sich neben den Operationsfällen immer eine Reihe in angeedeuteter Weise behandelter Fälle, wie doch auch fast die ganze poliklinische Behandlung in solchen Anstalten ein nahezu ausschließlich konservative ist.

Gemäß dem Erkennen der Gefahren, welche ganz besonders dem weiblichen Organismus durch das Eindringen und Einwirken von Krankheitskeimen und Schädlichkeiten drohen, trat neben der operativen Behandlung eine zweite gleich wichtige und heute durch das Studium der Bakteriologie und Hygiene weit entwickelte Behandlungsart in ihre Rechte: Die antiseptische Prophylaxe in Gemeinschaft mit der Durchführung hygienischer Maßnahmen. Dementsprechend ist eben in den Frauenkliniken in rigorosester Weise auf die Erfüllung dieser Präkautelen Rücksicht genommen.

Daß gleichzeitig in der Gynäkologie auch alle andern Behandlungsmethoden, wie wir sie aus den übrigen medizinischen Disziplinen kennen, in entsprechender Weise Anwendung finden, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung.

Vieles und großes ist so in therapeutischer Hinsicht erreicht worden, bedingt durch den ungeheuren Aufschwung, welchen die nie rastende Wissenschaft infolge ihrer rapiden Entwicklung und der dadurch gewordenen Erweiterung unsrer Kenntnisse erfahren. Und auch für die Zukunft eröffnet sich die Perspektive auf weitere, wichtige Fortschritte.

Eins möge dabei aber nicht vergessen werden, daß alle diese Fortschritte auch mitbedingt sind durch eine fortgesetzte, unermüdlige, spezialistische Weiterausbildung

und Schulung der Ärzte, die vornehmlich von staatlicher Seite in Deutschland geleitet und gefördert wird.

So haben die deutschen Frauenkliniken die Gynäkologie, welche ihre ersten Anfänge im Auslande genommen hat, nicht nur bei uns heimisch gemacht, sie haben sie auch dank des den Deutschen nachgerühmten Forschungsfleißes und Wissensdranges zu schönster Entfaltung gebracht und manchen Fortschritt selbst errungen in dem befriedigenden Bewußtsein, durch ihre anopfernde Fürsorge für die Wohlfahrt des Weibes die Kraft des ganzen Volkes gestählt, das Wohlergehen seiner Familien gefördert zu haben.



Die Unfreiheit des menschlichen Willens.

Von

Ernst Freiherrn von Stockmar.¹⁾

Die Handlung ist das Produkt des Ich und der auf das Ich wirkenden Umstände, d. h. der übrigen Welt. Wäre das Ich allein der zureichende Grund der Handlung, so wäre es vom Weltzusammenhange isolirt.²⁾ Die auf das Ich wirkenden Umstände allein können aber ebensowenig die Ursache der Handlung sein — denn man kann sich überhaupt die Wirkung eines Dinges auf ein andres nicht so denken, daß eines von beiden dabei sich rein passiv und

¹⁾ Ernst Freiherr von Stockmar, als Sohn des berühmten Staatsmanns Christian von Stockmar am 7. August 1823 zu Coburg geboren, ist am 6. Mai 1886 in Berlin gestorben. Zu seinem Nachlasse fand sich die hier veröffentlichte Untersuchung über die Frage, ob der menschliche Wille frei oder unfrei sei. Ein Gespräch, welches er über dieses Problem um das Jahr 1861 mit einer geistvollen Dame am Berliner Hofe führte, erweckte in ihm den Wunsch, seine mündlich ausgesprochenen Überzeugungen und die dagegen erhobenen Bedenken in einer schriftlichen Darlegung zu prüfen. Den Werken, welche denselben Gegenstand vom gleichen oder vom entgegengesetzten Standpunkte beleuchteten, schenkte er bis an sein Lebensende Aufmerksamkeit; sie vermochten seine mit außerordentlichem Scharfsinn begründete Ansicht in keinem Punkte zu ändern. Er bethätigte auch in seinem edlen Leben reichlich den in der Beweisführung aufgestellten Satz: „Wer ein Herz hat für seine Nebenmenschen, der wird sie mit doppelter Liebe umfassen, wenn er glaubt, daß er sich selbst nicht helfen kann und sie sich nicht helfen können, besser zu werden, daß wir einander helfen müssen wie der Blinde und der Lahme.“

Daß die interessante, für jeden Gebildeten verständliche Arbeit nicht von Baron Stockmar selbst herausgegeben worden ist, erklärt sich wohl aus einem gewissen Mangel an schriftstellerischem Selbstvertrauen, den Gustav Freytag in der sehr lesenswerten Schilderung des Lebens seines Freundes (Gesammelte Werke Bd. 16, S. 89 fg.) hervorhebt. Sie gelangt hier wortgetreu nach dem Manuscript, dem nur die Überschrift fehlt, zum Abdruck.

Gotha, 19. Februar 1893.

A. Samwer.

²⁾ Vergl. Fichte, Ethik II, S. 82: jedes einzelne ist das Produkt aus der inneren Notwendigkeit, die in seiner Urbestimmtheit sich gründet, und aus den äußeren Bedingungen, in welchen dies hervortritt.

negativ verhalte, sondern die Einwirkung ist immer eine gegenseitige und das Resultat ein Produkt des Wesens und Wirkens der beiden Dinge. Indes wirken alle die äußeren zur Handlung konkurrierenden Faktoren das, was sie wirken, doch nur durch das Ich hindurch und in Gemäßheit der Natur des Ich. Die Determination des Dinges von außen ist nur die Rehrseite seiner Determination durch die eigene Natur (Strauß, Dogmatik, Bd. II). Fragt es sich also, ob die menschliche Handlung frei ist, so kann man den Einfluß der äußeren Umstände ignorieren und die Sache so ansehen, als läge im Ich allein der zureichende Grund der Handlung.

Das Ich ist nun ein Wesen von bestimmter Beschaffenheit, es ist nicht dieses oder ein andres, sondern dieses ganz bestimmte und sofern es unter bestimmten äußeren Umständen Ursache der Handlung wird, muß also die Handlung diese bestimmte sein, kann aber nicht diese oder auch eine andre sein. Bestimmte Faktoren können nur ein und dasselbe bestimmte Produkt ergeben, nicht aber dieses oder auch ein andres, oder anders ausgedrückt: in demselben Wesen von bestimmter Beschaffenheit in einem bestimmten Moment unter bestimmten Verhältnissen können nicht gleichzeitig die sämtlichen Bedingungen zu alternativ verschiedenen Wirkungen gegeben sein; wenn die Faktoren für die Alternative A ¹⁾ gegeben sind, so können nicht zugleich die für die Alternative B ²⁾ da sein.

Allein, läßt sich entgegenen, wenn auch das Ich ein Wesen von bestimmter Beschaffenheit genannt werden kann, so giebt es doch überhaupt gar kein absolut unveränderliches Wesen, also ist auch das Ich nicht absolut unveränderlich. Wir alle sind uns unsrer Identität, gleichzeitig aber davon bewußt, daß an uns fortwährend größere oder geringere Veränderungen vorgehen. Wenn aber das Ich sich verändert, so kann es auch in einer bestimmten Richtung nicht nur eine und dieselbe bestimmte Wirkung (Handlung) hervorbringen, sondern sowohl diese als auch eine andre.

Dies ist wahr. Aber die Vereinigung der Bestimmtheit und der Veränderlichkeit des Ich besteht darin, daß, wenn auch das Ich in verschiedenen Zeitpunkten ein verschiedenes, also sowohl dieses als auch ein andres sein kann, es eben doch in einem und demselben Zeitpunkt nur ein und dasselbe bestimmte, nicht eines oder auch ein andres sein kann, also auch nur diese bestimmten Wirkungen, Handlungen hervorbringen kann, nicht diese oder auch andre.

Daraus folgt die Unmöglichkeit von dem, was man Freiheit des Willens nennt.

Ein bestimmtes Individuum von der in einem bestimmten Moment gegebenen bestimmten Beschaffenheit und unter den in dem bestimmten Moment gegebenen Umständen kann nur in dieser ganz bestimmten Weise handeln, nicht etwa aber so oder auch anders.

Dagegen beruft man sich auf das allgemeine Bewußtsein, welches uns sage, daß wir in dem Moment der Handlung die Möglichkeit, so **oder** so zu handeln,

¹⁾ z. B. Eigenbleiben.

²⁾ z. B. Aufstehen.

zwischen verschiedenen Wegen zu wählen, deutlich empfinden, welches uns sage, daß wir nicht gezwungen sind, so zu handeln, wie wir handeln.

Dies ist alles in gewisser Weise wahr, hebt aber das vorher Gesagte nicht auf.

Ich befinde mich allein im Zimmer — auf dem Tische liegt eine Geldsumme, mir nicht gehörig — ich kann sie nehmen oder liegen lassen — beides ist mir an sich und abstrakt genommen gleich möglich, beides liegt in den Grenzen sowohl der menschlichen Natur überhaupt als meiner individuellen Natur — vielleicht geht auch in mir ein Kampf vor zwischen der Begierde, die mich treibt, das Geld zu nehmen, und religiösen, sittlichen oder Klugheits-Rücksichten, die mich davon zurückhalten, und somit kommt es mir deutlich zum Bewußtsein, daß ich eine Wahl zu treffen habe. Irgend ein äußerer Zwang, das eine und nicht das andre zu wählen, wird von mir nicht empfunden.

Daraus schließt man denn: ich bin frei, das eine oder das andre zu thun; daß ich das eine und nicht das andre thue, ist meine freie Wahl; ich thue es, weil ich es will, nicht, weil ich es muß.

Allein diese Folgerungen beruhen auf Begriffsverwechslung.

Die in mir ruhende abstrakte Möglichkeit, so oder so zu handeln, ergiebt nicht die Möglichkeit in concreto, in dem bestimmten Moment unter den bestimmten Umständen so **oder** so zu thun.

Wenn es mir an sich ebenso möglich ist, das Geld liegen zu lassen, als es zu nehmen, so folgt nicht, daß in einem bestimmten Moment mir beides gleich möglich sei. Wenn ich mir der Möglichkeiten bewußt bin, zwischen denen ich zu wählen habe, so folgt nicht, daß meine Wahl, die wirkliche Entscheidung, die ich treffe, eine freie in der Art sei, daß ich ebenso gut eine andre Entscheidung hätte treffen können. Wenn ich keinen äußeren Zwang empfinde, so und nicht anders zu wählen und zu handeln, so folgt nicht darans, daß kein innerer, durch meine Natur und Beschaffenheit selbst gegebener Zwang bestehe, so und nicht anders zu handeln, und wenn ich mir dieses inneren Zwanges nicht bewußt bin, nicht bewußt sein kann, so folgt nicht, daß er nicht vorhanden sei.

Die Behauptung: „ich handle so aus keinem andern Grunde, als weil ich es **will**“ -- behauptet etwas absolut Unfaßbares, in sich Widersprechendes. Denn das Wollen muß doch einen Grund haben, und dieser Grund kann nicht das Wollen selbst sein. Der Grund des „Ich will“ kann (wenn wir zunächst von allem absehen, was auf das Ich einwirkt) nur in dem Ich liegen. Es läßt sich aber kein Wesen denken, das existiert, ohne eine bestimmte Beschaffenheit zu haben. So ist auch das Ich durchweg von bestimmter Beschaffenheit — es läßt sich an dem Ich nichts denken, was unbestimmt, so oder auch anders wäre, gewissermaßen eine leere unbeschriebene Stelle —, die Handlung, welche das Ich im bestimmten Moment hervorbringt, muß also das Resultat seiner bestimmten Beschaffenheit, also eine bestimmte sein.

Könnte man in dem wollenden Ich etwas Unbestimmtes denken, das in dem bestimmten Moment die eine oder auch die andre Wirkung (Handlung)

hervorzubringen vermöchte, so ließe sich wieder nicht begreifen, warum das unbestimmte Ich sich eben doch für das eine von beiden bestimmt und entscheidet.

Die Handlung des bestimmten Individuums im bestimmten Moment ist also durch die Bestimmtheit des Individuums mit Notwendigkeit gegeben — daß meine Handlung frei sei, ist ein Widerspruch, weil die Handlung als Produkt des bestimmten Ich eben auch nur eine bestimmte sein kann.

Fichte (Ethik II, 1, 89), der sehr gut nachgewiesen, daß Wahlfreiheit bei der einzelnen Handlung niemals eintritt, will der Willensfreiheit ein neues Loch öffnen, indem er behauptet, die Wahlfreiheit in ihrem „tiefsten und gründlichsten Sinne“ sei das Vermögen, seinen Willen (Charakter) zu bilden — dieses liege recht eigentlich in unsrer Wahl, weil jene Willensbildung nur aus Selbstthat hervorgehen könne, und in dies Gebiet falle auch die eigentliche (??) Zurechnung. Allein „Selbstthat“ ist, wie er selbst S. 85 zeigt, nicht freie That im Sinne der Wahlfreiheit — also fällt der Beweis zusammen. Jene Selbstbildung ist nicht Sache der Wahl. Sie wäre das *pouvoir chimérique de vouloir vouloir* Voltaire's.

Gegen die Leugnung der Willensfreiheit erheben sich aber sehr scheinbare praktische Bedenken.

Wenn die bestimmte Handlung in dem bestimmten Moment notwendig ist, so hört sie auf, wird man sagen, gut oder böse, lobens- oder tadelnswert zu sein, sie verdient weder Lohn noch Strafe, man kann auch von dem Sünder nicht mehr verlangen, sich zu bessern, denn wie könnte er es? — kurz, die Zurechnungsfähigkeit, die Verantwortlichkeit, also Moral und Strafrecht haben ein Ende.

Betrachten wir diese Einwendungen näher, so verlieren sie ihre praktische Wichtigkeit. Nach unsrer Ansicht hören freilich die Handlungen auf, gut oder böse, lobens- oder tadelnswert in dem gewöhnlichen Sinne zu sein, es verschwindet Schuld und Verdienst in dem gewöhnlichen Sinne. Aber was ändert sich denn damit? Ändert sich die Ansicht über die Weltordnung? Nein, es ändert sich nur unsre Ansicht über, unser Gefühl gegen den Handelnden.

Der Unterschied von guter und böser Handlung ist ein wahrer doch nur, insofern er in der Weltordnung begründet ist. Wenn er aber dieses ist, so bleibt eine Handlung gut oder böse, mag nun der Handelnde, wie die gewöhnliche Auffassung ist, dafür verantwortlich sein — oder mag er es nicht sein.

Eofern das Gute uns zu freudiger Sympathie und zu deren Ausdruck erregt, das Böse zum Widerwillen und dessen Ausdruck, so werden wir auch nach wie vor die gute Handlung lobenswert finden und loben, die böse tadelnswert finden und tadeln. Wir loben ja doch auch den schönen oder zweckmäßigen Natur- oder Kunstgegenstand, ein schönes Pferd, eine schöne Statue, eine kunstvolle, gut gearbeitete Maschine — und tadeln im entgegengesetzten Fall, ohne dem Gegenstande Verdienst oder Schuld beizumessen, ja ohne nur dabei an Verdienst oder Verschulden des Urhebers des Gegenstandes zu denken. Was wird uns entzogen, wenn wir die gute oder böse Handlung nur in derselben Weise loben

oder tadeln? Ist nicht jenes Wohlgefallen oder Mißfallen, das sich nur an den Gegenstand, die Sache hält, den Zusammenhang mit einer Person ganz außer acht läßt, das reinere, das wahrere?

Etwas allerdings wird uns bei dieser Betrachtungsweise der guten und bösen Handlung entzogen: eine bestimmte Art der Befriedigung gewisser egoistischer Gefühle, welche mit der gewöhnlichen Betrachtungsweise verknüpft ist. Wir hängen sehr an der Verdienstlichkeit der guten Handlung, denn wir sind gern stolz auf unsre Verdienste. Wir hängen sehr an der Verschuldung der bösen Handlung, um die Genugthuung zu haben, auf den Thäter herabzublicken, ihm zu zürnen, ihn zu strafen und zu verfolgen, kurz, den gehässigen Gefühlen gegen ihn den Lauf lassen zu dürfen. Die gute Handlung ist uns vielleicht recht schwer geworden, sie war das Resultat eines harten inneren Kampfes, und nun sollen wir sie nicht einmal als ein Verdienst empfinden, auf das wir stolz sein dürfen? Sollen wir auf der andern Seite die böse Handlung so philosophisch und resigniert betrachten wie etwa den Schaden, den die Elemente — Blitz, Hagel — uns zufügen?

Allein man beruhige sich. Die hier gelehrte Anschauungsweise, wenn sie richtig ist, raubt weder die Befriedigung des Selbstgefühls, die aus der eigenen guten, noch diejenige, die aus der fremden bösen Handlung quillt. Unsre Anschauung giebt der Sache nur eine etwas andre Wendung. Nach der gewöhnlichen Anschauung liegt das Verhältnis so: das Ich hat sich in unerklärlicher Weise auf einen Punkt außerhalb seiner selbst, d. h. seiner als Ich inkarnierten bestimmten Beschaffenheit, versetzt und von diesem Punkte aus auf eine unerklärliche Weise die gute Handlung hervorgebracht — dieses Bewußtsein befriedigt das Selbstgefühl. Nach unsrer Anschauung ist das Verhältnis dieses: in dem Ich ist ein gewisses Maß des Guten inkarniert, welches je nach der Größe der im bestimmten Moment begünstigenden oder entgegenwirkenden äußeren und inneren Kräfte ein bestimmtes gutes Resultat hervorbringt. Soll dieser Gedanke das Selbstbewußtsein nicht befriedigen?

Nach der gewöhnlichen Anschauung wird das Selbstbewußtsein durch den Gedanken gehoben: ich habe mich frei zum Guten entschlossen, während ich es ebensowohl auch nicht hätte thun können — das Gute war das Verdienst meines freien Willens.

Nach unsrer Anschauung wird man sich sagen: ich habe das Gute gethan, weil ich mußte, und ich mußte, weil ich zu einem gewissen Grade gut bin.

Sollte dies uns nicht zur Selbstbefriedigung reichen? oder gewährt es uns etwa keine Genugthuung, wenn wir schön, gesund und stark, talentvoll und klug sind? Und doch fällt es uns nicht ein, uns dies zum Verdienst anzurechnen. Also kann es doch unser Selbstgefühl nicht beeinträchtigen, zu glauben, daß wir das Gute gethan, nicht weil wir es frei gewollt, sondern weil und sofern wir gut sind.

Ein fernerer Einwand gegen unsre Theorie ist, daß damit dem Sünder die Möglichkeit, sich zu bessern, abgesprochen werde. Darauf lautet die Antwort: die

Möglichkeit, sich zu bessern, allerdings, nicht aber die Möglichkeit, besser zu werden.

Die gewöhnliche Vorstellung von der Selbstbesserung ist eine Absurdität. Sie setzt voraus, daß das Ich, wie oben gesagt, sich auf einen Punkt außerhalb seiner selbst stelle und von da aus das Ich bessere, was ebensowenig möglich ist, als sich in Münchhausen's Manier selbst am Zopf aus dem Sumpf zu ziehen; vielmehr wenn einem Menschen der Gedanke oder der Wunsch der Besserung kommt, so ist dies nur dadurch möglich, daß er bereits besser geworden ist. Indes lehrt die Erfahrung, daß ein Mensch besser werden kann, als er war. Und zuvörderst ist es klar, daß die äußeren Umstände das Gute oder das Böse im Menschen begünstigen können. Treten Umstände der ersten Art ein, werden Umstände der zweiten Art entfernt, so wird der Mensch besser, also durch die Umstände gebessert.

Es fragt sich aber: kann nicht der Mensch auch nach unsrer Theorie in gewisser Weise sich selbst bessern? Wenn er auch nicht sich außer sich selbst stellen kann, um sich zu bessern, vermag nicht das Gute in ihm das Böse in ihm fortschreitend zu überwinden? Dies setzt voraus, daß die Kraft des Guten zu- oder die des Bösen abnehme. Allein von einer Selbstbesserung könnte dabei doch nur die Rede sein, sofern der Mensch im Stande wäre, die Kraft des Guten in sich willkürlich zu vermehren und steigern. Wir sind uns eigentlich alle bewußt, daß wir dies nicht vermögen, daß wir in allen Dingen an das Maß gebunden sind, das unsre Natur uns zugemessen hat — obgleich wir, wenn es sich um andre handelt, in sittlichen Dingen in der Regel so verfahren, als ob ihnen dergleichen Kunststücke möglich wären. Merkwürdigerweise aber nur in sittlichen Dingen. Daß niemand seiner Länge eine Elle zusetzen, keiner sich klüger, fähiger, geschickter machen kann, als er eben ist, das wissen wir alle von uns selbst, und obgleich jeder von uns geneigt ist, an die andern alle möglichen unbilligen Forderungen zu stellen, die keiner an sich selbst stellt, so gehen wir doch nicht so weit, die intellektuellen Mängel und daraus hervorgehenden Fehler dem bösen Willen des Nebenmenschen zuzuschreiben. Dagegen ist es ein liebenswürdiger Zug der menschlichen Natur, daß die meisten bei der Beurteilung von Handlungen andrer, die ihnen tadelnswert oder verkehrt vorkommen, oder die sie überhaupt nicht begreifen, wenn sie die Wahl haben, dieselben aus unsittlichen Motiven oder aus einem intellektuellen Mangel zu erklären, regelmäßig zu der ersten Erklärungsweise greifen. Warum? Weil man den lieben Nebenmenschen gern für seine Handlungen verantwortlich macht, sie ihm als Schuld anrechnet, während man doch, das fühlen wir alle, aus seiner Dummheit keine Schuld machen kann, die Erklärung seiner Handlungen aus seiner Dummheit uns also geringere Befriedigung gewährt als jene andre.

Vielleicht findet im Guten ein gewisses natürliches Wachstum statt, wie wir von Wachstum des Körpers, Wachstum der Geisteskräfte sprechen, allein immer wäre dies keine Selbstbesserung.

Oder man könnte sagen: es ist eine bekannte Sache, daß Körper- und Geisteskräfte durch die Übung verstärkt werden — also wird auch die Übung des Guten das Gute im Menschen verstärken, es findet also Selbstbesserung statt.

Alein erstens ist es sehr zweifelhaft, ob wirklich die Übung die Kraft verstärkt, oder nicht vielmehr bloß die Geschicklichkeit im Gebrauch der Kraft — zweitens würde es sich immer nur um eine naturnotwendig sich ergebende, nicht um eine willkürlich hervorgerufene Verstärkung handeln.

Der Mensch kann sich also wirklich nicht aus sich selbst bessern.

Unsre Anschauung trifft hier genau mit der orthodoxen Lehre der katholischen sowohl als der protestantischen Kirche zusammen. Der Mensch kann sich aus sich allein nicht bekehren, sondern die Gnade Gottes muß ihm dazu helfen, darin stimmen diese Kirchen überein — nur in dem Grade und der Art der Gnadenhilfe zeigen sich verschiedene Nuancen innerhalb jener Anschauung, indem dem menschlichen Willen dabei bald mehr (Concilium Tridentinum und Melancthon), bald weniger (Confessio Augustana und Concordienformel), bald gar keine Mitwirkung eingeräumt wird, wie bei Luther und Calvin, nach denen die Gnade Gottes alles in allem wirkt.

Der Mensch kann sich selbst nicht helfen, besser zu werden, es muß ihm geholfen werden — so sagen wir mit Vermeidung des theologischen Elements. Geholfen werden kann aber teils durch die Gunst der Umstände, die es ihm erleichtert, gut zu sein, teils durch Umstände, die das Gute in ihm kräftig wecken und anregen oder neue Antriebe zur Tugend hergeben. Wieviel ein Mensch thun kann, dem andern in dieser Beziehung zu helfen — das wäre ein langes Kapitel für sich. Wer ein Herz hat für seine Nebenmenschen, der wird sie mit doppelter Liebe umfassen, wenn er glaubt, daß er sich nicht selbst helfen kann und sie sich nicht helfen können, besser zu werden, daß wir einander helfen müssen wie der Blinde und der Lahme.

Aber, wird man fragen: raubt nicht der Gedanke, sich selbst nicht bessern zu können, auch den Antrieb zur Besserung? Eine thörichte Frage! Ebenso thöricht wie die Frage: ob der Gedanke des Kranken, ohne äußere Hilfe nicht genesen zu können, den Wunsch der Genesung aufhebe.

Die Vorfrage ist aber, ob der bloße Gedanke der Besserung die Besserung wirkt. Das kann er nicht; es kommt alles darauf an, ob die realen im Individuum liegenden Antriebe zur Besserung stärker sind als die entgegengesetzten, — und die Hauptsache bleibt, daß in jedem Fall der Gedanke, aus sich selbst nicht besser werden zu können, das Besserwerden durch natürliche innere Veränderung unabhängig vom Willen, oder durch Hilfe von außen (von oben, jagt der Christ) nicht zu hindern vermag.

Aber was wird nach unsrer Theorie aus dem Strafrechte des Staates?

Es giebt verschiedene Ansichten über den Grund der Berechtigung der Strafe. Sie lassen sich alle auf folgende Gesichtspunkte zurückführen:

Die Strafe rechtfertigt sich entweder
 aus der Rücksicht auf den Verbrecher (Besserungstheorie — „Recht“
 der Verbrecher auf Strafe) oder
 aus der Rücksicht auf den Staat (Abschreckungs-, Warnungs-,
 Präventions-, Nothwehr-Theorie), oder
 weil die Strafe an sich notwendig (absolute — Gerechtigkeits-Theorie).

Mit dieser letzten Theorie muß sich die Bestrafung des Verbrechers auch
 dann vertragen, wenn Zurechnung und Schuld wegfallen. Allein die ganze
 Theorie ist völlig haltlos¹⁾, wenn man unter der Gerechtigkeit, die die Strafe
 fordere, etwas andres versteht als die konkrete Rechtsordnung, die zu ihrer
 Selbsterhaltung der Strafe bedarf — dann aber löst sich diese Theorie in eine
 solche der zweiten Gattung auf.

Wenn aber die Rücksicht auf die zu erhaltende Rechtsordnung die Strafe
 rechtfertigt, so bleibt diese berechtigt, wenn auch die Zurechnungsfähigkeit wegfällt,
 vorausgesetzt, daß die Wirkung der Strafe dieselbe bleibt.

Die Wirkung der Strafe ist theils eine materielle — Aufhebung der Folgen des
 Unrechts, Leiden des Übertreters —, theils eine psychologische auf den Verbrecher
 und andre. Die materielle Wirkung bleibt natürlich dieselbe, die andre aber
 auch: denn die psychologische Wirkung, die der Gedanke der Strafe überhaupt
 haben kann, übt er aus, mag der Mensch dafür verantwortlich angesehen werden,
 daß er sich durch die Strafandrohung vom Verbrechen nicht abhalten läßt, oder nicht.
 Die Thatfachen, daß die Strafe eine gewisse psychologische Wirkung übt und daß
 sie gleichwohl die Begehung von Verbrechen nicht ganz verhindert, stehen fest,
 und die Erklärung nach unsrer Theorie ist einfach die: daß in einem bestimmten
 Individuum in einem bestimmten Moment und unter bestimmten Umständen die
 Motive zum Verbrechen stärker sind als das entgegengesetzte aus dem Gedanken
 an die Strafe hervorgehende Motiv, in andern Individuen oder Momenten
 oder Umständen nicht.

Vollends die dritte Gattung der Strafrechtstheorien findet bei unsrer An-
 schauung ihre Rechnung. Ist es die Rücksicht auf das verbrecherische Individuum,
 die die Strafe fordert, so bleibt sie so lange berechtigt, als die bessernde Wirkung
 auf das Individuum dieselbe bleibt; daß unsre Theorie der Besserung, dem
 Wirken der bessernden Einflüsse nicht im Wege steht, wurde oben gezeigt. Da
 nun nach unsrer Theorie von Selbstbesserung nicht die Rede ist, so wird die
 Besserung durch andre um so notwendiger und folglich die Strafe, sofern sie
 bessert, um so gerechtfertigter.

¹⁾ „Die Gerechtigkeit fordert die Strafe.“ Gerechtigkeit ist die Übereinstimmung mit dem
 Rechte oder Recht. — Offenbar aber ist das Rechte, worum es sich handelt, nicht bloß ein
 Abstraktes und die Übereinstimmung nicht bloß eine logische — denn dann wäre die Strafe
 keineswegs die sich ergebende Folgerung, sondern das Rechte ist ein Substantielles und die
 Übereinstimmung eine praktische. Das Rechte als Substantielles kann aber kein andres als die
 bestimmte Rechtsordnung sein.

Aber, wird man sagen, wie soll sich das Gemüt mit der Strafe zurechtfinden? Wird nicht der Verbrecher sagen: ich bin ein armer Mensch, von der Natur übel ausgestattet; ich habe infolge davon ein Verbrechen begehen müssen, wofür ich nicht kann, und nun soll ich noch dafür leiden?

Dies scheint allerdings hart. Allein, wie viele Dinge giebt es, für die wir leiden müssen, ohne etwas dafür zu können, und wie viele Fälle giebt es, wo wir uns berechtigt halten, andre leiden zu machen für Dinge, „wofür sie nichts können“.

Leiden wir nicht für alle Mängel und Beschränktheiten unsrer körperlichen und geistigen Kräfte in tausenderlei Weise — vermehren wir nicht die Leiden des Kranken durch Medizin und Operationen, um ihn zur Heilung zu führen — strafen wir nicht das unschuldige Tier, das unschuldige Kind, um ihm Fehler abzugewöhnen?

Allein, antwortet der Verbrecher, ich bin kein Tier, auch kein kleines Kind — und den Kranken hat niemand ein Recht wider seinen Willen zu kurieren — was er durch die Kur leidet, geschieht mit seinem Willen, und das Strafleiden ist kein vom natürlichen Gang der Dinge, vom Naturgesetz auferlegtes, sondern von der Willkür der Menschen.

Darauf ist zu sagen: der Staat ist nichts Willkürliches, sondern eine auf dem Naturgesetz ruhende höhere Ordnung über dem Einzelnen. Kommt der Einzelne mit dieser Ordnung in Konflikt und reagiert sie gegen ihn (Strafe), so ist sein Leiden durchaus nicht härter oder ungerechter als das Leiden, das er erduldet, wenn er durch seine mangelhafte Körper- oder Geistesbeschaffenheit mit den gewöhnlichen Naturgesetzen in Konflikt kommt und die Strafe der Übertretung leidet.

Nach Erledigung der praktischen Bedenken gegen unsre Lehre wollen wir noch fragen, wie sie sich zum Christenglauben verhält. Ihre Übereinstimmung mit der Augustinischen Kirchenlehre von dem Unvermögen des Menschen zum Guten und der Unentbehrlichkeit der göttlichen Gnade ist schon oben gezeigt. Es bleibt nur noch übrig, hier das Verhältnis der Willensfreiheit zur göttlichen Allwissenheit und Vorsehung zu erörtern.

Die göttliche Allwissenheit und das göttliche Voraussehen unsrer Handlungen ist etwas andres als das Vorausbestimmen derselben — mit dem Wissen von einem Vorgang ist an sich durchaus kein Kausalverus des Wissens und des Vorganges gegeben; man hat also von dieser Seite ganz recht, zu leugnen, daß durch die Allwissenheit die menschliche Freiheit aufgehoben werde. Von einer andern Seite betrachtet, ist dies aber doch der Fall. Nämlich die Allwissenheit setzt die Unfreiheit des menschlichen Handelns voraus, die Freiheit würde die Allwissenheit unmöglich machen. Mit absoluter Sicherheit, untrüglicher Gewißheit voraussehen läßt sich eben nur das, was absolut notwendig eintreten muß. Wir Menschen können nie mit absoluter Gewißheit, immer nur mit bedingter, etwas voraussehen, weil uns nie alle ursächlichen Momente, sondern immer nur ein Teil bekannt sind. Wir können voraussehen, daß das Eisen, vom Magnet

angezogen sich nach ihm hinbewegen wird, aber doch nur bedingt, d. h. vorausgesetzt, daß keine sonstige Kraft entgegenwirkt. Wären wir allwissend, so würden wir wissen, ob diese Bedingung erfüllt ist, und wir könnten dann, wenn sie dies ist, mit absoluter Sicherheit vorher sagen, daß das Eisen an den Magnet fliegen wird. Angenommen wir wären allwissend und folglich zu einer solchen absolut sicheren Vorhersagung im Stande, so würden wir doch nur deswegen dazu im Stande sein, weil das Eisen seiner Natur nach unter gewissen Umständen an den Magnet fliegen muß. Stände es im Belieben des Eisens, dies zu thun oder auch nicht, so wäre es selbst dem Allwissenden unmöglich, den Vorgang mit Gewißheit vorherzusehen. Setzen wir nun an dessen Stelle die menschliche Handlung, so ergibt sich sofort, daß die Möglichkeit, die Handlung mit Notwendigkeit vorherzusehen, darauf beruht, daß die Handlung selbst notwendig, ein Produkt der Notwendigkeit, nicht der Freiheit sei. Soll also die göttliche Allwissenheit die menschliche Handlung mit Sicherheit voraussehen, so ist die menschliche Freiheit unmöglich.

Von der göttlichen Allwissenheit verschieden ist die göttliche Vorsehung, verschieden wie das Wissen von dem Wollen. Man kann die Vorsehung in zweierlei Weise verstehen: 1. so, daß alles, was vorgeht, ein von der Vorsehung Gewolltes ist — dies würde natürlich die menschliche Freiheit aufheben — oder 2. so, daß nichts ohne, d. h. gegen den Willen der Vorsehung geschieht, so daß die Vorsehung alles, was geschieht, zuläßt, sie, die es verhindern könnte. Diese Auffassung ließe der menschlichen Freiheit Raum, ohne sie jedoch zu postulieren. Allein sie verurteilt die Gottheit in theistischer Weise zu einer ganz passiven Haltung, und sie ist deswegen nicht orthodox. Sonach ergäbe sich denn, daß unsre Lehre mit der offiziellen Christenlehre übereinstimmt, allein die orthodoxen Theologen räumen nie die Unfreiheit des Willens ein, weil sie sonst mit andern orthodoxen Glaubenssätzen in Konflikt kommen, nämlich 1. den gewöhnlichen Begriff der Sünde aufheben, 2. Gott zum Urheber des Bösen machen oder zu manichäischen Auffassungen getrieben werden.

Sie suchen deshalb die Willensfreiheit zu behaupten, und wenn sie mit derselben gegenüber der göttlichen Allmacht, Vorsehung und Allwissenheit, sowie der Gnadenwahl ins Gedränge kommen, so helfen sie sich entweder mit einfachen Affirmationen oder mit Sophismen, oder sie bekennen ehrlich, hier liege ein unerklärliches Geheimnis vor.

Trotzdem, höre ich viele sagen, trotz allen Argumenten an den Verstand — das Gefühl, die instinctive Überzeugung ist gegen diese Lehre, und deren Anhänger glauben selbst eigentlich nicht daran, sie denken und handeln überall genau wie die festesten Anhänger der Willensfreiheit.

Dies kann eingeräumt werden, ist aber keine Widerlegung der Lehre, sondern erklärt sich einfach aus dem, was oben im einzelnen ausgeführt ist, daß es in Bezug auf die praktischen Konsequenzen kaum einen Unterschied macht, ob man an die Willensfreiheit glaubt oder nicht.



Erlebnisse eines amerikanischen Staatsmannes bei Bereisung deutscher Höfe zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Von
H. von Wille.

I.

Ju ähnlicher Weise wie Friedrich der Große im Volksbewußtsein als Greis mit Dreinaster und Krüdstock fortlebt, so hat sich seines Zeitgenossen Franklin Bild als das eines siebzigjährigen schlichten Bürgermannes eingepägt, so wie er, in einfacher Quäkertracht am Versailler Hofe, zum Entsetzen des Oberceremonienmeisters Einlaß begehrte, um Frankreichs Hilfe zum Kampfe gegen England zu erbitten.

Einen schroffen Gegensatz gegen Franklin, in äußerer Erscheinung und im ganzen Auftreten, bot Gouverneur Morris den erstaunten Parichern dar, als er kurze Zeit nach jenem als amerikanischer Gesandter in Frankreich erschien. Aus einer alten englischen Toryfamilie stammend, sorgfältig erzogen unter Leitung eines französischen Hofmeisters, vollkommen gewandt in den gesellschaftlichen Formen, wurde der auffallend wohlgebildete Mann, den freilich ein Stelzfuß verunzierte, in der vornehmen französischen Gesellschaft bald ebenso populär, wie Franklin es bei der Mittelklasse gewesen war. Dabei stimmten beide Männer, die auf so verschiedenem Terrain gewachsen waren, in der Geradheit der Gesinnung und in der Liebe zu ihrem Vaterlande überein.

Beider Staatsmänner Leben hat Jared Sparks beschrieben, der Schriftsteller, der sich zur Aufgabe gestellt hatte, dem jüngeren Geschlechte die Thaten derjenigen vor Augen zu führen, denen sie das freie Nordamerika verdanken.

Bei der Herausgabe der Morris'schen Biographie konnte Sparks eine Sammlung von Tagebuchvermerken, Briefen und Abhandlungen benutzen, welche sich im Nachlasse vorgefunden hatten und ihn von der Familie vermutlich zur freien Verfügung¹⁾ gestellt wurden; aber seinem Zwecke dienten nur diejenigen Notizen, welche die amerikanischen Verhältnisse und die gesandtschaftliche Zeit in Paris betrafen. Über alles übrige geht er auch in seiner Biographie deshalb mit kurzem Wort hinweg, selbst ohne anzudeuten, daß noch weiteres Material vorhanden ist.

Unter diesen Umständen war es insbesondere für Geschichtsfreunde eine sehr erfreuliche Überraschung, aus der vor kurzem erfolgten Herausgabe des ganzen litterarischen Nachlasses²⁾, soweit er nicht völlig privater Natur ist, zu ersehen, welchen reichen Schatz für die Kenntnisse der Zeitverhältnisse auch außer den früher

¹⁾ Dabei ist allem Anscheine nach manches verloren gegangen.

²⁾ Der Titel dieses Werkes ist: *The diary and letters of Gouverneur (dies war sein Vorname) Morris, Minister of the United states to France etc. Edited by Anne Cary Morris. 2 volumes with 2 portraits. New-York. Charles Scribner's Sons 1888. (XIV und 1234 große enggedruckte Octavseiten.)*

bekannt gewordenen Mittheilungen die Morris'schen Papiere enthalten; welche feinen Beobachtungen dieser vielseitige Staatsmann bei seinen längeren Reisen in Deutschland, der Schweiz und England gemacht, welche Unterhaltungen er mit Fürsten und Ministern geführt, welchen interessanten Briefwechsel mit allen litterarischen und diplomatischen Größen er aufrecht erhalten hat.

Jede nachweisbar echte Mittheilung eines klugen und zuverlässigen Staatsmannes behält ihren Wert, auch wenn Jahrhunderte seitdem vergangen sind und spätere Forschungen ergeben haben, daß er sich in einem oder dem andern Punkte, namentlich in seinen politischen Spekulationen, geirrt haben sollte. Somit ist für die Kenntniß der deutschen Verhältnisse auch heute noch interessant, was Morris vor hundert Jahren aufschrieb, als er Deutschland, von Altona bis Wien hin und zurück, bereiste; etwas, auf das bisher die Aufmerksamkeit in Deutschland nicht hingelenkt worden ist. Es ist aber das hierin gebotene Material so umfangreich, daß nur ein kleiner Auszug Platz finden kann.

II.

Als amerikanischer Gesandter beim Pariser Hofe akkreditiert, hätte Morris, sobald die Regierungsgewalt des Königs am 10. August 1792 erloschen war, dem Beispiele seiner Kollegen folgen und Paris, wo er seines Lebens nicht mehr sicher war, verlassen können. Wie er in einem an seinen Chef Jefferson erstatteten Berichte auseinandersetzt, glaubte er aber dem Heimatsstaate durch Ausdauern auf dem gefährlichen Posten gerade zu einer Zeit, die den Übergang Frankreichs in die Reihe der Republiken ankündigte, am wirksamsten zu dienen. Endlich zwang jedoch auch ihn das jedes Völkerrecht mißachtende Verhalten der Gewalthaber, seine Abberufung dringend nachzusuchen.

Als seinem Antrage amerikanischerseits entsprochen und Monroë zu seinem Nachfolger ernannt worden war, verließ Morris 1794 Frankreich, für das er stets eine große Sympathie behielt, ohne Bedauern; denn alle diejenigen Personen, welche er während seines fünfjährigen Aufenthalts in Paris kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, waren entweder — die Mehrzahl — ermordet oder zur Auswanderung veranlaßt worden.

Jedoch ehe er sich, auf Nimmerwiedersehen, zur Rückreise nach der Heimat, die ihm wegen der gefährlichen Seefahrt wie ein unheimliches Gespenst vor Augen stand, entschließen konnte, wollte er noch etwas mehr von dem alten Mutterlande Europa kennen lernen.

Die einzige damals gefahrlose Ausgangspforte Frankreichs mündete nach der Schweiz, und sie mußte auch Morris benutzen, um über Hamburg zunächst nach London zu gehen. Wir können ihn auf seinen Reisen auf Schritt und Tritt begleiten, denn er verzeichnete jedes Ereigniß, immer in geistreichen Worten, so daß selbst unbedeutende Zufälligkeiten den Leser seines Tagebuchs erfreuen.

Nachdem er England und Schottland bereist hatte, traf er anfangs 1796 wieder in Hamburg ein und besuchte von dort die deutschen Höfe, mit Empfehlungsschreiben Washington's, englischer Minister u. s. w. reichlich versehen.

Aber er war bereits in der diplomatischen Welt so rühmlich bekannt, daß er überall, wo er erschien, auch ohne Abgabe seiner Empfehlungen auf das zuvorkommendste aufgenommen wurde. Die Minister der Höfe beeilten sich, ihn ihren Fürsten vorzustellen, und die Diplomaten knöpften sich ihm gegenüber unbefangenen auf. Viel trug hierzu sein vornehmes Wesen, die Sicherheit, mit der er französisch sprach, und der Ruf seines Reichthums bei, der sich durch die luxuriöse Art seines Reisens — mit Reisewagen und besonderem Gepäckwagen — überall, wo er ankam, verbreitete. In jenem geldknappen Jahrzehnt war dieser Ruf ein so seltener geworden, daß derjenige, der ihn aufrecht erhalten, von allen Seiten mit Darlehnsforderungen angesprochen wurde. So kam es, daß Morris außer einer Anzahl verarmter Emigrierter auch die verwitwete Herzogin von Cumberland, Louis Philippe von Orleans und Lafayette zu seinen Schuldnern für sehr hohe Beträge zählte.

Nach Berlin kam Morris zwei Mal, im Juli 1796 und im Februar 1797. Das erste Mal stieg er im Hotel de Russie ab, dem er aber bei seiner Abreise das Zeugnis ausstellt, es sei teuer und schlecht. Berlin macht ihm am ersten Tage einen sehr vorteilhaften Eindruck, aber bei näherer Untersuchung stört es ihn, daß die schönen Gebäude nicht, wie er erst geglaubt, aus Sandstein erbaut, sondern nur übertüncht seien, und daß man den abgefallenen Fuß da, wo er die roten Steine sehen ließe, nicht erneuere. Die Straßen findet er menschenleer und klagt über den abscheulichen Geruch der Rinnsteine.

Was ihm ferner auffällt, ist der überall hervortretende leichtfertige Ton, der dem Treiben im Palais Royal in Paris nichts nachgäbe.

Gleich am ersten Tage seiner Ankunft besucht er Wilhelm von Humboldt und Herrn Schmidt¹⁾ und verabredet zum folgenden Tage eine Unterredung mit dem Grafen Haugwitz.

Die armen französischen Emigrierten, die sonst in Deutschland damals ungern gesehen waren und z. B. in Dresden sich höchstens drei Tage aufhalten durften, wurden in Berlin geduldet — freilich immer erst nach eingeholter königlicher Genehmigung — sobald sie gut empfohlen waren. Infolgedessen hatten sie sich dort ziemlich zahlreich eingefunden, wurden bei Hofe vorgestellt und von der Gesellschaft im ganzen verwöhnt. Für Morris war es angenehm, unter ihnen Personen anzutreffen, mit denen er die in Paris durch die Schreckenszeit unterbrochenen Beziehungen wieder anknüpfen konnte. Er war, besonders im Umgange mit Frauen, von bezaubernder Liebenswürdigkeit, und die Erfolge, welche er diesem Geschenke der Natur in Berlin verdankte, lassen sich auch aus seinem dort geführten Tagebuche deutlich erkennen. So findet sich z. B. einmal der Vermerk: *un peu tendre, mais rien de conclusif.*

¹⁾ Morris erwähnt das Schmidt'sche Haus mehrere Male, rühmt, daß er dort fortdauernd große Freundlichkeit genossen, an der vortrefflichen Tafel die erste Gesellschaft Berlins angetroffen habe u. s. w. Es scheint dieser Schmidt der Geheime Ober-Rednungs-Rat im Ober-Kriegs-Kollegium gewesen zu sein, welchen das Handbuch für den preussischen Hof und Staat S. 37 aufführt.

Eine hervorragende Stellung unter den Emigrierten nahm damals die Marquise de Kadailac ein, eine Dame, deren Salon beim Beginn der Revolution in Paris vornehmlich von dem Abbé Maury und seinen Gesinnungsgenossen frequentiert worden war. Auch Morris hatte bei ihr in jener Zeit verkehrt, und als er sie kurz nach seiner Ankunft in Berlin zufällig traf, war die Freude des Wiedersehens eine gegenseitige, und wie es in der Regel geschieht, daß selbst oberflächliche Bekanntschaften bei zufälligem Begegnen in der Fremde sich in engere Freundschaften umwandeln, so traf dies auch in diesem Falle zu. Es verging kaum ein Tag, ohne daß Morris bei der Marquise vorsprach; von ihr wurde er über den Charakter der vornehmsten Persönlichkeiten und das ganze Treiben in der Residenz genau informiert, ja er begleitete sie mehrere Male in Gesellschaften, zu welchen sie beide eingeladen waren.

Über der Huldigung, welche er überall den Frauen darbrachte, ließ Morris jedoch den Hauptzweck seiner Reise, die Ergründung der ökonomischen und politischen Verhältnisse des Landes, nicht aus den Augen.

Über seine erste Unterredung mit dem Grafen Haugwitz — der damals als Staats-, Kriegs- und Kabinettsminister aufgeführt wird — notiert Morris am 19. Juli 1796: „Graf Haugwitz scheint mir ein verständiger Mann zu sein. Ich bemerke zu ihm, daß nach meiner Ansicht Preußen jetzt das Geschick Europas in Händen hat, und lasse dabei den Gedanken hervortreten, daß nach meinem Dafürhalten Hannover zum ordentlichen Zusammenhange des preussischen Reiches notwendig ist. Ich sehe, daß ich damit einen Lieblingsgedanken getroffen habe. — Er fragt mich, auf welche Weise denn eine solche Acquisition zu machen sei, und ich weise auf Flandern hin, ein Tauschgeschäft, das vielleicht allen Parteien genehm wäre. Nach seiner Ansicht würde so etwas viel Verlegenheiten bereiten; und es scheint mir der Grund hiervon in der zu weit vorgeschrittenen Verbindung (Preußens) mit Frankreich zu liegen. Ich mache der Unterhaltung, die zu weite Dimensionen annimmt, eine Ende, indem ich mich verabschiede. Wenn er mehr von mir hören will, wird er mich aufsuchen. Aber da sein Chef (Bischofswerder) mit dem Könige in Pyrmont ist, wird er vermutlich alles gerade so lassen, wie es ist.“ Die Bezeichnung Bischofswerder's als „Chef“ ist für die in Berlin herrschende Auffassung charakteristisch.

Acht Tage später, nach einem Diner, setzt er die Unterhaltung mit dem Grafen fort und vermerkt nachher in seinem Tagebuche: „Wir sind beide darüber einig, daß das deutsche Reich der Sache nach vernichtet ist und daß sein nominelles Bestehen nur denen Nutzen bringen kann, die in der Zwischenzeit bis zur öffentlichen Auflösung zum Entschlusse gekommen sind, wie sie sich in den Besitz des Geraubten setzen wollen; daß dieser Gedanke auch der Politik des alten Fritz zu Grunde lag, als er sich an die Spitze des Fürstenbundes stellte; daß der Besitz von Mainz den Franzosen den Zugang zum Herzen Deutschlands öffnete, und endlich, daß in dieser kritischen Lage Europas das Geschick desselben in der Hand des preussischen Kabinetts liege. — Ich bemerke ferner, daß, wie sehr es auch im preussischen Interesse gelegen haben mag, Oesterreich's Macht herabzu-

drücken, es doch durchaus unratsam sei, dieselbe völlig niederzuwerfen, und daß die Ausdehnung der Macht Frankreichs — wenn wir als Amerikaner und Republikaner auch Gefallen daran finden dürften — doch den Königen Europas nicht erwünscht sein könne, da sie ihr mutmaßliches Schicksal in der Weltgeschichte vorgezeichnet sehen und schon fühlen müßten, daß Frankreich sich nicht anständiger benehmen würde als das alte Rom.

Meine Bemerkungen gefallen dem Grafen wenig, er erwidert, Preußen könne jetzt nur zuwarten und müsse die andern an sich herankommen lassen (was so viel heißt, als sich dem Weisbietenden verkaufen!). Ich stimme seiner Weisheit bei — welche indessen einen weniger edlen Namen verdiente — und füge nur noch hinzu, daß, wenn man die Dinge auch nur einen halben Zoll über die Linie hinausgehen lassen sollte, wo man dem Vorrücken mit Erfolg Halt gebieten könnte, in diesem selben Augenblicke Preußen verloren sein würde — gerade wie alle diejenigen zu Grunde gegangen sind, die in gleicher Unthätigkeit das Schicksal ihrer Nachbarn gleichgültig mit angesehen haben. Darauf bemerkt er, Sachsen würde sich jetzt mit Preußen verbinden — er setzt aber nicht hinzu und ich frage auch nicht, ob das französische Gouvernement dazu seine Erlaubnis gegeben habe.

In einem Briefe, welchen Morris zu dieser Zeit an den englischen Minister Lord Granville von Berlin aus schreibt, giebt er seinen Gefühlen freieren Ausdruck und zeigt darin eine auffallende prophetische Gabe hinsichtlich der späteren Verteilung der Machtverhältnisse Europas. Er schreibt: „Der Gegenstand, um den es sich handelt, Mylord, ist der Erwerb Hannovers, und dieser wird erreicht werden, wenn Sie nicht Preußen zu einer Macht zweiten Ranges zurückbringen. Jetzt bestimmt Preußen Europas Geschick. Wollen Sie Preußens anfrichtigen Beistand, so müssen Sie dafür eine Erkenntlichkeit von dauerndem Werte geben. Falls Frankreich Österreich Frieden diktiert, so wird Preußen vielleicht Hannover nehmen und unter französischer Garantie behalten. Das hängt freilich davon ab, daß dabei auch etwas für die Kaiserin von Rußland abfällt. Freilich ist sie nicht unsterblich¹⁾. Ich glaube, ein Arrangement wäre möglich, das Ihnen einen soliden und nützlichen Frieden verschaffen könnte.“

Darauf entwickelt er seinen Plan ausführlicher, empfiehlt die freiwillige sofortige Abtretung Hannovers gegen eine Entschädigung Englands in Flandern, Abtretung der preussischen linksrheinischen Besitzungen, Vergrößerung Hollands und Umwandlung der Regierungsform in eine Monarchie und endlich Überlassung der holländischen überseeischen Besitzungen in Amerika an Preußen. Hierbei leitet ihn allerdings der perfide Gedanke, daß dadurch Preußen, da es keine Kriegsschiffe hat, in Englands Abhängigkeit geraten würde. Ganz konsequent ist er darin, daß er die Eroberung der französischen Kolonien seitens Englands als unpolitisch tadelt und hervorhebt, daß die Folge davon nur die Concentrierung der französischen Seemacht in den französischen Kriegshäfen und eine permanente Bedrohung Eng-

¹⁾ Drei Monate später war sie tot.

lands sein würde. Zum Schlusse bemerkt er „ich bin überzeugt, daß der hiesige Hof dazu gebracht werden kann, obigem Plane von Herzen zugustimmen.“

Auch mit dem Minister von Alvensleben, den er schon von London her kannte, bespricht er seine politischen Pläne, findet aber kein Eingehen darauf, weil, wie er sagt, der Minister gleichmäßig Rußland und Frankreich fürchtet und „wie alle Schwächlinge seine Hoffnung nur auf den glücklichen Zufall setzt“.

Von dieser am Hofe nach seiner Ansicht herrschenden Furcht vor Rußland spricht Morris in einem zweiten, am 5. August an Lord Granville gerichteten Briefe sehr drastisch: „Hier zittert man so sehr vor der Knute, daß, wenn man sicher wäre, die Kaiserin würde noch zehn Jahre leben, ihr Wille hier Gesetz wäre. Dabei redet man sich ein, Frankreich würde infolge innerer Trennungen, Geldnot oder einfach aus gutem Herzen Preußen unbelästigt lassen.“ Sehr richtig macht Morris den Minister auf den Zwiespalt aufmerksam, welcher durch den Besitz Hannovers in die britische Politik hineingebracht würde. „Als Engländer,“ schreibt er, „müßt ihr alles aufbieten, die französische Macht zu verringern, als Deutsche dagegen ihr Übergewicht gegen die Hannover begehrenden Mächte wünschen. Läge England nichts an dem Schicksale Deutschlands, so könntet ihr euch eure Verbündete nach Maßgabe eures vorwaltenden Interesses wählen.“ Er begründet ferner seine sichere Meinung, daß Frankreich, sobald sich der (noch nicht hervorgetretene) unvermeidliche militärische Diktator gefunden, ganz Europas Freiheit gefährden würde und fragt dabei, „ob die englische Bevölkerung einem langen Kampfe gegen das übrige Europa gewachsen sein würde.“

Morris war von seiner Idee eines Tausches Hannovers gegen flandrische Gebietsteile so eingenommen, daß er sowohl mit dem russischen als auch mit dem österreichischen Gesandten in Berlin offen darüber diskutierte — vielleicht in einer für europäische Gewohnheiten zu offenen Weise. Denn zu seiner Verwunderung gab man ihm — zuerst durch Frau von Nadailac und später noch in andrer formeller Weise — zu verstehen, er möchte in seinen Reden vorsichtiger sein, sonst würde er selbst seinen ferneren Aufenthalt in Berlin Schwierigkeiten bereiten.

Noch während Morris dort war, versuchte das englische Kabinett von neuem Preußen zur Koalition gegen Frankreich — wie es heißt, durch Lockung mit Abtretung der Niederlande — zu bewegen, aber die Schritte, welche der zu diesem Zwecke nach Berlin gesandte Unterstaatssekretär Hammond unternahm, konnten keinen Erfolg haben, da sich Preußen eben durch den Neutralitätsvertrag vom 5. August von neuem die Hände gebunden hatte.

Zu wiederholten Malen erwähnt Morris, wie peinlich ihn der bei jeder Gelegenheit hervortretende Antagonismus zwischen der preussischen und österreichischen Politik berühre. Oesterreichs Heere kämpften damals mit wechselndem Glück am Rhein und in Italien, und ihre Erfolge hätten im ganzen deutschen Reiche, wie Morris mit Recht meint, mit Genußthuung begrüßt werden müssen. Aber die verhängnisvolle Rolle des Zujahners, zu der sich Preußen durch den Baseler Frieden verurteilt hatte, ließ ein solches Gefühl nicht aufkommen, ja es regte

sich sogar bei allen Erfolgen der österreichischen Waffen die alte Eiferjucht und zwar in solchem Grade, daß Morris z. B. einmal bei einem Diner am Tische des Prinzen Ferdinand in Bellevue zu seiner Entrüstung die alte Prinzessin in laute Freude über Nachrichten ausbrechen sieht, welche Niederlagen der Österreicher, dadurch hervorgerufenen Volksaufstand und Ermordung des jungen Kaisers in Wien melden — übrigens alles falsche Gerüchte. — Ja, als ihr die fernere Mitteilung zugeht, die Condé'schen Truppen seien durch die Soldaten der Republik vernichtet worden, schickt die Prinzessin sogar zu dem französischen Gesandten Caillard, um näheres zu hören und ihn zum Zeugen ihrer freudigen Erregung zu machen. Auch der österreichische Gesandte am Berliner Hofe, Prinz Reuß, bemerkt zu Morris, daß selbst ihn gegenüber Graf Sanguis gleiche Gefühle nicht habe verheimlichen können.

An der Tafel des Prinzen Ferdinand hatte Morris an jenem Tage einen ihm von Paris her bekannten Herrn Percival zum Nachbar, der den berühmten Diamanten „Regent“ als Pfand für die neue Anleihe der Republik nach Berlin gebracht hatte. Es ist charakteristisch, daß dieser Beauftragte der französischen Machthaber Morris glaubt versichern zu sollen, seine Gefühle wären noch immer „rein“, d. h. monarchisch. Und er vertraut ihm, daß dasselbe bei dem Gesandten Caillard der Fall sei. Mit letzterem in Verkehr zu treten, unterläßt jedoch Morris, um ihm nicht Ungelegenheiten in Paris zu bereiten.

III.

Unter den vorerwähnten Umständen war es für Morris von Wert, aus eigener Anschauung auch die in Wien herrschende Stimmung kennen zu lernen. Er macht sich daher — am 15. August 1796 — auf den Weg, kommt nach viertägiger Postfahrt nach Dresden und findet dort freundliche Aufnahme am Hofe und bei dem diplomatischen Corps. Nach einer Unterredung mit dem russischen Gesandten, Baron Nefmacher, vermerkt er, „der Gesandte meint, sein Hof würde jedenfalls intervenieren, um das deutsche Reich zu halten, denn in diesem uneinigen Zustande wäre es für Rußland ungefährlich; Gefahr drohend würde es nur, wenn es ganz, oder zum Teil, unter einem Kopfe geeinigt wäre.“

Am Hofe des Kurfürsten wird Morris der verwitweten Herzogin von Cumberland, der verwitweten Mrs. Horton, dieser Abenteurerin, vorgestellt, der er auf seinen Reisen noch öfters begegnen sollte und aus deren Mund ihm eine Menge pikanter Geschichten erzählt wurden, die Behse verwertet haben würde.

Morris traf im September in Wien ein, wo alles voller Freude über die Siege des Erzherzogs Karl und der sicheren Hoffnung war, daß auch Moreau seinen — berühmt gewordenen — Rückzug nicht würde ausführen können. Der Minister Thugut empfängt ihn sehr höflich. „Sein Auge,“ bemerkt Morris, „deutet auf einen little, sparkling mind.“ Der österreichische Minister ist dem Fremden gegenüber aber vorsichtig, bemerkt, als Morris auf politisches Gebiet übergeht, kurz, der Kaiser habe die Leitung der militärischen Angelegenheiten jetzt ganz in die Hände des Erzherzogs gelegt; er äußert sich aber dahin, daß ein

Eindringen des Prinzen Condé in die Franche-Comté jetzt nicht hoffnungslos wäre. Er hofft ferner, im Winter Flandern wiedererobern zu sehen, glaubt aber an kein Nachgeben Frankreichs, so daß ein Ende des Krieges nicht abzusehen sei. Mit Rücksicht hierauf und in Anbetracht der durch den Tod der Kaiserin Katharina veränderten Lage der Dinge bringt Morris, bei einer späteren Unterredung im Dezember, die Frage einer Verständigung mit Preußen aufs Tapet, findet aber hierbei kein Eingehen seitens Thugut's, sondern nur ein höfliches Lächeln.

Obgleich Morris bei Hofe eingeladen und von der Kaiserin durch einige freundliche Worte ausgezeichnet wurde, gelang es ihm nicht, eine Unterredung mit dem Kaiser zu erlangen. Mit großer Teilnahme sah er am Wiener Hofe die Tochter Ludwigs XVI. wieder, Madame Thérèse de France, wie sie tituliert wurde — die spätere Herzogin von Angoulême. Sie war erst Anfangs des Jahres gegen kriegsgefangene Franzosen ausgewechselt worden und am österreichischen Hofe, wie wir aus Thugut's Briefen ersehen, nur *contre coeur* angenommen worden. Sie fühlte sich an dem steifen, altväterischen Hofe auch selbst nichts weniger als wohl. Wie eine Korrespondenz¹⁾ aus jener Zeit meldet, wurde ihr vorgeworfen, daß sie „in allen Gelegenheiten eine große Anhänglichkeit an die französische Nation zeige, alles Üble, was geschehen sei, nur einzelnen Bösen zur Last lege, und das demokratische Wesen, das man ihr beigebracht, nicht ablegen wolle. Sie solle deshalb ehestens eine Reise nach Rom zu ihren Großtanten vornehmen und vielleicht gar daselbst verbleiben.“ Rom wurde indessen nicht ihr späterer Aufenthaltsort, sondern Wien.

Morris findet die junge Prinzessin sehr zu ihrem Vorteile verändert und hebt, mit einigem Kommentar, ihre auffallende Ähnlichkeit mit Ludwig XVI. hervor. Seine Versuche, eine Privataudienz bei ihr zu erhalten, sind vergeblich, und bei Hofe ist sie stets so umgeben und behütet, daß er ihr persönlich eine vertrauliche Mitteilung, welche er auf dem Herzen hat, nicht machen kann. Er wendet sich darauf an den Begleiter der Prinzessin, den Bischof von Nancy — der auch der Gewissensrat der Königin Marie Antoinette gewesen war — und läßt durch die Vermittelung desselben der Prinzessin eine in französischer Sprache abgefaßte, in seinen Memoiren vollständig abgedruckte, sehr lehrwerte Denkschrift zustellen. Nach Inhalt derselben hat Ludwig XVI., als er nach dem Attentate vom 20. Juni 1792 in den Tuileries sich seines Lebens und persönlichen Eigentums völlig unsicher gefühlt, ihn, den amerikanischen Gesandten — „der ihm immer guten Rat gegeben und zu dem er das größte Vertrauen habe“ — fragen lassen, ob er sein bares Geld und seine intimsten Papiere in Verwahrung nehmen wolle. Letzteres habe er ablehnen müssen, da sein Hausrecht von der französischen Regierung nicht anerkannt worden, also die Papiere bei ihm nicht sicher seien, dagegen habe er sich aber zur Verwahrung des Geldes bereit erklärt, und darauf etwa eine halbe Million Livres vom Minister Monciel aus-

¹⁾ „Politisches Journal“, Hamburg 1796, S. 547.

gehündigt erhalten, davon nach Anweisung des Königs seiner Zeit Zahlungen geleistet, und er wünsche nun Rechnung zu legen und den Rest des Geldes der Prinzessin, als Erbin, zur Verfügung zu stellen. — Allem Vermuten nach hat hiernach diese Angelegenheit ihre Erledigung gefunden, denn es findet sich in den Aufzeichnungen nichts weiter Bezügliches.

Morris erwähnt ferner in seinem Tagebuche die Anwesenheit des Faiseur Mirabeau's Pellin (er meint den bekannten Pellenc), als eines im Solde Oesterreichs stehenden Intriguanten. Er notiert darüber am 12. November 1796: „Ich höre, daß er täglich bei Thugut speist. Dieser Herr Pellin ist mir als einer der verdorbensten Menschen, die leben, geschildert worden. Voila beau jeu pour les Français“ (als deren Spion er fungiert). Und am 22. November nach einer Unterredung mit dem englischen Gesandten in der Schweiz, Wickham: „Wickham sagt, daß die Beschäftigung, welche Pellin gefunden, ihn notwendigerweise mit den Scheinmiffen der österreichischen Regierung bekannt gemacht und dadurch zu Unehrllichkeiten in den Stand gesetzt habe.“ Daß dem Genannten dergleichen zuzutrauen war, ergibt sich auch aus Mirabeau's eigenem Geständnisse in dem Briefe, den er an den Grafen von der Mark im Januar 1790 schrieb und worin er unter anderm sagt: „Ich bin genötigt, gegen ihn auf der Hut zu sein.“ Und Talleyrand nennt ihn, wohl auf Grund der französischen Akten, direkt „käuflich.“

IV.

Morris, immer noch an dem Gedanken einer Vereinigung Oesterreichs und Preußens hängend, ging im Februar 1797 wieder nach Berlin und hatte dort bei einem Hoffeste eine merkwürdige Unterhaltung mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. Er bemerkt über den Inhalt derselben: nach einigen Bemerkungen über das herausfordernde Benehmen der französischen Regierung gegen die Vereinigten Staaten, über die finanziellen Kräfte Englands u. s. w. habe er sich erlaubt, das Gesprächsthema zu ändern, indem er gesagt, er habe eben des Königs besten Freund gesehen. „Er (der König) fragt mich, wen? und zu seiner Überraschung sage ich: der Kaiser. Er spricht über ihn persönlich in guten Ausdrücken; und ich bemerke, daß der Kaiser ein sehr ehrlicher (honest) junger Mann ist; worauf Se. Majestät erwidert „Mais que pensez-vous de Thugut? „Quant à cela, c'est une autre affaire, Sire.“ Ich hob ferner hervor, das Interesse, welches ihn und den Kaiser zu guten Freunden machen müsse, wäre ihre beiderseitige Bedrohung durch Rußland. „Aber wie steht's, wenn wir alle drei uns einigten?“ „Ce sera un diable de fricassée, Sire, si vous vous mettez tous les trois à casser les oeufs.“ In Bezug auf Oesterreich sage ich zu ihm, daß die Sachen dort sehr gut gehen würden, wenn er ihnen einige Generale borgen wollte. „Mais nous en avons besoin pour nous-mêmes.“ „Pas à présent, Sire, vous êtes en paix.“ Jetzt findet er wohl, daß eine Fortsetzung der Unterhaltung ihn zu viel sagen lassen könnte und macht daher eine Pause. Ich trete ein wenig zurück, und Se. Majestät führt darauf die Prinzeß Heinrich aus dem Ballsaal.“

Eine Vergleichung des Morris'schen Tagebuchs mit den Aufzeichnungen der Gräfin von Vohß¹⁾ ergibt, daß Morris im Niederschreiben sehr zuverlässig gewesen ist; denn die Daten der Hoffestlichkeiten und die Beschreibung des Verlaufes derselben stimmen völlig überein, nur mit dem Unterschiede, daß Morris mehr ins Detail eingeht und sich eine oft sehr freie Kritik erlaubt. Bei einem Ballfeste, das am 20. Februar im kronprinzlichen Palais (die Gräfin von Vohß sagt „bei uns“) stattfand, saß Morris neben der gedachten Oberhofmeisterin der jungen, lebenslustigen Kronprinzessin und geriet mit ihr in ein Gespräch, bei welchem sie — ganz ernsthaft — zu ihm bemerkt, Frankreich wäre dadurch zu Grunde gegangen, daß die Königin die Etikette beiseite gelegt hätte. „Da ich höflich zustimme,“ schreibt er in seinem Tagebuche „und zwar um so bereitwilliger, als in der That das leichtfertige Benehmen Ihrer Majestät zu den unglücklichen Ereignissen beigetragen haben kann, so spricht sie den Wunsch aus, ich möchte dies doch der Kronprinzessin vorpredigen. Ich glaube, ihr darauf erwidern zu müssen, daß es für einen Fremden wohl nicht ganz passend sei, sich in die Angelegenheiten eines Landes, das er zufällig besucht, zu mischen, insbesondere wenn sie so delikater Natur sind. Die alte Dame findet ihre junge Herrin zu leutselig und bedenkt nicht, daß die trockne, barsche Gemüthlichkeit ihres Gatten die Kronprinzessin dazu veranlaßt, den üblen Eindruck zu verwischen.“

Vom Prinzen Louis Ferdinand, mit dem Morris ebenfalls in Berührung kommt, notiert er: „Er macht den Eindruck eines mauvais sujet, aber von derjenigen Sorte, welche sich in der Geschichte hervorthut, wenn sie in richtige Wege gelangt. Frau von Nadaillac, der ich sagte, er solle sehr anti-français sein, erzählt mir, dies sei bis vor drei Tagen der Fall gewesen, aber da habe ihn der König zur Rede gestellt, weil er in Gegenwart von Mitgliedern der französischen Gesandtschaft ganz merkwürdige Dinge gesagt hätte.“

Mit Hardenberg kam Morris leider gar nicht zusammen, weil dieser sich in der Regel in Anspach aufhielt, wo die Nürnbergsche Okkupationsangelegenheit seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Er erzählt nur eine amüsante Anekdote von ihm, als deren Gewährsmann er den bekannten „Nabob von Manilla“, Quintin Craufurd²⁾ nennt. Danach hätte Hardenberg, kurze Zeit nach Abschluß des Baseler Friedens, in Hünningen mit Barthélemy, Bichégnr, Merlin de Thionville und (was Morris für irrig hält) Tallien eine Zusammenkunft gehabt, bei welcher das Projekt zur Annahme gelangt sei, den Dauphin auf den französischen Thron zu setzen und ihm einen Regentschafts-Rat zur Seite zu stellen, der aus den gedachten Franzosen und ihren Freunden bestehen sollte. Diesen Plan, über den das größte Stillschweigen beobachtet werden sollte — nur der König Friedrich Wilhelm II. sollte ihn erfahren — soll nun Hardenberg auf seiner Rückreise dem Minister des Kurfürsten von Mainz Albin vertraulich mitgeteilt haben, durch

¹⁾ Neunundsechzig Jahre am preussischen Hofe. Leipzig. Duncker und Humblot.

²⁾ Siehe: Englishmen in the French Revolution by J. G. Alger, London 1889, S. 121 und ff.

diesen hätte ihn Lehrbald erfahren und so wäre er allmählich auch in Paris bekannt geworden und, um sich zu retten, hätten die Verschworenen dann den Tod des Dauphin rasch herbeigeführt.

Richtig ist es ja, daß Hardenberg mit den obengenannten Franzosen — Tallien ausgenommen — in Hünningen (und Blosheim) sehr intim verkehrt hat, wobei er angeblich unter Merlin's Roheit zu leiden gehabt haben soll. Ebenso ist ferner aus Mallet du Pan's Memoiren¹⁾ zu ersehen, daß zur angegebenen Zeit auch dieses einflussreichen Publizisten Hilfe von französischen Parteiführern behufs Herstellung einer erblichen Monarchie in Anspruch genommen wurde. Also ist die Möglichkeit eines Projektes, wie das von Morris auseinandergesetzte, nicht ausgeschlossen.

V.

Von Berlin tritt Morris seine Rückreise an, macht aber zunächst noch einen Besuch am Braunschweigischen Hofe, wo der Herzog und die Herzogin sowie die verwitwete Herzogin ihm außerordentlich freundlich entgegenkommen. Auf Berlin ist man dort sehr schlecht zu sprechen, die schlechte preußische Verwaltung und Sittenlosigkeit am Hofe wird mit rücksichtsloser Offenheit besprochen. Morris trifft dort den Hauptredakteur des unseligen Manifestes von 1792, den Marquis de Limon, den er als einen bösen Projektenschmied bezeichnet. Daß der Herzog nach dem Ausgange seiner letzten Campagne seinen Widerwillen ausdrückt, jemals wieder für Preußen das Schwert zu ziehen, ist wohl erklärlich — wenn er auch zehn Jahre später für das Aufgeben dieses Entschlusses mit dem Tode büßen mußte —. Morris fällt aber auch im allgemeinen ein Urtheil über ihn, das nicht zu seinem Vortheile ausfällt. Er sagt von ihm: „Der Herzog so ist sehr courtier, daß er bis an die äußersten Grenzen der Falschheit und Unempfindlichkeit gelangt ist. Er soll tapfer im Felde gewesen sein und gewußt haben, den richtigen Augenblick zu benutzen, aber alle Einsichtigen stimmen darin überein, daß es ihm an politischem Mute fehlt. Ich glaube, er entbehrt noch manche andre Tugenden eines Staatsmannes.“

Die verwitwete Herzogin ist so sehr von Morris eingenommen, daß sie ihn sagt, sie bedaure es, daß ihr Bruder, Friedrich der Große, ihn nicht kennen gelernt habe — das größte Lob, welches aus ihrem Munde kommen kann. Er hat auch die Ehre, mit ihr Whist zu spielen, aber wie er als merkwürdig notiert, mit Rücksicht auf die armen Emigrierten, welche oft bei Hofe erscheinen, den Point zu dem unglaublich niedrigen Satze von einem Groschen.

In den Städten, welche Morris jetzt noch anlocken, gehörte vor allem Regensburg, mit seinem dahinsiechenden Reichstage und seiner Schar von Diplomaten, die, durch das Vordringen der Franzosen verscheucht, nach den Erfolgen des Erzherzogs Karl sich wieder eingefunden hatten. Insbesondere zog ihn auch die Gattin des Prinzipal-Kommissarius, die anmutige Prinzessin von Thurn und

¹⁾ Mémoires p. de Mallet du Pan, recueillis p. par A. Sayons. Paris 1851. Bd. II. S. 93. ff.

Laris, die ältere Schwester der Kronprinzessin von Preußen, an, und er brachte in ihrem Palais fast jeden Abend in Regensburg zu. Der Verkehr mit ihr und den jeder Zeit amwesenden hervorragenden Persönlichkeiten lieferte reichlichen Stoff für das Tagebuch, das für jeden Freund der Geschichte, wie sich solche in Einzelschriften darstellt, eine ergiebige Quelle der Unterhaltung und Belehrung darbietet.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Kriegswissenschaft.

Die russische Flotte.

Männiglich wird der Blick der Leserswelt nicht minder wie derjenigen, die nicht lesen und nur hören, auf die russische Flotte gelenkt. Und mit Recht; es ist eine Flotte, die eine große Geschichte, eine nicht minder große Bedeutung in der Vergangenheit, und eine eben solche für die Zukunft hat. Noch dazu ist es die Flotte eines Staates, dem — streng genommen — manche Bedingungen einer Seemacht fehlen. Teilt man die Länder ein in solche, die Seemächte sind und sich diese Eigenschaft durch Flotten zu erhalten suchen, und in solche, die es werden wollen und durch Flotten darauf hinarbeiten, so zählt Rußland zu den letzteren. Die eine Grundbedingung der Seemacht, die Meeresküste, fehlt Rußland weder im Norden noch im Süden noch im fernen Osten; aber keine dieser drei Küsten besitzt es ohne erschwerende Bedingungen, und um sich von dieser Erschwerung zu befreien, ist es auf Stärkung der Seegeltung durch die Flotte bedacht.

Im Norden ist es der dänische Archipel und das Eis des Finnischen Golfes; über die erstgenannte Erschwerung helfen gute Beziehungen, über die andre vielleicht ein Kriegshafen in Libau. Im Süden ist es der Bosporus in den Händen der Muselmänner, und darüber hilft kaum die französische Freundschaft; die britische hat es zur Zeit Napoleon's einmal gethan, aber es war nicht von Dauer; die französische hat es leider noch nie gethan; indes was nicht ist, kann noch werden; vielversprechend ist es nicht, daß der eine wichtige Schritt, die Lossagung von der Pariser Friedens-Abmachung, nur gelegentlich einer französischen Lähmung ausführbar war.

Die Erschwerung im Osten liegt in der sehr weiten Entfernung aller Hilfsmittel des Mutterlandes, da das östliche Sibirien und Kamtschatka die Bedingungen einer Basis — und wohl auf geraume Zeit — noch nicht erfüllen.

Für die russische Seemacht entsteht dadurch eine Dreiteilung, mit der man rechnen muß, wenn man ihre strategische Bedeutung schätzen will.

Wie schwer die Abperrung der Südküste und ihrer Kriegshäfen vom Mittelmeer wiegt, ergab der letzte türkische Krieg, wo es den Russen nicht möglich war,

die den Türken so wichtige Seeverbindung mit Epirus und den Häfen des Ägäischen Meeres zu unterbinden. Eine Schwarze-Meer-Flotte, welche der Baltischen hätte die Hand reichen können, gab es damals zwar noch nicht; heute ist sie vorhanden, entbehrt aber noch der Freiheit.

Von einer stehenden Flottenmacht in Ostasien kann noch nicht die Rede sein, und es genügt ein Blick auf die Seestreitkraft, welche das Baltische und das Schwarze Meer aufzuweihen hat. Was hier angeführt wurde, genügt auch zum Beweis, daß man jede für sich zu betrachten hat, weil unter den obwaltenden Umständen ein Zusammenwirken ausgeschlossen ist.

Bis zum letzten Türkentrieg war eine ganze Reihe von Jahren für den Ausbau der beiden Flotten wenig geschehen. Erst die Regierung des jetzigen Kaisers hat wieder Bewegung hinein gebracht und namentlich den Bau vollwertiger Schlachtschiffe in die Hand genommen.

Bis zum Jahr 1889 besaß die Baltische Flotte, einschließlich der ganz veralteten Fregatten „Sebastopol“ und „Petropaulost“, nur fünf Panzerschiffe, welche die Größe von 6000 Tons teils erreichten, teils überstiegen. Seitdem sind es ihrer sechs geworden, von einer Größe, wie beim „Gangut“ von 6592 zur „Poltawa“ von 10960 Tons. Zu den älteren, zwar nicht veralteten, doch nicht ganz vollwertigen, gehört noch „Perer Beliki“ von 9665 Tons aus dem Jahre 1872.

Werden die beiden im Bau befindlichen „Poltava“ und „Sissoi Beliki“ (8880 Tons) fertig, so zählt die baltische Flotte mit den seit 1889 hinzugekommenen „Imp. Nicolai I.“ von 8440 Tons, dem jetzigen Flaggschiff des Geschwaders vor Toulon, und dem Imp. Alexander II., von 8440, im ganzen 9 Schlachtschiffe.

Es sind das lauter Turmschiffe mit sogenanntem Gürtelpanzer von 14 bis 16 Zoll Stärke und mit einer Panzerdicke der Türme von 9—14 Zoll. Dabei haben 6 Schiffe, nämlich „Poltava“, „Navarin“, „Sissoi Beliki“, „Imp. Nicolai“, „Alexander II.“ und „Gangut“ eine Schnelligkeit von 15—16 Knoten. „Peter Beliki“ läuft nur 13, die alten Fregatten „Petropaulowst“ und „Sebastopol“, wenn sie überhaupt noch laufen, sicher nicht mehr als 9—10 Knoten.

Das schwere Kaliber der Artillerie dieser Schiffe besteht aus 12-Zöllern oder 30 cm Hinterladern. Mit Ausnahme des „Nicolai“ und „Alexander“, die davon zwei Stück haben, trägt die größere Zahl je 4 12-Zöllern, außerdem aber je 4—8 Kanonen mittleren Kalibers zwischen 6 und 8 Zoll wechselnd, und je eine Anzahl Schnellfeuerkanonen, sogenannte 4-Pfünder, und je 4—6 Torpedo-Lancier-Rohre.

Zu diesen eigentlichen Schlachtschiffen der Baltischen Flotte treten 8 gepanzerte Kreuzer, deren Tonnengehalt sich zwischen 4 und 7000 Tons bewegt. Je nach ihrer Größe ist auch ihre Panzerung ungleich. Die ältesten derselben, „Minin“ und „Herzog Edinburgski“, stammen aus den Jahren 1873 und 75; das erstere ist ein Schiff von 4604, das letztere von 6168 Tons; ihre höchste Leistung in der Schnelligkeit ist 12—13 Knoten, bei einer Maschine von etwa 5300 Pferdekraft. Ihre Bewaffnung besteht aus je 4 Achtzöllern von 9 Tons und einer Anzahl Geschütze mittleren Kalibers (6 Zoll). „Minin“ hat einen Gürtelpanzer von

6, „Edinburg“ einen solchen von 7 Zoll. Zu ihnen tritt aus noch älterer Zeit, deshalb kaum noch zu rechnen, der „Knäs Wojarski“ mit einem $3\frac{1}{2}$ —4 Zoll nicht überschreitenden Gürtelpanzer, dann kommen die neueren Schiffe „Admiral Nachimoff“, „Pauyat Azooa“, „Dmitri Donskoj“, „Wladimir Monomach“ und „General Admiral“.

Ein gepanzerter Kreuzer neuesten Datums ist der „Kurik“ von 10933 Tons, 1882 gebaut, hat eine Geschwindigkeit von 18 Knoten, also 1 Knoten mehr als „Wladimir Monomach“, der schnellste der älteren, mit einer Bewaffnung von 4 Acht-Zöllern, 16 Sechszöllern, 6 4,7-Zöllern, 16 Schnellfeuerkanonen und 6 Torpedo-Röhren. Nach seinem Muster befinden sich noch 2 Schwesterschiffe, X und Y, im Bau, die im Laufe des nächsten Jahres fertig werden.

Außer den beiden letztgenannten sind für die Ostsee noch im Bau die zwei Rammschiffe „Admiral Sinjavin“ und „Admiral Ushakoff“.

Danach besteht die Hauptkraft der Baltischen Flotte aus 22 Panzerschiffen, die für den Kampf auf hoher See bestimmt sind; zu ihnen treten noch als Küstenverteidiger eine Reihe von Schiffen unter 5000 Tons, wie „Admiral Tschitschagoff“, „Adm. Greig“, „Adm. Lazareff“, „Adm. Spiridoff“, „Bronenossek“, „Charodeika“, „Edinoreg“, „Goldun“, „Krenl“, „Latuck“, „Nctrone-Menja“, „Perun“, „Pervenek“, „Smertsch“, „Strelek“, „Tifun“, „Weshtun.“ Sie sind sämtlich älteren Datums, aber für die Küstenverteidigung noch brauchbar. Auch die Stärke ihrer Panzerung ist gering und geht nicht über 5—7 Zoll hinaus. Drei von ihnen, „Krenl“, „Nctrone-Menja“ und „Pervenek“ sind Kasematten- oder Breitseitenfahrer mit $3\frac{1}{2}$ — $4\frac{1}{2}$ Zoll-Panzer. Das schwere Kaliber aller 18 Küstenverteidigungs-Schiffe besteht aus Acht-Zöllern, Hinterlader.

In weiterer Folge treten dazu noch 15 Monitors mit je ein und zwei Türmen, aber schwacher Panzerung und geringer Schnelligkeit. Sie stammen noch aus der Mitte der sechziger Jahre und sind kaum noch zu rechnen. Von ihnen ist die „Russalka“, wie bekannt, kürzlich untergegangen.

Zu den vorgenannten treten die noch in Ausrüstung befindlichen neuen gepanzerten Kanonenboote „Grossfiastschi“, „Gradiatschi“ und „Dwajni“, deren jedes mit einem Neun-Zöller bewaffnet ist. Die gesamte Artillerie der Baltischen Panzerflotte besteht aus 29 Zwölf-Zöllern, 10 Elf-Zöllern, 8 Behn-Zöllern, 41 Neun-Zöllern, 102 Acht-Zöllern und 199 Sechs-Zöllern, insgesamt Panzerschiffs-Kanonen.

Zu den Panzerschiffen der Baltischen Flotte treten nun noch die zwei geschützten Kreuzer (Deck-Panzer) „Admiral Kornilof“ und „Rynda“, ferner 4 schnelle Torpedojäger „Lieud Heyn“, „Wofadnik“, „Woiewoda“ und eines im Bau, 9 leicht gepanzerte eiserne Kanonenboote, 36 Torpedoboote erster und 40 desgleichen zweiter und dritter Klasse.

In betreff der Artillerie ist bei einem so kurzen Überblick nur hinzuzufügen, daß die schweren Zwölf-Zöller oder 50 Ton-Kanonen der neueren Schlachtschiffe ein Geschöß werfen von etwa 30 Pud, das sind ungefähr 10 Ztr., mit einer Pulverladung von $2\frac{1}{2}$ Ztr. Ihre Tragweite reicht 20 Werst, oder 18—19 km

Die Geschütze werden mittelst hydraulischer Kraft von nicht mehr als 2 Mann bedient.

Die Flotte des Schwarzen Meeres zählte im Jahre 1885 an Panzerschiffen nur die beiden freisrunden Popoffas und zwei Kanonenboote. An ungepanzerten Schiffen hatte sie 34 verschiedene Dampfer von geringem Kriegswert, wenn auch 2 Blattdeckskorvetten dabei waren. Dazu kamen noch drei sogenannte „Auxiliar-Kreuzer“ und 8 Dampfer der freiwilligen Flotte, die im Frieden zu Handelszwecken verwandt wird. Im Kriege sollen die Schiffe dieser Flotte als Kreuzer verwendet werden. Dazu steht die Regierung noch im Vertrag mit der „Dampfschiffs-Gesellschaft des Schwarzen Meeres“, die etwa 70 kleinere Dampfer besitzt.

Solchem geringen Bestand sind bis heute hinzugetreten: 6 große Schlachtschiffe von je etwa 10000 Tons und 15 bis 18 Knoten Geschwindigkeit; es sind die Schiffe: „Georgi Pobiedonosets“ von 10230 Tons und 16 Knoten, bewaffnet mit 6 Zwölf-Zöllern, 7 Sechs-Zöllern, 14 Schnellfeuerkanonen und 7 Torpedo-Rohren. „Tri Sviatitelia“ von 12430 Tons und 17 Knoten, mit 4 Elf-Zöllern, 8 Sechs-Zöllern, 4 4,7-Zöllern, 14 Schnellfeuerkanonen und 7 Torpedo-Rohren. „Dvianazat Apostoloff“ von 8076 Tons, 17 Knoten, 4 Zwölf-Zöllern, 4 Sechs-Zöllern, 18 Schnellfeuerkanonen und 6 Torpedo-Rohren, dazu kommen die 3 Schiffe „Sinope“, „Katarina II.“ und „Tschesme“ von je 10180 Tons, 16 Knoten Schnelligkeit, bewaffnet mit je 6 Zwölf-Zöllern, 7 Sechs-Zöllern, 14 Schnellfeuerkanonen und 7 Torpedo-Rohren. Von letzterer Schiffsart befinden sich zwei im Bau, das eine in Sebastopol, das andre in Nikolajeff.

Es sind dieser Schwarzen-See-Flotte ferner hinzugetreten: 7 schnelle Korvetten, „Pamyat Merkuria“, „Zaporosets“, „Donez“, „Terek“, „Cernomorek“, „Kubanek“ und „Uralek“, sowie die 5 Torpedo-Jäger „Kapitän Sacken“, „Griden“, „Kafarski“, „Gonek“ und „Gaidamak“, 22 Torpedoboote erster und 60 Torpedoboote zweiter und dritter Klasse.

Außer dieser und der Baltischen Flotte hält Rußland noch Flottillen auf dem Kaspischen Meer und auf dem Amur. Sie haben nur lokales Interesse.

Die Gesamtstärke der russischen Flotte besteht danach aus 19 Panzerschiffen der Schlachtflotte, aus 12 Panzerschiffen als Kreuzer, 2 Widderchiffen, 20 Panzerschiffen für die Küstenverteidigung, 3 Panzerfahrzeuge, 2 Deckpanzerfahrzeugen, 22 Korvetten von Eisen und Stahl, 18 für Kriegszwecke vorhandenen Handelsdampfern, 9 Torpedojägern, 62 Torpedoboote erster Klasse und 106 Torpedoboote zweiter und dritter Klasse und 9 Kanonenbooten.

Von den neuen Panzerkreuzern zeichnet sich der beim Touloner Geschwader befindliche „Pamyat Afosa“ von 6000 Tons durch eine Schnelligkeit von 18 Knoten und durch die Fähigkeit aus, daß er mit 10 Knoten Fahrt eine Entfernung von 12000 Seemeilen machen kann. Der Kreuzer hat eine Maschinenkraft von 11500 Pferdekraften, 2 Schrauben, führt als Bewaffnung

2 achtzöllige Hinterlader, 16 Sechszölller, 10 Schnellfeuerkanonen, 1 Torpedorohr und 2 Torpedo-Kanonen.

Sonach ist die Gesamtstärke der russischen Flotte zwar ein Faktor, mit dem Staatsmänner sowohl wie Strategen zu rechnen haben; ihre Getheiltheit ist aber ein Element der Schwäche; sie wird erst dann gehoben sein, wenn der Schlüssel des Schwarzen Meeres dem Petersburger Kabinett ausgehändigt sein wird. Daß England dazu nicht die Hand bieten wird, scheint gewiß, wenngleich es den persönlichen Wünschen der jetzigen britischen Regierung vielleicht nicht so fern liegt; eine andre Frage ist, ob dasselbe Frankreich, dem der ägyptische Flügel des Orients ohnehin zu entschlüpfen droht, die Hand bietet?

B.



Litterarische Revue

Von

Theodor von Cosnósky.

Inhalt: Novellen von Guy de Maupassant. — Der Horla und andere Geschichten von demselben. — Die Reichte eines Thoren von August Strindberg. — Zwei Dichter von Carl Ed. Klopfer. — Voll Dampf voraus! von August Niemann. — Nach Norden von Meier-Gräfe. — (Frauenliebe, von Stephan Witow.) — Der Resondere von Ludwig Ganghofer. — Lebensstücke von Anna Croissant-Rust.

Wenn jemand nicht das Glück hat, Klavierspieler, Opernbrüller, mehrfacher Raubmörder oder ein Kenner zu sein, sondern bloß ein armseliger Schriftsteller ist und dabei doch so anspruchsvoll, berühmt werden zu wollen, so giebt es für ihn fast nur ein Mittel dies zu erreichen, und das heißt: Sterben. Erst, wenn er einmal tot ist, beginnt man ihn zu feiern.

Guy de Maupassant hat zwar das Glück gehabt, schon bei Lebzeiten berühmt zu sein, aber nicht im deutschen Sprachgebiete; hier hat er lange Zeit bloß für einen berüchtigten Pornographen gegolten, dessen Arbeiten zwar heimlich gelesen, aber nicht für würdig gehalten wurden, ins Deutsche übersetzt zu werden. Erst nachdem Maupassant geistig schon ein toter Mann war, begann das Interesse für ihn allgemeiner zu werden, und als er auch körperlich gestorben war, da wurde in den Zeitungen des langen und breiten über ihn geschrieben, da war er mit einem Male auch in Deutschland ein gefeierter Mann.

Mit dem Interesse, das man dem wahnsinnig gewordenen Manne entgegenbrachte, begannen seine Werke allmählich auf dem deutschen Büchermarkt Eingang zu finden. Mehrere deutsche Verleger gaben Übersetzungen Maupassant's heraus, und namentlich der Verlag von Freund und Zeckel (E. Freund) in Berlin ließ es sich angelegen sein, das deutsch lesende Publikum mit den Arbeiten des genialen Dichters bekannt zu machen; ihm gebührt auch das Verdienst, Maupassant das erste Mal in deutscher Sprache in den Buchhandel gebracht zu haben, allerdings nicht ihn allein, sondern Novellen von ihm und Sachaud unter dem Titel „Die schöne Frau Podmarc“ (Berlin 1885). Im Jahre 1892 hat derselbe Verlag eine treffliche Übersetzung von Maupassant's berühmtestem Buche, dem berüchtigten „Bel-ami“, herausgegeben, freilich ad usum Delphini hergerichtet, das vielgenannte deutsche Sittlichkeitsgefühl will es ja nicht anders haben, ohne zu bedenken, daß es damit das deutsche Publikum als geistig unmündig hinstellt. Diesem ausgezeichneten Buche ließ der Verlag die „Novellen“ folgen, die hier kurz erörtert werden sollen.

Es sind fünf Erzählungen, die mit Ausnahme der letzten, „Kellner, ein Bier!“ sehr gut ausgewählt sind. Die beste darunter ist entschieden „In der Familie“, ein wahres Prachtstück von Seelenkenntnis und satirischer Kraft. Das Gegenstück dazu bildet das unheimliche Stimmungsbild „Auf dem Wasser“, in dem der Mystizismus Maupassant's zu schändlich-schönen Ausdruck kommt.

Kurz nach dem Tode des Dichters, also zu überaus gelegener Zeit, sandte derselbe Verlag einen neuen Band in die Welt, eine Sammlung von Novellen, „Der Gloria und andere Geschichten“ in autorisierter trefflicher Verdeutschung von Max Schönan, dem Übersetzer „Belami's“.

Dieser Band ist recht geschmackvoll zusammengestellt: er enthält fast nur vorzügliches und zeigt den Dichter sowohl von seiner ernstern als von seiner heiteren Seite. Für diese zeugen die Novellen „Vernunft“, „Der Dieb“ und „Loni“; für jene alle übrigen, mit Ausnahme der Erzählung „Der Teufel“. In diesem kleinen Meisterwerke, das man wohl als die Perle der Sammlung bezeichnen kann, vereinigen sich der Ernst und der Humor des Dichters zu einer Tragikomödie, die ebenso das Herz wie das Zwerchfell erschüttert und in der gesamten Weltliteratur nur wenig ihresgleichen haben dürfte. Die Erzählung „Der Gloria“ bietet schon darum großes Interesse, weil sie mit dem Wahnsinn des Dichters in Zusammenhang stehen dürfte; es ist das Tagebuch eines Menschen, der seinen beginnenden Wahnsinn beobachtet.

Ganz ähnlich betreffs Inhalt und Form ist die Erzählung „Ein Wahnsinniger“, die aus dem Tagebuche eines pathologischen Mörders besteht, und ebenfalls höchst interessant, wenn auch vom ärztlichen Standpunkt aus nicht ganz unanfechtbar ist. Eigens hervorgehoben zu werden aus dieser Fülle des Guten verdient noch das ergreifende Lebensbild „Ein Spaziergang“. Die schwächsten Novellen der Sammlung sind wohl „Mutter Sauvage“ und „Der Dieb“. Wenn man alle diese Novellen gelesen hat, begreift man, welchen Verlust die Weltliteratur mit dem Wahnsinn und dem Tode Maupassant's erlitten hat. Siebt es unter den 16000 oder 17000 deutschen Schriftstellern doch ein paar, die derartiges zu leisten im Stande sind? Nun, der berühmte „Meister der Novelle“, Paul Heyse gehört gewiß nicht zu ihnen!

Bei der kläglichen Blullehre der deutschen Literatur wäre es daher sehr zu wünschen, wenn ihr frisches, warmes Blut zugeführt würde, und diese Transfusion geschieht am besten durch eine deutsche Gesamtausgabe der Werke Guy de Maupassant's.

Ein äußerst merkwürdiges Buch ist „Die Beichte eines Thoren“ von August Strindberg (Berlin, Bibliographisches Bureau, 1893.)

Der Verfasser hat sich damit, wie es scheint, allen Kummer und Groß, der sich während seiner ersten Ehe in ihm angehäuft hat, von der Seele schreiben wollen. In der Einleitung, die er seiner Erzählung voranschickt, und die nebenbei bemerkt sehr unklar ist, sagt er, er habe in dieser sein Verhältnis zu seiner Frau einer genauen psychologischen Prüfung unterziehen wollen, und überlasse es dem Leser sich über ihn ein Urteil zu bilden. Diese Aufgabe führt er durch, indem er sein ganzes Eheleben samt dessen intimsten Einzelheiten mit der größten Umständlichkeit und daher oft etwas ermüdend in trockener Töne erzählt. Da sich dieses Bekenntnis naturgemäß nicht nur auf ihn allein bezieht, sondern auch auf andre, namentlich auf seine Frau, so ist es eigentlich keine Beichte; es ist vielmehr eine Anklage; denn der Verfasser stellt darin seine Frau als einen wahren Ausbund von Niederracht hin, als eine Messalina, die seine Gattenrechte nicht nur mit Männern schädigt, sondern auch mit Geschlechts-genossinnen. Der Titel spräche darum besser von einer Anklage als von einer Beichte.

Warum er sich selbst einen Thoren nennt, ist nicht klar. Menschen, die sich selbst als einen Thoren bezeichnen, sind es in der Regel nicht. Als thöricht zeigt sich der erzählende Ich dieses Buches auch nicht, bloß als überspannt und namentlich — das aber im höchsten Grade — als schwach. Die Schwäche, die er diesem elenden Weibe gegenüber zeigt, ist wahrhaft erbärmlich, sie erinnert an die, die bei Zola Graf Ruffert im Verkehr mit Rana befundet. Er wird von seiner Frau unzählige Male betrogen, auf jede denkbare psychische Art gequält, er sieht das alles, er weiß, was für ein elendes Geschöpf sie ist: und dennoch kehrt er nach

allen diesen Zerrwürfnissen wieder zu ihr zurück, weil er ohne sie, das heißt ohne ihren Leib, nicht leben zu können glaubt. Diese klägliche Ohnmacht seiner Begierde gegenüber läßt auch kein rechtliches Mitleid mit seinem Unglück aufkommen, und der Besitz einer solchen Frau ist doch ein greulichs Unglück! Ziemerlich aber muß man es anerkennen, daß der Autor seine eigenen Fehler mit so rüchhaltloser Offenheit hinstellt.

Und man hat alle Ursache anzunehmen, daß er in diesem Buche wirklich sich und seine erste Frau gezeichnet und nicht etwa nur die Ich-Form gewählt hat. Dadurch wird aber dieses Buch ein Unikum, denn es hat bisher wohl noch kein Schriftsteller seine schmutzige Familienwäsche so vor der Öffentlichkeit gewaschen und das Publikum eingeladen, diesem Akte beizuwohnen. Man kann die monströse Indiskretion, die Strindberg damit begangen hat, auch nur schwer, vielleicht überhaupt nicht, entschuldigen; aber begreifen läßt sie sich, wenn seine Frau wirklich das Ungeheuer ist, als das er sie schildert.

Nun, er hat sich für all' die Schmach und Unbill, die er durch sie erlitten, bitter gerächt. Sein Buch sollte nicht „Die Beichte eines Thoren“ heißen, sondern „Die Rache eines Schriftstellers“!

Im Verlage von C. Meißner in Leipzig ist ein sehr interessantes Buch erschienen, das den Titel „Zwei Dichter“ führt und Carl Ed. Klopfer zum Verfasser hat.

Eine Erzählung, deren Sujet durchaus neuartig ist, die läßt sich nicht so bald finden. Bei den meisten Geschichten giebt die Auffassung und Behandlung des Stoffes den Ausschlag; dieser selbst ist aber im Grunde meist schon einmal verwendet worden. Bei der wahrhaft unheimlichen Vermehrung der Erzählungs-Litteratur ist es auch gar nicht zu verwundern, daß die meisten brauchbaren Stoffe schon entdeckt und verwendet worden sind; nicht das was, sondern das wie unterscheidet die Bücher und deren Schöpfer. Ein Autor also, dem es gelungen ist, einen noch ganz unbenützten und dabei geeigneten Stoff zu finden, der kaum von seltenem Glück sagen. Ein solcher Autor ist C. E. Klopfer, denn sein Buch „Zwei Dichter“ hat, was das Sujet betrifft, in der deutschen Litteratur nicht seinesgleichen. So eigenartig dieses ist, so interessant ist es auch, ja, wäre es vor einigen Jahren erschienen, würde es aktuell gewesen sein und sensationell gewirkt haben. Es stellt nämlich das seltene Verhältnis der beiden Schriftsteller Alfred Meißner und Franz Hedrich dar, die hier unter Beibehaltung der Initialen Albert Merwald und Ferdinand Hagendorff heißen. Dieses unheilvolle Verhältnis mit seinem tragischen Ausgange eignet sich gewiß vorzüglich zu litterarischen Zwecken; es mag zwar sein, daß es in der Wirklichkeit nicht so interessant gewesen ist; jedenfalls aber hat Klopfer sehr gut verstanden, es zu verwenden. Er stellt es nicht etwa als eine gewöhnliche schmutzige Plagiat-affaire hin, sondern erklärt es in sehr geistvoller und auch glaubwürdiger, wenigstens sehr wohl möglicher Art. Wie weit diese Darstellung und ob sie überhaupt mit der Wirklichkeit stimmt, entzieht sich natürlich der Beurteilung dessen, dem die betreffenden Verhältnisse unbekannt sind; doch ist anzunehmen, daß sich Klopfer eingehend mit dem Falle beschäftigt hat. Übrigens bleibt das für den künstlerischen Wert seiner Arbeit ganz gleichgültig.

Zum Verständnis der Beurteilung ist es diesmal fast unerlässlich, in aller Kürze den Inhalt zu erzählen:

Der junge gefeierte Dichter Albrecht Merwald findet seinen Schulkollegen Ferdinand Hagendorff in trostlosem Zustande: halb verhungert und dem Selbstmord nahe. Er nimmt ihn liebevoll bei sich auf, und hier, in der behaglichen Häuslichkeit, findet Hagendorff, von seinem Freunde angeporrt, wieder den Mut und die Kraft, litterarisch zu schaffen. Er schreibt einen großen Roman, sendet ihn einem Verlage, wird aber abgewiesen; die Idee der Arbeit ist zwar vorzüglich, aber die Ausführung und die Technik desto mangelhafter. Er versucht den Roman umzuarbeiten, es gelingt ihm aber nicht, und er wirft ihn wütend ins Feuer. Merwald macht ihm deshalb Vorwürfe, da sich aus dem Stoffe hätte etwas Gutes machen lassen. Hagendorff schenkt ihm den Stoff, und Merwald arbeitet ihn auf seine eigene Art aus. Er erzielt damit einen riesigen Erfolg. Das Honorar dafür bietet er zur Hälfte seinem Freunde an und legt es, als der es nicht nehmen will, für ihn zurück. Von nun an arbeiten sie gemeinsam. Hagen-

dorff giebt die Grundidee, Merwald besorgt alles Übrige, und unter dessen Namen erscheinen auch die Arbeiten. Sie haben alle großen Erfolg, während das, was Hagendorff allein nicht nur gedacht, sondern auch geschrieben hat, gänzlich Fiasco macht. Er ist eben nicht im Stande, seine großen Gedanken zu zügeln, zu sichten und zu formen. „Er beherrschte“ — heißt es von ihm — „seinen Stoff mit Meisterschaft, so lange er ihm auf der Zunge lag und den Dämon nicht bannen konnte, welcher seinen Gedanken auf dem Wege vom Gehirn in die Feder als lähmendes Hindernis entgegentrat. Er war ein Raffael ohne Hände. Die Lava seines Geistes zerrann auf dem Papier zu unschmieglamer Starrheit; das geschriebene Wort gähnte ihn mit schrecklicher Öbheit an. Es waren lauter Totgeburten, die er zu Tage förderte.“

Merwald dagegen arbeitete mit spielender Leichtigkeit; seitdem er mit Hagendorff in Berührung gekommen ist, giebt er es aber auf, nur aus dem eigenen Geistesvorrat zu schöpfen; sich selbst unbewußt ist sein Geist die Bioge geworden, in der sich die von Hagendorff gebotenen Gedanken entwickeln. Indem er die ihm von seinen Genossen vorgelegten Entwürfe kritisiert, verändert, widerlegt, nimmt er die ihnen zu Grunde liegende Idee in sich auf und schafft, wie es treffend heißt, „das leuchtende Positiv des Werkes, welches nur aus einem notwendig vorausgehenden Negativ entwickelt werden kann.“

Dieses geistige Anpassungsvermögen wird zu seinem Verderben, denn Hagendorff tritt, durch den gänzlichen Mißerfolg seines eigenen Werkes gereizt, von Reid wegen Merwald's Ruhm erfüllt, als Erpreßer auf und verlangt Summe um Summe. Schließlich kann er es in seiner maßlosen Eitelkeit nicht mehr mit ansehen, wie jener gefeiert wird, und fährt einen vernichtenden Schlag gegen ihn: er stellt ihn nämlich öffentlich als Plagiar hin. Diesen Streich hat er mit teuflischer Hinterlist schon langer Hand vorbereitet: im letzten Roman Merwald's hat er mit dessen Zustimmungen die Kapitelfanfänge etwas geändert und zwar heimlich so, daß ihre Initialen ein Akrostichon bilden, dessen Auflösung „Ferdinand Hagendorff“ lautet. Merwald, dem er diese Eröffnung macht, sieht sich unmöglich gemacht und entzieht sich der öffentlichen Schande durch Selbstmord, da er daran verweist, daß man an seine Unschuld glauben werde. Hagendorff hat mit dieser Enthüllung Merwald zwar geschadet, sich selbst aber nichts genügt. Das Publikum ist über sein Vorgehen empört, zudem zeigt sein letzter, ganz von ihm stammender Roman, den Merwald aus Gefälligkeit unter seinem Namen veröffentlicht hat, um ihm damit zu nützen, aufs deutlichste, daß er nicht im Stande ist, selbst etwas Brauchbares zu schaffen. Bald darauf wird er irrsinnig.

Diese tragische Geschichte erzählt Klopfer recht anschaulich und spannend — dies im guten Sinne — das Buch ist jedenfalls sehr beachtenswert. Ob deshalb aber der Autor auch schon ein berühmter Schriftsteller ist, läßt sich noch nicht sagen; denn erstens zeigt er hier noch gar keine bestimmte geistige Individualität, zweitens ist der Stoff selbst so interessant, daß selbst ein minder talentierter Autor damit Anteil erweckte. Jedenfalls aber kann man der nächsten Arbeit Klopfer's mit Interesse entgegensehen; sie erst wird zeigen, ob ein hervorragendes Talent in ihm steckt.

Ein Buch, das mit zweierlei Maß gemessen werden will, ist August Niemann's zweibändiger Roman „Voll Dampf voraus“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1892).

Als Unterhaltungslitteratur ist es trefflich und kann jedem, der sich ein paar Stunden angenehm und antzend die Zeit vertreiben will, bestens empfohlen werden: als Kunstwerk dagegen läßt es sehr viel zu wünschen übrig. Es fehlt ihm ein festes, einheitliches Gefüge und wird dadurch zu einem Konglomerat von Episoden, die mit der eigentlichen Handlung in nur losem Zusammenhang stehen. Zu Beginn des Romans setzt der Autor dem Titel gemäß mit vollem Dampf ein, es geht flott dahin, und man erwartet eine besonders schöne, angenehme Fahrt; aber allmählich geht ihm der Dampf aus, er muß wiederholt den stets bereitwilligen Zufall zu Hilfe nehmen, und schließlich lenkt dieser allein den langsam vorwärtsrückenden Zug; wäre die Gegend, durch die er fährt, nicht so hübsch, so würde man sich über diese ungeschickte Fahrt ärgern; so aber läßt man sich sie ganz geru gefallen. Namentlich im zweiten Bande häufen sich die Zufälle in ganz unglanblicher Weise, neue Personen tanzen auf, und die

Episoden machen sich mit Behagen breit. So giebt der Autor vom Leben und Treiben auf den Rennplätzen von Hoppegarten und Charlottenburg, überhaupt von Rennwesen so umständliche Erklärungen, als ob er ein Turfleserlein schriebe und nicht eine Erzählung. Für die, denen dieses Thema geläufig ist, haben diese Erörterungen kein Interesse, und die andern mügen sich darüber aus Fachbüchern orientieren: keinesfalls ist ein Roman der geeignete Ort dafür. Ebenso hätte sich der Autor ersparen sollen, dreimal einen Seesturm zu schildern; so interessant er es auch thut, so wenig entspricht eine derartige Wiederholung den Regeln der Kunst.

Ein merkbare Fehler des Buches besteht schließlich darin, daß der Autor mehrere Personen, die er im Anfang so umständlich einführt, als ob sie zu einer Rolle berufen wären, später ganz fallen läßt und nur zum Schlusse noch flüchtig erwähnt.

Ein Buch, bei dem man schon nach den ersten zwanzig Seiten merkt, daß es nicht nach der Schablone gemacht ist, sondern geistige Selbständigkeit bekundet, ein solches Buch ist „Nach Norden“ von Meier-Gräfe (Berlin, S. Fischer, 1893).

Der gute Eindruck, den das Buch schon so bald macht, verstärkt sich noch bei der Fortsetzung der Lektüre, man fühlt sich von der frischen, geistvollen Ursprünglichkeit, die sich da offenbart, höchst wohlthuend berührt und angeregt. Diese Ursprünglichkeit zeigt sich schon in der vorzüglichen Charakterisierung der Personen, die sich klar und scharf abheben wie Silhouetten von einer hell beleuchteten Wand; ganz besonders aber tritt diese Selbständigkeit im Dialog der Personen hervor: das sind doch einmal Romanpersonen, die gerade so sprechen wie wirkliche Menschen, ungekünstelt, salopp, nicht in flügelnden Phrasen und endlosen Satzgefügen, wie das die Roman-„Menschen“ — *sit venia verbo!* — zu thun pflegen. Und diese Natürlichkeit des Dialogs ist um so höher zu schätzen, als der Verfasser fast sein ganzes Buch aus Gesprächen zusammengesetzt hat, ja darin entschieden zu weit gegangen ist; da läge denn die Gefahr nahe, daß er doch hier und da in die obligaten Tiraden verfiere; das ist ihm jedoch, einige Kleinigkeiten vielleicht abgerechnet, nicht widerfahren.

Aber auch dort, wo er den Dialog notgedrungen aufgeben muß, zeigt der Autor, daß er etwas kann, so in der Schilderung des Seesturms; sie ist frei von allem Wortballast, ohne den auf Effekt berechneten großen Apparat insceniert, dessen sich die Autoren bei Katastrophen zu bedienen pflegen — siehe Spielhagen! —: aber trotzdem oder vielmehr eben darum ist diese Schilderung packender und anschaulicher, als ähnliche Darstellungen zu sein pflegen. Dieser Seesturm ist vielleicht der Höhepunkt des Buches. Dann jedoch nimmt es ab, und dieses Abnehmen nimmt zu, je mehr es sich dem Ende nähert. Immer und immer Gespräche, keine Handlung, daher Erlahmen des Interesses. Die unvermeidlichen Klippen der Ich-Technik machen sich unangenehm bemerkbar, um so mehr, als der erzählende Ich nicht die Hauptperson ist, sondern nur ein Beobachter; um aber alles, was zwischen den Hauptpersonen vorgeht, zu wissen, muß er immer hinter ihnen drein sein und alles sehen und hören, was sie thun und sagen; das wirkt unnatürlich, dann nimmt sich der Autor nie die Mühe zu sagen, wer eben spricht, man weiß daher oft nicht, wer das und wer jenes gesagt hat; auch verwirrt einen das ewige Hin und Her vom Land aufs Schiff, vom Schiff aufs Land, vom Deck hinab, und wieder hinauf. Die Heldin wird immer unverständlicher, ebenso der erzählende Ich, man weiß nicht, hat man es bloß mit einer Narrin zu thun oder auch mit einem Narren: das alles zusammen trübt den vorzüglichen Eindruck, den das Buch zuerst gemacht hat, sehr erheblich, wenn es ihn auch nicht ganz verwischen kann, was nicht wenig heißen will!

Die Technik des Buches läßt auch, ganz abgesehen von den erwähnten Klippen der subjektiven Darstellung, manches zu wünschen übrig: so ist es ein ganz übel verstandener Realismus, eine Person, die nur französisch sprechen kann, in dieser Sprache reden zu lassen, ganze Abschnitte hindurch. Wohin führt denn das, wenn in einer Erzählung Angehörige verschiedener Nationen zusammen kommen und der Autor jeden in dessen Idiom reden ließe! Das gäbe ja eine babylonische Verwirrung! Und der Leser hätte seine liebe Not.

An der Sprache des Autors fällt der beharrliche fehlerhafte Gebrauch von wie für als merktlich auf.

Das Buch, dessen Inhalt eine Bergnugungsfahrt einer größeren Gesellschaft nach dem Nordkap bildet, wird von dem Autor auf dem Titel als „Episode“ bezeichnet. Nun ist es aber doch eine sonderbare Idee, eine Episode zu einem dicken Bande von mehr als 400 Seiten auszuwehnen. Dieser große Umfang, der mit der so überaus dürtigen Handlung in schreiendem Mißverhältnisse steht, beeinträchtigt den Wert des Buches auch nicht wenig.

Es ist wohl ein Erstlingswerk, und diesfalls läßt sich dem Autor gewiß eine günstige Prognose stellen, vorausgesetzt, daß er sich klar vorzeichnet, was er will, und es auch dem Leser klar darstellt; vorausgesetzt ferner, daß er sich dem „Jüngsten Deutschland“ ängstlich ferne hält. Thut er dies, dann wird er gewiß noch Gutes leisten; denn er hat Talent, und was in unsrer Zeit der Schablone die Hauptsache ist: er hat Selbständigkeit und Natürlichkeit. Darum Glück auf!

Recht auffallend und störend zeigt sich die Unnatur der Ich-Technik in Stephan Milow's Novellen „Frauenliebe“ (Stuttgart, A. Bong & Comp., 1893). Alle vier Erzählungen, die der Band enthält, sind Ich-Geschichten; in keiner ist der Ich-Hauptperson: in allen aber weiß er alles, was zwischen den andern Leuten vorgegangen ist. Diese Allwissenheit erringt er mit einer Neugierde, wie sie unter ausländigen Leuten kaum möglich ist; und mit einer Annäherung, die dieser Neugierde würdig ist, mischt er sich in die Angelegenheit stockfremder Personen hinein und spielt Schicksal. Natürlich hat er sich alles, was er gesagt hat und die andern gesagt haben, wörtlich gemerkt und tißt es jetzt dem Leser auf. Er hätte seinem Gedächtnis die Mühe sparen können, denn seine Erzählung ist ihrer nicht wert.

Eine recht angenehme, leichte Lektüre bietet ein andres Buch desselben Verlages: Endwig Ganghofer's Hochlandsgeschichte „Der Besondere“, die mit netten Illustrationen von Hugo Engel versehen ist. Das ist wieder der alte sympathische Ganghofer, der Defregger der Erzählung! Vielleicht findet er sich ganz wieder, nachdem er sein gefälliges Talent so vom unerfättlichen Polypen Journalismus hatte ausbeuten lassen! Es wäre sehr zu wünschen, denn die Feuilletons, die er als Redakteur für das „Wiener Tageblatt“ geschrieben hat, waren seiner ganz unwürdig. Er ist mehr als ein Tagesplauderer: er ist ein Dichter! Freilich ist das Gebiet seiner Muse ziemlich beschränkt: sie ist nur in den bayrisch-österreichischen Alpen zu Hause; freilich begnügt sie sich, an der Oberfläche der Dinge zu bleiben, und huldigt einer Schönfärberei, die mit der Lebenswahrheit oft in sehr argem Widerspruch steht: aber trotz dieser unleugbaren Mängel weiß Ganghofer mit seinem stereotypen kleinen Personale von starrköpfigen Großbauern, biedern Jägern, verwegenen Wildschützen und trohigen Dirndl'n recht geschickt umzugehen, und es gelingt ihm gewöhnlich, dem Leser damit angenehm die Zeit zu vertreiben.

Ein Buch, das zu dem Ganghofer's, überhaupt zu dessen ganzer Art im krafftesten Gegensatz steht, ist Anna Croissant-Rust's Novellen- und Skizzenbuch „Lebensstücke“ (München, Dr. Albert).

Bei Ganghofer rosenfarbener und himmelblauer Optimismus; bei Croissant-Rust blutroter und nachtschwarzer Pessimismus. Beides ist unrichtig, denn beides wird von der Lebenswahrheit süßen gestraft; aber Ganghofer's Art hat wenigstens den Vorzug, gefällig zu sein und zu erheitern. Frau oder Fräulein Croissant-Rust hingegen wählt mit unverkennbarem Behagen im Schmutz und Grauel herum, und wenn sie das ihrer Meinung nach genug gethan hat, dann stellt sie sich mit herausfordernder Miene vor die Leser hin, als wolle sie sagen: „Schaut mich an, was für ein . . . Weib ich bin! das macht mir sobald nicht jemand nach, ein Weib schon gar nicht!“

Nun, darin mag sie ja nicht unrecht haben, die Frauen pflegen in der That nicht so zu schreiben wie sie, aber das kann man ihnen wahrlich nicht zum Vorwurf machen, im Gegenteil. Damit soll aber nicht etwa der Werner, Heimburg und den zahlreichen blaustrümpfigen Damen ihresgleichen das Wort geredet werden: eine Frau braucht noch durchaus nicht wie eine dieser Gartenlaubendamen zu schreiben, wenn sie nicht wie Croissant-Rust schreibt; das haben Baronin Ebner-Eschenbach, Marriot und in ihren besseren Tagen auch Schubin bewiesen.

Daß die Frauen sich bisher dem sogenannten „jüngsten Deutschland“ ferne gehalten haben, dient ihnen nur zur Ehre, denn es zeigt, daß sie dem litterarischen Wahnwitz nicht so zugänglich sind wie die Männer. Frau oder Fräulein Croissant-Rust gefällt sich im Gegensatz zu ihren Geschlechtsgefährtinnen in der wüsten Gesellschaft der „Jüngstdeutschen“. Und daß sie zu diesen gehört, das sieht man schon nach den ersten Seiten, das erkennt man an gewissen Wendungen und Ausdrücken.

So spricht sie z. B. in der Skizze „Hochzeitsfest“ von dem gelbröthlichen Lirblick der Neugierde, von einem hämischen Dufte von prätentiose lichernden Ballschuhen und von einem hochnasigen Kragen. In der Erzählung „Aus der Kaserne“ heißt es gleich zu Beginn „Ohne zu weichen, dick und höhnisch, wie mit boshaftem Grinsen, steht die Luft in den Straßen.“ Das ist doch echtes und unverfälschtes Jüngstdeutsch! Und mit dieser für die Richtung geradezu charakteristischen Bildersprache vereinigt die Verfasserin auch den zerhackten, verworrenen Stil der „Jüngsten“; und wie diese alle ist auch sie unklar, überspannt, voll krasser Übertreibung und darum auch unwahr. Kurz, sie ist in allem und jedem eine echte Jüngstdeutsche, und das will sie offenbar sein. Nun, chacun à son goût! Immerhin läßt sich ihr eine gewisse Kraft und auch Talent nicht absprechen; aber in ihrem ersten Buche war davon weit mehr zu spüren; das zweite ist schon viel zu sehr aus dem Geistesleben des „Jüngsten“ geschöpft.

Welcher himmelweite Unterschied ist doch zwischen diesen als „Lebensstücke“ bezeichneten wüsten, verworrenen Geschichten und den echten Lebensstücken Guy de Maupassant's!



Litterarische Berichte.

Ausgewählte Schriften weiland Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Karl von Oesterreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzöge Albrecht und Wilhelm. Mit Karten und Plänen. Erster und zweiter Band. Wien und Leipzig 1893. Verlag von Wilhelm Braumüller, I. und I. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

„Gewöhnlich werden die Feldherren, welche mit gleichen oder geringeren Kräften einen Sieg ersehten, wenn ihnen auch zahlreiche Ressourcen zu Gebote standen, von denen sie keinen Vorteil zu ziehen wußten, für die verdienstvollsten gehalten; denn der große Haufen schätzt das Verdienst nach dem Erfolg und berechnet es nach der augenblicklichen Schwierigkeit der Unternehmung,“ sagt Erzherzog Karl gelegentlich der Darstellung des Treffens bei Wehrlar am 15. Juni 1796. Dem Urtheil des großen Haufens ist in Bezug auf die Thaten des Erzherzogs auch ein großer Theil der Geschichtschreiber gefolgt. Erst jetzt ist die Gelegenheit gegeben, dem Sieger von Aspern ganz gerecht zu werden, seit im Auftrage seiner Söhne, die „ausgewählten Schriften“ des großen Feldherrn zur Ausgabe gelangen, von denen die ersten beiden Bände uns zugegangen sind. Bald nach dem Beginn

seiner militärischen Thätigkeit durch die Teilnahme am Feldzuge in den Niederlanden im Hauptquartier des Herzogs Albrecht zu Sachsen-Teschen begann Erzherzog Karl auch seine schriftstellerische, im Laufe der Jahre, besonders seitdem er aus dem öffentlichen Leben zurückgetreten war, außerordentlich umfangreiche Thätigkeit, als deren erstes bedeutungsvolles Ergebnis „die Grundzüge der höheren Kriegskunst“ 1806 erschienen zu dem Zweck, „die Hauptgrundzüge der Kriegswissenschaft, welche einem kommandierenden General in jedem seiner Schritte zum Leitfaden dienen müssen, bündig zusammenzustellen.“ Dieser Schrift folgen im ersten Bande der „ausgewählten Schriften“ die „Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde“, die für den Wirkungskreis der Stabs- und Subaltern-Offiziere berechnet sind, und „die Grundzüge der Strategie“, welche eine gründliche Erläuterung erfahren durch die im zweiten Bande enthaltene „Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland“, der im ersten Abschnitt der ersten Abtheilung eine kurze Uebersicht der Feldzüge von 1792, 1793, 1794 und 1795 in Frankreich, den Niederlanden und an dem Rhein vorausgeschickt ist. — Eine ganz überraschende Kenntnis aller für einen Truppenführer notwendigen Dinge, ganz besonders

eine vollständige Vertraulichkeit mit dem zu be-
 nutzenden Terrain stand, wie aus den an-
 geführten Schriften des Erzherzogs bereits zu
 ersehen ist, denselben zur Verfügung und be-
 fähigte ihn zu einem hervorragenden Lehr-
 meister der Kriegskunst und Feldherrn, der
 Friedrichs des Großen Warnung: „Wann Ihr
 Eure forces teilet, werdet Ihr en détail ge-
 schlagen“, eifrig beachtet und oft wiederholt,
 und gleich unserm Feldmarschall Mollte „stets
 nur das Erreichbare ins Auge faßte und bei
 aller Kühnheit stets nur das Mögliche erstrebte.“
 Das „voll gestützte und geschützte Maß
 militärischer Tugenden“, das in Bezug auf den
 Feldzug von 1796 Professor Nöden den Oester-
 reichern nicht ohne Grund vorwirft, hat Erz-
 herzog Karl nicht angehäuft. Er gesteht die
 Fehler, die er gemacht hat, rüchellos ein,
 und das ist nicht der geringste Vorzug seiner
 Schriften, weist aber auch mit Recht auf die
 Quelle größerer Uebel hin, wie Bd. II., S. 158,
 wo er in betreff des Marfches des Feldzeugmeisters
 Wartenstein nach Zeit sagt: „Der Entschluß
 des öfterreichischen Feldherrn war gut und den
 Umständen angemessen.“ — „Aber der öster-
 reichische General hielt Kriegsrat; folglich kam
 er nicht allein von dem Angriff ab, sondern es
 wurde die Retraite beschloffen.“ Die Begründung
 dieses „folglich“ ist höchst lehrreich als Beleg
 für die tiefe Menschenkenntnis des Erzherzogs,
 die auch vortrefflich erhellet aus seinen „Aphorismen“
 (Wien und Leipzig. Wilhelm Brannmüller),
 welche zugleich Zeugnis für sein edles
 Gemüth und seinen vorzüglichen Charakter ab-
 legen. — Am Schluß des zweiten Bandes ist
 des Erzherzogs Feldzug gegen die Armee
 Bonaparte's in Ober-Italien 1797 kurz Er-
 wähnung gethan. Das von dem Erzherzog hier-
 über Angeführte genügt freilich nicht, den ihm
 später von seinem Gegner gemachten Vorwurf
 zu entkräften: „Am Wien und Triest zu
 decken, mußte der Erzherzog Karl alle seine
 Streitkräfte in Tirol verjammeln, wo er in
 den Gebirgen, wie in dem Geiße der Bewohner
 natürliche Vorteile fand.“ — Der weiteren
 Veröffentlichung der für den Soldaten, Ge-
 schichtsforscher und Geographen hochwichtigen
 „Ausgewählten Schriften“, die in einem dem
 wertvollen Inhalt entsprechenden vornehmen
 Gewande erschienen sind, sehen wir mit
 Spannung entgegen. I.

Hermann von Mallinckrodt. Die Geschichte
 seines Lebens dargestellt von Otto Pflügl
 S. I. Freiburg in Breisgau 1892.
 Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

Dem schärfsten Vorkämpfer des Ultramon-
 tanismus in Deutschland, der sich mit Windt-
 horst in die Führerschaft des mit von ihm
 neu begründeten Centrums theilte, bis er noch
 im Beginne des Kulturkampfes einem frühen
 Tode anheimfiel, ist in dem 688 S. starken
 Bande ein Denkmal gesetzt. Der Jesuit, der
 zu dieser Biographie den Auftrag erhalten,

hat seine Aufgabe nicht darin gesehen, die poli-
 tisch-kirchlichen Kämpfe, die Mallinckrodt's
 öffentliches Wirken umfassen, historisch ver-
 tiefet darzustellen, sondern versucht nur in ihnen
 M.'s Persönlichkeit sich wiederzuspiegeln zu lassen.
 Damit ist auch die Beschränkung des allge-
 meinern Wertes für den dielesigen Band
 gegeben. Das Buch ist mit einer Fülle von
 ganz unwichtigen Einzelheiten überladen, die
 jezt, fast 20 Jahre nach dem Tode M.'s, kaum
 für Nahestehende, gewiß aber nicht für einen
 größeren Kreis Interesse haben können. Das
 Material des Verfassers hierfür ist ein sehr
 gutes, der reiche Briefwechsel der Familie
 stand ihm zu Gebote. Aber werthvoll werden
 unbedeutende Dinge darum noch nicht, wenn sie
 in authentischem Wortlaute gegeben werden.
 Die „Verbtheit“, welche der Verfasser an dem
 Westfalen M. nicht verkennt, hätte er im In-
 teresse seines Lesers wohl weniger hervortreten
 lassen sollen. Wer M. persönlich kannte, für
 den verloren solche „Verbtheiten“ vielleicht das
 Abstoßende, das sie jezt gedruckt haben. So
 wenn M. von seinem verstorbenen Kinde
 schreibt, es sah im Tode „wirklich ganz nett
 aus“ (S. 280); oder wenn er, auf der Braut-
 suche, die „Nachkommen der Eva an Geist
 und Angesicht stark degenerirt“ findet (S.
 22.), oder die Cappella Sixtina „in summa
 summarum — eine häßliche Kapelle“ nennt,
 wenn man sie „auch noch so schön anpinfelt“
 (S. 163). Feines Satzgefühl hat der Ver-
 fasser durch solche Anführungen gewiß nicht
 bewiesen. M.'s rechtlchem Charakter und
 seinen Fähigkeiten wird zwar auch der, welcher
 seinen politisch-kirchlichen Standpunkt ver-
 wirft, Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber
 doch nur mit dem Bedauern, daß so schätz-
 bare Eigenschaften in dem Dienst des Ultramon-
 tanismus gestellt worden sind. M., der preußi-
 sche Regierungsbeamte und Landwehroffizier,
 schreibt nach Königgrätz: „die Welt sinkt“
 (S. 305); 1870 stimmt er trotz einer „ehrliehen
 Liebe zum deutschen Vaterlande“, die der Ver-
 fasser betont, gegen die Verträge mit den
 süddeutschen Staaten; und bei dem Zusammen-
 stoße der staatlichen Bedürfnisse mit den hier-
 archischen Ansprüchen opfert er seine staatliche
 Stellung, um ein Kämpfer der römischen Hie-
 rarchie zu werden. Eifrig ist der Verfasser
 bestrebt, M. gegen die Beschuldigung des
 Fanatismus zu verteidigen. Aber die Angewen-
 zungen des Kulturkampfes lassen keinen Zweifel
 darüber, daß der Grad der innerlichen Er-
 regung bei M. ein so hoher war, daß sie ihm
 gleichsam zur Scheuklappe wurde. Wenn M.
 mit Recht sagt: „man kann gar nicht fanatisch
 sein, ohne bernüert zu sein“ (S. 619), so
 unterliegt in diesem Sinne der kluge Mann
 selbst diesem Vorwurfe. Im Schlußkapitel
 werden die vortrefflichen Lebensmaximen M.'s
 geschickt insamengefellt; aber der Verfasser
 sorgt selbst für die Ermüchterung. Nachdem
 er Dr. Lieber's „herzhaft katholisches“ Wort

angeführt, „daß er versucht gewesen sei an Mallinckrodt's Totenbahre zu ihm statt für ihn zu beten“ (S. 629), kommt er zu dem Schlusse, M. erschiene „fast wie der schöne Typus eines deutschen Heiligen“ (S. 630). Für solches Schlaglicht möchte dem jesuitischen Verfasser zu danken sein, da es als Rüstzeug dienen kann zum Widerstand gegen das Streben, das M. einmal „ganz offen und ehrlich“ aussprach (S. 625), die Protestanten „in geistigem Kampfe erbarmungslos zurückzuerobern.“

G.

Geschichte der neuern Philosophie von Runo Fischer. Neue Gesamtausgabe. VIII. Bd. Arthur Schopenhauer. Erstes Buch. Schopenhauer's Leben und Charakter. Zweites Buch. Darstellung und Kritik der Lehre. Heidelberg 1893. Verlag von Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Wie in der Kleidung und Wohnungseinrichtung, so giebt es auch in ästhetischen Geschmack und in der philosophischen Stimmung der einzelnen Generationen eine gewisse Mode, der jeder um so lieber und rückhaltsloser sich anschließt, je unselbständiger er ist. Nicht die durch Erfahrung oder Studium gewonnene Ueberzeugung und das Festhalten und Vertreten derselben ändern gegenüber gilt als die Hauptsache, sondern man findet einen unwiderstehlichen Reiz und das Reizzeichen einer auf der Höhe der Zeit stehenden Bildung darin, derjenigen Anschauung zu folgen, welche entweder zufällig oder infolge gewisser Zeitströmungen Mode geworden ist. So gilt es heute bei mittelmäßigen Köpfen, welche sich gern mit dem Nimbus des Verständnisses für philosophische Fragen schmücken, als notwendig und gebildet, für Schopenhauer und seine pessimistische Weltanschauung zu schwärmen und diese als die allein wahre Philosophie hinzustellen. Wer von allen diesen eiteln und oberflächlichen Leuten kennt denn nun überhaupt das, was der Lieblingsphilosoph der Jetztzeit gelehrt hat? Fast niemand, sondern einer spricht dem andern es nach, die wahre Welterkenntnis bestehe darin, daß alles, was existiere und geschehe, schlecht und das Leben nicht lebenswert sei. Wie aber Schopenhauer zu dieser, nur einen Teil seiner Lehre bildenden Auffassung gekommen, was überhaupt sein philosophisches System gewesen, wie jene aus diesen sich entwickelt, wie er alles begründet oder vielmehr nicht begründet, wie lächerhaft und falsch, wie oberflächlich und unwissenschaftlich seine ganze Deduktion, wie reich an Widersprüchen und an Beweisen von grober Unkenntnis in allgemein wissenschaftlichen Sachen seine ganze Darstellung gewesen, kurz, was überhaupt Schopenhauer's Philosophie ist, weiß fast niemand von ihren Anhängern, aber trotzdem wird diese gepriesen, und um diesem sogenannten Zeitbedürfnisse Rechnung zu tragen, geht man in neuester Zeit

damit um, die Jahrzehnte hindurch völlig unbekannt und unbeachtet gebliebene Lehre des Philosophen nun durch billige Volksausgaben recht populär zu machen. Dieser Strömung gegenüber ist von Her von Runo Fischer verfaßten neuen Gesamtausgabe der Geschichte der neueren Philosophie der achte Band nicht angelegentlich genug zu empfehlen, welcher über Arthur Schopenhauer handelt. Wenn wir alle Vorzüge dieses Fischer'schen Wertes und speziell dieses Bandes anführen wollten, so wüßten wir kaum, wo wir anfangen und wann wir aufhören sollten. Der Verfasser zeigt uns in einer höchst gründlichen und anschaulichen Darstellung des Lebens des Philosophen, wie derselbe von vornherein durch Familienverhältnisse und Charaktereigentümlichkeiten, die meistens wenig normal waren, zu diesem Grundton seiner Weltanschauung gelangt ist und — im Besitz derselben keineswegs seine Befriedigung gefunden, ja wie er selbst durch sein eigenes Leben die Unhaltbarkeit und die innere Unwahrheit seiner Lebensauffassung dargethan hat. Aus der durchaus klaren und in ruhiger Entwicklung fortschreitenden Darstellung der Philosophie Schopenhauer's gewinnen wir, was bei der Betrachtung philosophischer Systeme oft sehr schwer ist, ein klares Verständnis derselben, merken aber, wenn wir recht aufmerksam lesen, auch sehr bald schon die Widersprüche und Mängel in der Beweisführung. Zuletzt weist der Verfasser noch eingehend nach, daß Schopenhauer in seiner ganzen Forschung und Darstellung mannigfache Widersprüche, eine falsche Auffassung der Geschichte und eine auffallende Unkenntnis im Gebiet der Bibeldkunde, der Kirchengeschichte und der Geschichte der älteren und neueren Philosophie zeigt, wie auch seine groben und häufig wiederholten Ausfälle gegen die „Universitätsphilosophen“ und alle, die seiner Lehre nicht zustimmen, mit einer wahrhaft wissenschaftlichen Darstellung unvereinbar sind. Wer wirklich als ein Kenner der Schopenhauer'schen Philosophie über dieselbe missprechen will, der lese Runo Fischer's Erörterung über dieses System; wir wüßten nicht, jemals eine bessere gefunden zu haben. C. S.

Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs 1632. Zweite Ausgabe des Werks: Tilly im dreißigjährigen Kriege von Onno Klopp. Zweiter Band: Vom Beginne 1621 an bis zur Uebertragung des Herzogtums Mecklenburg an Wallenstein 1628. Paderborn 1893. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

Sieht man von den satzsam bekannten Eigenheiten des Autors ab, so wird man nicht aufstehen, dem vorliegenden Werke ein großes Maß von Anerkennung zu zollen. Das ältere Buch „Tilly im dreißigjährigen Kriege“, dessen Ueberarbeitung das gegenwärtige ist,

und dessen erster Band in diesen Blättern angezeigt worden ist, stellt überhaupt wohl die wissenschaftlich gemessenen verdienstlichste Leistung des überaus fruchtbaren Schriftstellers dar. Seit seiner Rechtfertigung Tilly's gegen den Vorwurf der Vernichtung Magdeburgs begegnete er sich in manchen Punkten mit den Ergebnissen der unbefangeneren, evangelischen Geschichtsforschung. Nachdem ein mehr als fünfundzwanzigjähriges Studium der Wechseljälle des dreißigjährigen Krieges über Personen, Verhältnisse und Thatfachen mehrfach neue Lichter ausgebreitet hat, meinte der Verfasser in seiner neuen Bearbeitung das ursprünglich vornehmlich verfolgte biographische Element mehr in den Hintergrund treten lassen und dafür die motivierende Vorgeschichte und die allgemeinen Verhältnisse ausführlicher und breiter behandeln zu müssen. Der erste starke Band schloß mit dem Siege der sogenannten Defensionspartei, und der vorliegende, noch etwa 200 Seiten stärkere führt die reichhaltige Erzählung bis zu dem Zeitpunkt, da Wallenstein mit der Erwerbung des Herzogthums Mecklenburg in den Zenith seines Glücks und seiner Laufbahn tritt. Die Reihe ausgezeichnetere Gestalten, welche einem kunstbegabten Geschichtsschreiber die Gelegenheit zu den eindrucksvollsten Porträts gegeben haben würde, tritt hier in den Schatten vor dem Bestreben, eine möglichst vollständige Vorstellung von den diplomatischen Verhandlungen und Parteilstellungen hervorzurufen. Die Farbe der Darstellung erhält freilich dadurch etwas Blasse, und die Erzählung erscheint zerstreut und öfters zerrissen. Aber immerhin bringt das Planmäßige doch wieder hervor, und wenn wir auch, selbst von der parteiischen Grundanschauung zu schweigen, keineswegs meinen, daß hier ein in allen Theilen richtiges und zusammenhängendes Bild der sturm- und kampfvollen Zeit gezeichnet ist, so möchten wir doch eine sehr nützliche und lehrreiche Bearbeitung der schwierigen und spröden Materie darin finden, die der Beachtung in beträchtlichem Maße wert scheint. Darin besonders ist dem Autor beizupflichten, daß es bei der Behandlung dieses Zeitalters noch lange nicht ganz wesentlich darauf ankommen wird, durch archivalische Enthüllungen den Stoff zu vermehren, als vielmehr die Fälle der gedruckten Akten allseitig zu benutzen und anzuarbeiten. Mit Recht deutet der Verfasser darauf hin, daß mancher Geschichtsschreiber sich mit neuen, nicht immer wichtigen Funden freizet, während er vorhandene Stoffquellen übersehen zu dürfen sich berechtigt glaubt, nur weil sie schon im Druck vorliegen. Diese Bemerkung ist zuweilen

auch andernwärts sehr zutreffend. Der dritte Band soll mit dem Falle Gustav Adolfs das Werk abschließen. C.

Meyer's Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens. Leipzig und Wien 1893. Verlag des Bibliographischen Instituts.

Ein Meisterstück lexikographischer Arbeit, das ob seiner Eigenart in der einschlägigen Litteratur einzig dasteht, bringt die Verlagsbuchhandlung des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien soeben mit der fünften, gänzlich umgearbeiteten Auflage von Meyer's Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens in einem Band auf den Büchermarkt. In vornehmster Ausstattung und bester Handlichkeit bewährt es sich als Nachschlagebuch ersten Ranges für jeden Stand und Rang und bildet in der That ein Univerfalwerk, das an trefflich knapper Genauigkeit und doch alles umfassender Kürze nichts zu wünschen mehr übrig läßt. Ein bequemer Band zur Hand, der auf den ersten Griff und Blick den begehrten Nachweis liefert, diesen Bedürfnissen trägt dieser Piccolo unter den Nachschlagewerken vollständigste Rechnung. Jedermann, der mit der Zeit fortschreitet und sie verstehen will, sollte sich in seinen Besitz legen. Eine bessere Empfehlung kann diesem Werke, dessen Preis noch dazu ein unverhältnismäßig billiger ist, nicht mitgegeben werden. H. A.

Ueber den Ursprung der Rumänen. Ein Beitrag zur Ethnographie Südosteuropas von Tranggott Lamm. Bonn 1891. Verlag von Emil Strauß.

Das Buch ist im wesentlichen eine Gegenschrift gegen Ködler's „Römische Studien,“ was auch äußerlich darin hervortritt, daß es weder eine selbständige kritische Nachweisung des in den Quellen enthaltenen Materials noch eine eigene Darstellung des Sach- und Streitverhältnisses giebt, sondern in beiden Beziehungen nur auf Ködler und andre Vorarbeiten Bezug nimmt, ebenso wie die Kritik der Ködler'schen Ausführungen mit dem Vortrage der eigenen Ansichten untrennbar verqu coast ist. Der Verfasser hält die Rumänen für daciache Hirten, welche die Sprache der civilisirenden römischen Kolonisten angenommen und auch nach dem Rückzuge der Römer aus Dacien beibehalten hätten, indem sie in die Gebirgsthäler Siebenbürgens und von hier dann später in ihre jetzigen Siede auswanderten, unter Vermischung mit zahlreichen slavischen, besonders slovenischen Elementen. K. F.



Eingeladte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Vesprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Arius der Lybier.** Ein Idyll aus der christlichen Urkirche. Aus dem Engl. von Käthe Dolle. (H. Andres & Comp., Frankfurt a/D.)
- Aus fremden Zungen.** Eine Halbmonatschrift. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Heft 16–22. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)
- Baudenkünstler Braunschweigs.** Erläutert von C. Uhde. (Benno Görig, Braunschweig.)
- Bauernfelds, Ed.,** von, Dramatischer Nachlaß. Herausgegeben von Ferdinand von Saar. (3 B. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart.)
- Bewer, Max,** Gedanken. (Druckerei Glöck, Dresden.)
- Böttger,** Programm der Handwerker. (A. Einbad, Braunschweig.)
- Briefe Schillers,** kritische Gesamtausgabe von Fritz Jonas. (Deutsche Verl.-Anstalt, Stuttgart.)
- Carducci, Giosuè,** Ca ira. 12 Sonette ins Deutsche übertragen von Dr. C. Nühling. (Paul Hüttig, Berlin.)
- Darwin, Charles,** Reise eines Naturforschers um die Welt. A. d. Engl. übers. von Viktor Carus (E. Schweizerbart, Stuttgart.)
- Dorer, Ed.,** Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von A. F. Graf von Schaf. 3 Bde. (E. Ehlermann, Dresden.)
- Encyklopädie der Naturwissenschaften,** herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kennigott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein, Lex. 8. Zweite Abtheilung, Lieferung 79 enthält Handwörterbuch der Chemie 59. Lfg. — Dritte Abtheilung, Lieferung 17 und 18 enthält Handbuch der Physik 17. und 18. Lieferung. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Erzähler, Norddeutsche,** Novellen von Hermann Heiberg u. Konrad Tilmann. (Verein der Bucherfreunde, Berlin.)
- Gesiden, Frankreich, Rußland u. der Dreieund.** (Richard Wilhelm, Berlin.)
- Gerwinus, G. G.,** Sein Leben von ihm selbst 1860. (W. Engelmann, Leipzig.)
- Gottschall, Rud.,** von, Dämmerungen, Roman in 3 Büchern. 3 Bände. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Gottschall, Rud.,** von, Poetik, die Dichtkunst und ihre Technik. Vom Standpunkte der Neuzeit. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bände (ebendasselbst.)
- Hassan, Vita,** Die Wahrheit über Emin Pascha. A. d. Französ. übersetzt von Dr. B. Moritz. II. Theil. (Dieterich Reimer, Berlin.)
- Heineken, Ph.,** Die beliebtesten Nasenspiele. (Gustav Weise, Stuttgart.)
- Hoffmann, Agnes,** Kuth, Erzählung f. erwachsene Mädchen. (Gustav Weise, Stuttgart.)
- Hehn, Viktor,** Kulturpflanzen und Haustierte in ihrem Uebergange aus Asien nach Europa. Pfg. 1. (Gebr. Bornträger, Berlin.)
- Joachim, Joseph,** der Miescheggthaus. Eine Heiratsgeschichte. (Benno Schwabe, Basel.)
- Koser, Reinhold,** König Friedrich der Große. I. Band. (3. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.)
- Karlweis, C.,** Reich werden! Ein Wiener Roman. (A. Bonz & Comp., Stuttgart.)
- Meyr, Dr. Georg,** von, Zur Reichsfinanzreform. (Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart.)
- Musen-Almanach,** moderner auf das Jahr 1893. (Dr. E. Albert & Co., München.)
- Pharus am Meere des Lebens.** 12. Auflage. (3. Baedeker, Leipzig.)
- Schmidt, Max,** Hancida, das Chodenmädchen. Kulturbild a. d. böhm.-bayer. Waldgebirge. (Verein d. Bucherfreunde, Berlin.)
- Poschinger, G. Dr. Ritter von,** Fürst Bismarck u. die Parlamentarier, I. Band: die Tischgespräche des Reichskanzlers. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Romanwelt,** die, Wochenschrift für die erzählende Litteratur aller Völker, Heft 1 u. 2. (3. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart.)
- Schönbach, Ant.,** Ueber Lesen und Bildung. 4. Auflage. (Kurschner u. Zibensky, Graz.)
- Schwarz, F.,** von, Alexanders des Großen Feldzüge in Turkestan. (Dr. E. Wolff, München.)
- Tross-Borostyani, Irma,** von, Das Recht der Frau. Eine soziale Studie. (E. Fischer, Berlin.)
- Zahn, Joseph,** von, Styriaca. Gedrucktes und Ungedrucktes zur steier. Geschichte und Kulturgeschichte. (Ulrich Moser's Buchhdlg. Graz.)
- Zola, Emile,** Doktor Pascal. 2 Bände. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Eduard Trewendt in Breslau.

Die deutsche Nationallitteratur

des 19. Jahrhunderts.

Litterarhistorisch und kritisch dargestellt
von

Rudolf von Gottschall

Sechste vermehrte und verbesserte Auflage

Vier starke Bände. Geheftet 20 Mk.

Zu 4 Leinwandbänden geb. 27 Mk. 20 Pf.

Zu 4 Halbfranzbänden geb. 30 Mk.

Gehört als Standwerk in jede Bibliothek
neben das Konversationslexikon und die Welt-
geschichte und bildet ein deutsches Handbuch ersten
Ranges.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau

Poetik

Die Dichtkunst und ihre Technik

von

Rudolf von Gottschall

Sechste vermehrte und verbesserte Auflage

2 Bände. Geheftet 10 Mk. Zu 2 Leinwand-
bänden geb. 13 Mk. 60 Pf. Zu 2 Halbfranz-
bänden geb. 15 Mk.

Dieses Werk des berühmten Kritikers hat
sich als ein profitables und brauchbares Haus-
buch erwiesen und steht als technisches Lehrbuch
für Alle, die sich eingehend mit unserer Litteratur
beschäftigen, unübertroffen da.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bismarck-Litteratur

Schilderungen des Verkehrs, der sich hinter den Coullissen
des Parlamentes abgespielt hat,
im Hause Bismarcks bei oder nach Tische, sowie im Konferenzzimmer des Reichstages.

Geh. Regierungsrat Ritter H. von Poschinger Fürst Bismarck und die Parlamentarier

I. Band: Die Tischgespräche des Kanzlers

gr. 8. 22 Bogen geheftet M. 7.50. Leinenband M. 8.50. Halbfranzband M. 9.-.

Eine notwendige Ergänzung zu allen gedruckten Parlamentsverhandlungen, die uns den
Kanzler in freimütigster Besprechung aller Tagesfragen zeigt. Eine Geschichtsquelle von
dauerndem Werte mit einer Fülle interessanten, noch nicht bisher gedruckten Materials.

Verlag von Eduard Trewendt
in Breslau.

Eduard Trewendt in Breslau

Der Sprachwart

Sprachregeln und Sprachsünden als Beiträge
zur deutschen Grammatik und Stilistik

von

Theodor von Sosnosky

Gch. 3. Mark.

Der durch seine scharfen und verständigen
Kritiken der neueren und neuesten belletristischen
Erscheinungen bekannte Verfasser giebt hier
eine deutsche Grammatik für Alle, die deutsch
können. Jeder, der mit Tinte und Feder zu
thun hat, wird in dem Buche reichlich An-
regung und Belehrung finden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau

Ridicula

von

Theodor von Sosnosky

Inhalt: Stereotypen. — Der Romanmensch.
— Im holden Wahnsinn. — Brief-
kastenpoesie.

Geheftet 1 Mk. 80 Pf.

Sprachsünden

von

Theodor von Sosnosky

Geheftet. Preis 1 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B.
und Leipzig

Soeben sind erschienen

PSYCHE

Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen

Von
Erwin Rohde

Gr. 8. M. 18.—. In Halbfranz geb. M. 20.50. Feine Ausgabe M. 20.—. In Liebhaberband geb. M. 24.—.

Die Anfänge der Kunst

Von
Ernst Grosse, Dr. phil.

Mit 32 Abbildungen im Text und 3 Tafeln.

Gr. 8. M. 6.—. In Liebhaberband gebunden M. 8.50.

Soeben erschien im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig:

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte Deutschlands von 1871—1890.

Von Dr. Hans Blum.

In Halbleder gebunden 7 M. 30 Pf. (4 fl. 50 Kr.).

Zur Ansicht in jeder Buchhandlung. — Prospekt gratis.

Verlag von Gebrüder Borntraeger in Berlin

Victor Hehn Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Ueber-
gang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das
übrige Europa. *Historisch-linguistische Studien.* Sechste Auflage. Bearbeitet von Prof.
O. Schrader in Jena und Prof. **A. Engler** in Berlin. Erscheint in 12 Lieferungen à 1 Mark.
Vorrätlich in jeder Buchhandlung.

In Karl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen

Guno Fischer. Arthur Schopenhauer.

In 2 Bänden

1. Buch. Schopenhauers Leben und Charakter. 2. Buch. Darstellung und Kritik der Lehre. (Geschichte
der neuern Philosophie, VIII. Band.) gr. 8°. brosch. 12 M. in Halbleder geb. 13 M. 60 Pf.
... Die wundervolle, an einen Krystall erinnernde Klarheit seines Vortrags, der künstlerische Auf-
bau seiner Werke, in denen sich nach einem reiflich erwogenen Plane jeder Stein an den andern fügt,
die schöne Wärme seiner Ausführungen, die sich bis zum edelsten Pathos steigern kann, und der seine
kritische Feist, der über dem Ganzen schwebt, haben sein Werk zu einem wichtigen Bestandte'l unserer
Nationalliteratur gemacht. Es gehört nicht nur den akademischen Hörsälen und den Gelehrtenstufen
sondern Allen an, die nach freier Bildung streben.

(National-Zeitung.)

Geschmackvolle Einbanddecken

zur
Deutschen Revue

herausgegeben von Richard Fleischer

liefert zum Preise von 1 Mark jede Buchhandlung. 3 Texthefte bilden stets einen Band.

Breslau

Eduard Trewendt
Verlagsbuchhandlung.

DEC 5 1958



Widener Library



3 2044 098 624 620